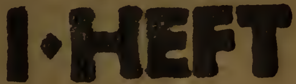


DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS

INTERNATIONALE REVUE

7·JAHR



I·HEFT



VERLEGT BEI GEORG REIMER : BERLIN

Bund für Organisierung menschlichen Fortschritts

Hauptbureau: 59, Rue Claude Bernard, Paris

Um die Ziele des Bundes zu konkreter Veranschaulichung zu bringen, seien im nachstehenden einige jener Bestrebungen genannt, welche er als Anwendungen seines Grundgedankens organischen Menschheitsfortschritts betrachtet, welche er mit allen ihm zu Gebote stehenden Aktionsmitteln fördern will:

1. Planmäßige Fürsorge für Gesundheit und Veredelung der Rasse. — Bau billiger und gesunder Volkswohnungen — Gartenstadtbewegung. — Tuberkulosebekämpfung. — Gesetzgebung zur Bekämpfung der Trunksucht durch Verbot besonders schädlicher alkoholischer Getränke (nach dem Beispiel des Schweizer Absinthverbotes). — Pflege gesundheitsfördernder Sportsübung innerhalb entsprechender Grenzen. — Bekämpfung der Rauch- und Staubplage. — Arbeiterschutzgesetzgebung, um die Gesundheitsgefährdung der Arbeiter, besonders auch der Frauen und der Kinder, durch überlange Arbeitszeit, Gebrauch gesundheitsschädlicher Substanzen (Phosphor usw.) zu verhindern.

2. Fürsorge für geistige Heranbildung der Massen. — Unentgeltlichkeit des Unterrichts, unentgeltliche Verabreichung der Lehrmittel, warmes Frühstück, warme Beschuhung und Bekleidung an bedürftige Kinder (wie in Frankreich). — Stipendienerteilung an alle begabten Volksschüler, um ihnen den Besuch höherer Schulen zu ermöglichen (wie in Neuseeland). — Volkshochschulen (wie in Norwegen und Dänemark).

3. Verbesserung der sozialen Konstitution der Völker durch eine von wissenschaftlichen Gesichtspunkten geleitete Politik sozialer Reformen, durch planvolle Verstaatlichung und Verstadtlichung der hierfür reifen Produktionszweige. — Förderung der Genossenschaftsbewegung.

4. Bewegung für Ersatz des Faustrechtszustands zwischen den Völkern durch ein Rechtssystem, analog der Überwindung des Faustrechtszustandes zwischen den Individuen durch Ausbildung eines Zivil- und Strafrechts, wie sie die vergangenen Jahrhunderte gebracht haben; Förderung der Bewegung zur Schaffung internationaler Gesetzgebung, Verwaltung und Gerichtsbarkeit.

5. Heranziehung aller Talente in der Frauenwelt durch Erweiterung der Frauenbildung und Wegräumung aller Hindernisse, welche der Berufsbetätigung der Frau auch auf höchsten geistigen Stufen entgegenstehen; Heranziehung der Frauen als Wählerinnen und Gewählte zum politischen Leben, um dieses so durch ihre spezifische Kompetenz für pädagogische und humanitäre Fragen, ihre Betonung altruistischer Gesichtspunkte zu bereichern.

6. Forschungs-Institute zum Zwecke systematischer Erweiterung menschlicher Erkenntnis; Förderung des technischen Fortschritts auf jede, den öffentlichen Körperschaften mögliche Weise.

7. Heranziehung moderner wissenschaftlicher Gesichtspunkte zur Reformation des Strafrechts (Jugendgerichte, bedingte Verurteilung, lebenslängliche Anhaltung von Gewohnheitsverbrechern.

Wer diese Ziele fördern, wer eine zentrale Kraftstelle für internationale Kulturpolitik schaffen will, trete unserem Bunde bei!

DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS

Internationale Revue

Herausgegeben von Prof. Dr. R. Broda in Paris
in Verbindung mit Erich Lilienthal in Berlin

7. Jahr 1. Heft



Organ des Instituts für intern. Austausch fortschrittlicher Erfahrungen u. des Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts

Verlegt bei Georg Reimer in Berlin W. 10

Jährlich 11 Hefte für 10 Mark – Einzelheft 1 Mark

INHALT:

Dieses Heft ist vornehmlich Problemen der Sozialhygiene, insbesondere denen der Wohnungs- und Bodenreform gewidmet.

RICHTUNGLINIEN DES FORTSCHRITTS:

FRAUENFRAGE:

POLITISCHE STRÖMUNGEN:



ADOLF DAMASCHKE, BERLIN, VORSITZENDER DES BUNDES DEUTSCHER BODENREFORMER: VOLKSGESUNDHEIT UND BODENREFORM.

DAS deutsche Volk ist ein wachsendes Volk. 1870 zählte das Gebiet des heutigen Deutschen Reichs 39—40 Millionen Einwohner, etwa ebensoviel wie Frankreich. Frankreich hat heute noch ungefähr die gleiche Einwohnerzahl wie 1870, während Deutschland heute 67 Millionen Einwohner zählt. Und diese Zahl steigt. Alle Jahre wächst unser Volk um rund 850 000 Menschen, d. h. außer den Russen wachsen wir schneller als jedes andere große Volk Europas.

Diese Zahlen sind natürlich von grundlegender Bedeutung für die innere und für die äußere Politik. Mehr Menschen, das heißt zuletzt mehr Steuerzahler und mehr Soldaten. Oft genug kann man denn auch in nationalen Kreisen mit einer gewissen und wohl verständlichen Befriedigung eine Hervorhebung dieser Erscheinung vernehmen, zumeist verbunden mit einem entsprechenden Hinweis auf das stagnierende Frankreich.

Und doch mehren sich auch bei uns in schnellem Maße die Stimmen, die trotz aller äußeren Fortschritte schon auf bedrohliche Fäulniserscheinungen im Inneren des deutschen Volkstums hinweisen, und zweifellos dient der seinem Volke am treusten, der sich nicht damit begnügt, selbstzufrieden das Erreichte durch lärmende Feste zu bejubeln, sondern der auch den von Bismarck einst als Staatsbürgerpflicht geforderten „Zivilmut“ besitzt, auf unerfreuliche Erscheinungen hinzuweisen, auf Anzeichen, die darauf schließen lassen, daß eine verhängnisvolle Entwicklung einzusetzen droht.

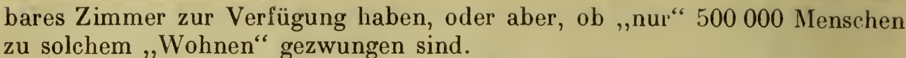
Was haben diese Warner nun inmitten des unterbrochenen zahlenmäßigen Aufsteigens unseres Volkes zu sagen?

Sie weisen zunächst darauf hin, daß die Zahl der deutschen *Geburten* ständig zurückgeht. Im Jahrzehnt 1871—1880 betrug sie auf je 10 000 Menschen noch 407, 1910 dagegen nur noch 307. Wenn trotzdem die Volksvermehrung anhält, so ist das allein in dem Rückgang der Todesfälle begründet. In dem Jahrzehnt 1871—1880 starben von 10 000 Menschen im Jahresdurchschnitt 288, 1910 nur noch 171.

Aus diesen beiden Zahlen ergibt sich ohne weiteres die erste Aufgabe derer, die eine Zukunft des deutschen Volkes wollen: Die Zahl der *Geburten* muß wieder *steigen*; die Zahl der *Todesfälle* muß weiter *zurückgedrängt* werden.

Für beide Fälle aber, so behaupten die Bodenreformer, ist die unerläßliche Vorbedingung eine Reform des deutschen Bodenrechts, daß den Mißbrauch mit dem Boden ausschließt und damit auch seine Folgen, die sich namentlich in der Landflucht auf der einen, und dem Mietskasernensystem mit seinem Wohnungselend auf der anderen Seite darstellen. Wenn Hunderttausende von Bewohnern unserer Industriestädte für alle Arbeit keinen genügenden Raum gewinnen können, um ein gesundes und sittliches Leben zu führen, so wird der an sich so unnatürliche Geburtenrückgang eine natürliche Folgeerscheinung.

Vor kurzem machte ein öffentlicher Streit Aufsehen, in dem es sich darum handelte, ob in Groß-Berlin 600 000 Menschen in Wohnungen leben müssen, in denen fünf und *mehr als fünf* Personen lediglich *ein* heiz-



bares Zimmer zur Verfügung haben, oder aber, ob „nur“ 500 000 Menschen zu solchem „Wohnen“ gezwungen sind.

Für den eigentlichen Stadtkreis Berlin, ohne die Vororte, sagen die trockenen Zahlen der letzten amtlichen Wohnungsstatistik, daß „41 991 Wohnungen mit ‚höchstens‘ einem heizbaren Zimmer dauernd von fünf und mehr als fünf (bis dreizehn) Personen verschiedenen Alters und Geschlechts dauernd besetzt“ seien.

Und auch die Zahlen, die nicht von solcher furchtbaren Überfüllung zeugen, sind eine genügende Erklärung für den Geburtenrückgang. Fast die Hälfte aller Einwohner des engeren Stadtkreises, nämlich 806 500 Menschen mußten in Wohnungen hausen, die höchstens einen heizbaren Wohnraum hatten, (es gab deren 249 457) die also in jedem Fall als Familienwohnungen als ungenügend bezeichnet werden müssen.

Wenn aber die Eltern keinen Raum mehr finden, um eine Wiege oder ein Bett aufzustellen; wenn auch der Fußboden besetzt wird mit Schlafgelegenheiten in Wohnraum und Küche — wer will dann die große Verantwortung für neues Leben übernehmen?

Je mehr die Mietskaserne wächst, je enger die Menschen zusammengepfercht werden, desto mehr verliert Deutschland den Charakter als Kinderland. In München wurden 1880 auf 10 000 Einwohner noch 430 Menschen geboren, 1910 nur noch 243. Im Regierungsbezirk Münster dagegen, in dem noch Raum ist für die Menschen, entfielen 1908 auf 10 000 Menschen noch 429 Geburten, in demselben Jahr im Stadtkreis Berlin nur noch 240.

Wer das erste Gebot Gottes an die Menschheit: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan! erfüllen will, der muß zuerst dafür sorgen, daß diese Erde nicht ein Monopolbesitz Weniger wird, die diese Erde zu einem Gegenstand der Ausbeutung und des Wuchers erniedrigen.

Der Kampf der Bodenreformer zeigt aber sich nicht nur als ein Kampf um neues Leben; deutlicher noch tritt seine Bedeutung hervor als ein Kampf gegen den Tod. Die letzte internationale Übersicht über die Todesfälle stammt aus dem Jahre 1908. Darnach starben von 10 000 Menschen jährlich im Deutschen Reiche 190, in Großbritannien und Dänemark dagegen nur 147, in Norwegen nur 136.

Die ungünstige Stellung, die das so viel gefeierte Deutsche Reich in dieser Beziehung einnimmt, ist im wesentlichen zurückzuführen auf die hohe Säuglingssterblichkeit. Von je 10 000 lebend Geborenen starben im Jahre 1910 im ersten Lebensjahre im Deutschen Reiche 162, in Frankreich 143, in England 106, in Dänemark 98, in Norwegen nur 71.

Würde das Deutsche Reich den Durchschnitt der nordischen Länder erreichen, so brauchten in jedem Jahre etwa 200 000 Kindergräber weniger errichtet zu werden. Wer will aber bezweifeln, daß dieses furchtbare Todesopfer in der Hauptsache im Wohnungselend seinen Grund habe? Vielleicht der beste Sachkenner auf diesem Gebiet ist heute Prof. F. Siegert, der Direktor der städtischen Kinderklinik in Köln. Er hat auf dem Dresdener Bodenreformtag 1911 den Zusammenhang von Säuglingsfürsorge und Wohnungsfrage unwiderleglich dargetan.

Der Bericht des Cölner Wöchnerinnenasyls, das nur für verheiratete Frauen bestimmt ist, zeigt ein erschütterndes Bild: ein Bett war vorhanden 65mal für drei Personen, 11mal für vier Personen, 3mal für fünf Personen; zwei Betten 93mal für drei Personen, 65mal für

vier Personen, 45mal für fünf bis sieben Personen; in drei Betten schliefen 23mal fünf Personen, 28mal sechs Personen, 28mal sieben bis elf Personen. Und in solche Verhältnisse wurden neue Menschen hineingeboren!

In München sah Groth 1903 von 333 nicht gestillten Säuglingen 80,8 % sterben in Wohnungen von 1 bis 2 Zimmern und nur 3,7 % in Wohnungen „über kleine Verhältnisse hinaus“.

Der zweite Würgeengel, der heut in Deutschland dem Tode die meisten Opfer zuführt, ist die Tuberkulose, der jährlich über 100 000 Menschen zum Opfer fallen. Auf dem Darmstädter Bodenreformtag hat der berühmte Münchener Universitätsprofessor Max von Gruber in einem Referat „Tuberkulose und Wohnungsnot“ nachgewiesen, daß alle die Anstrengungen, die wir machen, doch zuletzt wenig Einfluß im Kampfe gegen diese Seuche erringen konnten und daß die tiefste Ursache dieser Krankheit das Wohnungselend ist. Man beruft sich demgegenüber wohl auf ein „Wort Robert Kochs in „Wohnung und Tuberkulose“, der letzten Arbeit des gefeierten Forschers, „daß es nicht so sehr die Wohnung im ganzen, sondern die Beschaffenheit des Schlafraums ist, welche die Gefahr der Ansteckung schafft“, — aber was will das bedeuten in all den viel zu vielen Fällen, in denen die gesamte Wohnung nur ein einziges überfülltes Zimmer aufweist.

Wie die Schlafräume beschaffen sind, darüber gibt die Ortskrankenkasse der Kaufleute in Berlin, die also nicht einmal die geringst entlohnten Arbeiter umfaßt, für das Jahr 1910 folgendes Bild: Von 1380 Lungenkranken ihrer Kasse mußten 1137 den Schlafraum mit anderen Personen teilen, nicht weniger als 360 Lungenkranke mußten in Räumen hausen, die überhaupt nicht heizbar waren.

In Wien starben in den vier Jahren von 1887—90 im ersten Bezirk, in dem nur 3,58 % der Bevölkerung in überfüllten Wohnungen lebten, an Tuberkulose 21,5 von 10 000; im 10. Bezirk dagegen, in dem 42,8 % „überfüllt“ wohnten, starben 59,8 von 10 000, also fast dreimal soviel. In Paris ergaben seit 1894 geführte Hausakten, daß ein Block mit Kleinwohnungen, der nur zu 56 % mit dreigeschossigen Häusern überbaut war, eine Tuberkulosesterblichkeit von 3,47 ‰ der Bewohner zeigte, während bei einem zweiten Block mit 80 % überbauter Fläche und sechs Geschossen dieselbe 9,66 ‰, also fast das Dreifache betrug! — In Berlin mit seinen Mietskasernen (die Behausungsziffer beträgt hier über 77!) starben von 10 000 Menschen an Tuberkulose jährlich 21,1. In Antwerpen, das nur eine Behausungsziffer von 7 hat, beträgt diese Zahl nur 12,8.

Und nehmen wir endlich die dritte Geißel, die Geburtenrückgang und Todesfälle gleichermaßen erzeugt — die Geschlechtskrankheiten. Es kann hier zahlenmäßig nur erfaßt werden, was in öffentlichen Krankenanstalten werden kann. In der Großstadt ist eine private Behandlung natürlich leichter durchzuführen als auf dem Lande, und doch ergaben sich hier folgende Zahlen: Im Durchschnitt des Staates wurden von 10 000 Einwohnern 12,4 Erkrankungen festgestellt, im ländlichen Regierungsbezirk Köslin nur 0,81, in dem ebenfalls noch überwiegend ländlichen Regierungsbezirk Marienwerder 3,48 — im Stadtkreis Berlin aber 60,46!

Die Frage der Volksgesundheit ist aber naturgemäß nicht annähernd erschöpft mit den Zahlen von Geburt und Tod. Alles kommt darauf an, wie sich in der Spanne Zeit zwischen Anfang und Ende das Leben selbst gestaltet. Bedeutet dies eine Fülle von Gesundheit und Freude und Arbeitsfähigkeit

und Arbeitswilligkeit — oder bedeutet dieses Leben ein Kränkeln und Siechen ohne Freudigkeit und Kraft? Und hier sind nun namentlich in den letzten Jahren, in denen man begann, die schulpflichtigen Kinder auf ihre Gesundheit zu prüfen, unwiderlegliche Zahlen drohendster Art enthüllt.

Wiesbaden ist eine der reichsten deutschen Städte. Als man aber 9000 Schulkinder untersuchte, ergab sich, daß nicht weniger als 25 % ärztlicher Beaufsichtigung bedürfen. In der Kunststadt München betrug die Zahl der untersuchten Schulkinder mit rhachitischen Verbildungen an Knochen und Gelenken 34 %. In Bautzen fanden sich unter den sechsjährigen Kindern, die in die Volksschule eintreten wollten, 40 % Skrophulöse. Im Jahre 1905 wurden in der Altstadt von Stuttgart 67 % der untersuchten Schulkinder als kränklich befunden. In der reichsten Stadt Preußens, in Charlottenburg, mußten im Jahre 1912 von den Gemeindeschülern 30,6 % der Mädchen und 35,6 % der Knaben in ärztliche Überwachung genommen werden. Was für ein Geschlecht wächst in den Mietskasernen unserer Städte heran! Noch leben wir von dem gesunden Blut des Landes, das bisher noch stets erneuert werden konnte. Aber man denke sich diese Mietskasernenkinder nun als Träger neuer Geschlechter, und man wird für die deutsche Zukunft bangen müssen, die von einem solchen Geschlecht getragen werden soll.

Ein Volk, das leben und vorwärts kommen will, braucht nicht nur einen gesunden Leib, sondern auch eine gesunde Seele. Was aber zeigen in dieser Hinsicht die Folgen des heutigen Wohnungselends?

Preußen hat ein Fürsorgeerziehungsgesetz schaffen müssen, nach dem solche Minderjährige, die bereits völlig verwahrlost oder der Gefahr der Verwahrlosung ausgesetzt sind, den Eltern mit Gewalt genommen werden können, um sie unter direkter öffentlicher Aufsicht zu erziehen. In den ersten zehn Jahren der Wirkung dieses Gesetzes mußten nicht weniger als 71 548 Minderjährige der Fürsorgeerziehung überwiesen werden. Daneben stehen die trockenen und doch so beredten Zahlen der Kriminalstatistik. Wegen Verbrechens und Vergehens gegen Reichsgesetze wurden in den letzten Jahren Jugendliche, d. h. solche, die zwischen dem 12. und 18. Lebensjahre stehen, stets mehr als 50 000 verurteilt. In jeder Woche werden rund 1000 Kinder oder solche, die noch Kinder sein sollten, schuldig gesprochen und sind in den allermeisten Fällen doch nichts als Produkte von sozialen Zuständen, die wir an unserer Seite dulden. Denn wie kann Scham und Sitte, die Reinheit des Leibes und der Seele gewahrt bleiben, wenn in einem Raum ohne Unterschied des Alters und Geschlechts vier, fünf und mehr Menschen in gesunden und kranken Tagen leben und schlafen müssen und das in vielen Tausenden von Fällen! Auch unsere Kinder, auf deren Reinheit wir so stolz sind, würden in solchen Verhältnissen ebenso verderben, wie die, die wir erst schuldig werden lassen, um sie dann selbst schuldig zu sprechen!

Das gesamte Siedlungswesen muß eine Umformung erfahren. Der Boden ist um der Menschen willen da und nicht die Menschen um des Bodens willen! Es muß ein Bodenrecht geschaffen werden, das, wie es im Programm der Bodenreformer heißt, seinen Gebrauch als Wohn- und Werkstätte befördert und jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt. Es muß verhindert werden, daß einzelne Großkapitalisten oder Terraingesellschaften den Besitz des Wohnbodens als Monopol behandeln und alle, die auf ihm wohnen und arbeiten wollen, sich tributpflichtig machen. Verständige Bauordnungen werden das Mietskasernensystem unmöglich machen, gute Steuerordnungen den speku-

lativen Handel mit Boden unterbinden; eine Reform des Enteignungsrechts wird öffentlichen Grundbesitz zur Schaffung von Spielplätzen, Parks, auch zur billigen Grundlage gesunder Wohnungen vermehren; eine Reform des Hypothekenrechts wird die künstliche Verteuerung des reinen Bodens verhindern, dagegen jede produktive Verbesserung ermutigen und erleichtern.

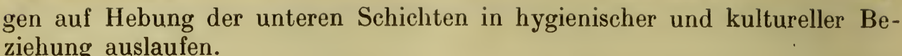
Schon ist der Bund der deutschen Bodenreformer im deutschen Sprachgebiet die größte Kampforganisation, in der Menschen aller politischen und religiösen Anschauungen, aller Stände und Berufe — vom aktiven Minister bis zum Arbeitersekretär — sich zu fruchtbarer Arbeit vereinen. Seine etwa 900 körperschaftlichen Mitglieder, unter denen sich mehr als 130 Staats- und Gemeinde-Behörden befinden, zählen bereits über eine Million Mitglieder.

Immer mehr ringt sich im deutschen Volke die Wahrheit durch: Wollen wir ein Volk bleiben oder vielmehr wieder werden, das gesund an Leib und Seele auf eine glückliche Zukunft hoffen darf, so muß vor allen Dingen die elementare Verbindung wiedergewonnen werden zwischen Volk und Vaterland. Die uralte Sage vom Riesen Antäus lebt auf, der unüberwindlich war, so lange er die Verbindung mit seiner Mutter Erde bewahrte, und der Sieg und Leben verlor, als dieser Zusammenhang zerrissen wurde. — Auch unser Volk wird die organische Verbindung mit dem deutschen Boden wiederfinden müssen, wenn dieses deutsche Vater land zugleich werden soll ein gesegnetes, zukunftssicheres Kinder land!



DR. ROSE OTTO, FRANKFURT A. M.: DIE VORBILDUNG DER WOHNUNGSAUFSICHTSORGANE.

ÜBER die Notwendigkeit der Einführung einer einheitlich geregelten Wohnungsaufsicht besteht wohl in weiten Kreisen kaum noch ein Zweifel. Mehr und mehr schicken sich die Städte, wie z. B. jetzt Berlin, zur Errichtung einer solchen Inspektion an. Unter den von der Zweiten Deutschen Wohnungskonferenz (November 1912) angenommenen Vorschlägen zur Wohnungsgesetzgebung findet sich die Forderung der Einführung der Wohnungsaufsicht durch Reichsgesetz an erster Stelle. Bei der Bedeutung, die die Wohnungsinspektion für die Reform der Wohnungsverhältnisse hat, ist wohl eine kurze Erörterung über die mit der Aufsicht zu betrauenden Kräfte am Platze. Denn anscheinend ist über die wünschenswerte Vorbildung, die erstrebenswertesten Eigenschaften der Wohnungsaufsichtsorgane nicht sehr viel Einigkeit vorhanden. Wenigstens zeigen die in den verschiedenen Städten bereits mit der Wohnungsaufsicht betrauten Kräfte die bunteste Mischung von Polizeibeamten — niederen Technikern — höheren Technikern bis zum Akademiker bzw. Akademikerin. Auch auf der eben erwähnten Konferenz traten Meinungsverschiedenheiten zutage. Und doch wäre es dringend notwendig, sich über die zur Aufsicht geeignetsten Kräfte eine einheitliche Vorstellung zu bilden, denn die Wohnungsinspektion muß für die einzelnen Gemeinden der Ausgangspunkt für alle Wohnungsreform werden und kann durch richtige Ausführung der Grundstein oder vielmehr der Mittelpunkt aller Bestrebungen werden, die durch Schaffung angemessener Wohnun-



gen auf Hebung der unteren Schichten in hygienischer und kultureller Beziehung auslaufen.

Der hessische Landeswohnungsinspektor Gretzschel hat in den eben genannten Vorschlägen zur Wohnungsgesetzgebung, die der Deutsche Verein für Wohnungsreform vor kurzem unter dem Titel: „Die Forderungen der deutschen Wohnungsreformbewegung an die Gesetzgebung" veröffentlicht hat, bei dem Abschnitt: Wohnungsaufsicht kurz die Frage der Vorbildung der Wohnungsaufsichtsorgane berührt. In erster Linie wünscht er die Anstellung volkswirtschaftlich und sozialwissenschaftlich gebildeter oder technischer Kräfte, die über ein gewisses Maß sozialpolitischer und hygienischer Kenntnisse verfügen. Für die wohnungspflegerische Tätigkeit hält er ein gewisses Maß praktisch-hauswirtschaftlicher Kenntnisse für wünschenswert oder wertvoll, betrachtet aber die hauswirtschaftliche Vorbildung für die eigentliche Wohnungsaufsicht nicht für ausreichend. Gretzschel führt in seiner Begründung zu den Forderungen aus, daß das ausschlaggebende Gewicht darauf zu legen sei, daß die Wohnungsaufsichtsorgane das nötige soziale Verständnis für ihre Aufgabe haben, daß sie Wesen und Aufgaben der Sozialpolitik kennen und daß sie außerdem in gewissem Umfange mit den sonstigen für die Wohnungsreform in Betracht kommenden Maßnahmen vertraut seien. Es wurden auf der Konferenz Anschauungen laut, die der hauswirtschaftlichen Vorbildung ein größeres Gewicht beilegen wollten. Es ist aber Gretzschel unbedingt zuzustimmen, daß diese Art der Vorbildung eigentlich nur für Hilfsorgane der eigentlichen Wohnungsaufsicht in Betracht kommt. Man mache sich doch klar, auf welcher Arbeit das Schwergewicht der Wohnungsaufsicht ruht. Gretzschel sagt ganz richtig: Eine Hauptaufgabe der Wohnungsaufsicht besteht darin, als Grundlage für die ganze, auf ihren Ergebnissen fußende Wohnungspolitik zu dienen. Es hat sich wohl in fast allen Städten, jedenfalls in all denen, die noch Quartiere aus alter Zeit haben, die über eine gut organisierte Wohnungsaufsicht verfügen, herausgestellt, daß die Einführung der Inspektion den Anfang einer durchgreifenden Arbeit an den Wohnverhältnissen der Stadt bedeutete. Es ist nicht mit Augenblicksmaßnahmen, so notwendig und segensreich sie auch im Einzelfalle sind, wie z. B. Instandsetzung eines verwahrlosten Hauses, Trennung der Geschlechter, Minderung der Überfüllung usw. usw. getan. Nicht die einzelne Wohnung ist letzten Endes der Angelpunkt der Inspektion, sondern die Gesamtheit der Wohnverhältnisse der minderbemittelten Schichten. Und kein anderer ist so geeignet, bei der allmählichen Schaffung besserer Wohnverhältnisse mitzuwirken wie der Wohnungsinspektor. (Unter Wohnungsinspektor sind hier immer sowohl Männer wie Frauen verstanden.) Er lernt bei den täglichen Gängen, die sein Amt erfordert, die verschiedenen Volksschichten und ihre Bedürfnisse aufs Genaueste kennen. Er weiß um tiefgewurzelte Gewohnheiten in der Art des Wohnens; er sieht die Mängel bestehender Bausitten, die Nachteile, die sie für das Leben der Familie, die wirtschaftliche Tätigkeit der Hausfrau mit sich bringen. Er kann die trocknen Zahlen der Statistik beleben mit seiner lebendigen Anschauung von alldem, was sich nicht in Tabellen zwängen läßt, er weiß von den ungünstigen, der Sonne abgewendeten, düsteren Höfen zugewendeten Wohnungen, die trotzdem von der offiziellen Statistik als vollgültig bewohnbare Räume gezählt werden müssen. Aus all den Einzelbeobachtungen muß nun ein zusammenhängendes Ganzes gebildet werden. Zu dem, was die Inspektion aus eigener Anschauung kennt, muß die Kenntnis des Wohnungsmarktes, der Bautätigkeit treten,

das, was von anderer Seite rein statistisch erfaßt ist, muß den persönlichen Beobachtungen als Ergänzung dienen. So tritt neben die rein praktische Tätigkeit der Inspektion die wichtige Aufgabe, aus all den bekannten Einzelheiten wie schlechte Quartiere, falsch orientierte Bautätigkeit, niedriger Prozentsatz leerstehender Wohnungen usw. ein klares Bild zu schaffen, das eine Grundlage für aufbauende Arbeit — für die Wohnungsfürsorge gibt. Und hier muß der Wohnungsinspektor als der Bestunterrichtete sozusagen die treibende Kraft werden. Er muß gehört werden bei der Aufstellung von Mindestforderungen für neu zu errichtende Wohnungen, bei Entwurf einer Schlafstellenordnung; er muß z. B. bei Bauberatungsstellen auf die in der Praxis als unpraktisch erwiesenen Grundrißlösungen, die z. B. eine raumsparende Stellung der Möbel, die Tätigkeit der Hausfrau erschweren, hinweisen. Er muß sein Urteil abgeben können auf Grund seines fast täglichen Verkehrs mit Hausbesitzern, ob im Hausbesitzerstande Lust zum Kleinwohnungsbau vorhanden ist und hauptsächlich die Schwierigkeit der Geldbeschaffung die Erstellung solcher Bauten verlangsamt oder ob das Interesse überwiegend auf die Schaffung großer Wohnungen mit ihrer anscheinend rentableren und müheloseren Verwaltung gerichtet ist, ob demgemäß Schaffung billigen Kredits oder planmäßige Organisierung des Kleinwohnungsbaus durch Vereine usw. in erster Linie in Frage kommt. Bei all diesen Fragen würde eine nur praktisch-hauswirtschaftlich gebildete Kraft gänzlich versagen.

Die heutige Wohnungsnot ist zum großen Teil aus der Zusammendrängung der Bevölkerung auf engem Raum, aus fehlerhafter Anlage der Bauten, aus der übermäßigen Steigerung der Boden- und damit der Mietpreise erwachsen. Diese Fehler gilt es zu bekämpfen. Dezentralisation, Schaffung hygienisch einwandfreier Häuser, Verbilligung der Preise oder vielmehr Haltung der Mietpreise innerhalb der Einkommensmöglichkeiten der betreffenden Schichten wären hier die allgemeinen Ziele. Die Wohnungsinspektion liefert die ersten Bausteine zur Inangriffnahme dieser Ziele, indem sie feststellt, wie es aussieht in den Wohnverhältnissen der Gemeinde, welches die geeigneten Mittel zur Bekämpfung dieser und jener Schäden sind. Sie ist also eine Einrichtung von weittragender sozialpolitischer Bedeutung. Dieser Bedeutung entsprechend muß das Können der mit der Wohnungsaufsicht betrauten Personen sein. Selbstverständlich wird es immer Menschen geben, die, gleichviel von welcher Vorbildung, allein durch ihre Persönlichkeit intuitiv ihre Aufgaben erfassen und über die Kleinarbeit des Alltags hinaus die Fäden zu knüpfen vermögen zu einer weitreichenden, vielleicht Jahrzehnte dauernden Umgestaltung der Wohnverhältnisse. Aber abgesehen von solchen Persönlichkeiten wird es doch ratsam sein, Personen mit der Inspektion zu beauftragen, die durch ihre Vorbildung dahin geschult sind, Einzelbeobachtungen in die Gesamterscheinungen einzureihen, die mit Wesen und Ziel der Sozialpolitik vertraut sind, die für die allgemeine Wohnungsfrage Kenntnisse, Verständnis und Urteil mitbringen. Aus alledem ergibt sich, daß die Gretzschelsche Formulierung betreffend Vorbildung der mit der Wohnungsaufsicht betrauten Kräfte durchaus zu begrüßen ist. Etwa fehlende technische Kenntnisse sind hier auf diesem Gebiete leicht zu ergänzen. Eine ihrer Aufgabe gewachsene Kraft wird nun ohne weiteres neben die soeben geschilderten weiter reichenden Aufgaben des Amtes sorgsamste W o h n u n g s p f l e g e ausüben, d. h. die Bedeutung von Augenblicksmaßnahmen nicht unterschätzen, im Gegenteil, diesen Einzelmaßnahmen und ihrer Durchführung die tägliche Arbeitskraft zuwenden. Denn sind vorher als Ursachen des Wohnungselendes zu starke Konzentration

der Bevölkerung, baulich mangelhafte Ansiedlung, Höhe der Mietpreise genannt worden, so ist hier noch eine Ursache all der Not zu erwähnen: eigene Schuld der Bevölkerung, d. h. die schlechten Wohnsitten, die falsche Benützung der Wohnungen, das Herunterwirtschaften der Wohnungen. Und hier hat eine ungeheuer wichtige Tätigkeit der mit der Inspektion beauftragten Kräfte einzusetzen: die systematische Erziehung der Bevölkerung zu besseren Wohnsitten. Hier gilt es, in zähester Arbeit Tag für Tag den Kampf aufzunehmen gegen die Verwahrlosung, den Schmutz, die Gleichgültigkeit. Um diesen Kampf führen zu können, bedarf es aber keiner besonderen Vorbildung. Dazu gehören scharfe Augen, guter Wille, Verständnis für die vielgestaltigen Lebenslagen und die Fähigkeit, Vertrauen zu gewinnen. Praktisch hauswirtschaftliche Vorbildung, die ja von manchen als unbedingtes Erfordernis für die W o h n u n g s p f l e g e erscheint, ist sicher nützlich und angenehm, aber nicht von ausschlaggebender Bedeutung. In den größeren Städten ist ja überdies ein Netz von Hilfeleistungen für die ärmeren Haushalte vorhanden. Da sind Gemeindeschwestern, Hauspflegerinnen, Fürsorgedamen für Lungenkranke, für Säuglinge, Waisenpflegerinnen usw., die den Frauen in hauswirtschaftlicher Beziehung mit gutem Rat zur Seite stehen können, so daß bei der Wohnungsinspektion nicht d i e s e Raterteilung in erster Linie betont zu werden braucht. Um den Schmutz, die Unordnung, die Nachlässigkeit im Wohnen zu bekämpfen, genügen die vorhin erwähnten Eigenschaften. Die Leute an der richtigen Stelle zu packen wissen, zu erspähen, von welchem Punkte aus die Hausfrau am ehesten zugänglich ist, herauszufühlen, ob scharfe, milde, spöttische, scherzhafte, ernsthafte, begütigend vorstellende Äußerungen am Platze sind, das ist die Hauptsache, und das hängt nicht von der Vorbildung, sondern vom Menschen ab. Und da die Wohnungs p f l e g e, die direkte Einwirkung auf die einzelnen Familien, nur e i n e — wenn auch sehr wichtige — Seite der Tätigkeit der Inspektion ist, wie oben ausgeführt worden ist, so ist auf Persönlichkeit in Verbindung mit genügender Vorbildung bei Auswahl der Wohnungsinspektoren der Hauptwert zu legen, damit nicht die Einzelarbeit die Arbeit für das Allgemeine überwuchert, sie vielleicht überhaupt nicht ins Leben treten läßt. Ganz etwas Anderes ist es natürlich, wenn sich eine Stadt eine Wohnungsinspektion mit einer Reihe von Kräften halten kann. Dann natürlich kämen für die Unterarbeit, für die Arbeit, die der Leitende der Inspektion austeilt, Kräfte aller Art in Betracht. Da dürfte auch für einzelne derselben die „praktisch-hauswirtschaftliche Vorbildung oft am Platze sein", wie Gretzschel sagt.

Noch eins wäre zu erwähnen, Die Wohnungspflege, die jetzt hie und da von Bauvereinen ausgeübt oder gewünscht wird, hat natürlich ganz andere Aufgaben. Da handelt es sich wirklich nur um W o h n u n g s p f l e g e. Bei den Schöpfungen der Bauvereine findet man hygienisch einwandfreie Bauten, die bestmögliche Gesamtanlage der Siedlung, da heißt es wirklich nur, die Leute anhalten, die Wohnungen so zu halten, daß sie das bleiben, als was sie geschaffen sind, ein Heim für die Familie. Da in den meisten Fällen die Bewohner der Bauvereinshäuser bessergestellte Familien der Arbeiterschicht sind, handelt es sich ja oft gar nicht um gröbste Unordnung, schlimmste Verwahrlosung, sondern um die weitverbreitete altbekannte Unwissenheit und Gleichgültigkeit der Frauen gegenüber der Überfüllung der Räume, der Geschlechtertrennung, der Ernährung der Familie, der Kinderwartung usw. Da werden praktisch erprobte Frauen mit hauswirtschaftlichen Kenntnissen u n d sozialem Verständnis sicher die besten Dienste leisten. Aber ver-

mengen darf man nicht die Tätigkeit der Inspektion, die das Wohnwesen der ärmeren Bevölkerung einer ganzen Stadt zum Gegenstande hat mit der Inspektion, die es mit den neuen einwandfreien Häusern eines Bauvereins mit ihrer schon gehobeneren Bevölkerungsschicht zu tun hat.

Wohnungsinspektion bedeutet bei richtiger Auffassung des Amtes zugleich Wohnungspflege. Wohnungspflege allein aber umfaßt noch bei weitem nicht alle Aufgaben der „Wohnungsinspektion". Zur rechten Führung der Wohnungsinspektion gehören in erster Linie volkswirtschaftlich gebildete Personen mit sozialem Verständnis. Mögen alle Städte, die eine Wohnungsaufsicht organisieren, bei der Auswahl ihrer Kräfte dessen eingedenk sein!



ERICH DOMBROWSKI, GERA: DER WOHNUNGSWECHSEL DER SCHULKINDER, EINE ENQUETE.

DIE Geraer Ortsgruppen der Bodenreformer und des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins haben auf Anregung des Oberlehres Uhl eine Untersuchung über die unternormalen Wohnungen in Gera und ihre Bewohner vorgenommen, die Ergebnisse in einer ausführlichen Denkschrift niedergelegt und sie den städtischen Behörden unterbreitet. Einen interessanten Abschnitt in dieser Denkschrift bildet die Untersuchung über den Wohnungswechsel der Schulkinder in Gera. Unter Mitarbeit des Geraer Lehrervereins und aller Geraer Lehrer ist es gelungen, ein Zahlenmaterial von 7596 Volksschülern in bezug auf den Wohnungswechsel zu verarbeiten.

Vorausgeschickt sei, daß Gera, die größte Residenz der thüringischen Staaten, einen vorwiegend industriellen Charakter hat. Gera ist der Mittelpunkt der deutschen Wollwarenindustrie. Das Ergebnis der Enquete zeigt nun der Denkschrift zufolge eine überaus große Beweglichkeit der Bewohner. Die Statistik läßt erkennen, wie sowohl durch den Umzug als auch durch die Aufwendungen der Besitzer, wie durch Annoncen und ähnliche Ausgaben beträchtliche Summen verschlungen werden, die wirtschaftlich besser angelegt werden können. Der Zug nach der Arbeitsstätte kann in einer immerhin noch kleinen Fabrikstadt mit ausgeprägten Arbeitervierteln (Gera hat mit seinen Vororten noch nicht 80 000 Einwohner) nicht besonders als Ursache ins Gewicht fallen. Das Verziehen in kleinere Wohnungen, um ein Zimmer zu sparen, also um in den Wohnungsansprüchen herunterzugehen — infolge der Mietssteigerungen sowie infolge der Teuerung — ist wohl der Hauptgrund. Der andere ist in Differenzen mit den Besitzern bei Mietssteigerungen, in Streitigkeiten in den großen Mietshäusern, in zunehmender Kinderzahl u. dergl. zu suchen.

Von einer Gesamtzahl von 7840 Volksschülern wurden befragt und gaben Antwort durch schriftliche Mitteilung der Eltern 7596. Davon wohnen:

	absolut	in %
im Vaterhaus (eigener Besitz)	950	12,5
im Geburtshaus	1285	16,9
a) in Miete	839	11,0
b) in Eigenbesitz	446	5,9

Seit dem ersten Schulantritt sind im ganzen	absolut	in %
nicht umgezogen	3610	47,4
1 × umgezogen	1943	25,6
2 × ,,	957	12,6
3 × ,,	618	8,1
4 × ,,	274	3,6
5 × ,,	117	1,5
6 × ,,	35	0,5
7 × ,,	19	0,3
8—12 × umgezogen	23	0,3
zusammen	7596	99,9.

Die Summe der erfaßten Umzüge beträgt 7940
davon waren mit Ortswechsel verbunden nur .... 1226 Fälle
dagegen waren mit Klassenwechsel verbunden .... 1940 ,,

Der Beruf der Eltern gibt ein annäherndes — leider nicht ganz genaues — Bild von den Kreisen, die am meisten von dem Wohnungswechsel betroffen werden. Die Eltern oder Pfleger der befragten Kinder waren:

	absolut	in %
Selbständige Handel- und Gewerbetreibende, sowie Kleinhandwerker	1591	20,9
Selbständige Landwirte	30	0,4
Beamte im Staats- u. Gemeindedienst	849	11,2
Arbeiter im Handwerksbetrieb	913	12,0
Angestellte im Handwerksbetrieb	128	1,7
Arbeiter im Fabrikbetrieb	2400	31,6
Angestellte im Fabrikbetrieb	380	5,0
Kaufmännische Angestellte	448	5,9
Arbeiter im Staats- u. Gemeindedienst	274	3,6
Tagelöhner, Gelegenheitsarbeiter u. a.	542	7,1
Fehlende Angaben	41	0,5
zusammen	7596	99,9.

Was lehren uns diese Statistiken, abgesehen von der rein sozialen Seite der Frage, die ja schon eingangs berührt wurde, in pädagogischer Hinsicht? Zum ersten, wie sehr Kind und Erzieher unter dem häufigen Wohnungswechsel (und meist auch Schul- und Lehrerwechsel) zu leiden haben. Zum zweiten, daß mehr als fünfzig Prozent aller Schulkinder während ihrer Schulzeit umgezogen sind. (In Wirklichkeit ist dieses Resultat noch ungünstiger, da ja in dieser Untersuchung auch alle die Kinder mit einbegriffen sind, die erst im ersten oder zweiten Schuljahre sind, also die Statistik günstig beeinflussen.) Zum dritten, daß die Kinder fast durchweg in Mietshäusern wohnen; nur ein ganz geringer Teil ist in Häusern, die dem Vater gehören. Wie soll da einem Kinde überhaupt der Begriff Vater-haus und Vater-land aufgehen, wenn es wer weiß wieviel Stock hoch im Mietshause wohnt?!

Zum Schluß noch einige Einzelheiten. Eine Familie wohnt in einem Zimmer und einer Wohnküche, acht Personen stark. Nur drei Betten sind vorhanden. Die Möbel sind auf Abzahlung gekauft. Jeden Monat sind 5 Mark dafür zu entrichten. 230 Mark sind noch abzuzahlen. ... Wo anders wohnen in zwei Zimmern zehn Menschen. Acht davon schlafen in drei Betten. Immer natürlich Kinder darunter. Wie sollen sie da Ruhe und Erho-

lung für den nächsten Tag finden? Und dann welch sittliche Gefahren! Doch sind das zum Glück für Gera keine typischen Fälle. Im allgemeinen sind, das sei zur Ehre der Geraer Hausbesitzer gesagt, die Geraer Wohnungsverhältnisse nicht schlecht. Zwei Drittel aller Häuser sind neu und entsprechen im großen und ganzen den modernen bautechnischen und hygienischen Anforderungen. Von einem Wohnungselend, wie anderswo, kann somit in Gera nicht die Rede sein.

Für die Pädagogik eröffnen sich durch diese statistischen Feststellungen immerhin ganz neue Perspektiven. So kann man, jenen bekannten Goetheschen Vers variierend, sagen: „Wer die Kinder will verstehen, muß in Kindes Wohnung gehen."



N. KOSZINSKA, PARIS: EIN WEIBLICHER PIONIER DER „BODENREFORM" (OCTAVIA HILL).

ES dürfte wohl in Deutschland noch wenig bekannt sein, daß die Bodenreform- und Gartenstadtbewegung — die verhältnismäßig jungen Datums sind — eine tatkräftige Vorläuferin bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gefunden haben, in der Person der mutigen Engländerin Octavia Hill, einer Schülerin Ruskins. Seinem Einfluß hat Octavia Hill die Anregung zu ihrem großen Werk zu verdanken. Er lenkte ihre Aufmerksamkeit auf das Wohnungselend und die Schäden, die für den einzelnen, wie natürlich auch für die Gesamtheit daraus erwachsen. Er gab ihr das zu dem großen Unternehmen nötige Kapital, zeigte ihr, nach welchen Grundsätzen sie vorgehen solle, und nahm alles Risiko auf sich. Miß Hill hat durch die in der Folge von ihr erreichten günstigen Resultate gezeigt, daß sie voll und ganz das in sie gesetzte Vertrauen verdiente. Sie begann ihre reformerische Arbeit im Jahre 1864. Sie kam zu der Ansicht, daß vor allem auch die untersten Bevölkerungsschichten dahin belehrt und erzogen werden müssen, daß Sauberkeit die Grundbedingung der Gesundheit sei und eine in peinlichster Ordnung und sauber gehaltene Wohnung ein nicht hoch genug zu schätzendes Gut sei. Bereits nach zweijähriger Tätigkeit konnte sie den Beweis liefern, daß es möglich sei, die alten Häuser mit einigen Kosten zu reparieren, und gesunde Wohnungsbedingungen zu schaffen. Es werden zu oft Häuser, die noch gar nicht baufällig sind, niedergerissen und durch mit allem Komfort ausgestattete Gebäude ersetzt; die für diese Wohnungen verlangten Mietspreise gehen natürlich über das Budget eines armen Arbeiters hinaus. Wie viele Häuser, die mit verhältnismäßig geringem Geldaufwand sauber und wohnlich, hygienisch einwandfrei, wieder eingerichtet werden könnten, sind so der Bodenspekulation zum Opfer gefallen.

Diesem Übel suchte Octavia Hill in erster Linie entgegenzuarbeiten. Ihr Bestreben richtete sich, wie gesagt, dahin, alte Häuser nach Möglichkeit instand zu setzen, möglichst behaglich einzurichten, statt sie ohne weiteres niederzureißen und neue zu bauen. Gewiß gibt es Fälle, wo das erstere Mittel empfehlenswerter ist; bei Mietskasernen mit 3 und 4 Hinterhäusern z. B., welch letztere an Stelle von Hof und Garten getreten waren und wo das Tageslicht vergeblich sich nach einem Platz umsah.

Die zunehmende Industrialisierung der Städte bewirkte, daß ein immer breiter werdender Menschenstrom sich nach den Städten ergoß. Es trat

Häusermangel ein. Um Wohnungen zu schaffen, wurde Hof und Garten zu Bauplätzen; Räume, die für eine Familie bestimmt waren, wurden von mehreren Familien bezogen; das leidige „Schlafburschenwesen" griff um sich. Sittliche Verwahrlosung und allerlei Krankheiten waren die Folgen. Hier konnte nur ein Abbruch der Baulichkeiten Besserung schaffen. Es gelang Miß Hill für London ein Gesetz zu erwirken, wonach diese Häuser niedergerissen und durch neue ersetzt werden sollten, aber zugunsten der von hier gewissermaßen Vertriebenen; es sollten also keine Baupaläste an deren Stelle treten. Dies sind die bekannten drei Cross Acts, deren letzter im Jahre 1882 angenommen wurde.

Das Ergebnis dieser Cross Acts war die Anlage von großen Häuserblocks durch Privatleute und Baugesellschaften. Ganze Stadtteile wurden so gelichtet. Miß Hill erkannte aber auch bald die Nachteile der zu umfangreichen Häuserblocks und beschloß in Zukunft nur kleinere, womöglich Einfamilienhäuser zu bauen: „es ist nicht gut, eine zu große Bevölkerung auf einen kleinen Raum zu konzentrieren".

Mit dem ihr von Freunden zugestellten Kapital nahm sie den Bau von mehreren zweistöckigen Häusern in Angriff und zwar in einem dicht bevölkerten Stadtteil. Ihrem Beispiel folgten die Ecclesiastical Commissioners und führten ähnliche Bauten auf ihrem Besitztum in Southwark auf; sie war aufgefordert worden, diese Besitzung zu leiten und in Ordnung zu bringen.

Alle diese Neubauten brachten sie aber nicht von dem Gedanken ab, daß es äußerst wichtig sei, die alten Baulichkeiten nach Möglichkeit zu erhalten; gut ausgebessert, können sie wieder bewohnbar gemacht werden. Sie sagt: „Alte Häuschen haben für die Armen einen unermeßlichen Wert, und je länger sie erhalten werden können, um so besser. Sie sind geradezu unersetzlich. Man kann unter den gegenwärtigen Bedingungen und den hohen Baukosten schwerlich den Armen ein behagliches, komfortables Heim geben für so geringe Kosten. Die alten Häuschen sehen schäbig aus, aber neu hergerichtet und ordentlich gehalten, sind sie ein unschätzbares Gut für die Bewohner, und jedes Häuschen, das ohne Gefahr für die Gesundheit, erhalten bleiben kann, sollte unter allen Umständen erhalten bleiben".

Auch hierin befolgten die Ecclestiastical Commissioners ihren Rat und suchten, nach Möglichkeit die alten Häuschen zu retten, sie aufs beste reparierend. Ihre Grundstücke werden noch jetzt von Schülerinnen Octavia Hills verwaltet.

Sie selbst suchte aber nicht nur für gesunde Wohnungen zu sorgen, sondern bemühte sich auch nach Möglichkeit einen freien Platz oder ein Gärtchen den Leuten zur Verfügung zu stellen. Die kleinen Höfe, die sich an vielen der dichtbevölkerten Häuser befinden, und meistens diesen Namen nicht verdienen — es handelt sich hierbei oft nur um einen 4—5 Fuß breiten Platz — genügen natürlich nicht, um eine Aufenthaltsmöglichkeit zu gewähren. Solange aber nicht jeder Arbeiter so gestellt ist, daß er außer dem Schlafzimmer noch über ein Wohnzimmer verfügen kann für die Seinen, sollten möglichst viele, kleinere oder größere Plätze, je nach dem vorhandenen Raum mit Sträuchern oder Bäumen bepflanzt werden; diese „Gärtchen" sollen das gemeinsame Wohnzimmer ersetzen; besonders in den heißen Sommertagen wäre diese Einrichtung eine Wohlfahrt für Jung und Alt.

Miß Hill hat sich um die Anlage von Gärten große Verdienste erworben; sie gehört auch zu den Begründern des National Trust for Places of Historic Interest or Natural Beauty.

Das Zukunftsideal ist wohl, daß jeder sein eigenes Haus besitzt, und verschiedene Baugenossenschaften und korporative Gesellschaften arbeiten in diesem Sinne. Wenn aber jemand gezwungen ist, seinen Wohnort zu wechseln, entstehen hieraus für den Eigentümer mancherlei Schwierigkeiten. Um dem vorzubeugen, wurde von der Co-partnersphip Tenants folgendes System zur Anwendung gebracht. Jeder Mieter muß mehrere Anteile der Gesellschaft kaufen, welche die Häuser baut. Die Wohnungen werden zum gewöhnlichen Mietszins abgegeben, für das Kapital werden kleine Zinsen gezahlt, und der Gewinnüberschuß wird unter die Mitglieder verteilt im Verhältnis zur Höhe ihrer Miete. Jeder ist auf diese Weise Mitinhaber von mehreren Häusern. Es liegt in seinem eigenen Interesse, sein Haus in Ordnung zu halten und auch darauf zu sehen, daß die andern Häuser gut gehalten werden; er ist gleichzeitig Eigentümer und Verwalter. Der Begründer dieses Systems ist Henry Vivian.

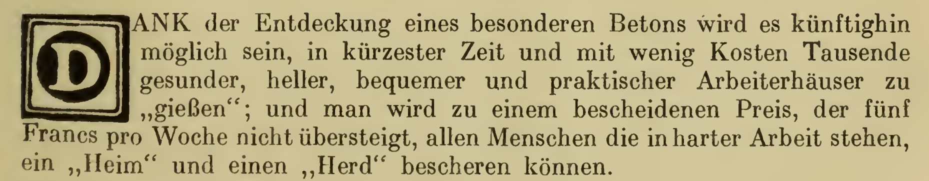
Eine ähnliche Gesellschaft ist die Rural Co-partnership Society. Allen diesen Co-partnership-Einrichtungen stand Octavia Hill sympathisch gegenüber, während sie den von der Stadtverwaltung ausgehenden Plänen weniger Wohlwollen entgegenbrachte.

Sie legte ferner großes Gewicht darauf, gerade Frauen für diese Sache zu interessieren; die Frau, die in ihrem eigenen Haushalt für manches sorgen müsse, wovon der Mann nichts versteht, was aber das Heim behaglich macht, kennt am besten die Bedürfnisse einer Haushaltung, und die Mittel einen geordneten Haushalt zu führen. Eine Menge Frauen hat Miß Hill ausgebildet; aus allen Teilen Englands und Schottlands strömten sie herbei, um unter ihrer Leitung zu lernen, sich mit ihrer Methode bekannt zu machen. Die School of Sociology in Amsterdam hat Studenten zu diesem Studium nach London gesandt. In Amerika und Schweden sind Frauen auf diesem Gebiete eifrig tätig.

Unendlich viel hat Octavia Hill in den fünfzig Jahren ihrer Tätigkeit auf dem Gebiete des Wohnungswesens geleistet. Nichts war ihr hier unbedeutend; aus allem verstand sie Nutzen zu ziehen und zu zeigen, daß sich auch mit wenigen Mitteln vieles machen läßt. Noch einen Punkt hatte sie dabei im Auge. Sie hoffte, daß bei dieser Arbeit, die Frauen aus allen Gesellschaftsschichten in nähere Berührung miteinander brachte, die Klassenunterschiede etwas ausgeglichen werden könnten. Ihr Werk ist auf so wertvollen Prinzipien gegründet, daß es nie untergehen wird, und wenn auch ihr Name vielen unbekannt bleiben sollte, ihr Geist lebt fort.



MATHILDE DE LA CHAPELLE, PARIS: GESUNDE UND BILLIGE VOLKSWOHNUNGEN.



DANK der Entdeckung eines besonderen Betons wird es künftighin möglich sein, in kürzester Zeit und mit wenig Kosten Tausende gesunder, heller, bequemer und praktischer Arbeiterhäuser zu „gießen"; und man wird zu einem bescheidenen Preis, der fünf Francs pro Woche nicht übersteigt, allen Menschen die in harter Arbeit stehen, ein „Heim" und einen „Herd" bescheren können.

Es ist der Spezialbeton von Krauß und Smoll, der allen, auch den Ärmsten der Armen, zur Erfüllung des inbrünstig gehegten Traumes von „der eigenen Hütte" verhelfen wird.

Alle Menschenfreunde, die gegen die Elendsquartiere der Gegenwart ankämpfen, gegen diese Brutstätten der Unsittlichkeit, der Tuberkulose und namenlosen Jammers aller Art — all jene, die für den Arbeiter eine andere Erholung wünschen als die Schnapsbude, eine andere Zerstreuung als das Wirtshaus und ein anderes Ende als das Auslöschen im Armenhaus — all jene, die verstehen, welch ungeheuren Einfluß das körperliche und seelische Wohlbefinden der Frau auf die Gesundheit der Kinder hat, der Kinder, die die Stärke einer Nation bedeuten und in deren Händen das Zukunftsschicksal der ganzen Rasse ruht: sie alle werden die soziale Tragweite dieser Entdeckung ermessen.

Die Frauen und die jungen Mädchen werden frohen Herzens „zuhause" arbeiten, in ihrem kleinen, lieben Heim, das sie sorgfältigst instand halten werden; sie werden die Abendmahlzeit für die heimkehrenden Gatten, die Söhne, die Brüder bereiten, sie selber werden die Säuglinge, die Kleinen behüten, die Wäsche ausbessern und flicken. All das wird zu ganz bedeutenden Ersparnissen im Heim des Arbeiters führen, wo jetzt die Frauen, bedrückt durch die Enge und Unsauberkeit der Wohnung, ihren frischen Mut und alle tätige Energie verlieren, die gerade ihnen zur Bewältigung des Lebens so unentbehrlich ist.

Die Arbeiterhäuser der Zukunft werden zwei Stockwerke besitzen.

Sie werden fließendes Wasser in ihrer Küche haben. Eine Badewanne wird der Frau jede Woche dazu dienen, die Wäsche des Hauses zu waschen. Mann und Kinder werden nach den Mühen des Tages ein erfrischendes Bad genießen können.

Es wird ein gesondertes Schlafzimmer für die Mädchen geben, eines für die Knaben und eines für die Eltern.

Da mehrere getrennte Räume vorhanden sind, wird es möglich sein, im Krankheitsfalle zu „isolieren", und man wird jederzeit die Zimmer einer gründlichen Lüftung unterziehen können.

Trotz der teueren Bodenpreise wird der Arbeiter seinen kleinen Garten besitzen, denn die in Rede stehenden Häuser werden flache Dächer haben, auf die sich ein paar Sträucher und Blumen pflanzen lassen und wo der Vater des Abends seine Pfeife rauchen kann. Die Mutter kann hier das Bettzeug auslüften und die Wäsche trocknen lassen.

Ich habe das erste „gegossene" Haus in Santpoort (Holland) besucht und ich habe am 15. Mai 1912 vor den Toren von Paris in der Ebene von Saint-Denis dem „Guß" des ersten derart erzeugten Hauses beigewohnt.

Dieser „Guß", ein ebenso interessantes wie originelles Verfahren, nimmt bloß 6 bis 8 Stunden in Anspruch.

Daß ein Haus in eine Form gegossen werde wie ein Stück Metall, erbaut, nein „erzeugt" in der Gußform: welch ein phantastischer Gedanke und doch ist er schon reale Wirklichkeit geworden.

Die Form wird durch zwei metallische Flächen gebildet, die parallel angeordnet sind in einer Entfernung, die durch die Dicke der Mauer bedingt wird. Sie umfassen im ganzen, durch 10 000 Nieten (?) gehalten, 2602 Stücke, die leicht genug sind um von einem einzelnen Arbeiter gehandhabt werden zu können und die zu den verschiedenartigsten Kombinationen verwendbar sind. Dank dieser Mannigfaltigkeit kann man aus der gleichen Gußform zahllose Häuser erhalten, die eines vom anderen durchaus verschieden sind.

In den Zwischenraum kommt die Armatur, die, da sie ungefähr ein Drittel vom Volumen des Betons ausmacht, ein Netz mit sehr weiten Maschen bildet, dem Guß gar kein Hindernis entgegenstellt und einen sehr guten Halt der Mauern gibt, in deren Masse sie versenkt wird.

Die Grundmauern, die wegen der verhältnismäßigen Leichtigkeit und Verläßlichkeit des Betons erheblich reduziert werden können, werden im voraus in Beton oder Mauerwerk errichtet.

Nun kommen die Steinfliesen der Diele daran, die ebenso wie die Steine des Fußbodens und der Dachterrasse, die Stufen der Stiege, die Badewanne und sogar die Kohlenkiste zu gleicher Zeit montiert werden, wie der ganze Guß; ebenso verhält es sich mit den Rauchfängen, derart nämlich, daß alle diese Teile in die Gußform gewissermaßen einverleibt werden.

Die Vorbereitungen zum Gusse brauchen etwa 7 bis 8 Tage.

Nun geht es ans große Werk; der Beton ist in einem drehbaren Behältnis bereitgestellt und alles vorgesehen, um ein ununterbrochenes Einfließen in die Form zu sichern; wie wir schon oben sagten, dauert der Guß 6 bis 8 Stunden; man beläßt die Form noch zwei bis drei Tage am Platze, damit der Beton seine volle Härte erlange; dann hebt man sie ab, was wieder 2 Tage in Anspruch nimmt.

Die Fertigstellung des Hauses ist leicht und geht rasch vor sich, da diese Bauart kein geneigtes Dach und folglich auch keinen Dachstuhl mit Zimmermannsarbeit benötigt.

Man braucht sich um keinen Bewurf zu kümmern, um keinen Außenanstrich, keinen Schmuck der großen Flächen, die aus der Gußform in vollkommen fertigem Zustande hervorgehen.

Holzwerk gibt es im ganzen Hause bloß an den Türen und Fenstern.

Diese Baumethode macht die Amortisation des Kapitals entbehrlich, das Haus kann dank der Unveränderlichkeit armierten Betons schier unabsehbar lange stehen, ohne irgendwelche Kosten für Reparatur oder Unterhalt zu erfordern.

Die gegossenen Häuser sind ganz besonders gesund; die Bakterien finden hier keinen günstigen Nährboden; die Luftdurchdringlichkeit des Betons, die der des gebrannten Ziegels überlegen ist, begünstigt zu gleicher Zeit die Austrocknung der Mauern wie auch die natürliche Ventilation aller Räume.

Diese Häuser sparen durch ihre billige Konstruktion an Baukosten 25—30 %.

Ihr äußerer Anblick ist angenehm. Die gelblich getönte Farbe gewährt dem Auge einen wohltuenden Ruhepunkt, sie ist vom ästhetischen Standpunkte aus befriedigender und weniger grell als das Weiß des üblichen Bewurfs.

Die großen Vorteile der derart konstruierten Häuser liegen in erster Linie darin, daß sie durch ihre Bauart von vernherein gegen Feuer gesichert sind, daß sie den Anforderungen der Hygiene tadellos entsprechen, daß sie außerordentlich billig, dauerhaft und solide sind und last not least, daß man sie in ein paar Wochen errichten kann.

FERDINAND GOEBEL, VOLKSWIRTSCHAFTLICHER HILFSARBEITER DES DEUTSCHEN VEREINS GEGEN DEN MISSBRAUCH GEISTIGER GETRÄNKE: DER STAND DER ALKOHOLGEGNERISCHEN GESETZGEBUNG IN DEN VERSCHIEDENEN KULTURLÄNDERN.

DIE Alkoholfrage ist in den letzten Jahren immer mehr in die Reihe derjenigen Probleme eingerückt, deren Wichtigkeit für die soziale Entwicklung wie für die nationale Entfaltung eines Volkes von Tag zu Tag mehr erkannt werden.

In allen Ländern finden wir den Alkoholismus mit seinem Heer von Schädigungen an Volksgesundheit, Volkssittlichkeit und Volkswohlstand. Im Zusammenhang mit der Zunahme des Alkoholkonsums stehen die wachsenden Zahlen der Erkrankungen, der Sterbefälle, der Selbstmorde, stehen die erschreckenden Zahlen über das Anwachsen der Geschlechts- und Geisteskrankheiten, steht die Überfüllung der Armenhäuser, der Zuchthäuser, der Gefängnisse. Wachsende Unfallsziffern, steigende Verrohung der Sitten — alles Anzeichen für einen wachsenden Alkoholismus.

Druck erzeugt Gegendruck. Erreicht in einem Lande die Alkoholnot, der Alkoholismus, einen Höhepunkt, sehen wir in allen Ländern Gegenströmungen einsetzen. Zuerst treten diese auf der privaten Linie auf. Männer und Frauen aus allen Parteien, Konfessionen und Ständen rufen zum Kampfe gegen den Alkoholismus auf. Temperenz- und Abstinenzvereine werden begründet, um die Massen für den Gedanken der Enthaltsamkeit oder der Mäßigkeit zu gewinnen. Mit dem Erstarken der Reformbestrebungen wächst das Bedürfnis, auf die Gesetzesorgane einzuwirken. Neben die organisatorische und propagandistische Tätigkeit der Vereine tritt die der Ausarbeitung von Bitten, Wünschen und Anregungen zu gesetzlichen Maßnahmen gegen den Alkoholismus. In vielen Ländern erwachsen besondere Vereine, deren Aufgabe einzig in der Schaffung von Gesetzesvorschlägen besteht. Staats- und Gemeindebehörden, die verantwortlichen Stellen in Heer und Marine, der Gesetzgebungs- und Verwaltungsorgane bemühen sich Hand in Hand mit diesen Organisationen den Kampf erfolgreich durchzuführen.

Die bisher vorliegenden Gesetze, die den Handel mit alkoholischen Getränken regeln und damit in den meisten Fällen in den Kampf gegen den Alkoholismus erfolgreich eingreifen, teilen wir mit Dr. Hercod in fünf Gruppen ein:

1. Die Eröffnung einer Schankwirtschaft ist vollständig frei. Jeder kann ohne Einschränkung Alkohol herstellen und vertreiben. „Hier liegt weniger ein positives Gesetz vor als das Fehlen eines Gesetzes.“ Frankreich kann sich das einzige Land nennen, dessen Bürger diese Freiheit genießen.

2. Die Ausübung des Wirtschaftsgewerbes ist von einer behördlichen Erlaubnis — Konzession — abhängig. Dieses sog. Konzessionssystem ist in Europa das herrschende. Es weist verschiedene Formen auf, von denen das Gothenburger System genannt sei. Der grundlegende Gedanke dieses Systems ist der, jegliches persönliche Interesse am Handel mit geistigen Getränken

dadurch auszuschalten, daß der Branntweinhandel einer Aktiengesellschaft mit beschränktem Gewinnanteil und mit der Bedingung übergeben wird, daß ein etwaiger Gewinnüberschuß Einrichtungen allgemeinen Interesses zugewandt werden muß.

3. Die Ausübung des Wirtschaftsgewerbes ist in die Hände der Gemeindewähler gelegt. Das sog. Gemeindebestimmungsrecht gibt den (männlichen und weiblichen) Mitgliedern einer Gemeinde das Recht, jede Maßnahme zur Einschränkung der Schankstätten vorzunehmen. Die Einschränkung kann bis zum vollständigen Alkoholverbot gehen.

4. Ein Glied in einem Staate — wie etwa ein Staat in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, eine Provinz in Canada — verbietet für sein Gebiet die Herstellung und den Verkauf alkoholischer Getränke. Von diesem Verbot wird das Einfuhrrecht von Alkohol nicht betroffen, da dies Sache der Bundesregierung ist.

5. Ein unabhängiger Staat — ein Ganzes — verbietet Herstellung und Einfuhr und Verkauf aller alkoholhaltigen Getränke auf seinem Gebiete. (Vollständiges Verbot.) Das Verbot kann sich auch nur auf einzelne besonders charakterisierte alkoholische Getränke — etwa Absinth — beziehen. (Absinthverbot in Belgien, der Schweiz, in Italien, in Holland, in den Vereinigten Staaten.)

Es ist müßig, bei einer Übersicht über diese verschiedenen Gesetzesmöglichkeiten sowie solcher Maßnahmen, die direkt den Alkoholismus bekämpfen sollen, die Frage aufzuwerfen, welche dieser bekannten Gesetzesformen die beste und erfolgreichste ist. Jeder Staat wird seine besonderen, für seine individuellen Eigenarten passenden Maßnahmen benötigen. Was dem einen Staate zum Segen gereicht, kann dem anderen Verderben bringen. Nur durch eingehendes Studium der verschiedenen Maßnahmen aller Kulturländer und unter Berücksichtigung der geschichtlich bedingten Eigenarten eines Volkes wird es möglich sein, diejenigen Gesetzesbestimmungen zu finden, die segensreiche Helfer im Kampf gegen den Alkoholismus werden können.

In Frankreich besteht kein Gesetz gegen den Alkoholismus. Nur eine Bestimmung vom 17. Juli 1881, die besagt, daß es den Bürgermeistern erlaubt ist, durch eine Verfügung zu bestimmen, in welcher Entfernung von Gotteshäusern, Kirchhöfen, Krankenhäusern und Schulen Wirtschaften eröffnet werden dürfen, hemmt die völlige Freiheit, daß jeder, der gewissen persönlichen Bedingungen genügt, eine Schankwirtschaft aufmachen kann. Man hat diese einschränkende Bestimmung neuerdings wieder in den Vordergrund geschoben, nachdem der vom Senat angenommene Gesetzentwurf, der eine kleine Verminderung der Schankstätten herbeiführen sollte, von der Deputiertenkammer verworfen worden ist. Das Freiheitssystem hat zu einem gewaltigen Anschwellen der Zahl der Wirtschaften geführt. Im Jahre 1881 betrug sie 393 000; im Jahre 1908 dagegen 477 640. Durchschnittlich kommt eine Wirtschaft auf 80 Einwohner. Frankreich marschiert, was den Alkoholkonsum angeht, seit Jahren an der Spitze aller Nationen — im Jahrfünft 1901—1905 betrug der durchschnittliche Verbrauch an absoluten Alkohol auf den Kopf der Bevölkerung 21,60 Liter, heute dürfte die Zahl von 30 Litern beinahe erreicht sein.

Die politische Macht der Schankwirte spielt in Frankreich eine gewichtige Rolle. Es ist darum fraglich, ob die Maßnahme von 1881 in der Praxis durchgeführt werden wird.

Der Senat hat ein Gesetz angenommen, das die Herstellung, den Transport und den Verkauf von Likören und Schnäpsen verbietet, die Thuion — den Extrakt der Tuja occidentalis (Lebensbaum) — enthalten. Er hofft damit die schlimmste Sorte des Absinths zu beseitigen.

In Deutschland, das die Eröffnung einer Schankstätte ebenso wie die Schweiz, Holland, auch England, von dem Nachweis eines Bedürfnisses abhängig macht, hat sich im Laufe der letzten Jahre wenig geändert. Allerdings sind Erwägungen im Gange, das Schankkonzessionswesen einer Reform zu unterziehen. Die Petition für die Einführung des Gemeindebestimmungsrechtes in Deutschland, die über 500 000 Unterschriften gefunden hatte, ist dem Reichskanzler als Material überwiesen worden. Besondere Beachtung verdienen die Vorschläge von Senatspräsident D. Dr. Dr. von Strauß und Torney zur Konzessionsreform. Von Strauß und Torney schlägt vor, eine Bestimmung zu erlassen, wonach jedes bei der Behörde eingehende Gesuch um Konzessionierung einer Schankstätte öffentlich bekanntgemacht würde mit der Maßgabe, daß Einsprüche gegen die Konzessionierung innerhalb einer festgesetzten Frist bei Vermeidung des Ausschlusses bei der Behörde schriftlich eingereicht oder mündlich zu Protokoll gegeben werden können. Auf diese Weise ist der „berechtigte Kern“ des Gemeindebestimmungsrechtes auf deutsche Verhältnisse übertragen. Auch Professor Dr. Trommershausens Vorschläge auf dem letzten internationalen Kongresse gegen den Alkoholismus in Mailand 1913 sind beachtenswert. Sie bewegen sich auf Linien, die der späteren Einführung des Gemeindebestimmungsrechtes in Deutschland keine Schwierigkeiten in den Weg legen, weshalb sowohl die „wahren Mäßigen“ wie radikale Abstinente den Vorschlägen zustimmen.

Luxemburg besitzt seit 1912 ein neues Schankstättengesetz. Für die Eröffnung einer Schankstätte ist eine Taxe von 200—300 Franken zu entrichten. Diese Summe wird verdoppelt, wenn in der betreffenden Gegend bereits auf 200 oder weniger Personen eine Schankstätte kommt. An Orten, in denen auf 150 Einwohner mehr als eine Wirtschaft besteht, darf keine neue Schankkonzession ausgegeben werden. Die Wirtschaften sind abends um 11 Uhr zu schließen und nicht vor 6 Uhr morgens zu öffnen. Erst von 7 Uhr ab dürfen alkoholische Getränke verkauft werden. Jungen Leuten unter 17 Jahren ist ohne Begleitung Erwachsener der Wirtshausbesuch überhaupt verboten. Ärgernis erregene Trunkenheit kann bestraft werden.

In England klagen die Alkoholgegner über den Stillstand der gesetzgeberischen Maschine. In England ist für den Verkauf geistiger Getränke im kleinen eine sogenannte richterliche Lizenz durch den Friedensrichter notwendig. Diese gilt nur für den Ausschank zum Verzehr an Ort und Stelle („on-license“) und für den Verkauf über die Straße („off-license“) und zudem nur für die Dauer eines Jahres. Wer geistige Getränke vertreiben will, hat neben dieser richterlichen Lizenz auch steuerbehördliche Lizenzen gegen Abgaben zu erwerben. Außer diesen Lizenzsteuern tragen die geistigen Getränke noch Akzisen und Zölle. — Im Jahre 1908 brachte das Oberhaus die sog. „English Licensing Bill“ zu Fall, die im Unterhaus mit 350 gegen 113 Stimmen angenommen worden war. Diese Bill bedeutete eine Verschärfung der alkoholgegnerischen Gesetzgebung. Heute stehen sich die gemäßigten Alkoholgegner, die für ein reformiertes Gothenburger System eintreten und die radikalen Alkoholgegner, die das Gemeindebestimmungsrecht fordern, schroff gegenüber. Es steht zu erwarten, daß das Jahr 1914 die Entscheidung bringen wird, die wohl, nach den Vorgängen in Schottland, den Radikalen den Sieg bringen wird.

In Schottland haben die Alkoholgegner einen beachtenswerten Sieg errungen. Seit Jahren kämpfen dort die verschiedenen Parteien um ein neues schottisches Schankgesetz. Im vorigen Jahr (1912) nahm das Unterhaus ein neues Schankgesetz an. Das Oberhaus verweigerte jedoch seine Zustimmung und machte verschiedene Änderungsvorschläge, die wiederum nicht die Billigung des Unterhauses fanden. Da nach der Verfassung von Schottland eine Vorlage auch dann Gesetz wird, wenn sie vom Unterhause in drei Jahren nacheinander immer wieder angenommen worden ist, bestand für das Oberhaus die Gefahr, daß es ausgeschaltet wurde. Die Vorlage wäre 1914 ohne das Oberhaus Gesetz geworden. Um das zu vermeiden, traten die beiden Kammern in erneute Verhandlungen ein, die zur Annahme der Temperance Act 1913 durch beide Häuser führten.

Das Gesetz besagt in seinen allerwichtigsten Punkten:

1. Die Bestimmungen des Gesetzes treten in der Hauptmasse am 1. Juni 1920 in Kraft.

2. Vom 1. Juni 1920 ab sind Abstimmungen der stimmberechtigten Wähler über die Frage der Beibehaltung, der Verminderung oder der Aufhebung der Schankwirtschaften zulässig.

3. Eine Abstimmung muß stattfinden, wenn sie von mindestens 10 % der stimmberechtigten Bürger der Gemeinde verlangt wird.

4. Die stimmberechtigten Bürger haben sich zu drei Fragen zu äußern: a) Soll der augenblickliche Zustand beibehalten werden; b) soll die Zahl der Wirtschaften vermindert werden und c) sollen sämtliche Wirtschaften geschlossen werden.

Frage a wird durch einfache Stimmenmehrheit der abgegebenen Stimmen entschieden; Frage b durch einfache Mehrheit der abgegebenen Stimmen und 35 % der stimmberechtigten Wähler und Frage c durch 55 % der abgegebenen Stimmen und 35 % der stimmberechtigten Bürger.

Die Wähler sollen immer nur für eine Frage stimmen. Hat ein Wähler für das Verbot gestimmt und dieses tritt nicht in Kraft, ist seine Stimme zu denen für die Verminderung der Schankstätten zu zählen. Am Tage der Abstimmung müssen alle Wirtschaften geschlossen sein. Eine Entschädigung der Besitzer der aufgehobenen Wirtschaften findet nicht statt! Das Gesetz schränkt ferner das Klubwesen ein und bestimmt die Eröffnungsstunde der Wirtschaften von vorher 8 Uhr morgens auf 10 Uhr morgens.

Wir haben es hier mit einem Gemeindebestimmungsrechte zu tun, wie es z. B. auch in den australischen Staaten in Gebrauch ist.

Die klassischen Länder des Kontinents für alkoholgegnerische Gesetzgebung sind die nordischen Reiche. In Dänemark ist nach 9jährigen Verhandlungen 1912 ein neues Schankgesetz in Kraft getreten, das den Amtsräten die Erteilung von Konzessionen auf Vorschlag der untergeordneten kommunalen Behörden zuweist. Die oberen Behörden können demgemäß nur Konzessionen erteilen, wenn die kommunalen Behörden Vorschläge unterbreiten. In Streitfällen entscheidet der Minister des Innern. Alkoholfreie Wirtschaften bedürfen nach dem Gesetz der Konzession. Automatenverkauf ist völlig untersagt. Die Konzessionen laufen auf bestimmte Fristen, in der Regel auf 5 Jahre. Die Zahl der Wirtschaften ist festgelegt. Das Gesetz bestimmt, daß auf 350 Einwohner höchstens eine Wirtschaft kommen darf. An Jugendliche unter 16 Jahren dürfen keinerlei alkoholische Getränke verabreicht werden. In der Praxis ist das Alter bereits auf 18 Jahre erhöht worden. Das Gesetz wird von den Alkoholgegnern als gute Handhabe ge-

schätzt um so mehr, als das gegenwärtige demokratische Ministerium in zweifelhaften Fällen Abstimmungen von Männern und Frauen über neue Konzessionen zuläßt. Island besitzt bekanntlich seit dem 1. Januar 1913 das vollständige Verbot der Einfuhr, der Herstellung und des Verkaufs aller alkoholhaltigen Getränke, die mehr wie 2½ % Alkohol enthalten. Erst 1914 werden jedoch die heute noch bestehenden Konzessionen ablaufen. Island ist in Europa der einzige Teilstaat, der das Alkoholverbot, wenigstens für alle stärkeren alkoholhaltigen Getränke, eingeführt hat.

Norwegen, das seit den Jahren 1894 und 1904 ein verbessertes Gothenburger System besitzt und dessen Storthingsmitglieder über die Hälfte zu den Totalisten gerechnet werden, die also das Landesalkoholverbot herbeiwünschen, hat ein Gesetz angenommen, das dem reisenden Publikum verbietet, Getränke mit mehr als $2^1/_4$ % Alkoholgehalt in die Eisenbahn mitzunehmen oder im Abteil zu genießen. Der § 1 des Gesetzes vom 31. Juli 1912 betreffend die Verhinderung des ungesetzlichen heimlichen Verkaufs von alkoholischen Getränken lautet: „Der König kann bestimmen, daß die Bewirtung mit Essen und Getränken innerhalb einer Gemeinde oder in näher bezeichneten Teilen derselben während des ganzen Jahres oder eines bestimmten Teiles desselben Gegenstand der Bewilligung sein soll, wenn ein diesbezüglicher Antrag seitens der Gemeindeverwaltung gestellt wird und dies infolge besonderer Umstände zur Verhinderung des ungesetzlichen, geheimen Verkaufs von alkoholischen Getränken als erforderlich erscheint." Nach § 8 des Gesetzes ist die Mindeststrafe für ungesetzlichen Ausschank oder Verkauf von Branntwein 100, von Bier, Wein, Fruchtwein oder Met 50 Kronen. — Die Volksstimmung neigt sich in Norwegen mehr und mehr dem Verbot zu. Im Jahre 1912 wurde von der Regierung eine Kommission eingesetzt, die die Frage prüfen soll. Wahrscheinlich wird im Jahre 1914 der Bericht der Kommission erscheinen.

In Schweden hat die alkoholgegnerische Gesetzgebung erfreuliche Fortschritte aufzuweisen. Zwei wichtige Gesetze sind 1913 angenommen worden, die der Aufgabe dienen, den Alkoholismus einzudämmen. Das schwedische Gesetz zur Behandlung von Trunksüchtigen besagte, daß Personen, die infolge von Trunksucht nicht in der Lage sind, für sich selbst zu sorgen und ihr Vermögen und ihr Einkommen zu verwalten, entmündigt werden können. Der Vormund war aber — im Gegensatz zu Deutschland — nicht befugt, den Trinker gegen seinen Willen in einer Trinkerheilanstalt unterzubringen. Diesem Mangel hilft das neue Gesetz ab. Allerdings erhält nicht der Vormund die Befugnis zur Internierung, sondern ein besonderer kommunaler Ausschluß, der sog. Nüchternheitsausschuß. Bevor die Internierung verfügt wird, soll der Ausschuß versuchen, den Trinker im guten zu einem nüchternen Leben zurückzuführen.

Bisher ist der Gewinn des Gemeinwesens aus dem Handel mit alkoholhaltigen Getränken — nach dem in Schweden herrschenden Gothenburger Sysem — verteilt worden an: 1. Städte, in denen Gesellschaften nach dem Gothenburger Systeme zum Verkauf geistiger Getränke bestehen, 2. die Provinzialvertretungen, 3. die landwirtschaftlichen Vereine — eine Art Landwirtschaftskammern —, 4. die Kommunen nach ihrer Einwohnerzahl, 5. die alkoholgegnerischen Organisationen zum Zwecke der Bekämpfung des Alkoholismus. Das neue Gesetz hat die Absicht, den Staat und die Kommunen von den Alkoholeinnahmen unabhängig zu machen. Der gesamte Gewinn fließt in Zukunft in die Staatskasse. Damit ein plötzlicher Ausfall keine Störungen in der Finanzwirtschaft der Korporationen hervorruft, ge-

währt der Staat den Landesvertretungen, den landwirtschaftlichen Vereinen und den alkoholgegnerischen Vereinen Zuschüsse. Die Städte erhalten wie die Kommunen Zuschüsse. Diese nehmen allerdings für die Städte von Jahr zu Jahr ab, um 1935 ganz aufzuhören. Um den Staat davor zu schützen, seinen Etat auf den Alkoholeinnahmen aufzubauen, bestimmt das Gesetz, — daß nur ein ganz bestimmter Betrag — 41.900.000 Kronen — für den Etat aus diesen Einnahmen verwandt werden darf. Der Rest fließt in einen Sammelfonds. Dieser soll dazu dienen, die notwendigen Geldmittel zur Verfügung zu haben, wenn je in Schweden eine vollständige Regelung des gesamten Alkoholgewerbes im Sinne des Totalverbotes vorgenommen würde.

Das System Ivan Bratts hat in Schweden die Gemüter der Alkoholgegner beider Lager stark erregt. Dr. Ivan Bratt hat eine Reihe von guten Maßnahmen vorgeschlagen, um die bestehenden Schäden des in Schweden herrschenden Gothenburger Systems auszumerzen. Diese Maßnahmen gipfeln in der Bestimmung, daß jedem Alkoholkonsumenten ein Konto aufgemacht wird. Der Konsument erhält ein Scheckbuch, dessen einzelne Scheine eine bestimmte Menge alkoholischer Getränke repräsentieren. Diese Schecks müssen beim Kaufe von alkoholischen Getränken vorgelegt und abgegeben werden. Durch diese Maßnahme, die noch durch viele zum Teil verwickelte Bestimmungen umgeben ist, wird der Konsum jedes Bürgers unter Kontrolle genommen.

Die Ideen Bratts finden die Zustimmung der gemäßigten Alkoholgegner, während die radikalen Kreise in ihnen eine Verschleppung der schärferen alkoholgegnerischen Gesetzgebung zu sehen glauben. Bratts Vorschläge schließen u. a. auch die Einsetzung einer Kommission zur Bekämpfung des Alkoholismus, die Errichtung alkoholfreier Speisehäuser, Verkürzung der Schankzeit und Verminderung der Zahl der Schankstellen ein.

Bratt hat nun in letzter Zeit in Stockholm eine Gesellschaft ins Leben gerufen, die versuchen will, seine Vorschläge auch unter den bestehenden Gesetzen zu verwirklichen. Die Gesellschaft ist eine „Monopolbolag", d. h. eine Gesellschaft, die den gesamten Kleinverkauf in Stockholm allein in der Hand behält. Die Konzession ist ihr für 1914—1916 bereits erteilt.

Auch in den südlichen Ländern Europas regt sich der Wille, den Alkoholismus einzudämmen. I t a l i e n besitzt seit dem Juni 1913 ein Gesetz gegen den Alkoholismus, dessen wichtigste Bestimmungen lauten:

1. Gastwirtschaften, in denen alkoholische Getränke mit mehr als 21 % Alkohol verkauft werden, bedürfen einer besonderen Erlaubnis vom Regierungsstatthalter. Diese Erlaubnis darf nie Militärkantinen, Kantinen in Gefängnissen, Arbeitshäusern usw. erteilt werden. Diese Erlaubnis läuft mit dem 1. Januar des kommenden Jahres ab und muß alsdann erneuert werden.

2. Gastwirtschaften, die Getränke mit mehr als 21 % Alkohol verschänken, müssen an Wahl- und Feiertagen geschlossen sein.

3. Kindern unter 16 Jahren, Trunksüchtigen und Geisteskranken darf bei hohen Strafen kein Alkohol verschänkt werden.

4. Die Herstellung, die Einfuhr, die Auslage aller Getränke, die man mit Absinth bezeichnet, ist verboten.

5. In Schankwirtschaften darf weder Arbeit vermittelt noch Lohn ausgezahlt werden.

6. In allen Orten, in denen mehr als eine Schänke auf 500 Einwohner kommt, darf eine neue Konzession nicht erteilt werden. Ausgenommen sind die Weinbauer, die ihren eigenen Wein ausschänken.

7. Personen, die zweimal wegen Trunksucht oder wegen in der Trunkenheit begangener Vergehen bestraft worden sind, verlieren für 5 Jahre ihr Wahlrecht und werden für dieselbe Zeit aus der Geschworenenliste gestrichen.

Das Gesetz richtet sich also in erster Linie gegen den Schnaps. Der Wein- und Bierverkauf wird kaum durch diese Maßnahmen eingeschränkt werden. Von besonderem Interesse sind die Bestimmungen zum Schutze der Jugendlichen und das Absinthverbot.

In Serbien hat die Skuptschina ein Gesetz einstimmig angenommen, daß von dem Gedanken ausgeht, die Zahl der Schankstätten durch hohe Gebühren einzuschränken. Dieses System der „High-Licenses" ist insbesondere in den Vereinigten Staaten beliebt. Fast alle Staaten, die nicht das absolute Verbot besitzen, erheben für die Eröffnung einer Schankstätte überaus hohe Gebühren. In Serbien hat man das Gesetz geschaffen, um den Alkoholismus einzudämmen. Der Erfolg des Gesetzes war das Eingehen zahlreicher Wirtschaften.

Rumänien besitzt gleichfalls wie Serbien seit einigen Jahren ein Gesetz gegen den Alkoholismus. Das Alkoholverkaufsrecht und die Wirtschaftsführung gibt das Gesetz den Gemeinden. Der Gewinn aus dem Alkoholhandel kommt ausschließlich gemeinnützigen Zwecken zu Gute. (Kirchen, Schulen, Krankenhäusern, Volksaufklärung, Volksbibliotheken, Lese- und Hörsäle u. s. f.) Über die Schließung und Eröffnung von Schankstätten entscheidet der ländliche Gemeinderat. In erster Linie wendet sich das Gesetz gegen den Alkoholismus in Dörfern. Die Resultate des Gesetzes sind nach den vorliegenden Berichten gute zu nennen.

In der Schweiz ist am 5. Juli 1910 das Absinthverbot in Kraft getreten, nachdem es am 5. Juli 1909 mit 241 078 Stimmen gegen 138 669 durch öffentliche Abstimmung beschlossen worden war. Seit dieser Zeit ruht die gesetzgeberische Tätigkeit. Es wird über mangelhafte Durchführung des Gesetzes geklagt.

Wir stehen am Ende des Rundblicks über die gesetzgeberischen Maßnahmen gegen den Alkoholismus aus den letzten Jahren, so weit Europa in Frage kommt. Eine Fülle von wertvollen und mannigfaltigen Anregungen, die uns aus den verschiedenen Gesetzesmaßnahmen entgegentreten! Ein kurzer Blick auf die Vereinigten Staaten möge die Übersicht abschließen.

Noch in den letzten Tagen der Präsidentschaft Tafts ist in den Vereinigten Staaten die Kenyon-Sheppard-Webb-Bill angenommen worden. Die Annahme des Gesetzes bedeutet den Anfang der letzten Periode des großen Krieges zwischen Alkoholproduzenten und Alkoholgegnern, so schreibt unter anderem die Brewer's Review. Denn diese Bill unterwirft kurz und bündig alle alkoholhaltigen Getränke den Gesetzen derjenigen Staaten oder Gebiete oder Städte, in die sie eingeführt werden, ganz als ob die eingeführten Getränke im Staate selber erzeugt worden wären. Bisher war es den Staaten der Union nur möglich, die Herstellung und den Verkauf der Alkoholika zu verbieten. Ein jeder Anwohner konnte sich also ganz nach seinem Belieben von einem anderen Staate, in dem die Herstellung und der Verkauf nicht verboten war, alkoholische Getränke kommen lassen. Ja, sogar Sendungen an Winkelwirte konnten auf Grund der bisher bestehenden Bestimmungen nicht beschlagnahmt werden. Jetzt erst ist den einzelnen Staaten die Möglichkeit geboten, tatsächlich jeden Alkoholgenuß im Lande zu unterbinden. Trockene Staaten kann es im wahren Sinne des Wortes erst seit der Annahme des neuen Gesetzes geben.

Interessant ist die Tatsache, daß Taft das Gesetz nicht unterzeichnen wollte, trotzdem beide Häuser das Gesetz mit großer Mehrheit angenommen hatten. Durch das Veto von Taft war es notwendig, das Gesetz zum zweiten Male anzunehmen, und zwar mit Zweidrittelmehrheit und durch beide Häuser. Erst durch diese erneute Abstimmung — 26 Stunden nach dem Veto stimmte der Senat mit 63 gegen 21 Stimmen und das Abgeordnetenhaus mit 246 gegen 95 Stimmen für das Gesetz — wurde die Vorlage endgültig gegen das Veto angenommen.

Auch das Absinthverbot hat in den Vereinigten Staaten Fuß gefaßt. Vom 1. Januar 1912 ab durfte in den Vereinigten Staaten kein Absinth mehr verkauft werden. Vom 1. Oktober 1913 ab ist nunmehr auch die Einfuhr von Absinth verboten.



GRETE BRODA: DEUTSCHLAND IM KAMPF GEGEN DIE TUBERKULOSE ALS VOLKSKRANKHEIT.

EUTSCHLAND marschiert in Wohlfahrtsbestrebungen an der Spitze der Nationen und auch seine Tuberkulosebekämpfung hat nicht ihresgleichen. Den ungeheuren Kraftaufwendungen, die das deutsche Volk in dieser Richtung macht, sollten allerdings die größten Erfolge zum Lohne werden, d. h., es sollte auf Grund all der unermüdlichen Leistungen ein Zeitpunkt bestimmt werden können, an dem diese furchtbare Volksseuche von den deutschen Gauen getilgt sein würde. Dies muß das letzte Ziel jedes rationellen Seuchenkampfes sein.

Aber auf dem eingeschlagenen Wege ist es nicht zu erreichen. Wieso, das hat Frau Sophie Fuchs-Wolfring, die bekannte Bakteriologin, in minutiöser Detailarbeit in zwei kürzlich erschienenen Broschüren „Zur Bekämpfung der Volks-Tuberkulose" mit reichem, statistischem Belegmaterial dargelegt. Im folgenden soll über diese Gesichtspunkte an Hand des reichen Ziffern- und Datenmaterials der genannten Studien referiert werden *).

* * *

Im Jahre 1910 waren in Deutschland wegen Lungentuberkulose in ständiger (Heilstätten-)Behandlung:

Männer	27 357
Frauen.........	13 905
Zusammen:	41 262.

Die Behandlung dieser 41 262 Patienten kostete 17 416 030 Mk. Die Behandlungskosten pro Person belaufen sich durchschnittlich bei Männern auf 404,30 M., bei Frauen auf 336 M. Eine behandelte Person kostete durchschnittlich 381,86 M. Die Behandlung dauerte durchschnitt-

*) Als Quellen dienten den beiden Schriften vornehmlich die Berichte des Deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose und die Statistiken des Reichsversicherungsamtes.

lich 70 Tage. Während seit 1897 die Kosten für Heilbehandlung aller übrigen Krankheiten wie 1 : 9 anwuchsen, vermehrten sich die der Heilstättentuberkulosebekämpfung wie 1 : 17. Nach der Heilstättenkur zeigten 6 % normalen Lungenbefund und 12 % gebesserten Lungenbefund, da sie in ein leichteres Stadium kamen. Auf jede mittels Heilstättenkur „geheilte“ Lunge eines deutschen Versicherungspflichtigen kommt somit ein Kostenaufwand von 7364 M.; zählt man die 12 % gebesserten Lungen als Erfolge, so kommt jeder Erfolg in puncto Besserung des objektiven Lungenbefundes auf 2324 M. Bekannt ist, daß die Statistik der Dauererfolge Hand in Hand geht mit der Statistik der Erfolge in puncto Verschwindens der Tuberkelbazillen aus dem Sputum; und gerade die Bazillenträger sind ja das sozial am gefährlichsten wirkende Element, da sie die Seuche in großem Maßstab verbreiten.

Nun geht aus den meisten, sich auf einige Jahre erstreckenden Statistiken hervor, daß nur ungefähr 40 % der Heilstättenpatienten beim Eintritt überhaupt Tuberkelbazillen im Sputum zeigen. Von diesen verlieren durch die Heilstättenbehandlung 12 — 22 % ihre Bazillen, je nach der Schwere des Krankenmaterials (durchschnittlich 20 %).

Dieser Erfolg wird erreicht mit einem Kostenaufwand von 6 112 000 M. Verteilt man diese Summe auf die 3200 Personen, die tatsächlich ihre Bazillen verloren haben, so kostete jeder Erfolg 1910 M.

Nach amtlicher Schätzung leben in Deutschland 800 000 Bazillenträger; gesetzt den Fall, daß alle Kranken von ihren Bazillen befreit werden sollten, so würde man bei der heutigen Heilstättenbehandlung jährlich 1 528 000 000 M. brauchen, d. h. 1½ Milliarden.

In Wirklichkeit liegen die deutschen Erfolge so: Mit einer Ausgabe von 17 416 030 M. werden von den 800 000 Bazillenträgern nur 3200 = 0,4 % für ihre Umgebung unschädlich gemacht ! ! ! Im Jahre 1903 sind aber in Berlin allein 700 Phtisiker gestorben, welche bis zum Tode in einem Zimmer mit 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 und mehr Personen schliefen.

* * *

Man versuchte jahrelang den Heilstätten wenigstens einen großen wirtschaftlichen Nutzen zuzuschreiben, weil angeblich zahlreichen Arbeitern ihre Erwerbsfähigkeit erhalten bleibe, wodurch nicht nur Invalidenrenten gespart würden, sondern auch den Familien große materielle Vorteile zugute kämen. Mit der vollen Arbeitsfähigkeit solcher aus Heilstätten Entlassener ist es aber leider nicht so glänzend bestellt. Fast niemals erlangt ein solcher Geheilter seine volle Arbeitskraft zurück, er wird wirtschaftlich immer minderwertig sein und kann die volle Arbeit höchstens bei bedeutender Überspannung der Kräfte leisten. Oft ist er nach Jahresfrist wieder so krank, daß die abermalige Entsendung in die Heilstätte erwogen werden muß. Und so ist es auch nicht gelungen, die enorme und unverhältnismäßige Zunahme an Invalidenrentenzahlung in den letzten 13 Jahren zu verhindern, die, wie statistisch nachgewiesen, in erster Linie durch Tuberkulose bedingt wird. In bezug auf die Kosten der Heilbehandlung einerseits und die Zahlung von Invalidenrenten andererseits enthält die Statistik des Reichsversicherungsamtes folgende Daten:

Im Jahre 1897 belief sich die Zahl der versicherungspflichtigen Bevölke-

rung *) in Deutschland auf 11 813 259 Personen. Im Jahre 1910 wuchs dieselbe auf 14 631 390 an, d. i. in 13 Jahren um 2 818 131.

Im Jahre 1897 wurde an Invalidenrenten in Deutschland die Summe von 54 617 290 M. gezahlt. Wenn die Invalidität in Deutschland proportional dem Zuwachs der Versicherungspflichtigen fortgeschritten wäre, dann müßten bei ungefähr gleicher Morbidität im Deutschen Reich in den 13 Jahren im Jahre 1910 an Invalidenrenten etwa 68 Mill. M. gezahlt worden sein. In Wirklichkeit sieht es damit aber wesentlich anders aus. Hier einige Vergleichsdaten:

	Versicherungspfl. Bevölkerung	Zahl der Behandelten	Gesamtkosten der Behandlung ℳ	Invalidenrenten ℳ
1897	11 813 259	10 564	2 011 149	54 617 290
1910	14 631 390	114 310	26 593 569	164 115 955

Diesem entspricht auch das falsche Verhältnis von Einnahmen und Ausgaben der Versicherungsanstalten, deren Heilbehandlungskosten sich nun auf 93 % der Einnahmen stellen, gegenüber 50 % im Jahre 1897. Sollte es in der gleichen Proportion weiterschreiten, dann scheint ein Defizit der Landes-Versicherungs-Anstalten unvermeidlich.

Auch in maßgebenden Kreisen Deutschlands wird immer mehr über die Bedeutung der Heilstätten geschwiegen und die Notwendigkeit der Fürsorgestellen, der Tuberkulin-Nachbehandlung usw. hervorgehoben.

* * *

Welche Mittel stehen uns im Kampf gegen die Volkstuberkulose zur Verfügung?

Als erste Bedingung zur Ausrottung einer Seuche gilt, daß man die Quelle der Infektion verstopfe. Was nützt eine Behandlung, wenn ein Land immer wieder einen überwiegenden Nachschub von Infizierten aufweist? Auf ein Individuum, das man für eine mehr oder minder lange Zeit unschädlich macht, kommen fast 50 Menschen, welche ungehindert die Tuberkulose weiter verbreiten!

Die zweite Bedingung zu einem erfolgreichen Seuchenkampf ist die allgemeine Einführung der spezifischen Therapie, und zwar gleich zu Beginn der Erkrankung, wo dieselbe noch ambulant, ohne großen Kostenaufwand und meist ohne Berufsstörung durchgeführt werden kann.

Welche spezifischen Heilstoffe kommen bei einer Massenanwendung in Betracht?

Wir besitzen neben einem aktiv immunisierenden Heilstoff, dem Tuberkulin, das bereits eine 22jährige Geschichte hinter sich hat, auch passiv oder, besser gesagt, passiv-aktiv immunisierende Präparate, wie verschiedene Immunsera, und in den letzteren Jahren das Karl Spenglersche Immunblut (I.-K.). Es hat vor dem Immunserum **) den Vorzug, daß es unbegrenzt haltbar, gut dosierbar und im Gebrauch außerordentlich billig ist, somit für die Behandlung der Massen besonders geeignet erscheint.

Wenn Tuberkulin, trotz seiner Weltberühmtheit und der vielen erfolgreichen Kämpfe, die von seinen Anhängern geführt wurden, um es wieder

*) Personen, welche das Recht auf Invalidenrente und auf Heilbehandlung besitzen.

**) Nach Prof. Wein.

„modern“ zu machen, nicht jene allgemeine Verbreitung gefunden hat, wie die erschreckende Tuberkulosemorbidität eigentlich verlangte, so liegt der Grund hauptsächlich darin, daß Tuberkulin nur in den Händen von geübten und mit der Therapie vertrauten Ärzten gute Resultate liefert. Außerdem stellt das Tuberkulin bekanntlich zahlreiche Kontraindikationen auf. Ein großer Teil der Ärztewelt ließ sich dadurch von ihm abschrecken, und wir müssen daher jedes neue Spezifikum, welches einen erfolgreichen Kampf mit der Tuberkulose ermöglicht, willkommen heißen.

Dem passiv-aktiv immunisierenden Immunblut von Karl Spengler, dessen publizierte Beobachtungen sich schon auf einige tausend Fälle erstrecken, ist ein solcher Wert beizumessen. Über seine Darstellungs- und Gebrauchsweise finden sich ausführliche Angaben in den letzten Abhandlungen Karl Spenglers 1911 *).

I.-K. kann vermöge seiner antitoxischen Wirkung auch an schwer Kranken, Fiebernden angewendet werden, ohne Kontraindikationen zu haben. Es bezieht also von vornherein in seinen Wirkungskreis noch viel mehr Krankenmaterial, als jedes andere Tuberkuloseheilmittel: Tuberkulin und Immunblut gemeinsam sind berufen, die Lücken der bloßen Heilstättenbehandlung zu füllen. Bei genauem Studium der Ziffern ist es unzweifelhaft, daß mit Hilfe der spezifischen Therapie des Tuberkulins einerseits und des I.-K. andererseits mindestens dreimal soviel Tuberkulöse bazillenfrei gemacht werden können, als mit dem hygienisch-diätischen Regime allein.

Nehmen wir an, es würden alle Heilstättenpatienten des Deutschen Reiches spezifisch behandelt; statt 20—30 % mit Tuberkelbazillenverlust würde man je nach der Schwere des Krankenmaterials 60—90 % der bazillären Kranken in abazilläre umwandeln. Es würden mit dem gleichen Geldaufwande wie heute und beim gleichen Krankenmaterial statt 3200 Menschen 9600 von den Tuberkelbazillen befreit. Somit würde jeder Tuberkelbazillenverlust eines Heilstättenpatienten dann statt 1910 M. nur mehr 635 M. kosten. Der gleiche Erfolg in dieser Beziehung, der heute mit einer Jahresausgabe von 6 112 000 M. erreicht wird (16 000 384) würde bei der spez. Behandlung in der Heilstätte 2 032 000 M. kosten. Der weitere indirekte Nutzen (Dauererfolg, Verminderung der Ansteckungsgefahr usw.) wäre dabei gar nicht abzuschätzen.

Professor Mitulescu **) hat eine interessante Statistik über die Erfolge der spezif. Therapie bei ambulanten Patienten publiziert. Mit Hilfe des Tuberkulins konnte er 1907 und 1908 70 resp. 64 % seiner Kranken des ersten Stadiums heilen. Im Jahre 1909 wendete er neben Tuberkulin auch I.-K. an. Die Heilerfolge beliefen sich jetzt auf 93,5 % bei den Fällen des ersten Stadiums, d. h., sie waren um etwa 30 % höher als mit Tuberkulin allein ***). Aus dieser Veröffentlichung geht wieder deutlich hervor, das man Fälle des ersten Stadiums besonders mit Hilfe der spez. Tuberkulin- und I.-K.-Therapie ambulatorisch behandeln und auch heilen könne, und zwar weit einfacher und billiger als in der Heilstätte. Wo bleibt da der Wert der Heilstätte gegenüber der spezifischen Behandlung?

---

*) Karl Spengler, Tuberkulose- und Syphilis-Arbeiten. Davos, Erfurtscher Verlag 1911.

**) Zeitschrift für Tuberkulose Bd. XV. H. 5.

***) In den deutschen Heilstätten werden bekanntlich nur 10 % der Fälle des ersten Stadiums geheilt entlassen.

Es gehören laut Statistik des Reichs-Versicherungs-Amtes 54 % der Heilstättenpatienten dem ersten Stadium an. Diese Kranken, die meist noch arbeitsfähig sind und daher im Beruf ambulatorisch spezifisch behandelt werden könnten, kosten in den Heilstätten über 8 Mill. M. und nehmen jährlich über 20 000 Plätze ein. Welche enorme Ersparnis, wenn diese Fälle ambulant geheilt würden! Und welche Vorteile weiter, wenn den Bazillenspuckern, resp. Infektionsverbreitern diese vakanten Plätze reserviert wären!

Die „nichtständige" Behandlung kostet, laut Reichsversicherungsamt 50 M. pro Person. Bei 20 000 Kranken würde also die ambulatorisch-spez. Behandlung statt 8 Millionen nur etwa 1 Million M. kosten. Somit könnte man an den Fällen des erten Stadiums allein 7 Millionen M. jährlich ersparen und mit dem gleichen Geldaufwande wie heute nicht 16 000, sondern 36 000 Infektionsverbreiter zeitweise aus ihrer Umgebung herausreißen. Von diesen 36 000 würden wiederum mit Hilfe der spez. Therapie in der Heilstätte, statt etwa 20 %, 60 % von ihren Tuberkelbazillen befreit; somit könnten von den 36 000 eintretenden Infektionsverbreitern 21 000 die Heilstätten bazillenfrei verlassen (statt etwa 3200 wie heute) und dies mit dem gleichen Geldaufwande wie heute. Dieses Rechenexempel berücksichtigt ebenfalls nur die direkten, in die Augen springenden materiellen Vorteile der spez. Therapie, die indirekten würden deutlich genug zum Vorschein kommen, wenn das System einige Jahre gedauert hätte.

Schon vor 14 Jahren sagte Professor Petruschky in Danzig: „Wenn es gelingen könnte, mehr und mehr die Frühstadien der Erkrankung, besonders die sogen. ‚skrophulösen' Formen zur Behandlung zu bekommen, dann wäre uns die richtige Handhabe gegeben." Weiter sagt er: Diese Bekämpfung der Krankheit im latenten Zustand — ambulatorisch, ohne Berufsstörung— ist eine erste Forderung des Antituberkulosekampfes. Es gilt, die F a m i l i e n der in Behandlung stehenden Tuberkulösen aufzusuchen und präventiv zu immunisieren, denn fast immer sind sie schon infiziert, wenn die „Fürsorge" einsetzt oder der Wohnungsreformer eines dieser Nester des Jammers aushebt. Allzusehr ist weiten Laienkreisen der Optimismus suggeriert worden, als könne man mit „Walderholung", „Landaufenthalt" u. dgl. Tuberkulose heilen. Das Ausspielen dieser kräftigenden U n t e r s t ü t z u n g s m i t t e l der Therapie g e g e n die spezifische Therapie (anstatt ein Zusammenwirken beider zu erstreben) ist einer der schwersten Fehler, der in der Tuberkulosebekämpfung gemacht werden kann.

Zur Behandlung der offenen Tuberkulose müssen sich bestimmte Zentren heranbilden, ähnlich wie für die Pasteursche Wutbehandlung, nur viel zahlreicher. Soweit Petruschky.

Und Sophie v. Wolfring bemerkt hierzu: Es wird für die Eingeweihten immer klarer, daß eine erfolgreiche spezifische Massenbehandlung nur dann möglich ist, wenn die Ärzte im Gebrauch der spezifischen Mittel b e w a n d e r t sind. Leider wird die spezifische Therapie an den Universitäten nicht doziert. Infolgedessen kommen die Ärzte theoretisch unvorbereitet in die Praxis, wodurch sich die entmutigenden Resultate der spezifischen Heilmittel bei vielen Ärzten erklären. Nur wenn die Ärzte im großen und ganzen mit den Methoden vertraut sind, können wir auf Erfolg rechnen.

Um dieses Ziel zu erreichen, erscheint das P r o g r e s s i v s y s t e m der Ärzteschulung, welches von Karl Spengler empfohlen wurde, besonders beachtenswert. Es besteht darin, daß eine Anzahl von z. B. zehn Ärzten in der spezifischen Therapie ausgebildet wird mit dem Auftrage, ihrerseits

wieder eine gewisse Anzahl Ärzte zu unterrichten. Die so Unterrichteten unterrichten neuerdings andere und binnen kurzem ist das ganze Reich mit einem mehr oder weniger dichten Netz geschulter Praktiker überzogen.

Auf dem von den Heilstätten betretenen Weg der Heilung der allerfrühesten Stadien, ohne Rücksicht auf die infektiösen, vorgerückteren Formen (hat Karl Spengler ausgerechnet) wäre die Tuberkulose in etwa 14 Jahren aus einem Volke, aber nur mit immensen Kosten *) auszurotten, wenn man mit der jährlichen Heilung so vieler Fälle von Frühformen beginnen würde, als tödliche Infektionen jedes Jahr gelegt werden: wei ldadurch die Zufuhr zum Bestand infektiöser Kranker abgeschnitten wäre.

In Deutschland müßte sich die Zahl der Heilungen im ersten Jahr auf 87 000 Fälle erstrecken. Dann würde die Zahl der notwendigen Heilungen in den folgenden Jahren kontinuierlich abnehmen, und der Bestand an infektiös unheilbaren Kranken in der Höhe von 1 200 000 verminderte sich jährlich durch 7,25 % Sterbefälle.

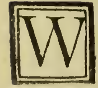
Bei jährlicher Heilung nur eines Bruchteiles der 87 000 den tödlichen Keim der Krankheit tragenden Frühfällen würde die Zahl der jährlichen tödlichen Infektionen die Heilungszahl immer wieder übertreffen, so daß eine Ausrottung der Krankheit auf diesem Wege unmöglich wäre: Eine Seuche, die sich geometrisch progressiv verbreitet, durch additionelle Heilung ausrotten wollen, hieße den Flußlauf ausschöpfen, um die Quelle zum Versiegen zu bringen.

Karl Spengler schlägt in Hinsicht des deutschen Problems vor: Man beginne mit der Behandlung und Heilung so vieler wirklich infektiöser Kranker, als Heilstättenbetten disponibel sind. In den zahlreichen Kliniken und Polikliniken des Deutschen Reiches und durch Privatärzte, die in der Phtiseotherapie, speziell der spezifischen Therapie, sich unterrichteten, würden leicht über 10—20 000 tuberkulöse Initialfälle jährlich geheilt werden können.

Initialphtisiker, die ganz wenig Sputum produzieren, etwa 1—2mal täglich, und reinlich damit umgehen, sind als harmlose Kranke aufzufassen und dürfen ruhig ambulant und poliklinisch behandelt werden. Wenn dann noch der wiederholt geäußerte Gedanke realisiert würde, für die schweren Kranken besondere Stätten zu errichten, dürfte der Kampf gegen die Tuberkulose innerhalb von zwei Dezennien ohne übermäßige Kosten mit einer Ausrottung der Krankheit als Volksseuche enden.



CHRONIK


WOHNUNGSHYGIENE in Wien: Die Wiener Polizeibehörde hat sich entschlossen, der Wohnungsnot, die auf ihren Beamten und Unterbeamten wie übrigens auf der gesamten Wiener Bevölkerung lastet,

*) Da jede Heilstättenheilung 7364 Mk. kostet, so würde man 290 668 000 Mk. jährlich brauchen um 87 000 Tuberkulöse zu heilen, d. h. um 100 Millionen Mk. mehr als die Gesamteinnahmen der Versicherungsanstalten aus Beiträgen.

durch Errichtung einer eigenen Häusergruppe abzuhelfen. Dieselbe erhebt sich auf einem freien Terrain, das bisher als Exerzierplatz der Wiener Garnison diente und von der Regierung im Sinne eines neuen österreichischen Gesetzes auf 60 Jahre zum Baurechtszins zur Verfügung gestellt wurde, im ganzen 10 000 Quadratmeter.

Die Häuser sind miteinander zu einem Riesenbau verbunden, der 16 Treppen und 16 Tore und einen großen Innenhof von 6000 Quadratmeter Fläche umfaßt. Sträucher, Parterres, Promenadenwege und ein Spielplatz geben ihm den Charakter eines Gartens, der nicht nur als Luftreservoir dient, sondern auch einen angenehmen Aufenthalt bietet.

Der Bau wird nach seiner Vollendung 350 Kleinwohnnungen umfassen und 1200 Menschen beherbergen können; 161 dieser Wohnungen werden bereits bewohnt, während in anderen Teilen des Baues noch an Balkonen und Innenausstattung gearbeitet wird.

Da die Wohnungen für Familien niedrigen Einkommens bestimmt sind, so mußte der Zins sehr niedrig gehalten werden, zwischen 312 und 720 Kronen pro Jahr.

Für die erstere Summe wird eine Wohnküche und ein Zimmer abgegeben; 2 Zimmer mit Küche kosten 350 Kronen im Jahr; die Wohnungen zu 720 Kronen sind durchaus geräumig und für Oberbeamte bestimmt.

Die Mieter erhalten außer diesen eigenen Wohnungen auch das Benutzungsrecht an einer großen Reihe von Gesellschaftsräumen. Im Parterre ist ein Kindergartensaal eingerichtet, wo die Jüngsten im Winter unter Leitung einer Kindergärtnerin im Sinne der Fröbelschen Methode beschäftigt werden, daneben ein Vortragssaal für Abendversammlungen der Erwachsenen, der tagsüber von den Kindern für Turnen und Bewegungsspiele benutzt werden kann.

Ebenfalls ebenerdig sind ein Männerbad und ein Frauenbad mit Brausen und Wannen, ferner ein ärztliches Ambulatorium untergebracht, dem ständige Ärzte vorstehen, schließlich ein Wöcherninnenheim mit Entbindungszimmer, Wochenstube und Wärterinnenraum. Neben dem Gebäude befindet sich eine Schrebergartenanlage, wo viele Mieter gegen unbedeutende Gebühren fruchtbaren Grund bebauen und bepflanzen können.

Andererseits ist das flache Dach mit Kies bestreut und für Spaziergänge oberhalb der Staubschicht der Stadt eingerichtet, mit schönem Blick auf den Wiener Stadtwald.

Die Wohnungen selbst füllen drei Stockwerke, sind mit Parkettböden, Gasleitung und kachelverkleideten Eisenöfen ausgestattet.

Auch für den Nahrungsmittelkonsum der Mieter wird dadurch Vorsorge getroffen, daß ein eigener Verkaufsraum im Gebäude eingerichtet ist, in dem eine Reihe von Geschäftsleuten ihre Waren gegen Barzahlung an die Mieter verkaufen.

Das ganze Unternehmen zeigt die Möglichkeit, bei entsprechend großzügiger Anlage Hygiene und sogar ein gewisses Minimum von Komfort zu Preisen zu bieten, für welche der private Hausbesitzer nur ungesunde, enge Wohnungen zur Verfügung zu stellen pflegt.



Zur Lösung der Wohnungsfrage in Österreich: Das lebhafte Interesse, das man in Österreich der Wohnungsfrage entgegenbringt, hat eine interessante Studie von Otto Lang, „Zur Lösung der Wohnungsfrage in Österreich“ betitelt, gezeitigt. Der Verfasser sucht in derselben darzulegen, daß bloße Steuererleichterungen nicht hinreichen, um den Bau entsprechend

zahlreicher Wohnhäuser anzuregen, ebenso lasse die Wertzuwachssteuer nur einen Teil der Bodenwertsteigerung in die Hände der Gesamtheit überfließen, somit die Versuchung, städtischen Grund und Boden unbenützt liegen zu lassen und auf Steigerung des Bodenwerts als Quelle müheloser Bereicherung zu warten, bestehen. Demgegenüber könne nur eine wahre Baupflicht, vom öffentlichen Interesse diktiert, Abhilfe schaffen und um die diesbezügliche Initiative einzuleiten, wären zunächst Fürsorgeämter für Wohn- und Werkstätten zu schaffen. Dieselben hätten in erster Linie die Aufgabe, den Umfang des tatsächlichen Bedürfnisses sowie die Anzahl der zur Befriedigung dieses Bedürfnisses zur Verfügung stehenden Häuser festzustellen und dann dementsprechend die Errichtung von Erfordernisbauten zu veranlassen. Baupflicht einerseits, gemeinnützige Geldvermittlungsanstalten für Erfordernisbauten andererseits hätten dann den Bau der entsprechenden Wohnstätten tatsächlich herbeizuführen.



Ein französisches Gesetz zur Erleichterung des Baues von Volkswohnungen: Seit längerer Zeit begreift man in Frankreich die Wichtigkeit der Wohnungsfrage für Glück und Gesundheit der arbeitenden Klasse und eine Reihe von Gesetzen erleichtert den Bau von Volkswohnungen. Schon im Jahre 1894 wurde über Antrag des Deputierten Siegfried ein Gesetz erlassen, das staatliche Unterstützung für die Gesellschaften, die sich mit dem Bau von Volkswohnungen befassen, vorsieht, gewisse öffentliche Kassen ermächtigt, einen Teil ihrer Summen im Wohnungsbau anzulegen und den genannten Gesellschaften wesentliche Steuererleichterung zuspricht.

Im Jahre 1906 wurden diese Bestimmungen ergänzt und speziell auch den Sparkassen gestattet, einen Teil ihrer Spargelder in der geschilderten Weise anzulegen.

Viel weiter geht das Gesetz vom 23. Dezember 1912. Es hat eigene Wohnungsämter geschaffen, die Volkswohnungen mit Gemeindemitteln erbauen sollen, und die Gemeinden selbst werden ermächtigt, Wohnhäuser für kinderreiche Familien zu bauen. Auch diese Wohnhäuser werden von den Wohnungsämtern verwaltet werden, jedoch übernehmen die Gemeinden die Deckung des Fehlbetrags, der sich ergeben muß, da den kinderreichen Familien die Hälfte des Wohnzinses nachgelassen werden soll. *Charles Leblond.*



Zur Wohnungsfrage in Paris: Im Pariser Vorort Levallois-Perret wurde eine wohltätige Gesellschaft gegründet, die in origineller Weise die Wohnungsnot der kinderreichen Familien und dadurch eines jener verderblichen Momente zu beseitigen sucht, die so weite französische Großstadtkreise abschrecken, viele Kinder in die Welt zu setzen. Die Gesellschaft ging von der Feststellung aus, daß ein Arbeiter mit dem Pariser Durchschnittslohn von 5 Mark kaum mehr als 250 Mark pro Jahr für seine Wohnung ausgeben könne; wenn seine Familie an Zahl wächst, ohne daß das Gehalt sich vergrößert, ist er trotzdem nicht in der Lage, mehr Geld für die Wohnung auszugeben. Er bleibt also am alten Flecke und seine Wohnung wird zu einem hygienisch durchaus verabscheuungswürdigen Gelaß. Die in Frage stehende Gesellschaft nun, die sich ihrem Zweck entsprechend „la grande famille“ nennt, entsendet ihre Delegierten zu ärmeren Familien mit mehr als 4 Kindern mit der Vollmacht, diesen Bedürftigen

auf Kosten der Gesellschaft eine entsprechend geräumigere Wohnung zu mieten, indem von der Familie nur der Jahreszins von 250 Mark erhoben wird.

Eine große Anzahl von Familien hat bereits auf diese Weise eine Besserung ihres Loses erfahren.

Louis Vial.



Wohnungshygiene in Paris: Ein interessanter und erfolgreicher Versuch der Tuberkulosebekämpfung durch Verbesserung des Wohnungswesens wurde in Paris unter Leitung des Sanitätsinspektors Juillerat vorgenommen. Er hatte konstatiert, daß 5362 Wohnhäuser mit zusammen 80000 Einwohnern, deren hygienische Verhältnisse vermöge der Dunkelheit eines Teils ihrer Wohnzimmer besonders ungünstig waren, 38 % der gesamten Pariser Sterbefälle wegen Tuberkulose aufwiesen. Seither wurde ein Teil dieser Häuser umgebaut und im Jahre 1911 konstatierte man, daß nur mehr 26 % der Todesfälle wegen Tuberkulose auf die Häusergruppe entfielen. Die umgebauten Häuser ergaben nunmehr den Durchschnittssatz des übrigen Paris.

A. Jussieux.



Bau von Volkswohnungen in Italien: Ein italienisches Gesetz vom Jahre 1903 hat die Schaffung von Gesellschaften für Bau von Volkswohnungen vorgesehen. Sie erhalten Unterstützung von den Gemeinden, speziell auch unentgeltliche Überlassung von Bauterrain, Steuernachlässe, sind jedoch in verwaltungstechnischer Beziehung von den Gemeinden abhängig, so daß keinerlei politische Einflüsse ihr Werk stören können.

Rom, Florenz, Turin und Mailand haben reiche Subventionen an diese Gesellschaften gegeben.

Carlo Molinari.



Die Gesellschaft „Bene stabili“ in Rom: Eine römische Baugesellschaft „Bene stabili“ hat, zunächst von rein privatwirtschaftlichen Motiven ausgehend, einen ungesunden und ärmlichen Häuserblock in eine Gruppe von Musterhäusern umzuwandeln unternommen resp. die meisten Wohnstätten gänzlich niedergelegt und an ihrer Stelle moderne Behausungen errichtet. Ein Teil der Wohnungen besteht aus 3 Zimmern (Mietpreis 39 M.), ein anderer aus 2 Zimmern (Mietpreis 31 M.), ein fernerer aus bloß 1 Zimmer und Küche (16 M.).

Die Mieter haben jedoch außer Wohnungsbenutzung das Recht auf eine ganze Reihe von Gesellschaftsräumen und lebensökonomischen Vorteilen.

Zunächst besteht in jedem Hause ein Lese- und Konversationssaal, ferner, für ganze Häusergruppen gemeinsam, ein ärztliches Ambulatorium mit Apotheke, das den erkrankten Mietern unentgeltlich zur Verfügung steht und gegebenenfalls die Desinfizierung von Wohnräumen, in denen ansteckende Kranke gelebt haben oder leben, übernimmt.

Ein anderer, heller, im Winter wohlgeheizter Raum beherbergt ein Dutzend elektrisch betriebener Nähmaschinen, und diese sind unentgeltlich abwechselnd zur Verfügung der im Hause wohnenden Frauen. Sie können so ohne Kosten und körperliche Anstrengung ihre Reparaturen und eventuelle Neuanfertigungen von Wäsche und Kleidern besorgen.

Sehr wichtig ist auch ein Kindergarten, im Zentrum der Häusergruppe gelegen. Er besteht aus einem geräumigen Saal mit entsprechendem

Wandschmuck und einem Garten. Für die Zeit, da die Eltern zur Arbeit gehen müssen, wird in diesen Räumen für ihre Kinder und deren Erziehung bestens gesorgt.

Anschließend an die Erziehung der Kinder sucht man auch ihre Eltern, speziell im Rahmen der Hausordnung, mit sozialem Sinn zu erfüllen, sie zum Schmuck ihrer Wohnungen, zur Teilnahme an der Reinhaltung und Verschönerung der ganzen Siedlung anzueifern.

Bis heute umfaßt die Siedlung schon eine Reihe von Häusern und wird nach ihrer Vollendung 11 830 Einwohner auf einer Fläche von 23 809 qm beherbergen können.

Das Unternehmen wird von Ingenieur Talamo geleitet, der gewiß Stolz und Ehrgeiz an dessen humanitäre Ausgestaltung setzt, seinen privatwirtschaftlichen Charakter jedoch strikte festhält. Die Kapitalistengruppe, die ihm die Fonds für den Ausbau gegeben hat, fordert und erhält eine entsprechende Verzinsung ihres Kapitals. *Carlo Molinari.*



Das englische Gesetz für Städtebau vom Jahre 1909 hatte nicht sowohl die Aufgabe, bestehende Übel zu heilen, als vielmehr die, das Auftauchen neuer Übel zu verhindern. Tatsächlich sind Regierung und Stadtgemeinden Hand in Hand eifrig vorgegangen, und bereits haben mehrere Städte den systematischen Bau von Stadtvierteln in Angriff genommen, so Birmingham für eine Baufläche von 1800 ha, Ruislip Northwood für 3000 ha, Oldbury für 800 ha, Southport für 1400 ha und Luton für 2100 ha. Am 31. Dezember 1912 war die Regierung im Besitz von Mitteilungen über 130 Pläne für systematischen Städtebau, die von den Gemeinden entweder bereits in Angriff genommen oder geplant sind. Der Gesamtumfang der in besagter Weise zu bebauenden Gründe beläuft sich auf 30 000 ha.



Zur Änderung der englischen Agrargesetzgebung: Die englische Regierung plant bekanntlich eine groß angelegte R e f o r m a l l e r l ä n d l i c h e n V e r h ä l t n i s s e, staatlichen Ankauf der Großgrundbesitzungen, Errichtung von ländlichen Wohnhäusern durch den Staat, gesetzliche Regelung aller Beziehungen zwischen Grundherren, Pächtern und Arbeitern.

Während jedoch diese Vorschläge auf leidenschaftlichen Widerspruch seitens des Großgrundbesitzes und der konservativen Partei stoßen, sind beide Parteien darüber einig, daß die Löhne der landwirtschaftlichen Arbeiterschaft durch Gesetze geregelt werden sollen in analoger Weise wie die Löhne der Heimarbeiter und der Bergarbeiterschaft.

Die Regierung ernannte darum eine Kommission, welche die Einzelheiten der Reform auszuarbeiten beauftragt wurde. Diese hat zunächst festgestellt, daß etwa 60 % der ländlichen Arbeiter Englands einen Wochenlohn von weniger als 19 Mark erhalten. Die Kommission schlägt vor, den Minimallohn der ländlichen Arbeiter, unter den kein ländlicher Arbeitgeber heruntergehen darf, auf 21 Mark pro Woche zu bestimmen; Lohnämter sollen ihn im einzelnen in Berücksichtigung der verschiedenen Naturalleistungen ausarbeiten.

Wenn ein Pächter nachweisen zu können glaubt, daß diese Minimallohnfestlegung den Betrieb der Pacht unmöglich mache, so soll er bei einem eigenen Gerichtshof Berufung einlegen können, welcher eine Erniedrigung des Pachtzinses ausspreche.

Der gleiche Gerichtshof soll überhaupt ermächtigt sein, Klagen der Pächter auf Ermäßigung der Pachtzinse entgegenzunehmen, diese den tatsächlichen Verhältnissen des Grundstücks anzupassen und die Pächter gegen eine Pachtkündigung bzw. Vertreibung von Grund und Boden ohne zureichenden Grund zu schützen.

Nach Ansicht der Kommission würde so der Ankauf des Grund und Bodens durch den Staat überwiegend überflüssig gemacht werden; in besonderen Fällen soll jedoch auch hierzu geschritten werden, und der gleiche Gerichtshof würde dann den Enteignungspreis der Grundstücke festlegen.

Die Kommission empfiehlt auch die Errichtung eigener Wohnungsämter, welche 120 000 Arbeiterhäuser herstellen sollen; der Staat solle sich auf Gewährung billigen Kredits beschränken.

Die Vorschläge über Enteignung, Wohnungsbau usw. sind inzwischen bekanntlich in das vom Schatzkanzler Lloyd George ausgearbeitete Reformprogramm übergegangen; ihre Verwirklichung hängt vom Kampf der Parteien ab. Die Einsetzung der Lohnämter für die ländlichen Arbeiter scheint jedoch ohne Widerspruch durchgehen zu sollen, und damit wird das australische Prinzip der gesetzlichen Festlegung der Löhne auch in Großbritannien für eine sehr ausgedehnte Arbeiterklasse verwirklicht werden.



Eine Gartenstadt in Australien: Auch die Stadt Sidney im australischen Staate Neu-Süd-Wales hat eine ähnliche Entwicklung durchgemacht wie die Großstädte in Europa und Amerika. Der Bau von Wohnhäusern hielt nicht gleichen Schritt mit dem Anwachsen der Bevölkerung und die erhöhten Kosten für den Häuserbau, die wieder ihrerseits auf die Lohnsteigerung der Bauhandwerker und Preissteigerung der Baumaterialien zurückgehen, sowie auch ein spezieller Faktor, die Demolierung ungesunder Häuser und Stadtviertel durch die Gemeinde, haben zu einer gewissen Wohnungsnot, zu einer Übernachfrage nach Wohnungen, die durch das vorhandene Überangebot nicht gedeckt werden konnte und damit zu einer Preissteigerung derselben geführt.

Um diesem für die arme Bevölkerung drückenden Übelstande abzuhelfen, entschloß sich der Staat Neu-Süd-Wales, die Errichtung eines Stadtviertels zur Benutzung für die arbeitende Bevölkerung selbst vorzunehmen. Er schuf ein eigenes Wohnungsamt zur Leitung dieser Unternehmungen und der Präsident desselben, John D. Fitz-Gerard, gibt interessante Nachweise über dessen bisherige Betätigung in einem Aufsatze der „Annales de la régie directe“.

Ein sandiges Grundstück auf den Hügeln in der Umgebung von Sidney, das dem Staate gehörte und bis jetzt nicht als wertvoll angesehen wurde, ward für diesen Zweck auserwählt und durch die Staatsarchitekten der Plan für eine Gartenstadt entworfen. Insoweit die Terrainbeschaffenheit es zuließ, sollte sie nach Art eines Spinnennetzes mit strahlenförmig ausgehenden Avenuen und sie verbindenden Ringstraßen angelegt werden, eigene Plätze wurden für Schulen, Kirchen, Post- und Telegraphenbureaus, Hospital und Mutterheim, Geschäftshäuser usw. reserviert, das übrige Terrain mit Einfamilienhäusern besetzt, deren jedes in ihrem eigenen Gärtchen liegt.

Die Arbeit wurde in eigener Regie des Staates durchgeführt, die Ziegel von den Staatsziegelwerken geliefert, eine staatliche Bautischlerei wurde angelegt, die staatlichen Steinbrüche lieferten weitere Baumaterialien.

Die Herstellung konnte so entsprechend billig gehalten werden und der Mietpreis auch der arbeitenden Bevölkerung erreichbar bleiben, wenngleich so kalkuliert wurde, daß vierprozentige Zinsen für das angelegte Kapital und den schätzungsweise bestimmten Grundpreis, sowie alle Verwaltungsausgaben vom Ertrāgnis der Mietzinsen bestritten werden sollen. Für jedes Häuschen, 3 Schlafzimmer, 1 großes Wohnzimmer, Küche, Badezimmer, Vorratskammer und 2 Veranden wird in der Tat nur ein Zins von 17 Mk. pro Woche eingehoben, während der übliche Mietspreis für solche Objekte in Sidney in Häusern, welche Privaten gehören, mindestens 20—25 Mk. beträgt. Tatsächlich sind bereits für die ersten Häuser 1600 Mietgesuche eingelaufen, und mußte durch das Los bestimmt werden, wer die neuen Häuschen mieten dürfe. Dieselben beherbergen zunächst 8000 Personen und 10 Millionen Mark wurden verausgabt, doch ist die Ausdehnung der Gartenstadt zur Ansiedlung weiterer Teile der Bevölkerung von Sidney geplant.



Musterwohnungen und häusliche Lehrkurse: In Amerika führt man den Kampf gegen die Lebensmittelteuerung auf vielerlei Weise. Ein besonderes beliebtes Vorgehen ist die Verbreitung von Kenntnissen in der Hauswirtschaft.

* * *

Speziell in New York hat eine private Vereinigung unter dem Präsidium von Miss Mabel Kittred in den proletarischen Bezirken vier kleine Wohnungen gemietet, möbliert und genau so eingerichtet, als wenn sie je einer Arbeiterfamilie von fünf Personen dienen sollten. — An alles ist gedacht bis auf die Zahnbürsten herunter.

Selbstredend finden sich alle praktischen und hygienischen Verbesserungen, deren ein Arbeiterheim fähig ist, in den „Model-Flats" durchgeführt. In diesen Wohnungen werden Gegenstände unterrichtsmäßig behandelt, die in den Schulen, trotz Koch- und Nähkursen nicht behandelt werden können.

Viele junge Mädchen und Frauen kommen dahin und eignen sich Sparmethoden in der Küche und im Haushalt an. Zahlreiche Lehrerinnen kommen dahin und vervollständigen ihr häusliches Wissen, um es ihren Schülerinnen weiterzumitteln. Auch die Leiterinnen der Anstalt sind neuen Anregungen von seiten erfahrener Hausfrauen stets zugänglich.

Besonderes Augenmerk wird auf die Vernichtung von Ungeziefer verwendet; man weiß ja, daß die Wanzenplage in den Arbeiterwohnungen von New York in den Sommermonaten erschreckende Dimensionen annimmt und daß hier eine Unterweisung der Arbeiterfrauen dringend nottut.

Beim Unterricht wird nicht bloß Wert auf Ersparnisse in Geld, sondern auch in Zeit und Kraft gelegt. Die Bereitung der Speisen und Wahl der Zutaten wechselt nach den Nationalitäten der Unterrichtsuchenden. So gibt es im Model-Flat der Henristreet einen „Kosher Cooking" - Kurs für israelitische Haushalte.

Am Schluß des Jahres erhalten die Schülerinnen ein Zeugnis. Aber die Verbindung mit Model-Flat wird nicht abgeschnitten. Man bildet kleine Klubs und häufig, oft alle Tage, vereinigt man sich in den Musterwohnungen, wo, wie es scheint, es für eine junge Frau immer etwas zu lernen gibt. Die Institution sieht die Bildung solcher Klubs sehr gerne; häufig stellt sie sogar ihre Küchen zu deren Verfügung, indem etwa die Leiterin jedem Klubmitglied eine

kleine Summe — 20 bis 30 Pf. — schenkt und sie mit den dafür eingekauften Lebensmitteln in der Anstalt ein gemeinsames Mahl kochen dürfen.

* * *

Die Nützlichkeit der Model-Flats beginnt auch von der Gemeindeverwaltung anerkannt zu werden; man hofft, daß die Stadt New York diese segensreiche Institution bald selbst in die Hand nehmen und zur verdienten Höhe entwickeln wird.

Schon entsenden verschiedene öffentliche Schulen — unter eigener Verantwortung, aber mit Wissen der Unterrichtsverwaltung — nach den regelmäßigen Schulstunden ganze Gruppen kleiner Mädchen zu den Kursen der Musterwohnungen.



Wohnungsreform in Deutschland: Der Reichstag wendet sein Interesse andauernd den Problemen der Wohnungsreform zu und eine zur Bearbeitung derselben eingesetzte Kommission hat kürzlich eine Resolution gefaßt, in der die verbündeten Regierungen aufgefordert werden, dem Reichstage einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch den eine Ausgestaltung des Erbbaurechts für die Zwecke der Wohnungsfürsorge, insbesondere hinsichtlich der Beleihbarkeit dieses Rechtes, der Mündelsicherheit dieser Beleihung und der Regelung der Verhältnisse bei Ablauf des Erbbauvertrages erfolgt. Ferner soll eine Zentralstelle geschaffen werden, die alljährlich die Ergebnisse der Wohnungsaufsicht, sowie der Lage des Boden- und Wohnungsmarktes in den einzelnen Bundesstaaten veröffentlicht.

Eine Kommission soll einberufen werden, welche die wirtschaftlichen und rechtlichen Grundlagen des deutschen Realkreditsystems, sowie des Schätzungs- und Beleihungswesens der zu Wohnzwecken verwendeten Grundstücke prüfen soll. Sie soll Vorarbeiten schaffen zum Erlaß eines Reichsgesetzes, das den Bedürfnissen des kleinen Wohnungsbaues gerecht wird.



Zur Bekämpfung der Tuberkulose in Norwegen: In Norwegen besteht nicht nur die Pflicht des Arztes, jede Erkrankung an Tuberkulose zur Anzeige zu bringen,worauf strenge Desinfektion des Hauses vorgenommen wird, sondern auch die Berechtigung des Komitees für öffentliches Gesundheitswesen, die Internierung jedes mittellosen Tuberkulosekranken, der eine Ansteckungsgefahr für seine Umgebung bilden könnte, anzuordnen.

Diese weitgehende Befugnis, die unter anderen Verhältnissen gewiß als bedenklicher Eingriff in die persönliche Freiheit gerade der unbemittelten Bevölkerungskreise aufgefaßt werden würde, war in Norwegen möglich, weil die öffentliche Meinung und die Ärzte seit Jahren energische Maßregeln zur Eindämmung der Tuberkulose gefordert haben und mit all ihrem Einfluß der Maßregel zur Seite standen.

S. Michelsen.



Öffentliche Bureaus zur Tuberkulosebekämpfung in Frankreich: Eine Reihe von französischen Staatsmännern und Parlamentariern hat auf Anregung des früheren Ministerpräsidenten Léon Bourgeois im Senate den Antrag eingebracht, öffentliche Bureaus für Bekämpfung der Tuberkulose einzurichten. Diese sollen vor allem unter der Bevölkerung Aufklärung über die Tuberkulose und die Möglichkeit ihrer Verhütung verbreiten, Ratschläge bezüglich der entsprechenden hygienischen Vor-

kehrungen geben, die ansteckend Erkrankten in Spitälern, Sanatorien oder Rekonvaleszentenheimen unterbringen sowie insbesondere auch unentgeltlich entsprechende Desinfektion der Räume, in denen sich Kranke aufgehalten haben, der Wäsche, der verunreinigten Utensilien veranlassen.

Unentgeltliche ärztliche Untersuchung und unentgeltliche Verteilung von Heilmitteln soll gleichfalls Aufgabe dieser Ämter werden.

Die Präfekten sollen im Einvernehmen mit den Gemeinderäten die Begründung dieser Ämter durchführen, ihre Gelder sollen durch Beiträge von Staat und Bezirk sowie auch von Privatpersonen und Gesellschaften aufgebracht werden. Speziell auch die durch die Besteuerung von Wette und Spiel einfließenden Gelder sollen zum wesentlichen Teil für die neue Einrichtung verwendet werden.

Wenn in einer Gemeinde die Tuberkulosesterblichkeit während drei Jahren den Landesdurchschnitt übersteigt, soll die Errichtung eines solchen Amtes obligatorisch sein. Die Präfekten haben die entsprechenden Schritte zu ergreifen, und wenn der Gemeinderat mehr als einen Monat säumt, aus eigenen Stücken vorzugehen.



Tuberkulosebekämpfung in England: Der Kampf gegen die Tuberkulose ist in England in der letzten Zeit mit großem Eifer in Angriff genommen worden. Im Vorjahre wurde ein Gesetz erlassen, welches die Anzeige jedes Tuberkulosefalles vorschreibt, um die entsprechende Desinfektion vornehmen und den Kranken entsprechend isolieren zu können.

Ferner wurde eine große Anzahl von Lungenheilstätten geschaffen, und zwar im Zusammenhang mit dem neuen Invaliditätsversicherungsgesetz. Jede Anstalt hat 1,25 Mk. pro versichertes Mitglied an den Fond für Lungenheilfürsorge zu zahlen, das Parlament hat 30 Millionen Mark als Beisteuer für die Errichtung der Lungenheilstätten bewilligt, während die Grafschaften und Gemeinden analoge Beisteuern zu leisten haben. Ferner zahlt der Staat 8 Pfg. pro versichertes Mitglied an eine Kommission, die hierfür wissenschaftliche Untersuchungen über die Bekämpfung der Tuberkulose anzustellen hat.

Auch das Gesetz vom Jahre 1909, welches weitgehende Vorsorgen für die Wohnungshygiene trifft, fügt sich in den Rahmen der gleichen Bestrebungen ein. *M. Paisley.*



Der Alkohol und die künftige Generation: Auf Veranlassung der deutschen Regierung hat ein Ausschuß von Gelehrten nach eingehender Untersuchung vergleichende Tabellen aufgestellt, die den Unterschied zwischen den Kindern der Säufer und den Kindern der mäßigen Trinker zeigen.

Die Untersuchung wurde auf je 100 Familien der beiden Kategorien ausgedehnt und ergab bei der Nachkommenschaft der Säufer eine Sterblichkeit des ersten Lebensjahres von 43.8 %, während sie bei den Kindern der Mäßigen nur 8.2 % beträgt. 10.5 % der Kinder von Säufern wurden als Idioten geboren, während man unter den Nachkommen der Leute, die mäßig und zeitweise Bier oder Wein genießen, kein einziges dieser unglückseligen Geschöpfe fand.

Die Zahl der Epileptiker unter den Säuferkindern betrug 8.7 %; bei den Mäßigen hat man keinen Einzigen gefunden.

Endlich danken auch noch 8.7 % der Kinder dem Alkohol, daß sie als

Zwerge geboren wurden; unter den Nachkommen der Mäßigen fand sich gar kein Zwerg.

Eine normale Entwicklung der kindlichen Intelligenz wiesen von den Sprossen der Säufer 17.5 % auf, gegen 81.9 % unter den Kleinen, deren Erzeuger nicht der unwiderstehlichen Flasche gehuldigt hatten.

Nach dieser beredten Ziffernsprache ist es wohl überflüssig, darauf hinzuweisen, welche Verheerungen der Alkohol innerhalb weniger Jahre bei den Völkern, die in seinem Banne stehen, verursacht. *G. C.*



Alkoholismus und Kriminalität: Im amerikanischen Staate Dakota haben sich interessante Einwirkungen des gesetzlichen Verbotes alkoholischer Getränke auf die Entwicklung der Kriminalität nachweisen lassen. Aus der Statistik geht hervor, daß in sechs kleinen Städten des Staates die Zahl der Verurteilungen wegen Trunkenheit in den letzten 9 Monaten vor Inkrafttreten des Alkoholverbots 319 betragen habe, in den ersten 9 Monaten nach Inkrafttreten des Gesetzes nur mehr 66. Die Zahl der Verurteilungen wegen öffentlicher Gewalttätigkeit in den beiden Perioden betrug 23 gegen 60, und sogar die Zahl der Verurteilungen wegen anderer Vergehen, die in minderem Zusammenhang mit dem Alkoholgenuß stehen, ist von 192 auf 108 zurückgegangen. In 7 größeren Städten ergaben sich vor und nach Inkrafttreten des Alkoholverbots folgende Ziffern: Verurteilungen wegen Trunkenheit in der Periode vor 1492, in der Periode nachher nur mehr 302. Verurteilungen wegen öffentlicher Gewalttätigkeit, vorher: 535, nachher: 435; die Verurteilungen aus anderen Gründen gingen sogar überraschend stark zurück, von 1545 auf 699. Die wohltätige Einwirkung des Alkoholverbots auf den Stand der Kriminalität war also durchaus unverkennbar.

W. Hanley.



Eine Maßregel gegen die Trunksucht: Das alte französische Recht enthielt eine Bestimmung, daß die Wirte die nachherige Bezahlung von Lebensmitteln, die sie geliefert hatten, nicht gerichtlich erzwingen konnten.

Diese Bestimmung wird in einer modernen französischen Regierungsvorlage wieder aufgenommen: Über den jeweiligen Barbestand eines Arbeiters hinaus soll ihm kein Konsum geistiger Getränke angerechnet werden dürfen. Man will derart wenigstens die Verschuldung infolge von Trunksucht verhindern und auch indirekt dadurch der Trunksucht entgegenarbeiten, da so das Laster mehr aus dem Interessenbereich der Wirte gerückt wird.

Die Vorlage bestimmt nämlich, daß eine Pfändung des Lohnes, die den Kauf oder Konsum g e i s t i g e r G e t r ä n k e zur Voraussetzung habe, nicht stattfinden könne.

Eine Regierungsverordnung, die kürzlich erlassen wurde, verbietet das Einbringen von Branntwein oder Absinth in Werkstätten, Fabriken oder Werkplätzen. Hierdurch wird einerseits der Konsum der schädlichen Getränke an Ort und Stelle verhindert, andererseits eine gewisse Schutzwehr gegen Betriebsunfälle, die aus Trunkenheit des Arbeiters entstehen können, geschaffen.



Konzessionsbeschränkung für Alkoholverkauf in Frankreich: Der französische Senat hat vor einiger Zeit ein Gesetz angenommen, welches die Zahl der Schenken auf französischem Gebiet beschränkt. Die Kammer hat sich bis jetzt dem Votum

nicht angeschlossen, doch wird im Lande eine lebhafte Agitation geführt, um sie dazu zu veranlassen. Die Akademie für Medizin hat sich einstimmig für den Entwurf ausgesprochen, ebenso eine große Anzahl von Vereinen, die sich der Pflege der öffentlichen Gesundheit widmen.

Die „Ligue internationale contre l'alcoolisme" hat im gleichen Sinne einen Aufruf an die französischen Frauen gerichtet, auf daß sie, dem Beispiel ihrer Schwestern in den skandinavischen Ländern folgend, das Gewicht ihres Einflusses für eine solche Minderung der Alkoholgefahr einsetzen.



Die „Milchtropfen" als Mittel gegen Entvölkerung: Schon ist dies Werk der Privatinitiative, so jung es ist, in Frankreich populär geworden. Sein Zweck ist einfach: Gute Milch (sterilisiert und nach ärztlichen Vorschriften dosiert) wird unentgeltlich oder zu sehr niederem Preise an Mütter, die nicht stillen können oder schwache, kränkliche Kinder haben, abgegeben. Zahlreiche Unternehmungen widmeten sich diesem Werk ohne inneren Zusammenhang bis zum Moment der nationalen Konferenz von Fécamp. Diese hatte zum Zweck, die „Milchtropfen" zu vereinigen, um aus gemeinsamer Buchführung und Statistik die erzielten Resultate besser ablesen zu können.

Hier einige Ziffern.

In Fécamp selbst war die Kindersterblichkeit vor den „Milchtropfen":

1881 . . . . . . 22,19 %
1886 . . . . . . 22,93 %
1891 . . . . . . 21,37 %,

nach den „Milchtropfen":

1896 . . . . . . 19 %
1906 . . . . . . 17,94 %
1907 . . . . . . 12,61 %.

Dem entspricht folgendes Verhältnis der durchschnittlichen jährlichen Bevölkerungszunahme auf je zehntausend Einwohner.

vor den „Milchtropfen" 69,
nach den „Milchtropfen" 88.

Dabei ist festzuhalten, daß Fécamp, wie übrigens die meisten französischen Städte, seine Geburtenziffer jährlich sinken sieht. Die Bevölkerungszunahme geht also zum größten Teil auf eine Verminderung der Kindersterblichkeit zurück.

Victor Germain.



RICHTUNGLINIEN DES FORTSCHRITTS

VON PROFESSOR DR. R. BRODA · PARIS

DAS GROSSSTADTPROBLEM.

AUCH vergangene Geschichtsepochen haben Großstädte gekannt. Rom und Alexandrien im Altertum können sich den heutigen Weltstädten zur Seite stellen. Aber die Großstadt als charakteristisches Phänomen menschlichen Gemeinschaftslebens ist doch ein Kind des 19. Jahrhunderts. Die Großindustrie — nahe dem Vorkommen ihrer Rohprodukte, an Verkehrsknotenpunkten, oder auch an politischen Zentren zusammengeballt — hat sie erstehen lassen.

Ökonomisch sind sie zweifellos eine Notwendigkeit, mag auch vielleicht auf die Epoche ihres rastlosen Anschwellens eine Periode minder rapiden Anwachsens, infolge einer gewissen Dezentralisation der Industrie, fern von den hohen Grundpreisen und Arbeitslöhnen der Großstadt folgen.

Wenn im folgenden versucht werden soll, die Vor- und Nachteile der Großstadt einander gegenüberzustellen, so geschieht dies nicht etwa, um als mögliche Schlußfolgerung die Auflösung der Großstadt offen zu lassen, sondern zu dem Zwecke, um das Studium der Methoden, welche die Vorteile der Großstadtbildung bestehen lassen, ihre Schäden beseitigen könnten, zu beleben.

Diese Vorteile sind in erster Linie geistiger Natur.

Nur die räumliche Konzentrierung von Freunden gewisser geistiger Anregungen und Genüsse gestattet den Betrieb solcher Unternehmungen, welche der Befriedigung ihres speziellen Bedürfnisses zu genügen bestimmt sind. Nur in einer Großstadt mit mehreren hunderttausend Einwohnern kann z. B. die Zahl der Musikfreunde groß genug sein, um den Bestand einer guten Oper zu gewährleisten. Nur in der Großstadt nehmen hinreichend viel Personen an irgendwelchem spezialisierten Wissenschaftszweige Interesse, um die Begründung von Spezialvereinen für seine Pflege, die Abhaltung regelmäßiger Vorträge aus seinem Kreise zu ermöglichen.

Auch die Spezialisierung von sozialen und kulturpolitischen Verbänden ist naturgemäß nur in der Großstadt möglich. In der Kleinstadt dominieren die allgemeinen Vereine mit verschwommenem Programm. In der Großstadt können jene Gruppen erwachsen, in welchen eine klar umrissene Idee in ernster und vertiefter Weise gepflegt wird.

In Dörfern und zum Teil auch in Kleinstädten ist der „Hunger nach Bildung" in den unteren Volksschichten zu Hause. In der Großstadt gibt es fast zu viel Volksbildungsmöglichkeiten, die einander Konkurrenz machen und so einzelne Unternehmungen gefährden, vom Standpunkte des Konsumenten jedoch, eben des bildungshungrigen Kindes der breiten Volksschichte, eine Ermöglichung für Befriedigung seiner Wünsche bieten.

Auch in politischer Beziehung ist die Großstadt zweifellos dem Fortschritt günstig. Die Enge des Gesichtskreises, wie sie der Kleinstadt eigen, die Kastenvorurteile, die Geltung ererbter Machtpositionen, all das geht in der Großstadt unter; moderne Ideen ringen sich durch, neue geistige Werte erwachsen; Talent und individuelle Begabung gewinnen im geselligen und politischen Leben Gleichberechtigung mit den in der Kleinstadt allein gebietenden Mächten der Kaste und des Reichtums.

In ökonomischer Beziehung bietet die Großstadt zweifelsohne auch große Möglichkeiten, die aber bis jetzt eigentlich nur in Ausnahmefällen entsprechend ausgenutzt werden.

Gewiß würde das große Mietshaus nicht nur Zentralheizung und entsprechende Beleuchtungsvorrichtungen, sondern auch Warmwasserleitung, Zentralküche und ähnliche moderne Erleichterungen des Hausfrauenberufes gestatten.... Die reichen Großstädte hätten gewiß in noch viel weiterem Maß die Möglichkeit zur Begründung schöner Volksgärten, Lesehallen (die die Schankstube ersetzen), Kinderspielplätze; gewiß könnten sie städtische Bäckereien usw. betreiben und mit allen Vorzügen des Großbetriebes ausgestalten, derart, daß die Lebensmittelversorgung verbilligt würde. Alles noch ziemlich brachliegendes Gebiet der Gemeinde-Initiative.

Andererseits stehen all diesen (verwerteten oder latenten) Möglichkeiten in der Großstadt von heute so schwere Schäden gegenüber, daß es sehr fraglich erscheinen mag, welcher Wagebalken, der positive oder negative, stärker belastet wird.

Am offenbarsten springt in die Augen, daß die Höhe der städtischen Grundrenten vor allem in den zentralen Teilen der Großstädte die Wohnungspreise enorm anschwellen ließ und den Großstädter zwingt, sich vielfach mit engen, dem Luftraume nach ungenügenden Schlafstuben zu begnügen.

Vielleicht etwas weniger offensichtlich ist ferner der Umstand, daß eben diese großstädtischen Mietshäuser allzu leicht zu gefährlichen Herden der Tuberkulose werden. Eine Pariser Enquete hat in den letzten Jahren gezeigt, daß die Tuberkulosesterblichkeit in gewissen Häuserblocks ein Vielfaches der Durchschnittssterblichkeit beträgt, was eben einerseits auf die Gesundheitsschädigung durch die ungesunden Wohnungsverhältnisse an sich, insbesondere jedoch auf die im allzu engen Zusammenleben von gesunden und kranken Menschen gesteigerte Ansteckungsgefahr zurückgeht.

Wie bereits früher an dieser Stelle gezeigt *), bleiben die Schädigungen und Gefahren, welche von diesen überfüllten Proletarierwohnungen ausgehen, durchaus nicht auf das Proletariat beschränkt.

Die Tuberkulose sucht sich ihre Opfer auch außerhalb. Die Kinder der Proletarierfamilien benutzen jeden freien Augenblick, um aus der qualvollen Enge des Hauses auf die Straße zu eilen, um dort mit Altersgenossen zu spielen; auf dieser Straße lauern aber auch alle Verlockungen des Lasters auf sie. Der Neid erwächst beim Anblick von gleißendem Luxus. Schlechte Einflüsterungen zeigen bald den Weg einer unrechtmäßigen Erlangung gleicher Freuden. Eine verwahrloste Jugend, Prostitution und Zuhältertum erwachsen hier, aus denen das Verbrechen stets neue Rekruten aushebt, und so wird die Schädigung auch in die reichen Stadtviertel hinübergetragen.

Der erwachsene Arbeiter wieder findet ebensowenig Freude an seinem

---

*) Siehe Dezembernummer 1913 dieser Zeitschrift.

überfüllten Heim wie das Kind. Er verbringt seinen Abend in der Schenke und mag ihn auch in der Mehrzahl der Fälle nicht die Trunksucht wirklich ergreifen, zum Tier herabwürdigen und elend verkommen lassen, so verausgabt er doch einen allzu großen Prozentsatz seines kärglichen Lohnes für Alkoholkonsum, seine Empfänglichkeit für höhere Genüsse, seine Teilnahmsfähigkeit an kulturellen Bewegungen werden schwer geschädigt.

Was läßt sich gegen all dies tun?

Die Lösung des Problems wird dadurch erschwert, daß der hauptsächliche Grund des Elends, nämlich die hohen Wohnungspreise und der hieraus erwachsende Zwang zum Bauen enger und also überfüllter Wohnungen, in gewissem Grade allerdings mit der ökonomischen Natur der Großstadt selbst zusammenhängt. Daß die Grundrente in den inneren Bezirken der Großstadt hoch sei, läßt sich tatsächlich nicht vermeiden, weil eben zu große wirtschaftliche Möglichkeiten in rationellster Ausnutzung von Boden und Hausräumen für kommerzielle Zwecke liegen und der Private, der trotzdem im Stadtinnern wohnen will, eben diese Preise bezahlen muß, resp. für die Summe, die er aufwenden kann, nur so kleine Wohnungen zu mieten in der Lage ist, als es die Konkurrenz mit den kommerziellen Bureaus und jenen Berufskreisen, welche durch ihren Beruf an das Wohnen im Stadtinnern gebunden sind, gestattet.

Die Lösungsmöglichkeit dieses Problems liegt also darin, daß man den auf dem Festlande von Europa bis jetzt üblichen Typ der Großstadt, d. i. das enge Beieinanderstehen von Mietshäusern und Geschäftsgebäuden im Stadtinnern, aufhebt und zum dezentralisierten Typus der angelsächsischen Welt übergeht. In London, das ja gewiß sehr viele Übel der modernen Großstadt aufweist, wohnt trotz alledem die große Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung in relativ zufriedenstellender Weise in den kleinen Häuschen der entfernten Vorstadt. Nur die eingewanderte Bevölkerung des Eastend hat die üblichen Schäden der Heimat auf denjenigen Londoner Bezirk verpflanzt, in dem sie sich niedergelassen hat. Ähnlich in New York. Hier ist das Wohnungselend unter der eingewanderten Bevölkerung, die sich nahe dem Hafen zusammendrängt, furchtbar, während die amerikanische, oder doch schon amerikanisierte, Bevölkerungsschicht in Einfamilienhäusern fern dem Geschäftsviertel ganz erträglich leben kann. Noch ausgesprochener kommt dies in der amerikanischen Großstadt Philadelphia, die ganz überwiegend aus Einfamilienhäusern besteht, zur Geltung, ebenso in den australischen Städten Melbourne und Sidney.

Die Bedingung für diese Entwicklung, die sich ja auch in Berlin in den letzten Jahrzehnten durchzusetzen beginnt (während Wien und Paris noch stark zurückbleiben), ist erstens das Bestehen eines leistungsfähigen Netzes von billigen und raschen Verkehrsmitteln. Nur sie können dem kaufmännischen Angestellten und kleinen Staatsbeamten gestatten, jeden Morgen vom entfernten Vorort nach den Bureaus im Stadtinnern zu fahren und abends, unter besonders günstigen Verhältnissen sogar mittags, zu seiner Familie zurückkehren.

Für die Errichtung solcher billiger Verkehrsmittel wieder ist das Eingreifen der Stadtverwaltungen entscheidend. In London sind es vor allem die vom Londoner Grafschaftsrat betriebenen Straßenbahnen, welche die Abwanderung der kaufmännischen Bevölkerung nach den Vororten ermöglicht haben, so daß die Bevölkerung der eigentlichen Londoner City von Jahr zu Jahr herabgeht, während draußen, in guter Luft, an großen Parks, sich die

Villenkolonien mehren. In Melbourne und Sidney wieder ist es der Staat, der die Straßenbahnen betreibt und so billige Tarife eingerichtet hat, daß fast jedermann draußen zu wohnen vorzieht.

In Adelaide (Südaustralien) hat man die Stadt überhaupt so angelegt. daß die dem Handel gewidmete City von weiten grünen Parks umgeben ist, Diese werden von Schnellbahnen durchschnitten, die zu den Villenvorstädten, in denen fast die gesamte Bevölkerung lebt, führen.

Eine zweite Vorbedingung für diese Dezentralisation des Wohnens liegt darin, daß der Grund und Boden in den Außenbezirken nicht künstlich durch die Bodenspekulation so hoch im Preise gehalten werde, daß auch dort Personen mit bescheidenem Einkommen die Benutzung einer ausgedehnteren Wohnung unmöglich wäre.

In dieser Richtung hat ja die deutsche Bodenreformbewegung bereits einige wertvolle Erfolge erzielt. Die Wertzuwachssteuer soll eben nicht nur ein Weg sein, auf dem der durch das Anwachsen der Städte geschaffene Bodenwert, zum Teil wenigstens, jenen Gruppen zugeführt wird, die ihn geschaffen haben, sondern auch eine Waffe gegen die Bodenspekulation, indem es unrentabel gemacht werden soll, Grund und Boden unbenutzt liegen zu lassen, bis die Bodenwerte infolge Anwachsens der Stadt automatisch steigen. Hier soll vielmehr ein Zwang aufgestellt werden, den Boden zum Häuserbau rechtzeitig zu veräußern.

Um diese Zwecke zu erreichen, müßten allerdings die Sätze der Wertzuwachssteuer sehr wesentlich erhöht werden.

Auch die dezentralisierten angelsächsischen Großstädte haben trotzdem zum Teil gewisse „historische Viertel", oder Einwandererquartiere bewahrt, welche alle Übel der festländischen Großstädte aufweisen, Slums, in denen Tuberkulose, Laster, Jugendverwahrlosung und Prostitution gedeihen. Die bloße Gelegenheit zu besserem und billigerem Wohnen außerhalb genügt nicht, Trägheitswiderstände zu überwinden; der einzelne ist oft zu stumpf, um seine eigene Schädigung durch das ungesunde Wohnen zu begreifen.

Den Slums gegenüber hilft nur die bewußte und klare Initiative der Stadtgemeinde, und in London hat ja z. B. der Grafschaftsrat ganze Viertel angekauft oder um ihrer Gesundheitsschädlichkeit willen expropriieren lassen, die Häuser niedergerissen und auf den frei werdenden Plätzen eine wesentlich geringere Anzahl gesundheitlich einwandfreier Häuser erbaut *). Die englischen Wohnungsgesetze gestatten mehr und mehr diese planmäßige und wirksame Bekämpfung der hygienisch bedenklichen Quartiere, den Bau von Mietshäusern durch die Städte. Auch die Anleihe von 160 Millionen Mark, die der Pariser Gemeinderat bekanntlich vor einiger Zeit aufnahm, um Volkswohnungen, insbesondere für kinderreiche Familien zu bauen, zeigt diese Möglichkeiten städtischer Initiative klar auf.

Gewiß sind durch diese Reformen durchaus nicht alle Gefahren der Großstadt gebannt. Auch die Ersetzung der überfüllten Proletarierwohnungen durch gesunde Einfamilienhäuser kann die Kinder der Großstadt nicht davor schützen, Luxus und Laster vor sich zu sehen, kann die Jugendverwahrlosung vielleicht mindern, nicht aber aufheben. Die Nachfrage nach der Prostitution bleibt auch bei besseren Wohnungsverhältnissen völlig bestehen und mit ihr Zuhältertum und Rekrutierung des Gewohnheitsverbrechens.

*) Siehe Aufsatz von Pease in der Novembernummer dieser Zeitschrift.

Hiergegen helfen nicht mehr Methoden spezifisch-städtischer Verkehrs- und Wohnungspolitik, sondern nur jene allgemeinen sozialen Reformen, die im Aufsatze über Bekämpfung sozialer Krankheiten an gleicher Stelle *) näher geschildert wurden.

Auch die Alkoholgefahr kann durch Wegfall der spezifischen Versuchung, in der Schänke einen angenehmeren Aufenthaltsort als in der überfüllten Wohnung zu suchen, wohl gemindert, jedoch dadurch nicht beseitigt werden.

— —

Eine radikale Methode, alle spezifischen Übel der Großstadt zu beseitigen (was natürlich nicht identisch ist mit der Beseitigung aller Übel, an denen auch die Großstadt einen gewissen Anteil hat), wurde von den Vertretern der Gartenstadtidee vorgeschlagen und in England und Deutschland mehrfach schon praktisch angewandt.

Ein typisches Beispiel für diese Pläne ist die bereits allgemein bekannt gewordene Gründung der Gartenstadt „Letchworth“. Eine Aktiengesellschaft (mit statutarischer Begrenzung der Dividende auf 5 %) kaufte einen Landkomplex in der englischen Provinz zum niedrigen Durchschnittspreise englischen Ackerlandes an und erbaute auf diesem Terrain planmäßig eine Stadt, die 30 000 Einwohnern Wohngelegenheit bietet. Sie wurde „Gartenstadt“ genannt, weil jedes Häuschen seinen eigenen Garten hatte. Wirtschaftliche Haupteigentümlichkeit der Gründung ist es jedoch, daß der Boden dauernd im Besitze der Genossenschaft bleibt und an die Bewohner nur pachtweise abgegeben wird. Die Wertsteigerung des Bodens kommt also ausschließlich der Gesellschaft zugute, die sie wieder durch mannigfache Einrichtungen an die Gesamtheit der Einwohner zurückfließen läßt.

Der billige Bodenwert gestattete billige Mietspreise für ausgedehnte Wohnungen, die planmäßige Leitung der ganzen Gründung auch Gewährung solcher Kulturmöglichkeiten (z. B. Bibliotheken), wie sie sonst nur in größeren Städten vorkommen.

Die günstige Wahl des Stadtplatzes an entsprechenden Verkehrslinien zog rasch Industrie heran; die Gründung ist ein voller Erfolg geworden.

In Deutschland wieder hat man vorwiegend in Anwendung ähnlicher Prinzipien Gartenvorstädte im Anschluß an bestehende Großstädte gebaut.

In dieser Richtung einer planmäßigen Initiative — welche an Stelle einer städtischen Entwicklung als reinen Naturprozesses träte —, einer planmäßigen Ausschaltung des Übels der Bodenspekulation und der Nutzbarmachung der Bodenwertsteigerung für soziale Zwecke, liegt zweifellos eine der wichtigsten Lösungen des Großstadtproblems.

*) In der Dezembernummer 1913.

KORRESPONDENZEN

FRAUENFRAGE

PROF. DR. L. VON WIESE, DÜSSELDORF: DER GESCHICHTLICHE WANDEL IN DER STELLUNG DER EHEFRAU IN FAMILIE UND GESELLSCHAFT*).

WENN man ihren Begriff weit genug faßt, kann man die Familie als die bei weitem älteste aller gesellschaftlichen Organisationen bezeichnen. In der frühesten Zeit war alle Organisation schlechtweg auf Abstammungstatsachen, also auf Familienzusammenhänge gestellt; später erst traten die Nachbarschaftsbeziehungen hinzu. Viel früher, ehe der Staat als deutlich erkennbare Organisation hervortrat, war die Familie die eigentliche Kulturgemeinschaft. Lange Jahrhunderte hindurch konkurrierte sie danach mit dem allmählich entstehenden Staat um den Vorrang. Indessen entwickelten sich doch Staat und Gemeinde sowie die wirtschaftliche Unternehmung immer stärker und nahmen im Laufe der Zeit der Familie eine Funktion nach der anderen ab. Seit ihrem Höhepunkt in der Glanzzeit der patriarchalischen Großfamilie verlor sie zunächst an politischen, dann besonders an wirtschaftlichen Aufgaben. Die patriarchalische Großfamilie, die sich aus der Sippe entwickelt hat, war bis zu einem gewissen Grade eine einheitliche Welt für sich, die sich selbst versorgte, ohne vom Markte abhängig zu sein. Sie hatte im Familienvater eine streng monarchische Spitze. Außerhalb ihres Bereichs gab es keinen Schutz, keine Nahrung, keine Arbeit. Sie war ein Gewaltverhältnis; Frauen, Kinder und Enkel, Knechte und Mägde waren völlig in die Macht des Patriarchen gegeben.

Die wirtschaftliche Voraussetzung der Befreiung aus diesen Fesseln war erst mit den vorher nicht vorhandenen Möglichkeiten gegeben, auch woanders seinen Unterhalt zu finden. Sie entstanden mit der Markt- und Verkehrswirtschaft, mit den Städten. Hier löste die moderne Kleinfamilie die alte Großfamilie ab, während gleichzeitig militärische, richterliche, priesterliche Funktionen vom Patriarchen an den Staat und die Kirche übergingen. Auch die eigentlichen Familienaufgaben, nämlich die der Fürsorge, wurden in der jüngsten Entwicklungsepoche teilweise an Staat und Verein abgetreten. Dazu kam die Entfaltung der Industrie; in ihr ist im Gegensatz zum älteren Handwerk die Produktion völlig vom Familienhaushalt gelöst. Die zunehmende Proletarisierung der breiten Massen lockerte weiter den einst so festen Familienverband. Die verheiratete Fabrikarbeiterin ist typisch für die neue Zeit; auch die Frau der oberen Gesellschaftsschichten findet in zunehmendem Maße Aufgaben außer dem Hause. Der Haushalt wird gleichzeitig aus der alles umfassenden Produktionsstätte zum bloßen Ort der Herrichtung für den Verbrauch. Der Staat erfaßt den einzelnen Menschen nicht

*) Das obige Thema wurde vom Verfasser in der 7. Hauptversammlung des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine in Berlin am 29. September 1913 in einem Vortrage behandelt, dessen Ausfürungen sich größtenteils mit dem obigen Texte decken.

mehr auf dem Umwege über die Familie, sondern unterwirft sich das Individuum unmittelbar. Schulpflicht, Impfzwang, soziale Versicherung, Frauen- und Kinderschutz, dann das ganze große Gebiet der Wohlfahrtspflege sind Beweise, wieviel Familienaufgaben der Staat mit übernommen hat. Immer mehr absorbieren der außerhäusliche Beruf, das öffentliche Leben, der Verein, die Anstalt, der Betrieb den ganzen Menschen und beschränken den beständig äußerlich ärmer werdenden Kreis der Familie. Sie erscheint in vieler Hinsicht unökonomisch, kraftverschwenderisch. Von den Ehefrauen sagte ich schon einmal bei einer früheren Gelegenheit *): „In der Tat ist vielen Frauen der Familienrahmen zu eng geworden; d. h. es erfaßte sie angesichts der Zurückdrängung des Familienkreises in der Kultur das begreifliche Streben, nun auch in den Lebenskreisen mit tätig zu sein, die an dieser Entwicklung einen größeren Anteil zu besitzen schienen. Das Bewußtsein mußte sie überkommen, daß das wirklich tätige, lebenspendende Geschehen draußen liege."

An äußeren Aufgaben ist also der Familie nicht mehr viel geblieben. Es ist mehr ein überkommenes moralisches Vorurteil als eine soziologische Wahrheit zu behaupten, der heutige Staat ruhe auf der Familie. Für ihn sind heute z. B. die freien Vereinigungen der Berufe und Stände viel wichtigere Untergruppen als die Familien.

Will man die heutige Familie richtig einschätzen, so hängt alles von der Antwort auf die Frage nach ihrem inneren, sittlichen Wert ab, ob sie also in der Gegenwart eine wahrhaft kulturfördernde harmonische Gemeinschaft von Mann, Weib und Kindern zu bleiben imstande ist. Hier sind die positiven Werte des Blutzusammenhanges, der Mutterliebe, der engeren Lebensgemeinschaft hervorzuheben; indessen wäre es falsch, hier nur Licht zu sehen. Manchen kaltherzigen Müttern kann man die zahlreichen alternden Mädchen gegenüberstellen, deren Herz von Kindesliebe überströmt, und die doch abseits stehen müssen, während jene sich im Stillen gern von ihnen ersetzt sähen. Eltern sind sicherlich oft zu ersetzen. Dann der bisweilen unüberbrückbare Gegensatz der Generationen in den Familien, der Mütter und Töchter, Väter und Söhne. Kurz, es ist richtiger, nicht die Familie als solche unter allen Umständen vom sittlichen Standpunkte zu verherrlichen. Sie kann gerade, wenn sie von der öffentlichen Meinung gewissermaßen als unangreifbares Gut über jede Kritik gestellt wird, zu einer furchtbaren Zwangsfeste werden, in der mehr Menschenglück, besonders der Frauen, geopfert wird als draußen auf dem Felde des öffentlichen Lebens. Wo aber ein festes Band ehrlicher Sympathie, edelster Kameradschaft und des unbedingten Verständnisses für die innere Freiheit jeden Gliedes der Familie vorhanden ist, kann sie, gerade weil die Gegenwart so zur Zentralisation und Mechanisierung drängt, ein unübertreffliches Gegengewicht gegen die heutige Nivellierung der Gesellschaft bilden. Gerade weil sie an äußeren Aufgaben soviel eingebüßt hat, also nicht mehr so beschwert ist von den drückenden Notwendigkeiten des äußeren Muß, kann sie eine Lebensgemeinschaft sein, die erst das wahrhaft Menschliche in der Dreieinigkeit von Mutter, Vater und Kind verwirklicht. Daß sie dies aber sei, dazu ist nicht bloß notwendig, es, wie es meist geschieht, schlechtweg von ihr zu behaupten, wobei der Mangel an einer solchen vollendeten Harmonie in den Einzelfällen lediglich als Schuld der Beteiligten angesehen wird, sondern man muß der Familie einen freiheitlichen

*) In einem Vortrage „Der Einfluß der sozialen Entwicklung auf die Familie", gehalten auf der Dortmunder Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt im Mai 1913.

Boden geben. Sie darf nicht als eine ungeheuer alte Tradition des Zwangs, der wir uns wohl oder übel zu unterwerfen haben, in die Gegenwart und Zukunft hineinragen, sondern kann nur in Gemäßheit mit der Natur der heute lebenden Menschen und als lebendige, also wandlungsfähige Organisation auf die Dauer bestehen.

Wie das gemeint ist, wird, so hoffe ich, aus den folgenden Darlegungen deutlicher werden: Es wäre besonders reizvoll, ausführlich über die älteste Zeit zu plaudern, weil sie so reich an inhaltsschweren Problemen ist: Ging den verschiedenen Eheformen eine Periode der Promiskuität, also der wahllosen und zufälligen geschlechtlichen Vermischung voraus, wie es Morgan behauptet hat, oder hat Westermarck recht, der die Paarung für längere Frist schon an den Anfang der menschlichen Entwicklung setzt? Dann: Gab es eine Zeit des Mutterrechtes, war dieses Matriarchat nur ein Verwandtschaftssystem oder eine Periode der Frauenherrschaft? Welche Bedeutung haben die Inzuchtsverbote der Frühkultur? Wie verhielten sich damals Exo- und Endogamie zueinander? So wichtig alle diese Fragen für die Erforschung des Ursprungs der menschlichen Ehe sind, so können wir uns jedoch bei unseren Untersuchungen auf einige allgemeine Feststellungen über die gesellschaftliche Stellung der Frau der Urzeit beschränken: Alle Vor- und Frühkultur ist eine durchaus naive Periode in der Geschichte der Menschheit. Das vergißt die wissenschaftliche Forschung nur zu leicht. Sie denkt sich die Menschheitskindheit genau so von bestimmt umgrenzten Systemen der einen oder anderen Art beherrscht wie die späteren Epochen. Aber gerade, daß man die Beziehungen der Menschen nicht bewußt in deutliche soziale Ordnungen zu legen versuchte, ist das Merkmal jener Zeit. Zu fragen: welches Ehesystem herrschte damals? ist ein verfehltes Beginnen; es versagt gegenüber der widerspruchsvollen Menge von Unterschieden, die wir auf diesem Gebiete bei den Naturvölkern antreffen. Niemand dachte in jener darin glücklichen Zeit darüber nach; die wechselnden, zufälligen äußeren Umstände übten ihren gebieterischen Einfluß auf die Stellung der Männer und Frauen zueinander. Daher lassen sich nur ganz allgemeine und nicht zahlreiche Grundzüge aller Vor- und Frühkultur feststellen, nämlich: Dort, wo in ältester Zeit die Ehe, also die Paarung von Personen verschiedenen Geschlechts für eine engere und nicht bloß augenblickliche Lebensgemeinschaft, entsteht, hat sie zumeist ein grob wirtschaftliches Motiv, nämlich den Zweck für den Mann, Arbeit auf die meist schwächeren und deshalb von ihm abhängigen Frauen abzuwälzen. Starke Männer knüpfen eine größere oder kleinere Anzahl von Weibern deshalb enger an sich, weil sie ihnen als Arbeitskräfte willkommen ist. Von den drei Ehemotiven, die Müller-Lyer richtig nebeneinander gestellt hat *), dem Liebesbedürfnis, der Erzielung von Nachkommen, der wirtschaftlichen Hilfe, kommt anfangs zumeist nur dieser dritte, der ökonomische Beweggrund, in Frage. Liebe und Ehe sind völlig getrennte Gebiete. Dabei ist weiter notwendig, zwischen der Liebe als einer vom Sexualbedürfnis angeregten, ihrem Wesen nach aber vorwiegend seelischen Kraft und eben diesem Geschlechtstrieb einen Unterschied zu machen. Liebe individualisiert, während der unverfeinerte Geschlechtstrieb innerhalb ziemlich weiter Grenzen wahllos ist. Von irgendwelcher Erotik als einer seelischen Leidenschaft in der Zeit der Vorkultur wird man nur mit starken Einschränkungen reden dürfen. Im allgemeinen herrscht nur die rein physische,

---

*) Vgl. Müller-Lyer, Wandlungen der Ehemotive, in der „Neuen Generation" 1913, Nr. 6.

momentan wirkende Geschlechtslust, die aber als Motiv für die Eheschließung und Familiengründung nicht in nennenswertem Grade in Betracht kommt. Das allgemeine Bild, in dem man sich die Stellung der Ehefrau der ältesten Zeit vorzustellen gewöhnt hat, ist das einer Arbeitssklavin. Besonders bei den Jäger- und Hirtenvölkern sind sie die Lastträgerinnen auf der Wanderschaft, während die Männer mit Pfeil und Bogen oder Lanze frei umherschwärmen. Zu dieser Arbeitsteilung, die man als die frühste des Wirtschaftslebens überhaupt betrachtet, mögen teilweise äußere Notwendigkeiten — der Krieger und Jäger muß die Hände frei haben — geführt haben; teilweise äußert sich aber in ihr nur das folgenreiche, harte Gesetz der Lastenabschüttlung auf den schwächeren Teil, das auch bisher aus der Welt noch nicht verschwunden ist. Indessen muß gleich wieder an das vorhin Gesagte erinnert werden: Gerade die Anfänge der menschlichen Entwicklung sind ungemein verschiedenartig. Unser Schema bedarf beträchtlicher Einschränkungen: Einmal ist es sehr fraglich, ob der Unterschied in den Körperkräften der Geschlechter der Urzeit so groß gewesen ist, daß sich aus ihr eine völlige Unterjochtheit der Frauen ergab. Dann aber ist sicherlich schon sehr bald ein Umschwung zugunsten des weiblichen Teils erfolgt; die Frauen bekamen bestimmte Vorteile in die Hand, die es als höchst zweifelhaft erscheinen lassen, ob wirklich die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern der Urzeit so einseitig den Mann begünstigten. Einmal aus wirtschaftlichen Ursachen: Es mag im ganzen richtig sein, wenn man die Arbeitsteilung in der Nahrungsbeschaffung dahin umgrenzt, daß den Frauen die Sorge um die vegetabilische, den Männern die Erlangung der tierischen Kost zufiel. Jedenfalls war der allmählich entstehende Ackerbau, der aus dem Sammeln von Wurzeln und Kräutern entstand, anfangs und lange Zeit noch Frauensache. Als aber die Bodenbestellung und damit die Seßhaftigkeit immer wichtiger wurden, hob sich auch die Stellung derer, die das Feld bestellten, eben der Frauen. Da die Hütte, in der sie mit den unmündigen Kindern lebten, während die Männer jagten oder weideten, ihr Bereich war, diese Hütte aber mit dem Herdfeuer immer mehr in den Mittelpunkt des Daseins rückte, bekam ihre Existenz größere Bedeutung und Einfluß. Dazu kam die universelle Rolle der Mutterschaft. Besonders solange den Menschen der physiologische Zusammenhang zwischen Begattung und Geburt unbekannt war, spielte die Vaterschaft keine Rolle; die natürliche Verbindung zwischen Mutter und Kind war jedoch offenbar. Das hatte zur Folge, daß alle ältere Verwandtschaft nur durch die Mutter vermittelt wurde. Die Sippe, dieser frühe gesellschaftliche Verband, scharte sich anfangs um die Stammutter. Dort, wo sich ein festerer früher Familienzusammenhang bildete, trat nicht die Frau in die Familie des Mannes über, sondern der Mann wohnte — wenigstens vorübergehend — in der Hütte seiner Schwiegermutter. Mochten auch alle diese Beziehungen meist sehr locker, eine Mutter*herrschaft* nur selten vorhanden, der eigentliche Sozialverband das *gemeinsame Männerhaus* sein und sich der matriarchalische Familienverband nicht im entferntesten mit der späteren unerhört straffen patriarchalischen Familie an Festigkeit vergleichen lassen, so bewirkte doch zum mindesten fast überall der Umstand, daß die Ehefrauen eben nicht bloß grobe Arbeit verrichten, sondern Kinder gebären und nähren konnten, eine Erhöhung ihrer Position in der Gesellschaft der Frühzeit. Schließlich ein seelisches Motiv: Selbst wenn man zugeben will, daß die geringere Körperkraft die Lage der Frauen herabdrückte, darf man nicht vergessen, daß gerade der Mann der Urzeit von abergläubischer Furcht vor

Geistern und dem ihm Unerklärlichen erfüllt war. Liegt darin der Ausgangspunkt für den ungeheuern Einfluß der Priester, so auch teilweise die Erklärung für die Tatsache, daß die Frauen trotz aller äußeren Unterdrückung und häufigen Mißhandlung doch niemals völlig macht- und einflußlos gewesen sind. Der Glaube an die Zauberkräfte des Weibes ist bei primitiven Männern weit verbreitet, weil sich eben der Naturmensch das ihm Unverständliche als Geisterwillkür erklärt. Die Zahl der weiblichen Hexengeister, Halbgötter, Teufel ist deshalb bei allen Völkern immer viel größer gewesen als die der männlichen. Besonders auch die rein physischen Vorgänge der Menstruation, der Schwangerschaft und des Wochenbetts haben nicht nur die unselige Lehre von der Unreinheit des Weibes verschuldet, sondern ebenso auch, zumal es sich bei ihnen um das den Naturmenschen so geheimnisvolle Blut handelt, dazu geführt, daß den Männern ihre Frauen etwas unheimlich erschienen, also als Wesen, mit denen man es nicht ganz verderben dürfe, weil man nicht wissen könne, wie weit die Gewalt ihrer Rache reiche. Jedenfalls läßt sich feststellen, daß gerade bei manchen Naturvölkern die Frauen einen größeren Einfluß und größere Bewegungsfreiheit besitzen als in den sogenannten Kulturperioden.

Wir, die wir uns zur Entwicklungslehre bekennen, verfallen zu leicht der irrigen Vorstellung, daß diese Entwicklung alles Lebens und damit der menschlichen Gesellschaft immer geradlinig aufsteigend verlaufe, also alles zeitlich Spätere vollkommner sei als das Frühere. Das ist ein Fehler. Besonders in der Stellung der Ehefrauen vollzieht sich der Verlauf in einer stark wellenförmigen Kurve. Ja, im großen und ganzen verschlechtert sich ihre Situation fast überall mit den Fortschritten dessen, was man euphemistisch Kultur nennt. Jedoch haben fast alle Völker, die eine größere Rolle in der Geschichte der Menschheit gespielt haben, eine erste Frühperiode der Kultur durchlaufen, in der nach aller Überlieferung die Frauen oder doch wenigstens ein Teil der Frauen sehr stark als mitbestimmende Faktoren hervorgetreten sind. Das ist in Indien die früharische Periode, von der die Veden berichten, in Altägypten die Zeit des Isiskultes, in Hellas die Zeit Homers, bei den Germanen die Epoche vor und während der Völkerwanderung. Die Götterwelt dieser herrlichen, so wundervoll heidnischen Zeiten belebt sich mit weiblichen Gottheiten. Mit Recht fragt Lippert: „Woher kommt bei einem Volke, bei dem in historischer Zeit die Frau so wenig aus ihrer Häuslichkeit hervortrat, diese Fülle unheimlich großer Gestalten, fluchbeladener Frauen, einer Helena, Klytämnestra, Hippodamia und Eriphyle, woher der weibliche Impuls zu den Gräueln im Tantalidenhause und zu den medeischen Taten?“ Ich widerstehe der Versuchung, mich in die alten, mir aber keineswegs so unwahrscheinlich dünkenden Phantasien Bachofen-Lipperts zu versenken und mit ihnen den Versuch zu unternehmen, in diesen Mythen und Sagen den Niederschlag aus wundervoll großartigen Kämpfen zwischen Mutterrecht und Vaterrecht zu sehen. Das eine ist jedenfalls klar, daß sich diese herrliche Heroenwelt — etwa der Kriemhilden, Brunhilden und Isolden — wenig mit der Vorstellung des Weibes als untergeordneten Lasttieres verträgt, wie es uns die Ethnologen aus dem Leben der Naturvölker zeigen. Die Geschichte auch der älteren Menschheit ist eben viel zu reich und wechselvoll, als daß wir sie in einem kümmerlichen soziologischen Schema erfassen könnten. Das scheint sicher: Die stolzeren Völker haben eine antike Heroenzeit gehabt, in der sich der weibliche Instinkt in einem tragischen, im Endergebnis vergeblichen Aufwallen gegen die Knebelung einer ihn eindämmenden und dem gesellschaft-

lichen Nutzen allein dienenden Sitte gewehrt hat. Manche Kritiker haben sich gar nicht genug tun können, zu betonen, wie die Zeit des Mutterrechts die Epoche eines höchst anstößigen Hetärismus gewesen sei, während der das Matriarchat besiegende Patriarchalismus Zucht und Ehrbarkeit in die Welt gebracht habe. Selbst wenn man diese Seite des Patriarchalismus so hoch einschätzen will, darf man nicht übersehen, daß die Ungebundenheit der älteren Zeit weniger eine notwendige Folge des Mutterrechts als eine Konsequenz des Umstandes war, daß eben in der frühen Jugendzeit der Menschheit die regelnden Organisationen noch nicht so entwickelt sein konnten.

Es mag dahingestellt bleiben, ob die heroische Antike, die so reich an kraftvollen Frauengestalten ist, nur eine Aristokratie fürstlicher Frauen besessen hat, während die Masse der Eheweiber abhängig war, oder ob diese Bewegungsfreiheit des weiblichen Geschlechts auch die breiteren Schichten der Gesellschaft (natürlich mit Ausnahme der Sklaven) erfaßt hatte; jedenfalls ist es die Zeit, wo aus dem undifferenzierten Geschlechtstriebe die Liebe, die stets persönlich ist, geboren wurde. Nicht nur die Helena-Mythe oder die Tristan und Isolden-Mär bezeugen das. Damit wird aber die länger währende Verbindung eines Menschenpaares um des anderen Menschen selbst willen angestrebt; dort, wo der Liebesbund zu einem Ehebund führt, tritt also ein neues Motiv für die Eheschließung hervor, das die Ehe und damit die Stellung der Ehefrau unendlich verfeinert und erhöht. Die alten Sagen und Gedichte aus der Heroenzeit sind zugleich ein Beweis, daß es falsch ist, das Liebesmotiv als ein verhältnismäßig junges, erst vom modernen Individualismus geschaffenes Moment zu betrachten. Freilich konkurrieren die beiden Motive: wirtschaftliche Hilfe und Erzielung von legitimen Nachkommen seitdem in wechselnder Stärke mit dem seelisch-persönlichen oder, wie manche zu sagen vorziehen, „romantischen“ Motiv. Die heroische Epoche war zugleich die Zeit des großen Liebesglücks und Liebesleides. Dort, wo das Weib als individuelle Persönlichkeit um seiner selbst willen begehrt und verehrt wird, erhöht sich auch seine Stellung in Familie und Gesellschaft in einem vorher und teilweise auch nachher ungekannten Maße. Die ihm aus veredeltem Instinkt entgegengebrachte Achtung hebt zugleich auch seinen wahren, nicht bloß erträumten Wert; denn gilt es schon für den Menschen schlechtweg, so in besonders starkem Maße für die Frau, daß eine hohe Einschätzung von seiten anderer das Selbstgefühl und damit die Fähigkeiten und Eigenschaften wunderbar erhöht, wie umgekehrt eine erniedrigende Behandlung meist auch tatsächlich erniedrigt.

Aber diese allzu kurze heroische Antike, die das Weib adelt, wird nun bald abgelöst von der langen bangen Zeit einer wesentlichen Verminderung in der Stellung der Ehefrau, wenn auch im ganzen das schließliche Ergebnis ist, daß sie äußerlich sicherer, geschützter und ruhiger existieren kann als in der heroischen Vergangenheit. Sie tritt in den viel zitierten, gern als idyllische Oase geschilderten „Schatten des Hauses“ zurück; in der Öffentlichkeit wird es still von den Frauen. Eigentlich ersteht erst jetzt die richtige „Ehefrau“, an der man am meisten die passiven Tugenden preist. Diese Veränderung in ihrer Situation, die manche als einen Fortschritt und eine Verbesserung ansehen möchten, hat in der Hauptsache zwei große Ursachen: den zunehmenden Priestereinfluß und damit die asketische Geschlechtsmoral und zweitens die Entfaltung der patriarchalischen Familie. Bei einer anderen Gelegenheit sagte ich einmal *): „Uralt ist die Feindschaft zwischen Priestertum und

*) Vgl. meinen Vortrag „Die Sexualordnung Indiens und das Problem ihrer Reform“ in der „Neuen Generation“, 1913, 7. Heft.

Weib. Sie endet erst dort, wo das Weib vom Priester völlig überwunden und seine Helferin geworden ist. Die letzten Ursachen dieses Gegensatzes gehen darauf zurück, daß alle Priestermacht auf der Ablenkung des menschlichen Interesses von der Erde auf ein — irgendwie geartetes — Jenseits beruht. Indem sich die Priester als die einzigen Vermittler und Versöhner zwischen dem Menschen und den geistig-übersinnlichen Mächten bezeichneten, mußte ihre Macht in demselben Maße steigen, in dem es ihnen gelang, den Menschen vom Irdischen abzuziehen. Nichts aber lockte wieder so zur Erde zurück wie die Schönheit des Weibes. Das tiefe Glück der Liebe oder die Freuden der Wollust bedeuteten dem Manne einen hinreichenden Ersatz für die schwerer faßbaren, nur erst verheißenen Freuden des Außerirdischen. In diesem Gegensatze kam den Priestern alles darauf an, das Weib, diese Personifikation der Leidenschaft, so unschädlich wie möglich zu machen." Was in dieser Hinsicht die Brahmanen in Indien angerichtet haben, versuchte ich bei der letzten Konferenz der „Internationalen Vereinigung für Mutterschutz und Sexualreform" zu zeigen. Aber weiter: „Für den Buddhisten ist", sagt Wettermarck in seinem Werke „Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe", „das Weib unter allen Fallen, die der Versucher dem Manne legt, die gefährlichste; in den Weibern seien alle Mächte der Betörung verkörpert, die den Geist der Welt verblenden." Nach der Überlieferung soll ferner Mohammed, der Begründer des Islams, gesagt haben: „Ich habe dem Manne kein schlimmeres Unglück hinterlassen als das Weib ..... Ihr Frauen, gebt Almosen, und wäre es auch von euerem Gold- und Silbergeschmeide! Denn wahrlich ihr seid zumeist für die Hölle bestimmt am Tage der Auferstehung." Alle Religionsstifter und viele Propheten haben das Weib geschmäht; nur Jesus Christus hat es nicht getan. So gern auch sicherlich die Kirche ihm verurteilende Worte in den Mund gelegt hätte, so verkünden die Evangelien nichts darüber: Das Christentum hat dann freilich in seinen vorwiegend asketischen Perioden keine andere Haltung als die anderen Weltreligionen eingenommsn, wenn es auch mit seiner Lehre vom Werte der einzelnen unsterblichen Menschenseele zugleich die Grundlage für eine neue und tiefere Würdigung der weiblichen Natur legte. Indessen haben der Apostel Paulus, die Kirchenväter, besonders Tertullian, aber auch Augustin, immer wieder die Frauen als Gefäß der Sünde verurteilt. „Auf dem Konzil von Mâcon — gegen Ende des 6. Jahrhunderts — warf sogar ein Bischof die Frage auf, ob das Weib eigentlich ein menschliches Wesen sei. Er selbst beantwortete sie verneinend; aber die Mehrheit der Versammlung war der Meinung, durch die Bibel sei die Zugehörigkeit des Weibes zur Menschheit bewiesen; doch betonten einige Kirchenväter, daß das weibliche Element nur dem irdischen Dasein angehöre, und daß am Tage der Auferstehung alle Frauen als geschlechtslose Wesen erscheinen würden." (Westermark, I. Band, S. 543.) In der Geschichte aller Religionen kehren auch die Versuche wieder, die Frauen von der eigentlichen Religionsgemeinschaft auszuschließen oder ihnen doch wenigstens im Kultus eine untergeordnete Stellung zu geben. Das gilt besonders für den Brahmanismus, Buddhismus, die Lehre des Konfuzius und andere asiatische Religionen. Für die mittelalterliche christliche Kirche ist es bezeichnend, daß man sich an manchen Orten mit Kastraten versah, um in den Kathedralen die weiblichen Sopranstimmen zu ersetzen.

Was aber haben diese Bemerkungen über das Verhältnis zwischen dem Priestertum und dem weiblichen Geschlecht mit der Stellung der Ehefrau zu tun? Sehr viel. Denn der Ausbau der streng monogamischen Ehe, die

Forderung ihrer Unlösbarkeit, die grausame Ahndung des Ehebruchs sind in hervorragendem Maße — wenn auch nicht lediglich — Ergebnisse der asketischen Heilslehre. Diese Konstruktion strenger Monogamie hat aber wieder weiter einen ungeheuren Einfluß auf die Stellung der Ehefrau ausgeübt. Die Fesselung erotischer Instinkte, auf die es dem Priestertum so sehr ankam, schien am besten zu gelingen, wenn man einen frühen, möglichst von den Eltern bestimmten Ehebund als ein unzerreißbares, von Gott gefügtes Band betrachtete und die Ehe zum Sakramente erhob. Dabei wurde der Frau zumeist ein Scheidungsrecht verweigert, während sich anfangs, später unter Erschwerungen der Mann von seiner Gattin lossagen konnte. Die Konsequenz war, daß die große Mehrheit mannbarer Frauen gewissermaßen aus der erotischen Konkurrenz herausgeschoben und abgeschlossen wurde; der Ehemann bekam — wenn ich mich weiter der ökonomistischen Terminologie bedienen darf — die Monopolstellung. Die Ehefrau wurde als in erotischer Beziehung tot betrachtet, ihre Entsagung als eheliche Treue aufs höchste gepriesen. Die in der Ehe lebende Frau war damit allen Bewerbungen, aber auch allen rohen Nachstellungen andrer entzogen. Der deutschen Frau wurde die Haube aufgesetzt, damit sie das reich und offen wallende Haar der Germanin verstecke, und nach Frankenrecht galt es als ein großer Frevel, einer Ehefrau die Haube zu lüften. Drastischer verfuhr man im alten Japan, wo eine Verlobte sich künstlich zu enstellen hatte, indem sie sich die Augenbrauen entfernen und die Zähne schwarz färben mußte. Dem Ehemanne gegenüber gelang es — besonders in den oberen Ständen — viel später und schwerer dies monogamische Prinzip durchzusetzen. Demosthenes sagt von den Hellenen seiner Zeit: „Hetären haben wir des Vergnügens wegen, Kebsweiber für die tägliche Pflege des Leibes und Ehefrauen zur Zeugung vollgültiger Kinder und als verlässige Wächterinnen im Innern des Hauses *)." Im frühmittelalterlichen Herrenhause standen neben der eigentlichen „Frau" d. h. der Hauptfrau, die Kebsen oder Friedeln. Allmählich gelang es der Hauptfrau — hierbei im Bunde mit der Kirche — die Nebenfrauen zu verdrängen, sie zum mindesten meist in Magdstellungen herabzudrücken.

Doch ist diese ganze Entwicklung nicht allein aus dem Siege der asketischen Ethik zu verstehen; die Bedeutung des Instituts der patriarchalischen Familie als Sozial- und Wirtschaftsverband kommt hinzu. Mit ihr wird die Ehefrau — erst in so weitgehendem Maße, daß der Ehemann das Recht über Leben und Tod ihr gegenüber besitzt, dann mit allmählichen Abschwächungen — völlig in die Gewalt des Gatten gegeben. Zugleich wird ihr ihre Lebenssphäre lediglich im Haushalte zugewiesen und sie von der außerfamiliären Gesellschaft abgeschnitten. Das hauptsächliche Ehemotiv ist jetzt nicht die Schätzung der Frau als Arbeitskraft, obwohl es ebensowenig verschwindet wie das erotische, sondern ihre Eigenschaft als Kindergebärerin und -nährerin oder richtiger als die Mutter der Söhne. Die Sorge um männliche Nachkommenschaft beherrscht die patriarchalische Familie völlig. War in der ältesten Zeit gerade das Vatergefühl gering entwickelt, so ist es jetzt das Leitmotiv der Familie. Stark beeinflußt wurde das Verlangen nach legitimen Söhnen durch die Blutrache und durch die Religion der Ahnenverehrung, die am Aufbau der frühen patriarchalischen Familie einen tiefgehenden Anteil haben. Auch die jüngeren Religionen vermochten den Kultus der Vorfahren nur zurückzudrängen und abzuschwächen, jedoch nicht zu beseitigen.

---

*) Zitiert nach Müller-Lyer, l. c.

Jetzt wird die Fruchtbarkeit der Ehefrau hochgeschätzt. Darüber erzählt Wilhelm Riehl in seiner extrem-konservativen, mit wahrhaft genialer Borniertheit geschriebenen „Familie“ folgende, von ihm glossierte Begebenheit: „Gegenüber dem Bilde jener modernen Pariser Mütter, die sich ihrer kleinen Kinder schämen und dieselben „aufs Land“ ins Exil schicken, stehe die wahrhaft poesiegetränkte Kunde, welche uns der Limburger Chronist von dem echten Frauenstolz einer deutschen Mutter der alten Zeit überliefert hat. Die Frau vom Stein, des großen deutschen Freiherrn Ahnfrau, hatte vier Töchter, von denen jede einem Ritter vermählt war, und zwei Söhne, beide Ritter und beide beweibt, und ihr Mann war auch ein Ritter. Da fügte es sich eines Tages, daß alle ihre Kinder in ihrem Hause waren, und es hatte die edle Frau sechs Töchter zu Tische sitzen und sechs Söhne, und diese sechs waren Ritter. 'Und als sie also bey einander über einer Taffel saßen, da sagte die Frau insgemein: ‚dieser Ehren ist zu viel‘. Darauf hatte niemand kein Acht; sehr kurtz darnach steht dieselbe Frau auff und gehet heimlich ihre Strassen weg, daß nie kein Mensch davon die Wahrheit erfahren können, wohin sie kommen wäre.' Eine moderne Dame wäre vielleicht auch davongelaufen, wenn sie sich als die Mutter von zwölf Kindern und Schwiegerkindern hätte präsentieren müssen, aber gewiß nicht, weil ihr ‚solcher Ehren zu viel‘ gedünkt, gewiß nicht, um im großherzigen Opfermute einer fast antik heidnischen Schicksalsbeschwörung durch das eigene Entsagen den Neid der Götter von den Häuptern der Kinder abzuwenden.“

In dieser viele Jahrhunderte umspannenden Epoche der patriarchalischen Familie, dem Mittelalter der Ehe, war der Staat noch immer ein ziemlich lockerer, wenigstens noch recht roh gezimmerter Gesellschaftsverband, der auf dem Lehnswesen und der Hörigkeit ruhte; den eigentlichen Kitt des sozialen Lebens erzeugte eben die patriarchalische Familie; es schien eine unbedingte Notwendigkeit zu sein, nicht nur die Kinder, sondern noch mehr die Frauen mit ihr aufs engste zu verknüpfen. Zu dem asketisch-kirchlichen Prinzip gesellte sich das soziale und wirtschaftliche: Wurde die Ehefrau in erster Linie als Mutter von Vollsöhnen angesehen, so mußte ihre ganze Stellung von der Mutterschaft her gestaltet werden. Körperlich und seelisch durfte sie ihr Lebtag nur diesem e i n e n Mann: eben ihrem Gatten gehören; zugleich mußte sich ihre Arbeit, ihre Gedanken- und Gefühlswelt, ihre Erfahrung und ihr Streben nur um diese eine große Aufgabe der Mutterschaft konzentrieren. Bisweilen bewirkte diese Verengung des Lebenskreises eine wundervolle Vertiefung aus überzeugter Selbstbeschränkung; in anderen Fällen — besonders dort, wo ihr Herz nicht dauernd an dem Ehemanne hängen konnte — eine Verarmung und Erstickung des persönlichen Lebens von unbeschreiblicher Qual.

Wenn wir von den älteren und roheren Stufen der patriarchalischen Familie absehen und mehr ihre jüngeren Formen, wie sie in ihren Resten bis in die Gegenwart hineinragt, betrachten wollen, so kann ich nur vor die inneren Augen des Lesers das Bild eines großen, breitgiebligen, wohlhabenden Bauernhauses hinstellen, das auf altem, ererbten Boden ruht, und das seine Bewohner eng mit der Mutter Erde verknüpft. Wenigstens in ihren besseren Erscheinungsformen. Ehe und Familie des Patriarchalismus sind gewissermaßen erfüllt von Bauerngeist: streng, kräftig, ernst, aber auch beschränkt, in Gefühlen und Gedanken primitiv. Ich erinnere mich da eines feinen Wortes von Ricarda Huch: „Der Bauer ist Abkomme geknechteter Väter, und jetzt noch front er der strengen Mutter Erde. Er sieht das Leben als

eine Pflicht an, die man ernsthaft vollführen muß. Glück und frevelhaften Übermut kann er nicht unterscheiden. Und die heiteren Menschen, die das Haupt mit Lachen in den goldnen Himmel tauchen, betrachtet er mit Mißtrauen als Narren und Taugenichtse." Das ist auch der Geist der patriarchalischen Familie. Trotz aller Gastfreundschaft ist sie eine Welt für sich. Für die Ehefrau gilt als höchster Satz: „Dienen lerne das Weib." Die unbedingte Autorität des Mannes, mit dem sie unlösbar verbunden ist, der Geist unverrückbarer Monogamie begleitet sie täglich. Zahlreiche überkommene Sitten, teils dumm-brutaler, teils sinniger Art regeln ihren Lebensweg. Sie schaut nicht nach außen, und wenn sie es etwa sehnsüchtig tut, ist sie vernichtet. Die Kinder im Hause sind ihre Welt; doch hört auch hier ihre Führung bald auf; die heranreifenden Knaben werden ihr entzogen. Indessen auch manche inneren Sicherheiten gewährt ihr neben dem äußeren Schutz diese Welt des patriarchalischen Hauses: Aus dem Acker strömen Kräfte. Der starke Familiensinn gibt auch ihr Selbstbewußtsein. Alte Erinnerungen umfangen sie, alte Volksweisen rühren sie. Wiegenlieder klingen leise, und das „drinnen waltet die züchtige Hausfrau" entbehrt nicht einer bescheidenen Romantik. Das Gemütsleben ist zumeist undifferenziert und einfach; freilich fehlt ihm dafür auch die nervöse Unruhe. Mit der Eheschließung nach dem kärglich bemessenen Lebenslenz flieht die Leidenschaft. Dort, wo sich die Frauennaturen innerlich wirklich dem Geiste des Patriarchalismus anpaßten, waren sie glücklicher als etwa heute die Mehrzahl der Frauen des modernen Proletariats, die die grausame Willkür des Daseins bisweilen bei allen scheinbar größeren Rechten heftiger spüren. Wehe aber denen, die innerlich über ihn hinausgewachsen waren.

Wie das Ehegebäude des Patriarchalismus unveränderlich und festgefügt gedacht war, so sollte auch die Ehefrau ihren umschriebenen, unübertretbaren Lebenskreis haben. Der Ehestand wurde, wie gesagt, als eine göttliche Einsetzung angesehen, das Ehegelübde zu einer Urpflicht und einem Urrecht der Frau gemacht. Da man alle wahre Sittlichkeit aufs engste mit dieser Familie verknüpft wähnte, betonte man — wie Riehl es getan hat —, daß „die Familie antasten, heißt aller menschlichen Gesittung den Boden wegziehen". In den Kreis der Ideen, welche dieser Familienethik zugrunde liegen, wurde auch die Vorstellung einbezogen, daß die Ehefrau unter keinen Umständen in die Öffentlichkeit hinaustreten dürfe. Das viel zitierte „feindliche Leben", in das der arme, geplagte Ehemann hinaus muß, gilt für sie, die in dem idyllischen Schatten des freundlichen Heims bleiben darf, als Unbetretenes, nicht zu Betretendes. Es ist sehr lehrreich, bei Riehl, der die Ethik des Patriarchalismus ganz zu seiner Lebensauffassung gemacht hatte, nachzulesen, was er über die Familie sagt. Große Epochen unserer Geschichte finden in ihm einen späten Seher. Er hebt hervor, daß die Tätigkeitsgebiete von Mann und Frau streng getrennt sind und sagt: „Der Unterschied von Mann und Weib entwickelt sich immer tiefer mit der steigenden Gesittung." Und er beobachtet richtig, daß während in ganz primitiven und ärmlichen Verhältnissen die Arbeitstätigkeit der beiden Geschlechter fast die gleiche ist, mit zunehmendem Besitz und steigender Bildung die Arbeitsteilung der Geschlechter fortschreitet. Das gilt auch sicher für die Zeit des Patriarchalismus. Die darüber hinausragende Tendenz der Gegenwart verkennt und bekämpft er, (wobei allerdings nicht unerwähnt bleiben darf, daß er im Jahre 1854 die erste Auflage seines Buches schrieb). „Bei den bäuerlichen Tagelöhnern und den armen Kuhbauern schafft die Frau ganz das gleiche wie der

Mann. Beide arbeiten im Acker, lenken Pflug und Wagen gemeinsam, säen, ernten und verkaufen gemeinsam oder in zufälliger Abwechslung .... So bewacht der Hirt vielleicht, Strümpfe strickend, die Herde, während seine Frau hinter dem Pfluge geht .... (Dagegen) ist die Haupttätigkeit der Frau in den entwickelteren Schichten des Bauerntums schon selbständiger auf das Haus beschränkt .... Ähnlich geht es beim handarbeitenden Proletarier. Tagelöhner und Tagelöhnerinnen üben meist den ganz gleichen Beruf. Die Absonderung der beiden Geschlechter im geschäftlichen Beruf, wie sie beim entwickelteren Bauerntum bereits begonnen, setzt sich bei den Bürgern stufenweise fort. Dem Schuster, dem Schneider, dem Schenkwirt, überhaupt dem eigentlichen Kleingewerbe ist die Frau noch ein ganzer Gesell im Geschäft. Bei den größeren Gewerben aber und vollends bei den geistigen Berufen hört diese weibliche Mitarbeit ganz auf. Des Ministers Frau kann nicht mehr im Kabinett aushelfen, wie des Krämers Frau im Laden. Je höher der Berufskreis, um so gesonderter ist die Tätigkeit von Mann und Frau."

Mit sicherem Pinselstrich entwirft dann Riehl das Bild der Ehefrau im patriarchalischen Hause, also besonders im deutschen Bauernhause: „In der Last der Arbeit steht die Bäuerin dem Bauern gleich, in der Zucht des Hauses ist sie ihm am gründlichsten untertan. Die Mädchen heiraten meist sehr früh, und ehe ihr Charakter zu einiger Selbständigkeit gereift ist, bekommen rasch viele Kinder, arbeiten sich das Mark aus den Knochen, werden darum alt und häßlich vor der Zeit und gehen vollständig in der täglichen Pflege um die Familie auf. Sie sind die wahren Leibeigenen, vielleicht nicht immer des Mannes, aber doch allezeit des Hauses. Die selbständige Persönlichkeit prägt sich bei der Bauernfrau in der Regel erst dann aus, wenn sie eine Matrone geworden."

Dieser patriarchalische Bauerngeist, der zwar die Unabhängigkeit des Bodens und Besitzes als sein großes Freiheitsrecht verteidigt, aber infolge seiner robusten Primitivität und Gebundenheit des Gefühls völlig unfähig ist, die Sensitivität differenzierterer Naturen zu verstehen, poltert schließlich über den Ernst der Ehe in folgenden, sehr charakteristischen und dem Grundgedanken nach unendlich oft von den derberen Naturen unter den Menschen wiederholten Worten los: „Wenn Tausende von Männern gegenwärtig aus dem sozialen Geleise kommen, weil sie, in zärtlichster Besorgnis um sich selbst, die ‚rechte Existenz' und den ‚rechten Beruf' verfehlt zu haben wähnen; dann werden Tausende von Frauen irre an der natürlichen Stellung des Weibes, weil sie in gleicher Selbstverhätschelung in den falschen Ehebund getreten zu sein glauben. Gerade für den Ernst der Ehe sind wir im Durchschnitt viel zu sentimental gegenüber unserem werten Ich, zu zärtlich gegen uns selbst. Das wirkt die Überweiblichkeit, die auch Männer weibisch macht. Vordem war man fatalistischer oder, wenn man will, gottergebener, biß die Zähne zusammen und hielt den einmal erwählten Beruf, die einmal geschlossene Ehe als eine in Gottes Ratschluß vollendete Tatsache fest, und so gab es gar keine kommunistischen Männer und nur wenige emanzipierte Frauen. Das ist ja eben das eigentliche Salz der Ehe, daß man, wenn man einmal Ja gesagt hat, nicht wieder Nein sagen kann."

Doch mag das bisher über die patriarchalische Familie Gesagte genügen zu ihrer Charakteristik. Ihre Ethik ist derb und hart wie Schwarzbrotrinde, und die Stellung des Weibes in ihr, ihre Einschätzung als Hausbewahrerin und als Söhnegebärerin entspricht dieser Ethik. Dabei möchte ich wieder an das erinnern, was ich anfangs über die Wellenförmigkeit der Entwicklungs-

kurve sagte: Auch die lange Zeit des Patriarchalismus kennt Unterbrechungen oder richtiger Abschnitte, wo seine Vorherrschaft gegenüber anderen Gewalten abgeschwächt ist: Immer wieder versucht die Erotik (im weitesten Sinne des Wortes als persönlich gerichtete Liebe verstanden) auch das nüchterne Eheverhältnis von sich aus zu gestalten; die in der Erotik wohnenden Kräfte der Schönheit, des freien Schwunges, der Lebensfreude, aber auch der verzehrenden Leidenschaften schlagen mit Sturmeswellen an die Ehemauern oder umschmeicheln sie lockend. Die mittelalterliche Minne, die dabei stets den Gattinnen der anderen galt, die Renaissance, das Rokkoko stehen unter ihrem belebenden Einfluß. Ganz anders schaut das Antlitz der jungen Frau dieser Zeiten darein als das strenge, herbe Gesicht der patriarchalischen Ehefrau.

Langsam bröckelt schließlich die patriarchalische Familie ab, zum altersschwachen Bau geworden. Ihre Ersetzung durch die freiere Kleinfamilie, die zunächst ihrem Wesen nach noch manche patriarchalischen Züge trägt, kann ich hier nicht näher darlegen. Kurz sei gesagt: Auf der einen Seite sind es — das deutete ich anfangs an — Staatsomnipotenz, die moderne wirtschaftliche Unternehmung, der Fernverkehr, die Technik; auf der anderen die Ideen der persönlichen Freiheit, deren klarere Formulierung besonders dem 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelang, die den Familienpatriarchalismus auflösen. Der Vorgang, der sich allmählich — ich möchte sagen: in fast unmerklich kleinen Abstufungen — vollzog, ist kurz der, daß die Familie an Aufgaben und Umfang immer mehr zusammenschrumpft, während das ihr Genommene einen beträchtlichen Zuwachs der übrigen großen Institutionen der Gesellschaft, besonders des Staates und der wirtschaftlichen Unternehmung bildet. Dabei ist zweierlei sehr bemerkenswert. Um ihres vermuteten ethischen Gehaltes, besonders ihres Wertes für die Nachkommenschaft willen wurde trotz dieses sozialen Sinkens der Familie *die Fiktion ihrer alten gesellschaftlichen Bedeutung möglichst festgehalten*. Und das zweite ist: Am unmittelbarsten und folgenschwersten spürten diese Entwicklungswendung die Ehefrauen. Die Männer haben ja nie allein der Familiensphäre angehört; zwischen öffentlichem und Familienleben hat für sie nie eine unüberbrückbare Kluft bestanden; die Frauen hingegen wurden auch zu einer Zeit, wo für viele von ihnen diese Forderung gar nicht mehr ganz realisierbar war, noch immer als nichts als Familienmenschen angesehen. Obwohl ihnen der Familienboden gewissermaßen unter den Füßen weggezogen wurde, sollten sie nach wie vor immer noch nur ins Haus gehören. Am ehesten bekam die Proletarierin die neuen wirtschaftlich-sozialen Notwendigkeiten zu spüren; auch die unverheiratete Frau eher als die verheiratete. Denn wenn auch die Ehefrau eben nicht mehr die Haushälterin großen Stils wie in der alten Zeit sein konnte, weil der Haushalt zusammenschrumpfte, so blieb doch noch Arbeit genug für sie auch in der Gegenwart; ferner blieb für viele von ihnen mehr oder weniger der Zustand bestehen, daß sie durch ihre Zugehörigkeit zur Familie des seinen Beruf nachgehenden Mannes ihren Unterhalt fanden, während die große Zahl der Ledigen, weil eben die Kleinfamilie nicht zu viele Köpfe wirtschaftlich ertragen konnte, nur draußen im gesellschaftlichen Leben recht oder schlecht Beschäftigung und damit Nahrung suchen mußte. Ich glaube nicht, daß man die Lage der Ehefrau der Gegenwart so darstellen darf, daß für sie eben nichts mehr zu tun übrig geblieben sei und sie als chronische Müßiggängerin draußen Arbeit suchen müsse. Sondern es sind mehr die *inneren*

Rückwirkungen, die sich in dem anfangs gegebenen Zitat aus dem Dortmunder Vortrag schon angedeutet habe. Viel eher könnte man sagen, für den Mann ist in der Familie nichts mehr zu tun übrig geblieben. Worum es sich aber für die Ehefrauen handelt, scheint mir mehr — wenigstens bei den oberen Gesellschaftsklassen — der Umstand zu sein, daß ein rein auf die heutige Familie angewiesenes und nur aus ihr schöpfendes Menschendasein an innerem, vor allem geistigem Gehalt zu arm ist. Der intersoziale Verkehr, die Bildungsgelegenheiten, der Fortschritt im Denken und Schaffen liegen heute außerhalb der Familie. Nicht das soll behauptet werden, daß etwa das geistige Leben in einer Familie tot und träge sein müsse. Nicht im geringsten. Aber das Licht in ihr ist mehr reflektiert, als daß die Familie die Lichtquelle sein könnte. Die Ehefrau muß etwas, was über die Hausfraufunktionen hinausragt, können, muß Kenntnisse haben, am Leben der Nation teilzunehmen imstande sein, muß und will selbständig sein: innerlich und wirtschaftlich. Gerade da, wo sie auch ebensogut allein für sich sorgen und ihren Unterhalt außerhalb der Ehegemeinschaft bestreiten könnte, also ein wirtschaftliches Muß sie nicht in der Ehe und Familie festhält, können sich am ehesten die inneren Voraussetzungen der Familie, die frei gewährte Bindung an Mann und Kinder, völlig entfalten. Aber diese Selbständigkeit ist eben nur draußen, im Berufsleben, zu finden.

Dort, wo sich in der Gegenwart diese Wendung vollzieht, hat der dritte Akt im großen Kulturdrama der Ehefrau begonnen. Die Situation ist namentlich gegenüber der patriarchalischen Periode beträchtlich verändert: Dort bildeten Familie und Haus die Welt, die einzige Welt der Ehefrau. Je mehr sie aus dem damals breiten Boden der Familie schöpfen konnte, desto inhaltsreicher war ihr Dasein. Heute tritt sie in den Beruf, in die Öffentlichkeit hinaus, um der Familie erst Inhalt zu geben. Auch wirtschaftlich wird durch ihr Mitverdienen im Beruf die Basis des gemeinsamen Haushalts gefestigt.

Freilich vollziehen sich so einschneidende soziale Veränderungen nicht ohne große Schwierigkeiten; bis sich die Anpassung an die neue Situation ganz verwirklicht hat, entsteht eine Fülle schmerzhafter Reibungen. Im ganzen ist die berufliche Arbeitsteilung des außerfamiliären Lebens noch immer — wenn auch im beständig schwindenden Maße — so angelegt, daß nur wenig Raum für die Ehefrauen vorhanden zu sein scheint. Arbeitsgelegenheit und Arbeitsvergütung entsprechen vielfach noch der älteren Ordnung, die die Ehefrauen als versorgt und beruflich anspruchslos betrachtete. Dort, wo das moderne Erwerbsleben sie dennoch aufnahm, geschah es zumeist in der Erwartung, billige, unterbietende Arbeitskräfte zu erlangen, die die Selbstkosten des Arbeitgebers verminderten. Zugleich bilden die verheirateten Frauen — wobei ich nicht bloß ans Proletariat denke — nur in den Fällen ungewöhnlicher Begabung oder Tüchtigkeit sogenannte vollwertige Arbeitskräfte, nicht nur weil sie meist physisch und teilweise auch psychisch durch die Mutterschaft gehemmter sind, sondern weil eben doch der Haushalt der Familie im größeren oder geringeren Grade sie beansprucht und sie ihre Kräfte in zwei oft divergierende Arbeitswelten teilen müssen. Schließlich ist der Widerstand eines großen Teils der Männer und der an der alten Tradition hängenden Frauen zu überwinden. Teilweise schreckt jene die neu auftauchende, wie gesagt, meist unterbietende Konkurrenz; daneben macht sich die innere Abhängigkeit vom Überlieferten geltend. Der Geist der patriarchalischen Familie ist noch nicht tot. Allen Naturen, die im Haften am Herkommen den Kern der Ethik sehen und die

die Organisation der Familie und damit der Stellung der Ehefrau als etwas betrachten, das einer Veränderung ohne Schaden der Gesamtheit nicht fähig sei, ist diese Verschiebung ein Greuel. Sogar ihr Ideal der Weiblichkeit scheint ihnen gefährdet, sobald die beiden Lebenssphären, Haus und Beruf, nicht gesondert bleiben, sondern die Frauen aus jenem ins öffentliche Leben hinaustreten.

Wieder schauen wir in einen neuen, den eigentlich modernen Konflikt im Leben der Ehefrau: die unabänderliche gesellschaftliche Entwicklung verengt ihr den alten Existenzboden; sie will, dem Drucke der Entwicklung folgend, im Berufe den neuen Boden finden. Aber in der Mehrzahl der Fälle findet sie nur Enttäuschungen. Wie Galeide in „Ludolf Ursleu“ zu Ezard sagt: „O du bist ein Mann und hast aus dir machen können, was du wolltest. Du hast gut reden! Für uns ist der Abfall da, das, was euch zu gering zu tun ist“. — Viele mühen sich unablässig. Bald verrauscht dabei die erste Begeisterung und der Glaube, daß das Arbeitsleben draußen in Beruf und Gesellschaft seelenfüllende Kraft ausströme. Sie lernen die Arbeit als das kennen, was sie für den Einzelmenschen ist: als das wirksamste, am ehesten Vergessen gewährende Surrogat des Lebensglücks. Nun erheben sie sich resignierend morgens vom Lager und sagen zu sich selbst: es lohnt sich nicht! und wenn sie sich abends endlich nach des Tages Last niederlegen, gestehen sie sich wieder müde lächelnd ein: es lohnt sich nicht! — Und soll bei allem Quälen der Berg vor mir sich immer höher türmen? Soll ich ein Opfer der Halbheit werden, nicht ganz Frau und Mutter, nicht ganz das dienende, aber dabei voranschreitende Glied im großen Allgemeinen der Berufswelt? — Aber es ist nicht nur dieser mit der wirtschaftlich-sozialen Entwicklung verknüpfte Zwiespalt. Ich habe bei den Typen der Ehefrau der älteren Epochen vorhin versucht, sie auch als Geschlechtswesen zu erfassen. Besonders die Einflüsse des Patriarchalismus, seine Auffassung und seine Ethik beschäftigten uns. Wie steht es jetzt damit? Nicht mehr steht vor unserem Auge dabei das alte, breite, schwerfällige Bauernhaus, sondern die Großstadt mit ihrem wechselnden Lichterspiel. Auch dieser Gegenwartsmensch, und mit ihm die Ehefrau des 20. Jahrhunderts, hat seine eigene, seine besondere, aber anders geartete Kraft. Die Gefühle und geistigen Werte sind verändert und haben sich in einem Grade differenziert, die jene nicht ahnten. Das hauptsächlich Trennende der Epochen ist die Stetigkeit dort, der Wandel und schnelle Wechsel in den Lebensumständen hier. Damit vollziehen sich auch immer wieder neue i n n e r e Umwandlungen; die Empfindungen, die wir gestern hegten, sind andere, als die uns heute erfüllen. Einst war der Patriarchalismus von wenigen, aber sicheren und leidenschaftslosen Gemütskräften beseelt; in der Gegenwart hat sich bei den komplizierteren und den wirklich eben auch innerlich der Gegenwart angehörenden Naturen das Seelenleben verfeinert und mannigfach schattiert, ist eine Bewegtheit und Eindrucksfähigkeit eingetreten, die der alten, innerlich gebundenen Welt ablehnend gegenübersteht.

Damit wieder ein neuer Konflikt: ein Teil der Ehefrauen wurzelt seelisch in der großen, gleichmäßigen Ruhe der Vergangenheit. Es sind die streng monogamischen, kaum jemals abgelenkten Naturen. Ihre Furcht ist immer, der wirtschaftlich-rechtliche Emanzipationsprozeß sei zugleich ein ethisch-erotischer — was er ja auch wirklich ist — und mit der alten Selbstbeschränkung müsse das Gute aus der Welt schwinden. Ein bekannter psychologischer Fehler liegt dieser Befürchtung zugrunde: die Verwechslung von Form und

Inhalt. Der in Worten schwer faßbare Kerngehalt des sittlichen Daseins, das, was wir das Gute oder Edle nennen, ist für diese Naturen aufs engste verknüpft mit der alten Form der Ehe, der Familie, dem alten Hause. Reißt ihr sie ab, so fürchten sie, dann sind alle innerlichen Werte vernichtet.

Der in die Zukunft langende Mensch der neuen Zeit aber weiß: Das Beste bleibt und hüllt sich in stets neue Formen. Tatsächlich ist es in der Entwicklung der Ethik ja so wie bei jenen merkwürdigen Spielschächtelchen, die man bei geschickten Handwerkern im Orient kauft: eine auf den ersten Blick nicht vermutete große Zahl solcher Kästchen steckt ineinander. Eines nach dem andern kann man abheben; stets denkt man, bei der letzten Hülle und damit beim Kern angelangt zu sein. Aber es ist ein Irrtum, es sind immer wieder abnehmbare Formen, die nicht den Inhalt bilden. Das Gute, Wahre, Schöne haftet nie an Organisationsformen, auch nicht am alten Hause und der alten, eisernen Ehe. Jede Organisationsform des gesellschaftlichen Lebens hat ihre Zeit und ihre vergängliche Berechtigung; ist sie überlebt, so ist sie wert durch neuere Formen ersetzt zu werden; sonst wird, was einst sittlich war, unsittlich. Liebe, Treue, Opferfähigkeit, Mitleid, Selbstzucht sind sicherlich mit von der Institution der patriarchalischen Familie entwickelt worden; aber sie schwinden nicht, wenn der Patriarchalismus schwindet. Auf neuem Boden, mit anderen Möglichkeiten wachsen sie in reichrer Form. Wer aber dies erkennt, dem ist das sicher: wie die Zwangsnatur der Familieninstitution im Verhältnis der Eltern und Kinder in der Gegenwart kein Bedürfnis mehr, sondern nur ein Hemmnis der Kulturentwicklung ist, ebenso auch der aus dem Patriarchalismus stammende Zwangscharakter der Ehe. Ohne auch nur einen Augenblick wie die, welche Form und Inhalt nicht trennen, zu fürchten, es könne eine Kulturhemmung dadurch eintreten, bekennt er sich zur Idee der freien Ehe, d. h. einer Ehe, deren Dauer, Form und Intimitätsgrad lediglich vom Willen der beiden Beteiligten abhängt. Die, welche in der Lebenslänglichkeit und der Abschließung nach außen ihr Heil sehen, finden dabei ihre Geltung wie die, welche sich innerlich wandeln.

Aber noch stehen sich in einer höchst verhängnisvollen und ach, so überflüssigen Verständnislosigkeit die beiden Lager gegenüber: Das ist der andere seelische Konflikt der Ehefrau, die der dämmernden Zukunft innerlich angehört: Ihre Umgebung verlangt von ihr sich an die alten Ideale zu hängen, die ihre Instinkte leugnen. Meine Ehe, fordert sie dagegen, soll nur aus inneren Kräften leben; oder sie soll nicht sein. Damit fordert sie aber auch die Möglichkeit leichter Lösbarkeit des Bandes. Aber noch ragt — heute schärfer denn zuvor — die alte Zeit in die Gegenwart hinein. Riehl z. B. sagt mit jener primitiven Logik, die leider grade in Problemen der Ehe von manchen beliebt wird: „Die Art moderner Frauen, von denen wir uns emanzipieren müssen, begreift nämlich nicht einmal, daß einzig und allein ein recht strenges Ehescheidungsgesetz, welches im Sinne des Wortes der Schrift die Lösung der Ehe aufs äußerste erschwert, zu besonderen Gunsten der Frauen gemacht ist. Alle leichten Ehescheidungsgesetze sind zum Frommen der Fessellosigkeit der Männer und ein Spott auf die Würde der Frauen. Das allerleichteste Ehescheidungsgesetz entsteht, wenn man die Weibergemeinschaft zuläßt." — Der letzte Satz bedient sich des allbeliebten Mittels, eine Reform dadurch zu bekämpfen, daß man das Zerrbild ihres Ideals schleunigst an dessen Stelle setzt. Dann aber kann die Behauptung, leichte Eheschei-

dungsmöglichkeit widerspreche der Würde der Frauen, nur einen Sinn haben, wenn man sich die geschiedene Frau gleichsam als geächtet und aller Willkür preisgegeben vorstellt. In gesellschaftlichen Verhältnissen aber, wo die Ehefrau und damit auch die geschiedene Ehefrau ihren Beruf und ihr Tätigkeitsfeld besitzt, ist eine Entrechtung durch Scheidung ausgeschlossen. Bei solchen Urteilen wie dem Riehlschen schweben dem Autor nach die Verhältnisse des Patriarchalismus vor; sonst entbehren sie überhaupt jedes verständlichen Sinnes.

Aber noch ein letztes Wort über das Problem der Berufsarbeit der Ehefrau. Es war ein etwas düsteres Bild, das ich davon vorhin zu skizzieren versuchte. Aber wir dürfen, meine ich, die Schwierigkeiten der Übergangszeit nicht leugnen, vielmehr müssen wir den Weg suchen, über sie hinaus ins Freie zu gelangen. Auf der einen Seite führt er über bessere Einordnung und Bezahlung der weiblichen Berufsarbeit zugleich neben der Erweiterung der Vorbildungsmöglichkeiten zu erweiterten Möglichkeiten des Emporsteigens von geringeren zu höheren Berufsstufen. Auf der anderen: zu der Auffassung, daß man den Beruf ernst und gewissenhaft, aber ohne überschwängliche Erwartungen erfassen muß. Je mehr die Spezialisierung und Mechanisierung der Arbeit fortschreitet, desto mehr erfordert er unsere Aufmerksamkeit und momentane Hingabe, desto weniger aber beansprucht er den tieferen Menschenwert. Der gehört den Menschen, die wir lieben, und der Gesamtkultur des Volkes, wie der Menschheit.

Schauen wir zurück in die Vergangenheit, so erschrickt unser Herz, daß der Weg, den die Generationen vor uns gingen, so sehr mit Blut und Tränen gedüngt ist. Bang fragen wir: waren alle diese Umwege notwendig? warum ist das Los der Frauen, das im Lichte einer liebenswürdigen Romantik so heiter anmutet, im Grunde so schwer gewesen? wieviele Träume, die sie hegten, haben sich erfüllt? — Indessen, wer nur zurückschaut, ohne sich danach gläubig der Zukunft zuzuwenden, der mag sich, wenn er die Kraft hat tief genug zu schauen, im Innersten entsetzen; wir wenden danach unseren Blick den neuen Geschlechtern entgegen, denen wir den Weg bereiten wollen. Nicht nur Gräber den Toten wollen wir schaufeln, sondern Marmorstufen zum Tempel der Zukunft legen. Laßt uns an den Wert der Freiheit frohen Herzens glauben!



POLITISCHE STRÖMUNGEN

CHRONIK

MONARCHIE oder Pazifismus in Frankreich: Ein eigenartiges Buch hat kürzlich in Frankreich lebhaftes Aufsehen erregt, ein Werk des sozialistischen Abgeordneten Marcel Sembat, das den Titel: „Faites un roi, sinon faites la paix“ trägt. Sembat sucht in dem-

selben darzulegen, daß die Beibehaltung der republikanischen Staatsform mit dem Anschwellen der Rüstungspolitik sich nicht vereinbaren lasse, daß die Republik nicht jene Bürgschaften militärischen Erfolges biete wie die Monarchie mit ihrer einheitlichen Leitung der auswärtigen Politik, ihrer straffen Zusammenfassung aller militärischen Kräfte. Wenn man also den Schwerpunkt der französischen Volksenergien in die Vorbereitung eines kommenden Krieges legen wolle, dann müsse man zur Monarchie zurückkehren. Umgekehrt jedoch, wenn man von der republikanischen Staatsform meine, daß sie allein entsprechende Garantien für sozialen Fortschritt biete, dann müsse man den Gedanken an Krieg und Kriegsvorbereitung in jeder Richtung zurückdrängen; denn nicht nur die Niederlage im Kriege selbst, sondern auch ein siegreicher Krieg würde die schwere Gefahr eines Staatsstreiches durch einen siegreichen Heerführer heraufbeschwören, und selbst die bloße Vorbereitung mit ihrer Konzentrierung auf militärische Gesichtspunkte bringe die Gefahr der monarchischen Restauration mit sich. Sembat schließt daraus, daß alle aufrichtigen Republikaner sich auf den Boden des Frankfurter Vertrags und einer bewußten und planmäßigen, auf Freundschaft mit Deutschland, ja, wenn möglich, auf ein Bündnis mit Deutschland aufgebauten Friedenspolitik stellen müssen. Er meint, daß sich eine solche Entente mit Deutschland durchaus mit der Freundschaft mit England und Rußland vertrage; ebenso sei dies nicht in Widerspruch mit den Interessen der elsässisch-lothringischen Bevölkerung, die ja nur eine Autonomie innerhalb des Deutschen Reiches und keineswegs eine Lostrennung von demselben herbeiwünsche.

Sembats Buch hat sehr viel Widerspruch, aber vielleicht auch ebensoviel Zustimmung nicht nur in sozialistischen, sondern auch radikalen Kreisen gefunden.

Gaston Sauvebois,
Paris.



Das Institut Franco-Allemand de la Réconciliation, das in diesem Sommer begründet wurde, beginnt nun seine Tätigkeit zu entfalten. Zweck des Instituts, dessen Direktion in den Händen von Ernst Haeckel, Jena, und Henriette Meyer, Paris, liegt, ist, allmählich eine endgültige Versöhnung zwischen den beiden Völkern herbeizuführen, sie zu lehren, die Beleidigungen sowohl zwischen den Nationen als auch zwischen den einzelnen Individuen zu vergessen!

An das Institut sind die „Écoles de la Réconciliation" angegliedert, in denen die Kenntnis der deutschen (Frankreich) resp. französischen (Deutschland) Sprache, Kunst und Literatur vermittelt werden soll. Außerdem werden Vorträge über allgemeine Wissenszweige gehalten: Gesetzgebung, Hygiene, Presse, Verkehrswesen usw. Jeder Kursus dauert 3 Monate; die Kurse sind international und für beide Geschlechter bestimmt. Nach Absolvierung der Schule des Instituts — Unterrichtsdauer ein Jahr — muß jeder Kandidat oder Kandidatin einen Vortrag in deutscher resp. französischer Sprache halten und wird — wenn die Jury ein günstiges Urteil abgegeben — zum „Précurseur de la Réconciliation" ernannt. Die französischen „Vorläufer der Versöhnung" verbreiten ihre im Institut erworbenen Kenntnisse in Deutschland, die deutschen „Vorläufer" tun dasselbe in Frankreich. Von dem Grundsatz ausgehend, daß

alle Belehrung bei der Jugend anfangen müsse, sucht man vor allem auf die Kinder einzuwirken, um ihnen von klein auf die Tugend der Liebe zur ganzen Menschheit einzupflanzen. Zu diesem Zweck findet einmal wöchentlich ein besonderer Kursus für Kinder jeden Alters statt.

Ferner sollen Ferienkolonien gegründet werden in Deutschland für die französische, in Frankreich für die deutsche Jugend.

Öffentliche Veranstaltungen mit literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Darbietungen sollen möglichst oft organisiert werden.

Unter Mitwirkung von Ernst Haeckel und Wilhelm Ostwald wird vom Institut eine vorläufig monatlich erscheinende Revue in deutscher und französischer Sprache herausgegeben.

Am 26. Oktober fand in Paris die erste öffentliche Sitzung „Einweihung des Instituts“ statt: zu Ehren von Alfred Naquet, Ehrenpräsidenten der Filiale in Paris, und Wilhelm Förster, Ehrenpräsidenten der Berliner Zweiganstalt. Da das Institut noch über kein eigenes Heim verfügt, hatte ihm die Leiterin der Maison Universitaire Guyan in liebenswürdiger Weise die Räume dieses Hauses zur Verfügung gestellt.

Nachdem Henriette Meyer über die erzieherische Rolle des Instituts gesprochen, nahm Prof. Georges Blondel das Wort zu seinem äußerst interessanten Vortrage: „Das deutsche und das französische Volk“. Er erläuterte seine Ausführungen durch Lichtbilder, in denen verschiedene deutsche Städte vorgeführt wurden. Die auf persönlicher Erfahrung beruhenden Ausführungen des Vortragenden wurden mit großem Beifall aufgenommen.

Augenblicklich werden Vorkehrungen getroffen, um den 80. Geburtstag Ernst Haeckels und den 90. Jean Henri Fabres, des bekannten französischen Entomologen, würdig zu begehen. Beide Feiern sollen gleichzeitig in Deutschland und Frankreich stattfinden.

A. Koszinska,
Paris.



Japanische Auswanderung nach Südamerika: Die japanische Auswanderung, die von den angelsächsischen Bevölkerungen Nordamerikas mit so großer Entschiedenheit zurückgewiesen wird, beginnt sich nunmehr nach anderen Küsten zu wenden, zunächst nach den Küsten Mexikos, speziell nach Niederkalifornien, wo sich kompakte japanische Kolonien angesiedelt haben, und neuerdings auch nach Brasilien dank der Tätigkeit einer Auswanderungsgesellschaft, der „Brasil Takushoku Kaisha“. Der Sitz derselben befindet sich in Tokio und ihr wichtigstes Zweigbüro ist in Iguapé, wo sie eine japanische Seestadt schaffen will; binnen fünf Jahren sollen 10 000 japanische Familien angesiedelt sein, und nachdem sich die Kolonisten eingelebt haben, sollen die arbeitsfähigen Mitglieder an die Plantagen Brasiliens weitergegeben werden.

Eine andere Gesellschaft hat sich verpflichtet, 20 000 japanische Familien anzusiedeln, so daß in wenigen Jahren sich 200 000 bis 300 000 Japaner in Brasilien niedergelassen haben werden.

Vor kurzem wurde ferner eine Gesellschaft gegründet, welche die Länder, die für eine eventuelle Kolonisation in Betracht kommen könnten, daraufhin untersuchen lassen will, ob sie sich ihrer Beschaffenheit und der Stimmung der Bevölkerung nach für japanische Besiedelungszwecke eignen. Die Gesellschaft

rüstete ein Schiff, die „Kuju-Maru", aus, die am 1. Oktober eine zweijährige Küstenfahrt angetreten hat, und zwar sollen nicht bloß die Küsten sondern auch gewisse Küstenlandschaften untersucht werden.

Die Fahrt soll mit Sachalin und den Küsten des Ochotskischen Meeres beginnen, sich über Alaska, Kanada, Hawaï nach Niederkalifornien und Zentralamerika fortsetzen (unter Vermeidung eines Besuchs der Vereinigten Staaten, um diplomatischen Verwickelungen auszuweichen, hierauf nach Peru, Bolivien und die Südseeinseln, dann Brasilien und Argentinien und zurück über Neuseeland, Neu-Guinea, Java, Borneo und die Philippinen.

Vielfach ist der Einwand erhoben worden, daß die Japaner in Korea ein gegebenes Feld für die Kolonisation besitzen; es scheint aber, daß sich die Bodenspekulation desselben derart bemächtigt hat, daß für Siedler mit geringem oder gar keinem Kapital nicht mehr zu haben ist. In der Mandschurei wieder sind die Preise angesichts der dichten Besiedelung durch die einheimische chinesische Bevölkerung allzu hohe.

Der Zug der japanischen Auswanderung scheint sich nach wie vor weniger nach Westen, also nach Asien zu, als vielmehr nach den jungen, entwicklungsfähigen Ländern, Inseln und Küstengebieten des Stillen Ozeans mit ihren zum Teil hohen Arbeitslöhnen zu richten.

G. Okuma.



Verantwortlich für die Redaktion Erich Lilienthal, Berlin-Wilmersdorf. — Alle Manuskripte sind an die Deutsche Redaktion, Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 115/116 zu richten. — Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen Rückporto beiliegt.
Druck von Georg Reimer in Berlin W. 10.

Umschlag und Ausstattung zeichnete Lucian Bernhard, Berlin.

MITGLIEDERLISTE (1913).

I. INTERNATIONALER EHRENAUSSCHUSS*).

Deutschland:

Geheimrat Dr. **Lamprecht,** Professor an der Universität Leipzig,
Geheimrat Dr. W. **Ostwald,** eh. Professor an der Universität Leipzig,
Dr. W. **Toennies,** Professor an der Universität Kiel,
Graf **von Hoensbroech,** Groß-Lichterfelde,
Dr. Felix **Meyer,** Kammergerichtsrat, Berlin,
Dr. **v. Liszt,** Professor an der Universität Berlin,
Georg **Gothein,** Bergrat, Mitglied des Reichstags,
Eduard **Bernstein,** Mitglied des Reichstags,
Dr. **David,** Mitglied des Reichstags,
Paul **Göhre,** Mitglied des Reichstags,
Dr. **Unold,** Vorsitzender des Deutschen Monistenbundes, München.

Österreich-Ungarn:

Engelbert **Pernerstorfer,** Vizepräsident des Reichsrats, Wien,
Freiherr **von Hock,** Mitglied des Reichsrats und Hofrat am Verwaltungsgerichtshof, Wien,
Dr. **Heilinger,** Mitglied des Reichsrats, Wien,
Baronin **Berta von Suttner,** Wien,
Dr. Karl **Grünberg,** Professor an der Universität Wien,
Dr. Emil **Reich,** Professor an der Universität Wien,
Dr. **Vambéry,** Professor an der Universität Budapest,
Dr. **Masaryk,** Professor an der Universität Prag,
Dr. **Schuster,** Mitglied des böhmischen Landtags.

Frankreich:

Paul **Deschanel,** Mitglied der französischen Akademie, Präsident der Deputiertenkammer, Paris,
Léon **Bourgeois,** eh. Ministerpräsident, Paris,
Anatole **France,** Mitglied der französischen Akademie,
Jean **Richepin,** Mitglied der französischen Akademie,
Charles **Richet,** Professor an der Universität Paris,
Baron **d'Estournelles de Constant,** Senator,
N. **Herriot,** Senator, Oberbürgermeister von Lyon,
Albert **Métin,** Arbeitsminister,
Maurice **Faure,** Senator, eh. Unterrichtsminister,
Marcel **Régnier,** eh. Parlamentsmitglied, Paris,
Victor **Margueritte,** Ehrenpräsident der französischen Schriftstellervereinigung, Paris,

*) Mitglieder des Ehrenausschusses, welche eine Wahl in den Vorstand angenommen haben, werden während ihrer Amtsdauer bloß in der Liste der Vorstandsmitglieder geführt (Vorstandsbeschluß vom Jahre 1911).

Paul **Margueritte**, Paris.
Emil **Corra**, Präsident der Internationalen Positivistischen Vereinigung.

Belgien:

Lafontaine, Senator, Brüssel,
Dr. Paul **Otlet**, Generalsekretär des Intern. Instituts für Bibliographie,
L. **Pepin**, Parlamentsmitglied, Brüssel.

Italien:

Lino **Ferriani**, eh. Generalprokurator, Como,
Alessandro **Schiavi**, Gemeinderat, Mailand.

Spanien:

Nicolas **Salmeron y Garcia**, Madrid.

Portugal:

M. **Macieira**, Minister des Auswärtigen, Lissabon,
Angelo **Vaz**, Parlamentsmitglied, Porto.

England:

Th. **Lough**, Staatsminister,
M. **Maddison**, Parlamentsmitglied,
Philipp **Snowden**, Parlamentsmitglied,
Sidney **Webb**, Mitglied des Londoner Grafschaftsrats,
Patrick **Geddes**, Professor an der Universität zu Aberdeen,
Sir John **Cockburn**, ehem. Ministerpräsident von Südaustralien, London,
Ramsay **Macdonald**, Parlamentsmitglied.

Rußland:

Professor **Kowalewsky**, Mitglied des Reichsrats, Petersburg.

Skandinavien und Finnland:

J. **Castberg**, Staatsminister, Christiania,
Dr. **v. Wawrinsky**, Parlamentsmitglied, Stockholm,
Fräulein Hilja **Pärsinnen**, Mitglied des finnischen Landtags, Helsingfors,
Dr. Arvid **Grotenfelt**, Professor an der Universität Helsingfors.

Schweiz:

M. **Sigg**, Abgeordneter, Genf,
Adrien **Lachenal**, eh. Präsident der Schweizer Eidgenossenschaft, Genf.

Indien:

Ramananda **Chatterjee**, Herausgeber der „Modern Review“, Calcutta,
J. **Sriramulu**, Rajamandri.

China:

Dr. **Scié-Ton-Fa**, Präfekt, Nanking.

Japan:

Dr. **Sonoda,** Präsident der Universität in Kyoto,
Dr. Sakunoshin **Motoda,** Tokio,
Sowan **Chikusa,** Kioto.

Nordamerika:

Dr. Adolf C. **von Noë,** Professor an der Universität zu Chicago.

Südamerika:

Dr. **Jaguaribe,** Rio de Janeiro, eh. Mitglied des brasilianischen Parlaments.

Neuseeland:

Sir Robert **Stout,** eh. Ministerpräsident von Neuseeland, Präsident des Obersten Gerichtshofes, Wellington.

Australien:

J. **Hutchinson,** eh. Minister, Melbourne,
Oberst **Reay,** Melbourne.

II. VORSTAND.

Deutschland:

Dozent Dr. Wilhelm **Ohr,** Direktor des Nationalvereins für das liberale Deutschland,
Dr. Rudolf **Penzig,** Stadtrat, Charlottenburg,
Dr. Hermann **Beck,** Berlin,
Erich **Lilienthal,** Herausgeber der Dokumente des Fortschritts, Berlin,
Dr. Alfons **Fischer,** Karlsruhe,
Dr. **Payer,** Stuttgart.

Österreich-Ungarn:

Rudolf **Goldscheid,** Vorsitzender der Soziologischen Gesellschaft, Wien,
Dr. Egon **Schönhof,** Advokat, Wien,
Dr. Ernst **Broda,** Wien,
Dr. Ferdinand **Marek,** Kammerkonsulent in Brünn,
Dr. Alfred Maria **Mayer,** Kammerkonsulent in Prag,
Prof. Dr. Oskar **Jaszy,** Sekretär der Soziologischen Gesellschaft, Budapest,
Dr. Jenö **Lánczi,** Herausgeber der „Szoczialpolitikai Szemle“, Budapest.

Italien:

Bignami, Herausgeber der Zeitschrift „Coenobium“.

Belgien:

Emile **Vandervelde,** Parlamentsmitglied, Brüssel.

Rußland:

Dr. Rubin **Blank,** St. Petersburg,
E. **Haug,** Kiew,
Dr. **Kurnatowski,** Warschau.

Schweiz:

Dr. Edgar **Milhaud,** Professor an der Universität zu Genf.

Bulgarien:

S. **Bobtcheff,** eh. Unterrichtsminister, Sofia.

Finnland:

Dr. **von Ursin,** eh. Vizepräsident des finnischen Landtags, Abo,
Dr. Leo **Ehrnrooth,** Helsingfors.

Spanien:

Dr. **Queraltó,** Präsident des Instituts für soziale Medizin, Barcelona.

England:

John **Cornelius,** London.

Frankreich:

D. Alf. **Agache,** Architekt, Paris,
Aimé **Berthod,** Parlamentsmitglied, Paris,
Josef **Bergeron,** Generalsekretär des Collège Libre des sciences sociales, Paris,
Blanchier, eh. Senator, Paris,
Prof. Dr. R. **Broda,** Paris,
Ferdinand **Buisson,** Parlamentsmitglied, Paris,
Jean Jacques **Caspar,** Advokat, Paris,
Justin **Godart,** Parlamentsmitglied, Paris,
Jules **Lefébure,** Advokat, Paris,
Dr. Charles **Marie,** Paris,
Mlle Lydie **de Pissargevsky,** Paris,
Louis **Marin,** Parlamentsmitglied, Paris,
Is. **Polako,** eh. Präsident der Société de la morale de la nature, Paris,
Professor Dr. Felix **Regnault,** Paris,
Gaston **Sauvebois,** Schriftsteller, Paris,
Marcel **Sembat,** Parlamentsmitglied, Paris,
N. **Thalamas,** Parlamentsmitglied, Versailles,
Prof. **Gillard,** Toulouse,
Prof. Fernand **Le Goic,** Nantes.

Präsident des Instituts:

Prof. Edgar **Milhaud,** Genf.

Generalsekretär des Instituts:

Prof. Dr. R. **Broda,** Paris.

Sekretäre des Instituts:

I. **Polako,** Paris,
Dr. Charles **Marie,** Paris,
Mlle **de Pissargevsky,** Paris.

Schatzmeister des Instituts:

Gaston **Sauvebois,** Paris.

Kassenrevisoren:

Josef **Bergeron,** Generalsekretär des Collège libre des sciences sociales, Paris,
Dr. Egon **Schönhof,** Advokat, Wien.

Stellvertretender Sekretär:

Gustav Schenker.

„Stifter“ (§ 7 der Statuten):

Dr. P. J. **Popoff** (Paris),
Frau **Popoff,**
Prof. Dr. R. **Broda** (Paris).

„Gründer“:

J. **Polako** (Paris),
Frau **Polako,**
Frau G. **Broda.**

III. Mitglieder.

(Nach Staaten, Städten, und Namen alphabetisch geordnet.)

Algerien:

Algier:

Sekretär der Ortsgruppe:
Tardres, sous-ingénieur des ponts et chaussées, 75 bis, rue Michelet;
Schatzmeister der Ortsgruppe:
Mende, ingénieur.

1. L. **Boudet,** professeur,
2. **Branthomme,** avocat à la Cour,
3. **Gouendouz,** instituteur à l'école arabe-française,
4. **Lepeintre,** professeur à l'école normale de Bouzaréa,
5. Loge „Evolution mutuelle“.
6. **Mende,** ingénieur,
7. **Tardres,** sous-ingénieur des ponts et chaussées,
8. Université populaire.

Cherchell:

9. M. **Munkel.**

Constantine:

10. Ali **Derrouiche,**
11. M. **Bianco,** président de l'Amicale des instituteurs,
12. Léon **Bloch,**
13. Charles **Dauvet,**
14. C. **Deleuze,** professeur à l'école normale d'instituteurs,
16. Emile **Moatti,**
17. Dr. **Valensin.**

Courbet:

18. **Lambertin,** instituteur,
19. Jean **Sage,** avocat.

Oran:

Vorstand der Ortsgruppe:
Paul **Girard,** professeur, 5 rue Baudin,
Adolphe **Sicre,**
M. **Menudier.**

20. **Abitboul,** instituteur,
21. **Antoine,** directeur d'école,
22. B. **Arnold,**
23. Georges **Cabanes,**
24. **Cambron,** directeur d'école,
25. M. **Charles,** directeur d'école.
26. **Courrech,** directeur d'école,
27. **Delarue,** secrétaire général du Cercle oranias de la Ligue de l'enseignement,

28. Paul **Girard,** professeur,
29. **Larribère,** instituteur.
30. François **Mailhes,**
31. **Mariani,** instituteur,
32. **Marques,** avocat,
33. M. **Meundier,**
34. Section d'Oran de la Ligue des Droits de l'Homme,
35. Jean **Sépulcre,** avocat,
36. Adolphe **Sicre.**

Sidi-Bel-Abbès:

37. **Challicol,** conducteur des ponts et chaussées,
38. **Cout,** receveur de l'enregistrement
39. F. **Renaud,** conseiller général,
40. Université populaire.

Tlemcen:

41. André **Lecocq,** professeur au collège.

Belgien:

Antwerpen:

42. A. **Peeraer,**
43. Frl. Sidonie **Verbeeck.**

Ath:

44. Alexandre **Lonay,** Inspektor des Landwirtschaftlichen Schulwesens.

Berchem-St. Agathe:

45. Armand **Fraiture.**

Bodeghem-St. Martin:

46. Raymond **Obrechts.**

Boistfort:

47. Pierre **Bedieu.**

Brüssel:

Sekretär der Ortsgruppe:
Maxime **Fauconnier,** 122 Av. Marie José, Woluwe-St-Lambert.

48. Bibliothèque de la commission centrale de statistique de Belgique,
49. Georges **Biot,**
50. Albert **Bovy,**
51. Maxime **Fauconnier,**
52. Mme B. **Fischer,**
53. Mme Ch. **Graffe,**
54. Mme Charles **Jacquot,**
55. **Lafontaine,** sénateur,
56. Ligue belge du droit des femmes,
57. Jean **Louvois,**
58. Désiré **Mirguet,**
59. Dr. Paul **Otlet,** secrétaire général de l'Institut international de bibliophie,
60. L. **Pépin,** député,
61. Emile **Vandervelde,** député,
62. Prof. **Waxweiler.**

Gand:

63. Louis **Varlez.**

Genval-les-Eaux:

64. Alliance des femmes contre l'abus de l'alcool.

Ghlin-lez-Mons:

65. Les Amitiés françaises.

Houdeng-Aimeries:

66. Stephen **Thomas.**

La Hulpe:

67. Alfred **Castaigne,** conseiller provincial.

Huy:

68. Léon **Claude,** pharmacien,
69. Max **Drechsel,** avocat,
70. Dr. **de Geynst,**
71. l'Université populaire.

Jette-Bruxelles:

72. Léon **Giersé,** licencié en sciences.

Liège:

73. Administration communale (bureaux des services industriels),
74. Ligue patriotique contre l'alcoolisme.

Mons:

75. François **André,** avocat,
76. A. **Demoustier,** avocat,
77. Auguste **Hannewarth,** ingénieur économe provincial,

78. Alfred **Langlois,** greffier provincial de Hainaut.

Pâturages-Les Mons:

79. Bureau du travail.

Uccle-Bruxelles:

80. Mme Paul **Houjoux,**
81. Mme Oscar **Landrieu.**

Bulgarien:

Philippopel:

82. Wassil **Kolaroff,** Advokat.

Sofia:

Delegierter des Instituts:
Dr. M. **Popovilief,** Universitätsprofessor, 24, rue Slaviańska.

---

83. Stefan S. **Bobtchev,** eh. Unterrichtsminister,
84. M. **Botcheff,**
85. A. **Franghia,** Advokat,
86. Iwan Ev. **Guéchow,** ehem. Ministerpräsident,
87. Dr. **Hadji-Iwanoff,** Sanatoriumsdirektor,
88. Lonka **Jotzoff,** Ingeineur,
89. Juristenverein,
90. Vélitschko **Kontintcheff,** Rechtsanwalt,
91. Dr. **Popovilief,** Universitätsprofessor,
92. Rektorat der Universität Sofia,
93. Dr. S. **Sarafoff,** Arzt,
94. Dr. L. **Wateff.**

Dänemark:

Kopenhagen:

Delegierter des Instituts:
Dr. F. **Munch,** Kriegsminister, Osterbrogade 138II.

---

95. H. **Cavling,**
96. Johannes **Dalhoff,**
97. Industriforeningens Bibliothek,
98. F. **Munch,** Kriegsminister,
99. Ellen **Rosenberg,**
100. Studentersamfundet.

Randers:

101. Dr. **Kölseth.**

Viborg:

102. Dr. Paul **Videbeck.**

Deutschland:

Aachen:

103. Hans **Adenener,**
104. Frau Louise **Rosenberg,**
105. M. **Strauss,** Referendar.

Allenstein i. Pr.:

106. Erich **Guenter,** Referendar,
107. Dr. jur. **Raasch-Sternberg.**

Altona:

108. Dr. Ed. Wil. **Mybs,** Arzt.

Arvedshof b. Hopfgarten i. Sa.:

109. Susanne **Hermann.**

Aschaffenburg:

Vorstand der Ortsgruppe:
Redakteur **Matthes,**
Tierarzt **Dun,** Sekretär der Ortsgruppe, Bahnhof Hösbach b. Aschaffenburg.
Realschullehrer **Hammelburger,**
Julius **Laub,**
J. **Ebstein,**
Delegierte des Vereins für Frauenstimmrecht,
Delegierter des Vereins „Jung-Aschaffenburg".

---

110. Ludwig **Arnold,** Prokurist,
111. Dr. **Buhlmann,** Chemiker,
112. Helmar **Dun,** Tierarzt,
113. J. **Ebstein,**
114. Dr. Karl **Flach,** prakt. Art,
115. Gust. **Hammelburger,** Realschullehrer,
116. Julius **Laub,**

117. **Matthes,** Redakteur,
118. Lehrer **Mayer,**
119. Ortsgr. Aschaffenburg f. Frauenstimmrecht,
120. Peter **Schäfer,** Kleiderfabrikant,
121. Leo **Schreck,**
122. Dr. Albert **Schwarzmann,** Rechtsanwalt,
123. Walter **Strauss,**
124. Verein für Frauenstimmrecht,
125. Verein „Jung-Aschaffenburg".

Baden-Baden:

126. Oskar **Rapp,** Bildhauer,
127. Dr. W. **Scholz,**
128. Dr. **Wertheimer,** Rechtsanwalt.

Bahrenfeld-Altona:

129. Fr. Ilda **Ernst-Lange.**

Bautzen-Strehla i. Sa.:

130. Oskar Bergmann.

Berlin:

Provisorischer Vorstand der Ortsgruppe:
Ludwig **Schiff,**
Dr. Ernst **Schloß,**
Walter **Assmus.**

131. Ernst **Altenloh,**
132. America-Institut,
133. Walther **Assmus,** Schriftsteller,
134. Gustav **Barndt,**
135. Herbert **Bauer,** Ingenieur,
136. Dr. Hermann **Beck,**
137. Eduard **Bernstein,** Mitglied des Reichstags,
138. Erich **Bielschowsky,**
139. A. Theo **Blech,**
140. J. **Bochenek,** Kassier,
141. Verband der Brauerei- und Mühlenarbeiter,
142. Internationales Buchbinder-Sekretariat,
143. Bureau für Sozialpolitik,
144. Felix **Busch,** stud. chem.,
145. Anna **Capellen,**
146. Ad. **Damaschke,** Vorsitzender d. Bundes deutscher Bodenreformer,
147. Dr. **David,** Mitglied des Reichstags,
148. Fritz **Deichert,**
149. Deutsche Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht,
150. Alma **Dzialoszynski,**
151. Esperantogesellschaft,
152. M. **Etzel,** Verbandssekretär,
153. W. **Förster,** Geheimrat,
154. Professor Dr. E. **Franke,**
155. Freireligiöse Gemeinde,
156. Hellmuth **von Gerlach,**
157. Paul **Göhre,** Mitglied des Reichstags,
158. Georg **Gothein,** Bergrat, Mitglied des Reichstags,
159. Dr. W. **de Gruyter,**
160. Eduard **Güterbock,**
161. Karl Adolf **Haase,**
162. Dr. **Hammesfohr,**
163. Dr. Hermann **Hasse,** Hochschuldozent,
164. Hermann **Heller,**
165. Karl **Hesse,** Hochschuldozent,
166. Paul **Hirsch,** Diplom-Ingenieur,
167. Graf **von Hoensbroech,**
168. A. **Hoffmann,** Mitglied d. preuß. Abgeordnetenhauses,
169. Hans Karl **Jessen,**
170. Stud. **Joëlsohn,**
171. Dr. **Jungham,** Bergassessor,
172. Dr. Ernst **Kliemke,** Direktor d. ostafrikanischen Eisenbahnen,
173. Berthold **Knaut,** Direktor,
174. J. **Krettek,** Lehrer,
175. Karl **von Krüger,** Maler,
176. Dr. R. **van der Leeden,**
177. Georg **Lehmann,** Fabrikbesitzer.
178. Georg **Lewy,** Rechtsanwalt,
179. Dr. Max **Levy-Suhl,**
180. Paul **Liebenthal,**
181. Dr. phil. Otto **Liesche,**
182. Erich **Lilienthal,** Herausgeber der „Dokumente des Fortschritts",
183. Dr. **von Liszt,** Professor an der Universität zu Berlin,
184. Albert **Manasse,** Apotheker,
185. Karl **Mann,** Direktor,
186. Dr. **Marcuse,** Herausgeber der „Sexualprobleme",
187. Frau Grete **Meisel-Hess,**
188. Dr. Felix **Meyer,** Kammergerichtsrat,
189. **Mintz,** Patentanwalt,

190. Dr. jur et rer. pol. **Moeller,**
191. Walther **Opitz,** Schriftsteller,
192. Dr. Rudolf **Penzig,** Stadtrat von Charlottenburg,
193. Frau **von Radinger,**
194. Ludwig **Schiff,** Patentanwalt,
195. Dr. H. **Schippel,**
196. Dr. Ernst **Schloß,** Arzt,
197. E. Rich. **Schubert,** Direktor,
198. Oscar **Schuster,**
199. Frau Francis **Sklarek,**
200. Christian **Sostmann,**
201. Ralph **Stertzenbach,** stud. jur. et rer. pol.,
202. Technikerverband,
203. Johann **Wilson.**

Bielefeld:

Delegierter des Instituts:
Dr. **Steinbiß,** Bethel b. Bielefeld, Mühlweg 6.

204. Direktor W. **Berg,**
205. Frau **Fasbender,**
206. Frauenstimmrechtsverband,
207. Frau **Niedik,**
208. Rudolf **Poggenklas,**
209. Frau Dr. **Steinbiß,**
210. Bernhard **Tümpel,**
211. Frau Clara **Vogt,**
212. Heinrich **Würdemann.**

Bischofsburg i. Ostpr.
213. Frl. E. **Gerlach,** Apothekerin.

Blasewitz b. Dresden:
214. Dr. **Rasch,** Sanitäsrat.

Bochum:
215. Ph. **Hock,**
216. Ortsgruppe Bochum des Deutschen Monistenbundes.

Bommerholz i. W.:
217. A. H. **Blesken,** Hauptlehrer.

Bonn a. Rh.:

Vorstand der Ortsgruppe:
Direktor **Steinberg,**
Geheimrat **Ribbert,**
Professor **Kamp,**
Dr. **Verweyen,** Sekretär der Ortsgruppe, Königstr. 34.

218. Emil **Bonk,**
219. Dr. Richard **Cordes,** Privatdozent,
220. Frau Johanna **Elberkirchen,**
221. Richard **Engel,**
222. Wilhelm **Fischer,** Zahntechniker,
223. Dr. **Hermanns,** Rechtsanwalt,
224. Prof. Dr. **Kamp,**
225. Prof. Dr. **Kocks,**
226. Otto **Landau,**
227. Dr. med. **Lichtenstein,**
228. N. N. **Peters,** Rechtsanwalt,
229. P. **Prym,** Privatdozent,
230. Geheimrat Prof. Dr. **Ribbert,**
231. Julius **Steinberg,** Bankdirektor,
232. Frl. Elisabeth **von Schmidt-Pauli,**
233. Dr. **Verweyen,** Privatdozent.

Borgsum auf Föhr:
234. Detlef **Oluf,** Meierist.

Bremen:

Vorstand der Ortsgruppe:
Prokurist **Borcherding,**
Frl. Ottilie **Hoffmann,**
Lehrer **Kirchmeyer,**
Edwin **Korschuß,** Sekretär der Ortsgruppe, Staderstr. 24,
Frau **Rassow.**

235. H. **Behrens,**
236. H. **Borcherding,**
237. Georg **Bruck,**
238. Dr. med. **Bücking,**
239. Pastor prim. E. **Felden,**
240. Dr. Felix **Feldmann,**
241. H. **Hagens,**
242. Frau **von Harlessen,**
243. Frl. Agnes **Heinecken,** Oberlehrerin,
244. Frl. Ottilie **Hoffmann,**
245. Frd. **Kirchmeyer,** Lehrer,
246. Professor Dr. **Knudsen,**
247. Edwin **Korschuß,**
248. Frau Hedwig **Kroeger,**
249. Erna **Kupezyk,**
250. Franz **Lehnhoff,**
251. Johanna **Pfeilsticker,**
252. Dr. **v. d. Porten,**
253. Frau F. **Rassow,**
254. Dr. O. **Rehm,**
255. Frl. Marie **Rieke,**

256. Frau Adele **Schmitz,**
257. Paul **Schmitz,**
258. Johann **Schröder,**
259. W. **Schütte,**
260. A. **Weidemann.**

Breslau:

Vorstand der Ortsgruppe:
Die Delegierten folgender Vereine:
Bund für Mutterschutz,
Esperantoverein,
Frauenstimmrechtsverband,
Freidenkerverein,
Friedensgesellschaft,
Monistenbund.
Sekretär der Ortsgruppe:
Direktor M. **Stein,** Gutenbergstr. 30.

261. Dr. Robert **Asch,**
262. Hermann **Ballach,** stud. phil.,
263. A. **Behrendt,**
264. Walter **Bergmann,** Rendant,
265. Schlesische Gruppe des Deutschen Bundes f. Mutterschutz, Ortsgruppe Breslau,
266. Frl. Grete **Fräenkel,**
267. Freie Religionsgemeinde,
268. Frau Anna **Friedländer,**
269. F. **Gloger,** Gewerkschaftssekr.,
270. Dr med. S. **Hadda,**
271. Walter **Jecht,** cand. hist.,
272. Alfr. **Juliusberg,** Direktor,
273. M. **Kretschmer,** Postassistent,
274. N. **Kraensel,**
275. Frau Selma **Kretschmer,**
276. Frl. **Kronauer,**
277. Vinzenz **Liepelt,**
278. Frau Sophie **Lippmann,**
279. Dr. **Littmann,** Rechtsanwalt,
280. Georg **Mahn,**
281. Dr. **Marcuse,** Justizrat,
282. Dr. jur. Hans **Menzel,**
283. Karl **Okonsky,** Redakteur.
284. Ortsgruppe Breslau d. Deutschen Monistenbundes,
285. Ortsgruppe Breslau des Esperantobundes,
286. Ortsgruppe Breslau des Preuß. Landesverbandes für Frauenstimmrecht,
287. Dr. **Püschel,** Rechtsanwalt,
288. Wilhelm **Rose,**
289. Dr. **Rosenthal,** Justizrat,
290. Wilhelm Ludwig **Schlesinger,**
291. Oskar **Seewald,**
292. Erna **Stein,** cand. med.,
293. Max **Stein,** Direktor,
294. Dr. Kurt **Steinitz,** Rechtsanwalt,
295. Josef **Wiesenthal,**
296. Verein „Freier Gedanke“.

Brombach i. Bad.:
297. M. **Fröhlich,** Pfarrer.

Bromberg:
298. Dr. **Thiel,** Rechtsanwalt.

Büderich, Kr. Neuß:
299. Dr. **Oppenheimer.**

Coblenz a. Rh.:
300. **Breidenbach,** Apotheker,
301. Dr. jur. **Gertz,** Syndikus der Handelskammer,
302. F. **Horn,** Architekt,
303. Elisabeth **Jacobi,** Bibliothekarin,
304. Frl. Aug. **Kleist,**
305. Dr. Gustav **Koepper,** Syndikus der Handels- und Gewerbekammer,
306. Frau **M. Krohn,**
307. A. **Nolte,** Architekt,
308. Arthur **Salomon,** Zahnarzt,
309. Dr. Oscar **Salomon,**
310. Alf. **Schönfelder,** Wiesenbaumeister,
311. Friedrich **Susewind,** Ingenieur.

Crefeld:
312. Freidenkerverein,
313. Josef **Janssen.**

Danzig-Langfuhr:
314. Carl **Plagemann,** stud. cam.

Darmstadt i. H.:

Delegierter des Instituts:
E. **Städel,** Elisabethstr. 14.

315. Darmstädter Ortsgruppe des Deutschen Frauenstimmrechtsvereins,
316. Frau Bertha **Hermanny,**
317. Frl. Therese **Klink,**
318. Frl. **Räpple,** Lehrerin,

319. Frl. Anna **Ruths,** Lehrerin,
320. E. **Städel,** Rechtsanwalt,
321. Frl. **Walz.**

Dierdorf b. Coblenz:

322. Otto **Ohlinger.**

Diez a. d. Lahn:

323. August **Diekmann,** Aichmeister.

Dissen a. Teutoburgerwald:

324. Frl. Marg. **Eberhardt.**

Dortmund:

Vorstand der Ortsgruppe:
S. **Grünewald,** Vorsitzender,
Rechtsanwalt Friedr. **Kohn,** Sekretär, Arndtstr. 2,
Dr. F. **Lütgenau,** Sekretär, Dudenstraße 23.

325. Otto **Blume,**
326. Hugo **Brinkmann,** Lehrer,
327. Demokratischer Vortrags- Diskussionsklub,
328. K. **Flörsheim,** cand. jur.
329. S. **Grünewald,**
330. B. **Hebeler,**
331. Moritz **Isenberg,**
332. Fritz **Kaenszler,** Redakteur,
333. Frau Carl **König,**
334. Friedrich **Kohn,** Rechtsanwalt,
335. Willy **Kux,**
336. Dr. F. **Lütgenau,**
337. Max **Meumann,** Literarhistoriker,
338. Prof. Ernst **Meyer,**
339. Prof. **Mirus,**
340. Ernst **Mehlich,** Redakteur,
341. Ewald **Reincke,** Lehrer,
342. Dr. **Rühlmann,**
343. G. **Schade** jr.,
344. Dr. **Schücking,** Rechtsanwalt,
345. Liz. theol. **Traub,** Mitglied des preußischen Landtags,
346. Robert **Umbreit.**

Dresden:

347. Dr. Heinrich **Arnhold,**
348. Dr. jur. Erich **Benndorf,**
349. Dr. **Breitbach,**
350. Deutscher Industrie-Schutzverband,
351. Ernst **Gerber,**
352. Max **Glausch,**
353. Frau Dr. Maria **Hankel,**
354. Andreas **Herzing,** Maler,
355. Georg **Hoffmann,**
356. Karl **Knoll,**
357. Oskar **Kreidl,**
358. Ortsgruppe Dresden des Deutschen Monistenbundes,
359. Manfred **Pollatz,**
360. Paul **Prausnitz,**
361. Hermann **Schulz,**
362. Dr. **Stadelmann,**
363. V. **Trenkel,**
364. Dr. med. Max **Werner,**
365. Max **Wiener,** Direktor,
366. Rudolf **Maske.**

Drossen i. Brandenburg:

367. Dr. Paul **Kieback,** Arzt.

Duisburg a. Rh.:

368. Ernst **Lehmann,**

Düsseldorf:

Vorstand der Ortsgruppe:
Dr. **Potthoff,**
Rechtsanwalt **Bachmann,**
Dr. **Maase,**
Frau **Maase-Eulenberg,**
Rechnungsrat **Schmidt,**
Dr. **Baer,**
Heinz **Dehlwes,** Sekretär, Adeisstr. 48.

369. Fritz **Bachmann,**
370. Dr. **Baer,** Rechtsanwalt,
371. Franz **Blankenburg,**
372. Hans **de Bra,**
373. **Claesgens,** Rechtsanwalt,
374. Heinz **Dehlwes,**
375. August **Döhrel,**
376. Wilh. **Dönges,**
377. **Fischer,** Lehrer,
378. Freidenkerverein,
379. Hans **Kamphausen,** Lehrer,
380. Magda **Mann de Lasaulx,**
381. Frau E. **Lührmann,**
382. Dr. Friedrich **Maase,** Rechtsanwalt,
383. Frau **Maase,**
384. Gotthelf **Neumann,**
385. Dr. W. **Pitsch,** Rechtsanwalt,

442. Dipl.-Ing. **Mederle,**
386. Dr. Heinz **Potthoff,**
387. Heinr. **Rainer,**
388. **Schlie,** Parteisekretär,
389. S. **Schmidt,** Rechnungsrat,
390. Dr. K. L. **Schmitz,**
391. Albert **Schöndorff,**
392. H. **Stoppels,**
393. Dr. S. **Tschierschky,**
394. Professor R. **Ufer,**
395. Carl **Wigge,** Tierarzt.

Eichberg b. Sonneberg i. Th.:

396. **Karger,** Amtsrichter.

Eisenach:

397. Frau G. **Bohle,**
398. Ortsgruppe Eisenach des Deutschen Monistenbundes.

Elberfeld:

399. **Fischel,** Landgerichtsdirektor,
400. Frauenstimmrechtsverein,
401. Frl. Helene **Goebel,**
402. Paul **Helbeck.**

Ellen b. Bremen, Post Hemelingen:

403. Dr. **Delbrück.**

Emmendingen, Baden:

404. Richard **Bloch,** Fabrikant.

Erlangen:

405. A. **Sollers,** stud.

Essen a. R.:

Vorstand der Ortsgruppe:
Frau Frida **Levy,**
Prof. **Vogeler,**
Lehrer **Wagner,**
Lehrer **Leisach,**
Kaufmann **Hagedorn,**
Ingenieur **Eser,**
Redakteur **George,** Sekretär, Essen-West, Bardelebenstr. 8.

---

406. Marie **Edler,** Lehrerin,
407. Bruno **Eser,** Ingenieur,
408. Paul Otto **George,** Redakteur,
409. Wilhelm **Hagedorn,**
410. R. **Heinrici,** Ingenieur,
411. R. **Hummel,** Ingenieur,
412. Polizeiinspektor **Husmann,**
413. Kunsumverein „Eintracht",
414. C. **Korte,** Ingenieur,
415. Harry **Kraft,** Ingenieur,
416. Dr. **Levy,** Rechtsanwalt,
417. Frau Frida **Levy,**
418. P. **Leysath,** Lehrer,
419. Prof. Pierre **Malibert,**
420. Frau Bertha **Marcus,**
421. Frau Elly **Mayer,**
422. W. **Monstadt,** Rittergutsbesitzer,
423. **Rath,** Beigeordneter,
424. W. **Schmidt,** Ingenieur,
425. Eduard **Schnier,**
426. Oswald **Schober,**
427. Fr. **Segewirt,** cand.,
428. Dr. **Siemsen,** Oberlehrer,
429. Prof. F. **Vogeler,**
430. **Wagner,** Lehrer.

Eversten-Oldenburg:

431. Wilhelm **Sander.**

Flörsheim:

432. Frl. Dr. Olga **Knischewsky,** Vorsteherin der Pflanzenschutzabteilung an der chemischen Fabrik.

Forst, Lausitz:

433. Kurt **Avellis.**

Frankfurt a. M.:

Vorstand der Ortsgruppe:
1. Vors.: Jak. H. **Epstein,**
2. „ Dr. Wilh. **Ohr,**
1. Sekr.: Dipl.-Ing. **Mederle,** Bettinastr. 2a.
2. „ Dipl.-Ing. **Hiller,** Schöne Aussicht 16,
Prof. Max **Flesch,**
Prof. **Stein,**
Refer. **Maier,**
Dipl.-Ing. **Molnar,**
Frl. **Habricht.**

---

434. Ingenieur **Dittrich,**
435. Ernst **Epstein,**
436. Jakob H. **Epstein,**
437. Professor Max **Flesch,**
438. Frl. Luise **Habricht,**
439. Ernst **Hiller,**
440. Institut für Gemeinwohl,
441. Hans **Maier,** Referendar,

443. Ing. Friedr. **Molnar,**
444. Dr. Wilhelm **Ohr,** Privatdozent,
445. Amtsrichter **Prigge,**
446. Dr. F. **Roessler,**
447. Ing. Edgar **Schneider,**
448. Professor Dr. **Stein,**
449. Dr. Karl **Strupp,**
450. W. **Zedner.**

Freiburg i. Sa.:

451. N. **Otto,** Fabrikbesitzer,
452. Dr. phil. **Wagner,** Gymnasiallehrer.

Freiburg i. Baden:

Delegierter des Instituts:
Erwin **Cuntz,** Rechtsanwalt, Waldkirch b. Freiburg, Langestr. 14.

453. Erwin **Cuntz,** Rechtsanwalt,
454. Dr. med. Leopold **Engelhardt,**
455. Frl. A. **Flemmisch,**
456. Friedensverein,
457. Heim Freiburg des Internat. Ordens für Ethik und Kultur,
458. Frau W. **Hernich,**
459. Dr. Max Rudolf **Keller,**
460. Dr. John **Mez,**
461. Klara **Schröter,**
462. „Die Volkswacht“,
463. Frau Lina **Wäldin,** Vorsitzende des Frauenstimmrechtsverbds.
464. A. **Weißmann.**

Fürth i. Bayern:

465. Karl **Schernbacher,** Bankbeamter,
466. Otto **Seeling,** Stud.,
467. Hermann **Weißkopf,** Lehrer.

Gaschwitz-Leipzig:

468. Frau Elise **Dürr.**

Gautzsch-Leipzig:

469. Felix **Dietrich,** Verlagsbuchhändler.

Geislingen, Wtbg.:

470. Rudolf **Jeuther,** Fachlehrer.

Gera:

Vorstand der Ortsgruppe:
Vorsitzender: Erich **Dombrowski,** Redakteur,
Schriftführer: Johannes **Staudte,** Neustadt 9,
Beisitzer: Dr. Otto **Plarre,**
Dr. **Jakelowitz.**

471. Erich **Dombrowski,** Chefredakteur des „Geraischen Tagbl.“,
472. Ludwig **Graupner,** Handelslehrer,
473. Dr. med. **Hirsch,**
474. Dr. Adolf **Jakelowitz,**
475. Walter **Läzer,** Lehrer,
476. Hermann **Pathold,** Kunstmaler,
477. Dr. Otto **Plarre,**
478. Werner **Plarre,**
479. N. **Pohlig,** Lehrer,
480. Walther **Rothe,**
481. Adolf **Sandheim,** Advokat,
482. Johann **Standte,**
483. Hermann **Weilinger,** Zahnarzt,
484. Robert **Zimmermann.**

Gießen, Hessen:

Vorstand der Ortsgruppe:
Dr. **Meuser,**
Dr. **Aaron,**
Robert **Siegel,** Kaufmann,
Dr. **Spohr,**
Frl. **Planck.**
Frau **Steinhäuser.**

485. Dr. **Aaron,** Rechtsanw.,
486. Frau Toni **Gail,**
487. Dr. **Meuser,** Rechtsanw.,
488. Boris **Pines,**
489. Frl. Else **Planck,**
490. Robert **Siegel,** Kaufmann,
491. Dr. C. **Spohr,** Rechtsanw.,
492. Frau Marie **Steinhäuser.**

Gleiwitz, O.-Schl.:

493. Frau Irma **Gaßmann,**
494. Arthur **Kochmann,** Justizrat,
495. Frau Elsa **Vaith,**
496. Verein für Frauenstimmrecht.

Godesberg a. Rh.:

497. Frau **Bäcker,**
498. Rhein.-Westf. Frauenverband I,
499. Frau **Steffenhagen-Ellers,**
500. Westdeutscher Stimmrechtsverein.

Göppingen, Württemberg:

501. Dr. **Muff,** Arzt,
502. **Schiefer,** Gewerbelehrer.

Görlitz, Schl.:

Delegierter des Instituts:
Doz. Clemens **Taesler**, Dresdnerstr. 113.

503. Karl **Angerle**,
504. Hermann **Aulich**,
505. Reinh. **Bähr**,
506. Alfr. **Bräuer**,
507. Hugo **Cohn**, Fabrikant,
508. Otto **Eckhardt**,
509. Margarete **von Gottberg**,
510. Gustav **Hönnicke**,
511. Robert **Jungfer**,
512. Otto **Oswald**, Redakteur,
513. Franz **Pescha**,
514. Benno **Ritter**,
515. Erich **Schneider**,
516. Heinr. **Spredowsky**,
517. Clemens **Taesler**, freireligiöser Prediger.

Gotha:

518. Dr. C. **Rohrbach**.

Greifswald i. P.:

519. Werner **Demelt**, cand. phil.,
520. Ulrich **Freyer**, cand. hist.

Greiz, R. ä. L.:

521. Max **Ischt**, Lehrer.

Gr.-Sedlitz b. Heidenau i. Sa.

522. Kurt **Börner**, stud. ing.

Gummersbach:

523. Wilhelm **Schack**.

Hagen i. W.:

524. Paul **Möller**.

Haidhof, Post Schneverdingen a. d. W.:

525. Frau Thea **Müller-Guttmann**.

Halle a. S.:

526. Frau Leonore **Boecke**,
527. Karl **Lange**,
528. Carl **Stoye**, stud. math.

Hamburg:

Delegierter des Instituts:
Dr. Paul **Marcus**, Hamburg-Großborstel, Violastr. 10.

529. Paul **Beck**,
530. Bernhard **Busch**,
531. C. H. **Carstens**,
532. Dr. **Delbanco**,
533. Dr. **Halberstadt**,
534. Hamburg-Altonaer Frauenstimmrechtsverband,
535. Bruno **Heyer**,
536. **Heydorn**, Pastor,
537. G. **Höft**, Rektor,
538. Ewald **Höppner**,
539. Dr. G. D. **Isenberg**,
540. Max **Jelek**,
541. Dr. **Koeppen**, Professor,
542. Lehrerkollegium in Hamburg,
543. Loge „Hansa", Freimaurerbund zur aufgehenden Sonne,
544. Dr. Paul **Marcus**,
545. Willy **Minde**,
546. Monistenbund,
547. W. **Paulsen**, Redakteur der „Pädagogischen Reform",
548. Dr. **Prochownik**,
549. Frau Frieda **Radel**,
550. Louis **Satow**, Taubstummenlehrer,
551. Frl. **v. Schmid-Pauli**,
552. Verein f. öffentliche Gesundheitspflege,
553. Dr. K. **Jaffé**,
554. Josef **Weisbarth**,
555. Jakob **Wolff**,
556. A. **Wiesener**,
557. Dr. Walter **Zendig**, Nervenarzt.

Hannover:

Vorstand der Ortsgruppe:
Vorsitzender: Dr. **Dressler**,
Sekretär: L. **Grund**, Göbenstr. 31,
Christian **Ahrens**,
Ludwig **Gerwig**,
Ivan **Katz**,
Frau R. **Kießling**,
Karl **Redderoth**,
Franz **Schmidt**.

558. Christian G. **Ahrens**, Kaufmann,
559. Albert **Brose**,
560. Frl. Visa **Cornelius**,
561. Dr. med. **Dressler**,
562. Jos. **Fräß**,
563. Freidenkerverein Hannover,
564. Ludwig **Gerwig**,

565. **Grages,**
566. Georg **Graupner,**
567. L. **Grund,**
568. Frau **Hannig,**
569. Wilhelm **Heß,**
570. **Hoeppner,**
571. Frl. **Kallmeyer,**
572. Ivan **Katz,**
573. Frau R. **Kießling,**
574. G. **Kleeß,**
575. E. **Lilienstern,**
576. Ernst Ed. **Löwenstein,**
577. Hugo **Massanek,**
578. Karl **Redderoth,** Tierarzt,
579. Otto **Rheinhold,**
580. Paul **Rübsamen,**
581. Fr. Franz **Schmidt,**
582. W. **Seger,** Redakteur,
583. Helmut **Walter,**
584. Dr. **Weigt,**
585. Arthur **Zwoboda.**

Heidelberg:*)

586. Frl. Marie **Bernays,**
587. Wilhelm **Bürkle,** stud. math.,
588. H. **Dirksen,**
589. Dr. **Elsässer,**
590. John **Guhrauer,**
591. John **Groton,** cand. theol.,
592. Guttempler-Orden,
593. Handelskammer für den Kreis Heidelberg,
594. Intern. Studentenverein,
595. Prof. Fr. **Leinbach,**
596. Dr. Guido **Leser,**
597. Frl. Helene **Podmaniczky,**
598. I. R. W. **Vietor,**
599. J. **Zimmermann.**

Herford i. Westf.:

600. Fr. **Kuhle,** Redakteur.

Höxter a. Weser:

601. H. **Ummen,** stud. phil.

Hof a. S.:

602. W. **Kleinschmidt,** Buch- und Kunsthandlung.

*) Siehe bei Mannheim, Vorstandsliste der Ortsgruppe Heidelberg-Mannheim-Ludwigshafen.

Hoffdamm b. Neumark i. P.:

603. Otto **Dröse,** Lehrer.

Hollenstedt b. Harburg:

604. Dr. **Gloye,** Arzt.

Holweide b. Mühlheim a. Rhein:

605. Johann **Berger.**

Ilmenau i. Th.:

606. Adolf **Mehlisch.**

Iserlohn i. Westf.:

607. Arthur **Goldstein,** Referendar.

Jauer, Kr. Liegnitz:

608. Leo **Gassmann,** Zahnarzt.

Jena:

609. Karl **Zeiss.**

Jülich:

610. Hans **Kerner.**

Karlsruhe i. B.:

Delegierter des Instituts:
Dr. Alfons **Fischer,** Herrenstr. 48.

611. Dr. Alfons **Fischer,**
612. Hof- und Landesbibliothek,
613. Max **Kastner,**
614. Karl **Kettemann,**
615. Dr. **Kullmann,** Rechtsanwalt,
616. Dr. **Lang,** Direktor des Großherzogl. Badischen Statistischen Landesamtes,
617. Frl. Marie **Richard,** Lehrerin.

Karrlingen:

618. Dr. med. **Behrendt.**

Kassel:

Vorstand der Ortsgruppe:
Direktor **Gossmann,**
Prof. **Fechner,**
E. **Ziehe,** Bildhauer, Sekretär der Ortsgruppe, Hohenzollernstraße 171.

619. Professor W. **Fechner,**
620. Direktor **Gossmann,** Sanatoriumsbesitzer,

621. G. **Kaiserling,**
622. E. **Ziehe,** Bildhauer.

Kastel a. Rh.:

623. Anton **Kuhn.**

Kiel:

624. A. **Dittmer,**
625. Hans **Förster,**
626. Christian **Hinrichsen,**
627. Frau Dr. **Höber,**
628. Frl. Emilie **Krüger,**
629. Bruno **Lau,**
630. Frau Prof. **Lüthje,**
631. Hermann **Runge,**
632. W. **Spiegel,** Rechtsanwalt,
633. Städtische Lesehalle,
634. Dr. W. **Toennies,** Professor an der Universität zu Kiel,
635. E. **Zahn,** Kaufmann.

Kirchgarten b. Freiburg i. B.:

636. Ludwig **Hammerschlag.**

Köln a. Rh.:

Vorstand der Ortsgruppe:
Dr. **Peipers,**
Ing. **Jakobsen,**
Dr. **Bisantz,** Sekretär der Ortsgruppe, Hansaring 63[I.]

---

637. Dr. **Bisantz,** Rechtsanwalt,
638. J. B. **Jakobsen,** Ingenieur,
639. Albin **Jannasch,**
640. Dr. **Levinger,** Rechtsanwalt,
641. Loge „Pforte zum Licht",
642. E. **Mählich,** Ingenieur,
643. Konrad **Miss,** Parteisekretär,
644. Fritz **Nördlinger,** Etablissementsdirektor,
645. Ortsgruppe Köln des Deutschen Monistenbundes,
646. Dr. **Peipers,** Rechtsanwalt,
647. „Rheinische Zeitung",
648. Dr. M. **Schwann,**
649. Frl. Marg. **Tietz,**
650. Gustav **Wagener,** Ingenieur,
651. K. **Wandschneider,** Ingenieur,
652. Richard **Wicht.**

Königsberg i. Pr.:

Vorstand der Ortsgruppe:
Oberlehrer Dr. **Nitz,**
N. **Wosch,** Sekretär, Hardenbergstraße 22,
N. **Piechowski,** stellvertr. Sekr., Allemannenhaus.

---

653. G. H. **Bendix,** Fabrikbesitzer,
654. Adalbert **Berger,**
655. V. **Dombrowsky,** Direktor,
656. Freie Studentenschaft,
657. Gesellschaft für soziale Reform,
658. Dr. **Goldstein,**
659. Ernst **Kordgien,**
660. Georg **Kossak,**
661. Dr. H. **Michelis,** Oberlehrer,
662. Frau Else **Migge,**
663. Dr. K. **Nitz,** Oberleherr,
664. Dr. **Piechowski,** stud. theol.,
665. Peter **Thomsen,** stud. agr.,
666. Verband der deutschen Handlungsgehilfen in Königsberg,
667. F. J. **Wilentschik,**
668. **Wosch,** Bankbeamter.

Konstanz:

669. Badischer Frauenstimmrechtsverband,
670. Ernst **Munding,**
671. Helene **Schiess.**

Leinhausen:

672. **Heinemann,** Lehrer.

Leipzig:

Vorstand der Ortsgruppe:
Ehrenvorsitzende: Geheimrat Prof. Dr. **Lamprecht,**
Geheimrat Prof. Dr. **Ostwald,**
Vorsitzende: Frau Annie **Pevsner,**
1. Sekr.: Cornelius **Bergmann,** Sidonienstr. 3,
2. „ Edgar **Herzog,** stud. phil., Brandvorwerk 38,
Beisitzer: Dr. **Bornstein.**

---

673. Akademische Auskunftsstelle,
674. Professor B. **Barth,**
675. Professor Dr. Paul **Beck,**
676. Cornelius **Bergmann,** stud. phil.,
677. Br. Osw. **Bergmann,**
678. Dr. **Bornstein,** Arzt,
679. Dr. phil. Max **Brahn,**
680. Eberhard **Brauer,**
681. Johannes **Dick,** stud.,
682. Frau Bertha **Eitner,**

683. Nikolaus **Gaschkoff**, stud. rer. nat.,
684. Dr. Alfr. **Gemming**,
685. Gemeinnützige Gesellschaft,
686. Justizrat **Gensel**,
687. Professor Dr. **Goldberg**,
688. Dr. Max **Goldschmidt**,
689. Geza **Görgenyi**, stud. rer. mer.,
690. Paul **Haas**, stud. phil.,
691. Heinz **Haubold**,
692. Edgar **Herzog**, stud. phil.,
693. Frl. **Ingermann**, stud. phil.,
694. Dr. L. **Knopf**,
695. Dr. **Köhler**,
696. Frl. Julie **Kölbel**,
697. Kurt **Kunze**, stud. phil.,
698. Geheimrat Dr. Karl **Lamprecht**,
699. Leo **Lazarus**, cand. chem.,
700. Leipziger Lehrerverband,
701. H. **Loewenberg**,
702. Walter **Mehdorn**,
703. Paul **Mieder**, Kaufmann,
704. **Mucke**, stud.,
705. Arnulf **von Mühlendahl**, stud. agr.,
706. A. **Naumann**,
707. H. W. **Nordmeyer**,
708. Ortsgruppe Leipzig des Allgem. Deutschen Frauenverbandes,
709. Ortsgruppe Leipzig des Deutschen Monistenbundes,
710. Geheimrat Wilhelm **Ostwald**,
711. Frau Annie **Pevsner**,
712. Kurt **Piorkowski**, stud. phil.,
713. Eugen **Platkey**,
714. Walter **Pohlich**,
715. Richard **Pudor**, Kaufmann,
716. Prof. Samson **Radical**,
717. Frl. Lotte **Renkett**,
718. Erich **Reuss**,
719. Walter **Rothstock**, stud. phil.,
720. Paul Otto **Ruppert**,
721. Frieda **Sahlit**, stud. phil.,
722. Joh. **Schau**,
723. Gust. **Schenker**,
724. B. **Schön**,
725. Georg **Schubert**,
726. Sascha **Schulz-Singer**,
727. Bruno **Schumann**, stud. phil.,
728. Max **Tietze**,
729. Frl. **Tordu**, stud. phil.,
730. Dr. **von Tyszka**,
731. Jakob **Umstetter**,
732. Dr. Victor **Utz**,
733. Frau **Wolff-Arnd**,
734. Martin **Zocher**, stud. rer. nat.,
735. O. **Zschuske**, cand. jur.

Leutzsch b. Leipzig:

736. Br. **Bergmann**.

Liegnitz:

Delegierter des Instituts:
Leo **Gassmann**, Zahnarzt, Jauer b. Liegnitz.

737. Frl. **Peipe-Gottfried**,
738. Frauenstimmrechtsverband,
739. Adele **Schmidt**, Oberlehrerin,
740. Frau Käte **Selle**, Vorsitzende d. Vereins für Mutter- und Kindesrecht.

Lörchingen i. Lothr.:

741. Dr. **Sandner**, Direktor der Bezirksirrenanstalt.

Luckenwalde:

742. Max **Kresse**, Diplom-Ingenieur.

Ludwigsburg:

743. Wilhelm **Löhr**.

Ludwigshafen a. Rh.: *)

744. Karl Ludwig **Becker**,
745. **Dosenheimer**, Amtsrichter,
746. Emil **Eibl**,
747. W. **Feldmann**, Kaufmann,
748. Fortschrittl. Volkspartei,
749. August **Gascho**,
750. **Handschuh**, Bahnverwalter,
751. Dr. **Höbold**,
752. Elias **Kehrer**,
753. Karl **Koniger**,
754. Justizrat Dr. **Mayer**,
755. Karl **Mohr**,
756. Heinrich **Rappert**,
757. Dr. F. **Raschig**,
758. Ludwig **Schimpf**,
759. Franz **Schreiber**,
760. Dr. Anton **Schmid**,
761. Dr. **Vieth**, Chemiker.

*) Siehe bei Mannheim, Vorstandsliste der Ortsgruppe Heidelberg-Mannheim-Ludwigshafen.

Lüneburg:

762. Adolf **Schich.**

Magdeburg:

763. Dr. Heinrich **Rüdiger,**
764. Willy **Volkmann.**

Mainz:

Vorstand der Ortsgruppe:
Vorsitzender: Wilh. **Christ,**
Schatzmeister: Ernst **Hannemann,** Schillerplatz 12,
Sekretär: Jos. **Munk,** Augustinerstraße 55,
Aug. **Hamm,**
Dr. **Thilo.**

765. Frau Lina **Bucksath,**
766. Jean **Busch,** Kaufmann,
767. Georg **Castelhun,**
768. Wilhelm **Christ,**
769. Dr. **Dillmann,**
770. Leo **Dreyfuß,** Fabrikant,
771. Freidenkerverein,
772. August **Hamm,**
773. Ernst **Hannemann,**
774. Justizrat Dr. **Horch,**
775. J. **Jonas,**
776. Ludwig **Kronenberger,**
777. Richard **Kuhn,**
778. Ludwig **Levinger,**
779. G. A. **Meyer,**
780. Josef **Munk,** Redakteur,
781. Dr. Hans **Reen,** Rechtsanwalt,
782. Fritz **Schäfer,** Stadtverordneter,
783. Carl **Schließmann,** Fabrikant,
784. Johann **Schlitz,**
785. Chr. **Scholz,** Stadtverordneter,
786. Dr. med. Georg **Stumpf,**
787. Dr. **Thilo,**
788. B. **Traud,** Bankdirektor,
789. Siegfried **Weinmann,** Brauereidirektor,
790. Dr. **Zehrlaut.**

Malchow i. Meckenburg:

791. Hermann **Kroepelin.**

Mannheim:

Vorstand der Ortsgruppe Heidelberg-Mannheim-Ludwigshafen:
Dr. **Vieth,** Vorsitzender,
Frau Martha **Stern,**
Karl Ludwig **Becker,** 1. Sekretär, Ludwigshafen, Maxstr. 68,
Gewerkschaftssekr. **Schreiber,** 2. Sekretär, Ludwigshafen, Blumenstraße 4,
J. R. W. **Vietor,**
John **Guhrauer.**

792. Dr. Willy **Altschul,**
793. Dr. **Dietrich,**
794. Xaver **Feldmann,**
795. Jos. **Levy,** Stadtverordneter,
796. W. **Rothe,** Oberinspekt.,
797. Frau Martha **Stern,**
798. Moritz **Wronker.**

Marburg a. Lahn:

799. Frau E. **Horst,**
800. Frau Prof. **Hübner,**
801. Frl. Ch. **Kappes,**
802. Verein f. Frauenstimmrecht.

Melsungen b. Kassel:

803. Albert **Lange,** stud. phil.,

Metz:

804. Louis **Berg,** Zollsekretär,
805. Frau Ida **Hebberling,**
806. Frau **Heckeroth,**
807. Gustav **Koek,**
808. Hugo **Mayer,** Kaufmann,
809. **Thamme,** Betriebsingenieur,
810. Fritz **Wacker,** Oberpostassistent,
811. Frau Hulda **Wolff,**
812. Julius **Wolff.**

Minden i. W.:

813. Frl. B. **Bleek,**
814. Frl. Emmy **Hahnel,**
815. Frau **Muermann,**
816. Verein für Frauenstimmrecht.

Mühlhausen i. Elsaß:

817. **Dreyfuß,** Lehrer a. d. Oberrealschule.

München:

Delegierte der Gruppe bis zur nächsten Generalversammlung:
Landtagsabg. Dr. **Quidde,** Gedonstraße 4,
Dr. John **Mez.**

818. Cornelius **Antonescu**, stud.,
819. Julius **Basch**,
820. Dr. Frd. **Bauer**,
821. Dr. jur. Otto **Bauer**,
822. Frau Clara **von Behr**,
823. **Birk u. Co.**,
824. Dr. **Bohlen**,
825. Dr. Karl **Brendel**,
826. „Corda Fratres", Internation. Studentenverein,
827. Direktion der Artilleriewerkstätten,
828. Fr. **Fleck**,
829. Freidenkerbund,
830. Ferd. **Gerlach**, Rechtspraktik.,
831. Ernst Friedr. **Goldschmidt**, stud.,
832. Jos. R. **v. Hattingberg**, Regierungsrat,
833. Dr. **v. Hattingberg**,
834. Hugo **Heilbronner**,
835. Walter **Heubach**, stud. jur.,
836. Dr. B. **Heller**,
837. Frl. Lida Gustava **Heymann**,
838. Institut für soziale Arbeit,
839. K. B. Hof- und Staatsbibliothek,
840. Kartell freiheitlicher Vereine,
841. Clemens **Knierer**, Lehrer,
842. Dr. Adolf **Köster**, Privatdozent,
843. Max **Krämer**,
844. Dr. **Leisewitz**, Konservator,
845. Dr. John **Mez**,
846. Dr. Fr. **Müller-Lyer**,
847. A. A. **Quanjer**,
848. Dr. **Quidde**, Landtagsabgeordneter,
849. Dr. **Rehm**, Hofrat,
850. Ludwig **Sauter**, stud.,
851. Peter **Schmahl**,
852. Hermann **Schnell**,
853. Hans **Seyboth**, cand. jur.,
854. Dr. Kurt **v. Stockar**,
855. Rudolf **Storch**, stud.,
856. Frau Sophie **von Trentini**,
857. Dr. **Unold**, Vorsitzender des Deutschen Monistenbundes,
858. Frau **Wachendorff**,
859. Doborin T. **Wasileff-Zarewski**,
860. Frl. Lotte **Wittich**, Leiterin des Instituts für soziale Arbeit,
861. Franz **Wittmann**, Diplom-Ingen.

Münster i. Els.:

862. Walter **Helmbold**, Oberlehrer.

Münster i. W.:

863. Frau **Buhtz**.

Nürnberg:

Vorstand der Ortsgruppe:
Rechtsanwalt Dr. **Bing**,
Prokurist **Kronacker**,
Otto **Seling**, Sekretär, Fürth, Erlangerstr. 42.

864. Dr. jur. Sieg. **Bing**, Rechtsanwalt,
865. K. **Kronacker**,
866. August **Kühnlein**,
867. Bertha **Mähner**, Lehrerin,
868. H. **Müller**, Bankier,
869. K. **Neumann**,
870. Dr. Moritz **Rauh**,
871. Fritz **Reuther**, Kaufmann,
872. Frau **Sammetreuther**,
873. Eugen **Schlegel**,
874. Heinrich **Scheurrer**, Lehrer,
875. Selma **Schulhöfer**,
876. Joh. **Steinlein**, stud. cam.,
877. Verein für Frauenstimmrecht,
878. K. **Taumann**.

Oberhambach bei Reppenheim:

879. Paul **Geheeb**.

Obersteinbach, Mittelfr.:

880. **von Schwerin**, Kaiserl. Legationsrat.

Obertürkheim bei Cannstadt, Württbg.:

881. H. **Mittermayer**, Ingenieur.

Oderberg:

882. Alfred **Maiss**.

Oldenburg:

883. Alida **Pannenborg**, Oberlehrerin.

Osnabrück:

884. H. **Goldschmidt**.

Pilgrim b. Uderwangen, O.-P.:

885. Aug. **Walter**, Kand. d. höheren Lehramts.

Plauen im Vogtl.:

886. P. **Dahnert**,
887. Emil **Rößler**, Architekt.

Potsdam:

888. Professor Dr. Adolf **Schmidt**, Vorsteher des magnetischen Observatoriums.

Regenstauf i. Bayern:

889. Dr. Emil **Wenig**, prakt. Arzt.

Reichenhall (Bayern):

890. Fritz **Mayerhauser**.

Rostock:

891. Adolf **Thöl**.

Saarbrücken:

892. H. **Reppert**.

Salzungen a. d. Werra:

893. H. **Göckel**.

St. Blasien im Schwarzw.:

894. Dr. **Wiswi**, Arzt.

Schadeland b. Zarentin, Mecklenburg:

895. Frl. Johanna **Prüß**.

Schönbach b. Löbau in Sachsen:

896. Hermann **Wuttke**, Lehrer.

Schreiberhau:

897. **Kloydt**, Sanitätsrat.

Schüren, Kr. Hörde:

898. **Erlenbauer**, Rektor der evangel. Schule.

Schussenried i. Wttbg.:

899. Dr. F. **Uhlmann**.

Sebnitz i. Sachsen:

900. Dr. Alfr. **Grill**, Arzt.

Simmern i. Hunsrück, Bez. Coblenz:

901. **Meincke**, Landmesser.

Sonneberg i. Th.:

Vorstand der Ortsgruppe:
Amtsrichter **Karger**, 1. Vors. (Eichberg b. Sonneberg),
Kommerzienrat **Craemer**, 2. Vors.,
Prof. **Weigang**,
Oberlehrer **Griebel**.

---

902. Carl **Craemer**, Kommerzienrat,
903. Hans **Craemer**,
904. Ernst Fr. **Dressel**, Großindustrieller,
905. M. **Griebel**, Oberlehrer,
906. Frau Nora **Hachmeister**,
907. Amtsrichter **Karger**,
908. Dr. **Weigang**,
909. Max **Wesser**, wiss. Handelslehrer.

Stettin:

910. Dr. **Berndt**, Rechtsanwalt,
911. Heinrich **Görte**, Ingenieur.

Still i. Els.:

912. Karl **Schlaflang**, Redakteur.

Straßburg i. Els.:

913. Arbeitersekretariat,
914. Ernst **Böttner**,
915. Deutscher Metallarbeiter-Verband,
916. Simon **Gutmann**, stud. med.,
917. **von Schmid**.

Stuttgart:

Delegierter des Instituts:
Dr. **Payer**, Rechtsanwalt, Olgastraße 3.

---

918. Professor Dr. E. **v. Baelz**,
919. Professor **Christaller**,
920. Deutsche Friedensgesellschaft,
921. Albert **Georgi**, Vorsitzender der Ortsgruppe Stuttgart des Deutschen Monistenbundes,
922. Dr. M. **Hoeltzel**,
923. Professor Dr. **Kaulla**,
924. Frau Anna **Lindemann**,
925. Frau Emilie **Loeser**,
926. Dr. **Moos**, Rechtsanwalt,
927. E. H. **Moritz**, Verlagsbuchhdlg.,
928. Martha **Österlen**, Krankenschwester,
929. Dr. **Payer**, Rechtsanwalt,
930. Dr. **Reis**,
931. Frl. Martha **Schieber**,
932. Friedr. **Schumm**, Kaufmann,

933. Dr. Ludwig **Weil,**
934. S. **Weimer,** Lehrer.

Tarnowitz, O.-Schl.:
935. Dr. **Beneke,** Amtsgerichtsrat.

Tiengen, Amt Waldshut, Baden:
936. Albert **Gebhard.**

Tübingen:
937. Professor Dr. Robert **Wilbrandt.**

Uerdingen a. Rh.:
938. A. **Buettner.**

Ulm a. D.:
939. A. v. **Frucht.**

Vogelsmühle a. d. Wupper:
940. Friedr. **Arntz.**

Vohwinkel, Rheinl.:
941. Dr. med. **Neumann.**

Völklingen a. d. Saar:
942. Hermann **Salgendorff,** med. pract.,

Waldbrod, Bez. Köln:
943. **Stiermann,** Regierungsassessor.

Wattenscheid:
944. W. **Müller,** Berginspektor.

Weidenhausen, Hess.-Nassau:
945. Georg **Pfuhl.**

Weilheim/Teck, Württemberg:
946. Dr. **Elsässer,** Arzt.

Weimar:
947. Joh. **Böttcher.**

Weinheim b. Gebweiler i. Elsaß:
948. Peter **Hasen,** stud. jur.

Werne, Westf.:
949. **Küster,** Amtsbaumeister.

Wiesbaden:
950. A. E. **Arndt,**
951. Freireligiöse Gemeinde,
952. Friedensgesellschaft,
953. Gesellschaft für Ethische Kultur,
954. Georg **Kullmann,** Justizrat,
955. Frl. Anna **Lenz,**
956. Fritz **Röttcher,**
957. Professor Aug. **Schmidt,**
958. Baumeister Philipp **Schmidt,**
959. August **Weddigen,**
960. Georg **Welker,**
961. Frl. Clara **Xülker,** Lehrerin,
962. Fr. M. **Zöns.**

Wiesen a. d. Sieg:
963. E. **Duesberg,** Handlungsgehilfe.

Witten:
964. H. **Kremayer,** Oberlehrerin.

Worms a. Rh.:
965. Großherzogliche Gewerbe-Inspektion,
966. Carl **Hirtes,**
967. Dr. H. **Müller,** Gewerberat.

Würzburg:
968. Kgl. Universitätsbibliothek.

Wyk a. Föhr:
969. Ed. **Boetius,**
970. Heinrich **Boysen,** Kaufmann,
971. Ewald **Heims,** Rentier,
972. J. **Jacobsen,**
973. J. **Schau,** Rechnungsrat,
974. Friedrich **Zeh.**

Zella, St. Blasii i. Th.:
975. Dr. med. A. **Schlebach,** Arzt.

Zuffenhausen i. Württemberg:
976. Dr. L. R. **Arnold.**

Deutsch-Ostafrika:

Buca:
977. Dr. **Simonweit.**

Dar es salem:
978. Hermann **Köster.**

Tara Akok:
979. Freihr. **v. Stein,** Hauptmann a. D., Chef d. Lakuala Congr. Esep.

England:

Blairgowrie:

980. Mrs. J. D. **Fleming.**

Bradford:

981. Mr. Moore **Baker.**

Brougthy Ferry:

982. Miss G. H. **Carmichael.**

Cambridge:

983. A. B. A. **Loveday.**

Dundee:

984. Mrs. Mary **Angus,**
985. Miss Florence May **Davey,**
986. Professor Patrik **Geddes,**
987. Mrs. James **Mill,**
988. Miss E. C. **Thomsen,** M. B.

Denenconninck:

989. Miss Edith O. **Reilly.**

Edinburgh:

990. Mr. Jas G. **Glen,**
991. Mr. D. S. **Gracie,**
992. Miss Kate A. M. **Keracher,**
993. Miss S. E. **Mair,**
994. Mr. Thomas **Mitchell,**
995. N. N. **Norton,**
996. Mr. Drummond **Shield,**
997. Mr. Robert **Wilson,**
998. Mr. **Young,** town councillor.

Glasgow:

999. Miss Mary Keir **Aiton,**
1000. Miss Jessie G. **Bain,**
1001. Mr. **Clarke,**
1002. William **Gillies,**
1003. Miss A. M. **Muirhead,**
1004. Mr. Tenent **Mc. Neill,**
1005. Mr. Hector **Rey,**
1006. Mr. John **Simpson,**
1007. Mr. William **Sinclair,**
1008. E. R. **Stevenson,**
1009. The Glasgow Fabian Society,
1010. Mr. William **Twaddle,**
1011. Miss Alice **Younger.**

Landycraft Haslemere:

1012. Austin **Meade.**

Leicester:

1013. Miss M. C. **Czittius,**
1014. Leicester Secular Society,
1015. Mr. **Peach,**
1016. Miss E. J. **Sloane,**
1017. H. J. **Weston.**

Liverpool:

1018. John D. **Cathral,**
1019. Walter **Clayton,**
1020. Mr. A. S. **Renshaw,**
1021. Mrs. J. D. **Fleming,**
1022. W. P. **Colls,**
1023. Ernest **Gibson,**
1024. J. E. **Hamilton,**
1025. E. L. **Harkness,**
1026. Hans **Honegger,**
1027. Hugh A. **Jones,**
1028. J. M. **Labouchere,**
1029. W. J. **Lewis,**
1030. Thomas **Moir,**
1031. E. M. **Morgan,**
1032. George **Morgan,**
1033. Mr. A. S. **Renshaw,**
1034. Henry A. **Rogers,**
1035. Stanley **Snead,**
1036. Alfred **Thomson,**
1037. Mr. Edward **Whitley,**
1038. Mrs. Edward **Whitley.**

London:

Delegierter des Instituts:
Mr. John **Cornelius,** 14. Brockwell Park Gardens, Ranmore, Tulse Hill.

1039. Mr. R. D. **Anderson,**
1040. Lord Henri **Bentinck,**
1041. Miss M. **Bradley,**
1042. Mr. **Mac Callum Scott,** Member of Parliament,
1043. Sir John **Cockburn,** Former Prime-minister of South-Australia,
1044. Mr. John **Cornelius,**
1045. Mr. Walter **Crane,**
1046. Mr. Ramsay **Mac Donald,** Member of Parliament,
1047. Jean Baptiste **Dursainvil,**
1048. The Fabian Society,
1049. Mr. T. **Fisher Unwin,**
1050. Miss H. **Fryer,**

1051. Mrs. Gasquoine **Gallichen,**
1052. Miss **Gray-Hill,**
1053. Dr. L. **Haden-Guest,**
1054. Miss Evelyn **Isith,**
1055. Harrold **Johnson,** Secretary of the Moral education League,
1056. Mr. Thomas **Lough,** Member of Parliament,
1057. Mr. A. P. **Maddison,** Member of Parliament,
1058. Mr. Edward **Pease,** Secretary of the Fabian society,
1059. Mr. S. M. **Perlmann,**
1060. Otto **Roese,**
1061. Miss Sophie **Sanger,**
1062. Miss **Scott,**
1063. Mr. Philipp **Snowden,** Member of Parliament,
1064. Mrs. **Stanbury,**
1065. Mr. Arthur **Symmonds,**
1066. Mr. Lawrence **Tiffen,**
1067. Mrs. **Watts,**
1068. Mr. Sidney **Webb,**
1069. Mr. E. S. **Weymouth,**
1070. Mr. Cyrill **Yaldwyn.**

Near Birkenhead:

1071. Mr. E. F. **Moroney.**

Neston:

1072. Mr. Charles **Whitley.**

Oxford:

1073. Mr. F. Esthin **Carpenter,** Principal, Manchester College.

Rosemount:

1074. Mrs. **Fleming.**

Sheffield:

1075. Mr. Winifred **Bath,**
1076. Miss Eleanor **Bell,** Schoolmistress,
1077. Mr. W. **Bell,** Clerk,
1078. Mr. **Bingham,**
1079. Mr. Daniel **Evans,**
1080. Mr. Alfred **Gordon,**
1081. Mr. J. **Hepworth,**
1082. Mrs. D. **Kothnie,**
1083. Mr. J. **Legge,** Clerk,
1084. Mrs. Florence **Legge,**
1085. Mr. W. A. **Marsh,**
1086. Mr. G. **Mossforth,**
1087. Mrs. **Storr.**

Wimbledon:

1088. Mrs. M. M. **Gregor.**

Malta:

1089. E. W. **Dickes,** secretary cashier of H. M. Dockyard.

Finnland:

Abo:

Vorsitzender der Ortsgruppe: Dr. N. **af Ursin,** früh. Vizepräsident d. Landtags,
Sekretärin: Frl. Dagmar **Öhrbom.**

1090. Pontus **Artti,** Redakteur,
1091. Willy **Baer,** Lehrer der Gewerbeschule,
1092. A. **Bonsdorf,** med. Doktor,
1093. Carl **Brandström,** Direktor der „Fennia“,
1094. Frl. Sigrid **Burmeister,** Lehrerin,
1095. Drätselkammarn,
1096. Finnisches Arbeiterinstitut,
1097. R. **Fleckenstein,** Lehrer,
1098. Frl. Gerda **Frietsch,** Schulvorsteherin,
1099. A. **Forsmann,** Magister,
1100. Dr. Edvin **Hansson,** Arzt,
1101. E. **Holmberg,** mag. phil.,
1102. W. **Isaksoon,** Assessor des Hofgerichts,
1103. L. **Lindström,** mag. phil.,
1104. E. **Lodenius,** Red.,
1105. Selma **Lundelt,** Lehrerin,
1106. J. **Lönnblad,** Bankdirektor,
1107. Sigurd **Möller,** Direktor,
1108. Frau Karin **Neumann,** Krankenhausvorsteherin,
1109. S. **Nuormaa,** mag. phil.,
1110. Frl. Dagmar **Öhrbom,** Lehrerin,
1111. A. J. **Sarlin,** Lehrer,
1112. Dr. J. **Schuffert,**
1113. Frl. Anna **Stenfelt,** Schulvorsteherin,
1114. Fritz **Strandell,** Architekt,

1115. Professor L. **Strähle,**
1116. Frl. Asta **Sjöstedt,** Lehrerin,
1117. Alfons **Takolander,** Schulinspektor,
1118. A. **Törnudd,** Rektor,
1119. Dr. **af Ursin,** eh. Vizepräsident des Landtags.

Grankulle b. Helsingfors:

1120. G. **Schybergson,** Advokatfiskal.

Helsingfors:

Vorstand der Ortsgruppe:
Dr. Werner **Söderhjelm,** Universitätsprofessor, Vorsitzender,
Dr. Leo **Ehrnrooth,** Direktor des kommunalen Zentralbureaux,
Frl. Dr. **Jenny af Forselles,**
Dr. Arv. **Grotenfelt,** Universitätsprofessor,
Onni **Hallstén,**
v. Niskanen,
Elsa **Inberg,** Sekretärin, Fabriksgatan 9.

1121. Allmänna Finska Arbetsgifvareförbund,
1122. O. **Antere,** Direktor,
1123. Einar **Böök,** Direktor des sozialen Zentralbureaus,
1124. Aarne **Castrén,** Student,
1125. Dr. Gunaar **Castrén,** Universitätsdozent,
1126. Dr. jur. Leo **Ehrnrooth,** Direktor des Kommunalen Zentralbureaus,
1127. Ekonomiska Samfundet,
1128. Dr. jur. Ernst **Estlander,** Universitätsprofessor,
1129. Finska Metallindustries Arbetsgifvareförbundet,
1130. Föreningen för Arbetarskydd och Socialförsäkring i Finland,
1131. Frl. Dr. **Jenny af Forselles,**
1132. Dr. jur. G. **Granfelt,**
1133. Dr. Arv. **Grotenfelt,** Universitätsprofessor,
1134. Dr. Oscar **Hackmann,**
1135. Yrjo **Hagan-Harous,**
1136. Onni **Hallstén,** Versicherungsinspektor,
1137. Dr. Matti **Helenius-Seppälä,**
1138. Helsingfors stads bibliotek,
1139. Karl Gustav **Herlitz,** Ingenieur,
1140. Högre Svenska Handelsläroverket,
1141. Dr. Aug. **Hjelt,** Statistiska Centralbyrän,
1142. Frl. Vera **Hjelt,** Gewerbeinspektorin, Mitglied d. Landtags,
1143. K. W. **Hoppn,** mag. phil.,
1144. Hufvudstadsbladets Redaktion,
1145. Industristyrelsens statiska afdelning,
1146. Elsa **Inberg,** mag. phil.,
1147. Ito **Jaatinen,** Student,
1148. Dr. M. **Kovero,** Statistika Centralbyrän,
1149. Dr. U. L. **Lehtonen,** Universitätsprofessor,
1150. Dr. Axel **Lille,** Chefredakteur der Nya Pressen,
1151. K. E. **Lindeberg,** stud.,
1152. W. **Lintgren,** mag. phil.,
1153. O. W. **Louhivuori,** mag. phil.,
1154. Dr. E. **Nevanlinna,**
1155. **v. Niskanen,** Student,
1156. Hermann **Paavilainen,** mag. phil.,
1157. Frau Hilja **Pärssinen,** Mitglied des Landtags,
1158. Raittiuden Ystävät,
1159. J. O. **Runth,** mag. phil.,
1160. Dr. Werner **Söderhjelm,** Universitätsprofessor,
1161. Dr. M. **Soininen,** Universitätsprofessor,
1162. Suomen Eduskunnan kirjasto,
1163. Armal **Stahlberg,** Student,
1164. Dr. Adolf **Törngren,**
1165. Valvojan **Toimitus,**
1166. A. E. **Tudeer,** mag. phil.,
1167. Urho **Toivola,** Student,
1168. Universitetsbiblioteket,
1169. Yrjö **Uotila,** Bankbeamter,
1170. E. W. **Walldén,** Direktor,
1171. Ivar **Wasastjerna,** Bankdirektor,
1172. Dr. J. H. **Wennola,** Universitätsprofessor,
1173. Bernhard **Wuolle,** Direktor.

Ilomantsi:

1174. Maria **Tarascheimo,** Lehrerin,
1175. Dr. Onni **Lackström.**

Luumakistation:

1176. Ed. **Plinatus,** Architekt.

Suomi Helsinki:

1177. Kallio **Rühi.**

Tammerfors:

1178. L. O. **Salo,** Direktor.

Tienkara b. Wiborg:

1179. A. J. **Vegelius.**

Uleaborg:

Delegierter des Instituts:
Magister A. **Rautaniemi.**

1180. Gabriel **Borg,** Stadtarzt,
1181. Kansankirjasto,
1182. Klassillinen Lyseo,
1183. Frl. Nanny **Lilius,** Schuldirektorin,
1184. Ouloun Reallyseo,
1185. A. **Rautaniemi,** Oberlehrer,
1186. Elie **Sundström,**
1187. Suomalainen Klubi,
1188. Tyoväen opisto,
1189. R. **Weakmann.**

Wasa:

1190. Arbeiterinstitut Vasa,
1191. Dr. Nils **Dahl,**
1192. Frl. Viola **Furohjelm,** Lehrerin,
1193. R. **Hammarström,** Lektor,
1194. Frl. Auguste **Krook,**
1195. Frl. Edith **Sörensen,** Lehrerin,
1196. Vasa Fruntimmerskola.

Wiborg:

Delegierter des Instituts:
G. Axel **Gyldén,** Architekt.

1197. Birger **Fagerström,**
1198. Finnisches Reallyceum,
1199. Elsa **Görös,** Lehrerin,
1200. Axel **Gyldén,** Architekt,
1201. W. **Haakmann,** Kommerzienrat,
1202. N. I. H. **Jack,**
1203. Ost Ivatinen,
1204. Arvid **Lilius,**
1205. A. **Ottelin,** Lehrerin,
1206. L. **Pacius,** Konsul,
1207. L. **Rominus,** Lehrer,
1208. Sekretariat der Stadtverordnetenversammlung,
1209. Elise **Selin,**
1210. A. I. **Vegelius.**

Frankreich:

Amblimont:

1211. Géo **Leblond.**

Angoulême:

1212. G. **Chartier.**

Angers:

1213. G. **Manceau.**

Bayonne:

1214. Fernand **Elosu,** Dr. en méd.

Beauchastel:

1215. Louis **Vialla.**

Beauvais:

1216. Commandant L. **Lang.**

Besançon:

Déléguée de l'Institut:
Mme **Baigue,** 1, rue de la Mulière.

1217. Dr. **Baigue,**
1218. Mme **Housset-Bonnefoy,**
1219. Dr. **Sexe,**
1220. Léo **Uberfeld,**
1221. Union du groupe franc-comtois de l'U. S. S. F.

Blois:

1222. M. **Grenet,** professeur au coll.,
1223. Mlle **Tardiveau.**

Bordeaux:

1224. L. **Lavie,**
1225. O. F. **Messines,**
1226. Alexandre **Nicolai,**
1227. Mlle **Schulhof,** professeur au lycée de jeunes filles.

Brest:

1228. Dr. A. **Piton.**

Caen:

1229. André **Suzanne,** avocat-conseil.

Cambrai:

Délégué de l'Institut:
L. **Dessaint,** inspecteur de l'enseignement.

1230. L. **Dessaint,** inspecteur de l'enseignement.
1231. Mlle L. **Montoy,**
1232. Marcel **Régnier.**

Cerisy-la-Salle:

1233. **Delahaye.**

Chantilly:

1234. Max **Lazard.**

Clermont-Ferrand:

1235. Mlle **Guléry.**

Corte:

1236. **Salvadori.**

Courcome:

1237. M. **Planchet,** instituteur.

Dontrieu:

1238. L. **Lépolard,** instituteur.

Draguignan:

1239. Loge „l'Evalité".

Enghien-les-Bains:

1240. André **Fauconnier,**
1241. Ernest **Gerlach.**

Fabrezan:

1242. M. **Ysern.**

Grenoble:

1243. A. **Goyt,** avocat,
1244. M. **Porte,** professeur.

Guéret:

1245. M. **Dottain,** professeur au lycée.

Issoudun:

1246. G. **Tillier.**

La Ferté-Macé:

1247. Mlle **Giffard,** directrice d'école.

La Soupe:

1248. M. **Chartier,** instituteur.

Le Creusot:

1249. F. **Dejean.**

Le Hâvre:

Président du groupe:
Emile **Delivet,** 330, rue de Normandie,
Secrétaire-trésorier:
Alph. **Cail.**

1250. Alph. **Cail,**
1251. Emile **Delivet.**

Le Manoir-du-Tôt:

1252. Austin **Meade.**

Les Abrets:

1253. E. **Commandeur.**

Lille:

Délégué de l'Institut:
M. **Cliquennois-Paques,** 170, rue Barthelemy Délespaul.

1254. Gaston **Barat,**
1255. **Camillot,**
1256. Dr. **Cavro,**
1257. M. **Cliquennois-Paques,**
1258. Dr. **Debierre,** sénateur,
1259. Mme **Lervy-Bruneaux,** institutrice,
1260. Maurice **Monier,**
1261. M. **Mourmant.**

Limoges:

1262. Léon **Berland,**
1263. Eugène **Gaillard,**
1264. Louis **Lamant,**
1265. Dr. Henri **Markel,**
1266. La section limousine du Parti socialiste.

Loches:

1267. **Berthon,** instituteur,
1268. T. **Bidart,** directeur d'école normale,
1269. Groupe socialiste,

1270. **Joubert,** instituteur,
1271. Dr. Henry **Lemesle.**

Luzarches:

1272. Emile **Arnaud.**

Lyon:

Membre du comité de patronage:
Herriot, senateur,
Secrétaire du groupe:
Guy **Aroud,** 102, av. Berthelot.

1273. Guy **Aroud,** étudiant en droit,
1274. Marcel **Bloch,**
1275. La Chambre de commerce,
1276. A. **Guelin,** professeur au lycée,
1277. **Herriot,** maire de Lyon, sénateur,
1278. Paul **Lévy,**
1279. M. **Villard.**

Mâcon:

1280. **Ruetsch.**

Maursault:

1281. R. **Jacquemin,** étudiant en droit.

Meudon:

1282. Dr. Félix **Regnault.**

Mézin:

1283. Georges **Girot.**

Montmorency:

1284. Capitaine **Labaysse.**

Montflix:

1285. Mme Josefa **Opitz.**

Montpellier:

Délégué de l'Institut:
Henri **Lagatu,** professeur, 1, rue de la Monnaie.

1286. Bibliothèque pédagogique des instituteurs,
1287. Bibliothèque populaire,
1288. Henri **Lagatu,**
1289. Dr. Louis **Planchon,**
1290. Et. **Seguin.**

Moulins:

1291. Henri **Buriot.**

Nantes:

Délégué de l'Institut:
Fernand **Le Goic,** 18, rue de la serrerie.

1292. Bourse du travail,
1293. Fernand **Le Goic.**

Nîce:

1294. Louis **Belle,**
1295. Loge maçonnique,
1296. Frédéric **Stackelberg.**

Nimes:

Délégué de l'Institut:
M. **Philibert,** directeur de l'école normale.

1297. Gérard **Lavergne,**
1298. **Maluski,** proviseur du lycée de garçons,
1299. Mlle **Martin,** directrice de l'école normale d'institutrices,
1300. **Philibert,** directeur de l'école normale,
1301. **Puech,** secrétaire du groupe Nîmois de l'enseignement.

Quarville:

1302. Dr. Henri **Gierszynski.**

Paris:

Comité du groupe:
D. Alf. **Agache,**
Joseph **Bergeron,** secrétaire général du Collège libre des sciences sociales,
Aimé **Berthod,** député,
Blanchier, ancien sénateur,
Dr. R. **Broda,** secrétaire général,
Ferdinand **Buissen,** député,
Jean-Jacques **Caspar,**
Justin **Godart,** député,
Jules **Lefébure,**
Dr. Charles **Marie,**
Louis **Marin,** deputé,
Mlle Lydie **de Pissargevsky,**
Is. **Polako,** ancien président de la Société de la morale de la nature,
Dr. Félix **Regnault,**
Gaston **Sauvebois,**
Marcel **Sembat,** député,
N. **Thalamas,** députe.

1303. D. Alf. **Agache**, architecte,
1304. A. **Barriol**,
1305. Joseph **Bergeron**, secrétaire général du Collège libre des sciences sociales,
1306. E. **Bernheim**,
1307. Aimé **Berthod**, député,
1308. Dr. Osman Ghaleb **Bey**,
1309. **Blanchier**, sénateur,
1310. Léon **Bollack**,
1311. Alph. **Bonnot**,
1312. Léon **Bourgeois**, sénateur,
1213. Paul **Brach**,
1314. Dr. R. **Broda**,
1315. Mme Grete **Broda**,
1316. A. **Brossier**,
1317. Emile **Broussais**, député,
1318. Louis **Bruneau**, docteur en droit,
1319. Mme Léon **Brunschwicg**,
1320. Alphonse **Brunot**,
1321. Ferdinand **Buisson**, député,
1322. **Cambier**,
1323. Jean-Jacques **Caspar**,
1324. Dr. **Chassaing**, député,
1325. **Clavier**,
1326. Emile **Corra**, directeur de la société positiviste internationale,
1327. Paul **Deschanel**, de l'Académie française, président de la Chambre des députés,
1328. **D'Estournelles de Constant**, sénateur,
1329. Jean-Baptiste **Darsainville**,
1330. Mme **Duchêne**,
1331. Albert **Dulac**,
1332. Maurice **Faure**, vice-président du Sénat,
1333. L. **Foubert**, professeur,
1334. Anatole **France**, de l'Académie française,
1335. **Gabrys**,
1336. Henri **Gans**,
1337. Louis **Ganzenmuller**,
1338. Justin **Godart**, député,
1339. Jacques **Gompel**,
1340. H. **Kuntz**,
1341. **Lafaye**,
1342. Mme **Lambu**,
1343. André **Lebey**,
1344. Jules **Lefébure**, avocat,
1345. Mme G. **Le Noy**,
1346. Dr. Paul-Emile **Lévy**,
1347. Paul-Hyacinthe **Loyson**,
1348. Paul **Margueritte**,
1349. Victor **Margueritte**,
1350. Dr. Charles **Marie**,
1351. Louis **Marin**, député,
1352. E. **Martinet**, professeur en retraite,
1353. Albert **Metin**, député,
1354. La Paix par le droit,
1355. Elie **Metchnikoff**, sous-directeur de l'Institut Pasteur,
1356. Georges **Paulet**, conseiller d'Etat,
1357. Madeleine **Pelletier**,
1358. Mlle L. **Pilot**,
1359. Mlle Lydie **de Pissargewsky**,
1360. Is. **Polako**,
1361. Mme **Polako**,
1362. Dr. P.-J. **Popoff**,
1363. Leclerc **de Pulligny**,
1364. Pando **Ramon**,
1365. Dr. Félix **Regrault**,
1366. Marcel **Regnier**, anc. député,
1367. Jean **Richepin**, de l'Académie française,
1368. Charles **Richet**, professeur à la Faculté de médecine,
1369. André **Ripert**,
1370. Georges **Roustan**,
1371. Gaston **Sauvebois**,
1372. **Schiffer**,
1373. Henri **Schmidt**,
1374. Dr. **Scié-Ton-Fa**,
1375. „La Semaille", Université populair,
1376. Marcel **Sembat**, député,
1377. Alexandre **Sfetesco**,
1378. Mme Eugène **Simon**,
1379. Georges **Simon**,
1380. Mlle Ida **Templier**,
1381. N. **Thalamas**, député,
1382. Jules **Tixerant**,
1383. Dr. Max **Ubelhör**,
1384. Paul **Virot**, conseiller provincial,
1385. Mlle Mathilde **Weyer**,
1386. E. **Wolfenberger**.

Presnes:

1387. Joseph **Vuez**.

Rennes:

1388. Mme **Bodin**,

1389. Mme **Dottin,**
1390. Mme **Feuillerat,**
1391. Mlle **Vigne.**

Sainte-Adresse:

1392. H. **du Pasquier.**

Saint-André-les-Alpes:

1393. Dr. **Dozoul-Honnorat.**

Saint-Cyprien-Dordogne:

1394. René-Camille **Valton.**

St. Etienne:

1395. Mlle **Faucher,**
1396. Richard **Kargl,**
1397. Mme **Schuehmacher.**

Saint-Georges-du-Vièvre:

1398. M. **Vasnier.**

Saint-Mandé:

1399. Mlle C. **Carpentier,**
1400. Pierre **Conter,**
1401. **Jaillard.**

Saint-Mihiel:

1402. Léon **Bruneaux,** répétiteur au Collège Ligier-Richier,

Savigny-sur-Orge:

1403. Dr. Albert **Féret.**

Seiches:

1404. Dr. **Chabert.**

Sommières:

1405. Albert **Sauzède.**

Tarare:

1406. Alexandre **Pelletier.**

Toulouse:

1407. Et. **Gillard,** professeur,
1408. L. **Vernochet,** professeur.

Tourcoing:

1409. Maurice **Louis.**

Tours:

1410. Paul **Chaveille,**
1411. Groupe socialiste.

Vendôme:

1412. **Péricat,**
1413. **Piriou,** professeur.

Versailles:

1414. M. **Genay,** employé à la préfecture,
1415. J. **Thalamas,** député.

Griechenland:

Athen:

1416. Dr. Constantin Chr. **Vonosasos,** Rechtsanwalt.

Holland:

Amsterdam:

1417. Dr. **Falkenburg,**
1418. Nederlands Bond voor Vrouvenstimrecht,
1419. Marie **Orth,**
1420. Ew. **Tweer.**

Apeldoorn:

1421. Dr. Th. **Valeton.**

Arnheim:

1422. Fritz **von Raalte,** Lehrer.

Bloemendaal:

1423. Mme **Boissevain,**
1424. Comtesse P. **van Herdt d'Eversberg,**
1425. G. C. Quarles **von Ufford,**
1426. Mme **Veltmann.**

Den Haag:

Vorstand der Ortsgruppe:
Dr. d. W. **de Vries,** Johann van Oldenbarneveltlan 94, Sekretär,

Dr. jur. B. **de Jong van Beek en Donk,** Theresiastraat 51.

1427. I. F. G. **von Buttingham,**
1428. Prof. Dr. **Cannegieter,**
1429. Dr. Ph. **Eykmann,**
1430. L. **Hojenbos,** Mitglied des Gemeinderats,
1431. A. **Hooms,**
1432. Dr. Jong **van Beek en Donk,**
1433. G. Kapteyn **Muysken,**
1434. G. **Mittelburg,** Lehrer,
1435. I. C. **Oldenboom,** Gemeinderat,
1436. Mr. Leon **Soon,** Arzt,
1437. Vereenigung „Freede voor Recht",
1438. Verennigung, Gijsbert Kard von Hogendrop,
1439. Dr. jur. C. W. **de Vries,**
1440. G. I. Ph. **Zaalberg,** Arbeitsinspektor.

Leiden:

1441. Mejuffrouw Dr. C. **Serrurier.**

Utrecht:

1442. Frau Dr. C. M. **Werker-Beaujon.**

Indien:

Batavia:

1443. A. F. C. **Troll,** Gymnasiallehrer,
1444. Dr. J. **Bocke.**

Italien:

Como:

1445. Lino **Ferriani,** Generalprokurator,
1146. **Bignami,** Herausgeber des „Cœnobium".

Mailand:

1447. Alessandro **Schiavi,**
1448. Sozialistische Gesellschaft,
1449. Volksuniversität.

Neapel:

1450. Prinzessin **Strongoli Pignatelli.**

Rom:

Vorsitzender des provisor. Komitees: Marquis **Visconti-Venosta.**

1451. Assoziazione della Stampa,
1452. Mme Valetia **Benetti-Brunelli,**
1453. M. **Bidolli,** Advocat,
1454. Prince **de Cassano,**
1455. Consiglio nazionale delle Donne Italiane,
1456. J. **Consolo,**
1457. Mme C. **Filomardi,**
1458. E. **Gui,** stud.,
1459. Mme Eva **de Vincentes,** publiciste,
1460. Marquis Carlo Visconti **Venosta.**

Baracena:

1461. Prof. Marius **Jioravanch.**

Sondrio:

1462. Salvagni **Guiseppe.**

Uscio:

1463. La Colonia della Salute
1464. Federigo **Giolli.**

Irland:

Co Caran:

1465. Miss Edith O. **Reilly.**

Kleinasien:

Afion:

1466. J. **Lampe,** Ingenieur.

Norwegen:

Christiania:

1467. Cand. Sverre **Krogh.**[1]

Bergen:

1468. Simon **Christenson,**
1469. Joachim **Cohos.**

Österreich:

Albrechtsdorf bei Gablonz:

1470. Otto **Scheifler,** Lehrer.

Arnau (Böhmen):

1471. Jos. **Reifner,** Bergdirektor.

Beraun:

1472. Ferdinand **Bokosta,** Professor,
1473. Bokumil **Doležal,** Ingenieur,
1474. Professor Milos **Seifert,**
1475. Verein „Obcanská Beseda".

Brünn:

Delegierter des Instituts: Dr. Ferdinand **Marek,** Schmerlingstraße 5.

1476. Philipp **Beran,** Konsul,
1477. Professor Dr. Karl **Frenzel,**
1478. Dr. Adolf **Frieß,**
1479. Alexander **Hammerschlag,**
1480. Professor Dr. **Herz,**
1481. Dr. Joh. **Jarolim,**
1482. Dr. Arnold **Krivacek,**
1483. Mährischer Gewerbeverein,
1484. Emil **Maisik,**
1485. Dr. Ferdinand **Marek,**
1486. Vincenz **Motyecka,** Lehrer,
1487. Dr. Alfred **Oberländer,**
1488. Heinrich **Perschak,**
1489. Arthur **Ripper,**
1490. R. **Rischway,**
1491. Dr. Ferdinand **Schnitzler,**
1492. Dr. Emil **Schwarz,**
1493. Sektion des Landesamtes für Gewerbeförderung der Markgrafschaft Mähren,
1494. Alexander **Spitz,** Fabrikant,
1495. Frau Landesrat **Syrovy,**
1496. Alfred **Weinberger,** Großindustrieller,
1497. Erhard **Weinberger.**

Cilli:

1498. August **Westen.**

Czernowitz:

Delegierter des Instituts: Vorsitzender des sozialwissenschaft.-akademischen Vereins.

1499. Dr. B. **Dutczak,** Advokat,
1500. Josef **Greif,** Oberrealschüler,
1501. Sozialwissenschaft.-akadem. Verein,
1502. Vereinigung arbeitender Frauen.

Dobrota b. Cattaro:

1503. Emil **Talir,** k. k. Militär-Unterintendant.

Eger:

Delegierter des Instituts: Dr. Albert R. v. **Krobshofer.**

1504. Dr. Albert R. **v. Krobshofer,**
1505. Dr. Karl **Oeßer,**
1506. Ortsgruppe Eger des Vereins Freie Schule.

Gablonz:

1507. Friedrich **Mücke,** Lehrer,
1508. Bernhard **von Tvarska,** Oberförster.

Görz:

1509. Slov. akad. fer. drustro „Adrija v. Gorica".

Graz:

1510. Douglas **Aichelberg,** Oberlandesgerichtsrat,
1511. Dr. Karl **Eperjesy,**
1512. Frau Luise **Dinkelberg,**
1513. Dr. Otto **Gregel,**
1514. A. **von Guggenthal,**
1515. Dr. Wilhelm **Krischner,**
1516. Victor **Patzelt,** cand. med.,
1517. Dr. Vincenz **Pichl,**
1518. Professor W. **Prausnitz,**

1519. Statistisches Landesamt für Steiermark,
1520. Dr. Richard **Winter.**

Groß-Seelowitz:

1521. Justus **Robert,** Verein f. Hausindustrie in Mähren und Schlesien.

Hohenstadt:

1522. Dr. Emil **Fleischmann,**
1123. Fr. **Merta,** Oberlehrer,
1524. Verein Freie Schule,
1525. Deutscher Leseverein,
1526. Deutsche Lesehalle,
1527. Lehrkörper der Volksbürgerschule,
1528. Hans **Thurner,** Lehrer.

Innsbruck:

1529. (1522,1523)Gewerbeförderungs-Institut der Handels- und Gewerbekammer (3).

Koszyolowce:

1530. Josef **Bernstein.**

Kremsier:

1531. Dr. Gilbert **Japp,** Realschullehrer.

Kruman (Böhmen):

1532. Ignatz **Spiro u. Söhne.**

Linz:

1533. Gewerbeförderungsinstitut für Oberösterreich,
1534. (1526—1258) Handels- und Gewerbekammer für das Erzherzogtum Österreich ob der Enns (4).

Neudeck b. Karlsbad:

1535. Karl **Rudrich,** Lehrer.

Ober-Milleschoutz:

1536. Dmytro **Jaremczuk,** Lehrer.

Pardubic:

1537. Dr. Berthold **Thein.**

Petschau b. Karlsbad:

1538. Johann **Storch,** Fachlehrer.

Pilsen:

Delegierter des Instituts:
Dr. Heinr. **Chylik,** Sekretär der Handels- u. Gewerbekammer.

1539. Handels- und Gewerbekammer,
1540. Historické mûseum král městre Plzni,
1541. Kuratorium obchodm akademie král města Plzni,
1542. Občanská Záložna v Plzni,
1543. Obchodm n. živnosklusk᾽a komora v Plzni,
1544. **Spolek,** inženýru a architektù L. Plzne a okoli,
1545. Dr. Karl **Vogel,** Kammersekretär a. D.

Prag:

Czechische Gruppe:

Komitee:
Kaiserl. Rat **Schuster,**
Dr. Alfred Maria **Mayer** und die Delegierten von 20 fortschrittlichen Vereinen.

Sekretariat: Gewerbeförderungsinstitut der Handels- und Gewerbekammer.

Deutsche Gruppe:

Komitee in Bildung.

1546. I. U. Dr. Otto **Adler,** Advokat,
1547. Prof. Dr. Alexander **Batěk,**
1548. Prof. Dr. Ed. **Běnes,**
1549. Dr. Adolf **Bischitzky,**
1550. Böhmisches Handelsmuseum,
1551. Böhmische Sektion d. Landeskulturrates,
1552. Ceska společnost Narodokospodařska,
1553. Cesky Zemsky spolek pro reformnbytovon v Prage,
1554. Deutscher Verein „Frauenfortschritt",
1555. Deutscher Zweigverein Prag der Zentralstelle für Wohnungsreform in Österreich,
1556. Leopold **Dick,**
1557. Hugo **Frank,**
1558. Dr. Leopold **Fischl,**
1559. Prof. Dr. Albert **Gottlieb,**

1560. Dr. Eugen **Grünbaum** Advok.,
1561. Gewerbeförderungsinstitut,
1562. Handels- und Gewerbekammer Prag,
1563. Humanitätsverein Praga,
1564. Jenota K. Prozbuzeni Průmyslu v Cechách v Praze,
1565. J. **Koegh,** Ingenieur,
1566. Prof. Dr. **Lederer,**
1567. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten,
1568. Karta **Machoos,**
1569. Dr. **Masaryk,** Professor a. der Universität zu Prag,
1570. Dr. Alfred **Mayer.**
1571. Richard **Neuern,** Oberbeamter der BöhmischenEscomptebank,
1572. Nové obchodni gremium král Gl. mésta Prahy,
1573. Obchodniký spolek „Merkur“ v Praze,
1574. Organisation der freisinnigen Studentenschaft,
1575. Právnická jednota v Praze,
1576. Presidium rady král hl. města Prahy,
1577. Reditelstuf obchodni akademie král města Plzne,
1578. Dr. W. **Schuster,** kaiserl. Rat, Mitglied d. böhm. Landtags,
1579. Dr. **Sevcik,** Schriftsteller,
1580. Spolek architectni a inzenyon v kralovstoi Cesken v Praze,
1581. Oskar **Stern,**
1582. Josef **Stutz,**
1583. Svaz Osvětory v Praze,
1584. Rudolf **Tayerle,** Redakteur,
1585. Wenzel **Turnwale,** Lehrer,
1586. Verein „Charitas“,
1587. Verein „Freie Schule“,
1588. Dr. Arthur **v. Werther,**
1589. I. **Zormann,** Redakteur der „Omladina“.

Prerau:

1590. Czechischer Leseverein.

Reichenberg:

1591. Deutsche Vereinigung für Mutterschutz und Säuglingsfürsorge in Nordböhmen,
1592. Handels- und Gewerbekammer,
1593. Frau Dr. Emma **Herzig,**
1594. Karl **Klimesch,**
1595. Dr. Gustav **Rößler.**

Rohatetz in Mähren:

1596. Dr. phil. Karl **Broda,**
1597. Direktor Viktor **Broda.**

Salzburg:

1598. Frau **Laube-Häusler,**
1599. Dr. Jos. **Schweighofer,**
1600. Technischer Klub Salzburg,
1601. Jos. **Witternigg,** Redakteur.

Sarajevo:

1602. Rud. M. **Zuhradritz,** Direktor des Verbandes der Distriktskrankenkassen.

Smichow:

1603. Franz **Hösch,**

St. Georgen an der Südbahn:

1604. Carl **Koeder,** Lehrer.

Stockerau:

1605. Friedr. **Himmelbauer,** Student.

Storozynetz:

1606. Isidor **Katz,** Landes- und Gerichtsadvokat.

Strojna:

1607. Prevalje **Cavinthic,**
1608. Mihajto **Svanjak,** Lehrer.

Teplitz:

1609. Fritz **Kohn,** stud. med.
1610. Teplitz-Schönauer Leseklub.

Triest:

1611. Raimund **Scabar,**
1612. Christian **Trede.**

Tuzla:

1613. Dr. Risto **Jeremić.**
1614. Misko **Jovanovic,** Kaufmann,
1615. Jovan **Petrovic,** Buchhändler,
1616. Mate **Rupcic,** Rittmeister.

Viechtwang:
1617. Francisco **Ornambatalo.**

Weipert i. B.:
1618. Franz I. **Fellinghauser.**

Wien:

Komitee:
Rudolf **Goldscheid,**
Freiherr **von Hock,** Reichstagsabg., als Vertreter des Deutsch-demokratischen Vereins,
Dr. **Klein,** als Vertreter des Bundes für Mutterschutz,
Dr. Julius **Ofner,** als Vertreter des Vereins Freie Schule,
Dr. Robert **Scheu,** als Vertreter der Kulturpolitischen Gesellschaft,
Georg **Schmiedl,** als Vertreter der Sozialpädagogischen Gesellschaft,
Reichstagsabg. **Wutschel,** als Vertreter des Freidenkervereins, sowie Vertreter des Akademischen Friedensvereins, des Akademischen Vereins für Sexualhygiene, des Frauenstimmrechtskomitees, des Vereins abstinenter Frauen, des Allgemeinen österreichischen Frauenvereins, der Freien Vereinigung sozialistischer Studenten, des Neutralen Guttemplerordens,
Dr. Ernst **Broda,** Sekretär, Wien IV, Prinz Eugenstr. 14,
Dr. Egon **Schönhof,** Advokat, Wien I, Sekretär, Schottenring 41,
Helene **Bauer,** Schatzmeisterin, Wien II, Schreigasse 6.

1619. Julie **Adam,**
1620. Ernst **Adler,** Ingenieur,
1621. Dr. Gustav **Adler,**
1622. Dr. Rud. **v. Andrejka,**
1623. Akademischer Monistenbund,
1624. Stefan **von Auspitz,** Großindustrieller,
1625. Theodor **von Auspitz,** Großindustrieller,
1626. Frl. Nelly **Baier,**
1627. Jos. **Bamberger,**
1628. Dr. Robert **Bartsch,** Universitätsprofessor,
1629. Eugen **Bauer,** Bergrat,
1630. Heinrich **Bauer,**
1631. Frau Helene **Bauer,**
1632. Ludwig **Bauer,** Großhandlungsprokurist,
1633. Moritz **Beamt,**
1634. Heinrich **Beer,**
1635. Fr. Eugenie **Benisch,**
1636. Hugo **Berdach,**
1637. A. **Bergmann,**
1638. Siegfried **Bernfeld,**
1639. Josef **Bernhard,**
1640. Dr. Ernst **Bettelheim,**
1641. Wilhelm **Börner,** Schriftf. der Ethischen Gesellschaft,
1642. Dr. Arnold **Boxer,** Advokat,
1643. Richard **Brauer,** k. k. Hofrat,
1644. Dr. Karl **Brockhausen,** Universitätsprofessor,
1645. Dr. Ernst **Broda,**
1646. Frau Zentraldirektor Helene **Broda,**
1647. Johann **Broda,**
1648. Dr. Leo **Bruckner,**
1649. Bund für Mutterschutz,
1650. Dr. René M. **Delannoy,**
1651. Prof. Dr. Karl **Deutsch,**
1652. Emil **Eisner,**
1653. Annette **Ellissen,**
1654. Frau Hansi **Engerth,**
1655. Dr. Herbert Wolfgang **Ertl,**
1656. Richard **Exinger,** stud. arch.,
1657. Ignaz **Fenz,**
1658. Johann **Ferch,**
1659. Karl **Flesch,**
1660. Dr. J. K. **Friedjung,**
1661. Siegmund **Friedmann,**
1662. Freie Vereinigung sozialistischer Studenten,
1663. Frau E. **von Fürth,**
1664. Anny **Gibian,**
1665. I. **Glas,**
1666. Friedrich **Glatz,** Börsenrat,
1667. Leopold **Goldmann,**
1668. Rudolf **Goldscheid,** Präsident, der Soziologischen Gesellschaft
1669. Theodor **Goldscheid,**
1670. Karl **Grünberg,** Universitätsprofessor,
1671. F. R. **Haller,**
1672. Rosine **Handlirsch,** Malerin,
1673. Mathilde **Hanzel,**
1674. Frau Professor **Hartwig,**
1675. Frau Joh. **Hauch,**

1676. Dr. **Heilinger,** Reichstagsabgeordneter,
1677. Prof. Rudolf **Henke,**
1678. Edgar **Herbst,**
1679. Freiherr **v. Hock,** Reichsratsabgeordneter,
1680. Dr. Emil **von Hoffmannsthal,**
1681. Eduard Ritter **von Horowitz,** Sektionschef,
1682. Bernhard **Iranyi,**
1683. Georg **Jaiteles,**
1684. Dr. Josef **Jerusalem,** Advokat,
1685. Rudolf **Itzner,**
1686. Dr. Friedrich **Jodl,** Universitätsprofessor,
1687. Frau Hofrätin Martha **Jüllig,**
1688. Dr. A. **Kaminka,** Lehrer,
1689. Dr. H. **Karny,**
1690. Frau Dr. Julie **Kassowitz,**
1691. K. k. Gewerbeförderungsamt,
1692. Dr. Hugo **Klein,**
1693. Dr. Willh. **Knöpfelmacher,** Advokat,
1694. Dr. Rudolf **Kobatsch,**
1695. Salomon **Kohn,**
1696. Anton **Koroschetz,**
1697. Anton **Kriesch,** Rechnungsdirektor,
1698. Hans **Kupka,** Lehrer,
1699. Leopoldine **Kulka,**
1700. Maurice **Lamm,**
1701. Otto **Lang,** Großindustrieller,
1702. Dr. Eugen **Lanske,** k. k. Konzipist,
1703. Gottlieb **Lederer,** Großindustrieller,
1704. Frau Helene **Lehner,**
1705. Lesezimmer des allgem österr. Frauenvereins,
1706. Alfred **Lothies,** Direktor,
1707. Arnold **Lotz,** Architekt,
1708. Andreas **Masser,**
1709. Dr. Max **Melzer,**
1710. Kais. Rat Fritz **Mendl,**
1711. Vinzenz **Miksche,** Lehrer,
1712. Olga **Miscar,**
1713. Monistenverein in Österreich,
1714. Joh. **Moser,**
1715. Marie **Mühlinghaus,**
1716. Arthur **Müller,**
1717. Dr. Richard **Neumann,**
1718. Helene **Neurath,**
1719. Österr. Bund für Mutterschutz,
1720. Österreichische Friedensgesellschaft,
1721. Cornelia **von Obst,**
1722. Emmy **von Obst,**
1723. Dr. Julius **Ofner,** Reichsratsabgeordneter,
1724. August **Pabst,**
1725. Engelbert **Pernerstorfer,** Vizepräsident des Reichsrats,
1726. Aurora **Pollack,** Lehrerin,
1727. Politischer Bezirksverein Meidling,
1728. Henry **Prager,**
1729. Dr. Hans **Pribram,** Universitätsprofessor,
1730. Kurt **von Redlich,** Oberbaurat,
1731. Frau **Redlich,**
1732. Dr. Emil **Reich,** Universitätsprofessor,
1733. Julius **Reich,** Kommerzialrat,
1734. Dr. **Reiß,**
1735. Marie **Rosenthal,**
1736. **Rumpf,**
1737. Norbert **Schalck,**
1738. Frau Oberbaurat **Scheichel,**
1739. Dr. Robert **Scheu,** Präs. der kulturpolit. Gesellschaft,
1740. Prof. Dr. Walter **Schiff,** k. k. Sektionsrat i. Handelsminist. I.,
1741. Emil R. **v. Schifter,**
1742. Karl **Schlesinger,**
1743. Dr. Egon **Schönhof,** Advokat,
1744. Georg **Schmiedl,** Fachlehrer,
1745. Rudolf **Schneider,**
1746. Dr. Karl **Schreiber,** Sektionschef,
1747. E. **Ritter v. Schrifter,**
1748. Prof Dr. Gustav **Seidler,**
1749. Frau Karoline **Smola,**
1750. Isidor **Sonderling,**
1751. Sozialpädagog. Gesellschaft,
1752. Frau Rudolfine **Sperber,**
1753. Hans Paul **Stagl,** cand. jur.,
1754. Frau Laura **Stein,**
1755. Arthur **Steinbach,** Architekt,
1756. Dr. Alexander Herm. **Steiner,**
1757. Joh. **Steinlein,** stud. cam.,
1758. Richard R. **von Strigl,** cand. jur.,
1759. Bertha **v. Suttner,**
1760. Siegfried **Tammler,**
1761. Viktor **Tischler,** Ingenieur,
1762. Öscar **Truka,** cand. jur.,

1763. Dr. Eric **Veidl,**
1764. Verband d. österr. Staatsrechnungsbeamten-Vereine,
1765. Verein „Freie Schule“,
1766. Verein „Kosmos“,
1767. Verein „Pionier“,
1768. Dr. Alfr. **Vetter,**
1769. Dr. Manfred R. **v. Vivenot,**
1770. **Wallach,** stud. techn.,
1771. Dr. Oscar **Wassing,** Advokat,
1772. Wiener akademischer Verein für Sexualhygiene,
1773. Wiener Urania,
1774. Dr. Jos. **Winter,** Stabsarzt,
1775. Rudolf **Wiskott,**
1776. Sandor **Wolf,**
1777. Frl. Stephanie **Wolf,**
1778. Victor **Wolf,**
1779. Dr. Alfr. R. **v. Wurzian,**
1780. Ludwig **Wutschel,** Abgeordneter,
1781. Alois **Zanaschke,**
1782. Zentralstelle des katholischen Volksbundes,
1783. Zentralverband der österreich. Staatsbeamten-Vereine,
1784. Dr. Friedr. **Ziegelmeyer.**

Palästina.

Caïfa:

1785. J. **Schmidt,** Agent der Russ. Dampfschiffgesellschaft.

Polen.

Kalisz:

Delegierte der Gruppe:
Frl. Dr. Melanie **Brokmann.**
Komitee der Gruppe:
Dr. Melanie **Brokmann,**
Architekt **Heymann,**
Prof. **Belczyk.**

1786. Prof. **Belczyk,**
1787. Dr. Bernhard **Brande,**
1788. Dr. Melanie **Brokmann,**
1789. Frau Natalie **Fraenkel,**
1790. A. **Heymann,** Architekt,
1791. Marja **Zucker.**

Koszylowce:

1792. Jos. **Bernstein,**

Krakau:

1793. Frau Casimir **Bujwidowa,**
1794. R. **Dyboski,**
1795. Dr. Alfr. **Krieger,**
1796. Dr. **Nelken.**

Lemberg:

Komitee der Gruppe:
Joachim **Soltys,**
Bronislaw **Laskownicki,** Redakteur,
Maria **Dulcbianca.**
Leiter der Gruppe:
Joachim **Soltys,** Lemberg-Kleparow.

1797. Dr. Tobias **Aschkenase,** Präsident der Advokatenkammer,
1798. Frau Maria **Dulcbianka,**
1799. (1820—1824) Gewerbeförderungs-Institut d. Handels- und Gewerbekammer in Lemberg (4),
1800. Handels- und Gewerbekammer,
1801. Professor Dr. Michel **Janik,**
1802. Jósef **Jedlicz,**
1803. (1829—1830) Komitet Pracy Obywatelskiej Kobiet (3),
1804. Felix **Kon,**
1805. Georg **Labenski,** stud. jur.,
1806. Bronislaw **Laskownicki,** Redakteur,
1807. Dr. Sigmund **Leser,**
1808. Rosen **Littmann,** cand. jur.,
1809. Ognisko nanczy cieslski Leckcya pedologiczna,
1810. Nikolaus **Parfanowicz,**
1811. Prof. Henoyska **Pawlewska,**
1812. Joachim **Soltys,**
1813. Julius **Tenner,** Universitäts lektor,
1814. Dr. Michel **Weißstein.**

Lodz:

Delegierter der Gruppe:
Ignacy **Berliner,** Paludniowa 42.

1815. Ignacy **Berliner,**
1816. A. **Donski,**

1817. M. **Gutmann,**
1818. Dr. I. **Levin,**
1819. W. **Naftali,**
1820. Stowarzyszenie Prajemny Pomocy Pracownicow Nandlowyck m Lodzi

Sanok:

1821. **Eydziatowicz.**

Stanislau:

Komitee der Gruppe:
Dr. Joachim **Fraenkel,** Professor am Realgymnasium,
Ladislaus **Koback,** Leiter der Bezirkskrankenkasse,
Nathan **Sperber,** Schulinspektor.
Leiter der Gruppe:
Dr. Joachim **Fraenkel,** Realschule.

1822. Dr. Leo **Baczynskyj,**
1823. Otto **Brezina,** Kontrolleur des Gefangenenhauses,
1824. Moses **Fernhof,** stud. tur.,
1825. Prof. Dr. Joachim **Fraenkel,**
1826. Marie **Gerzabek,**
1827. Ladislaus **Koback,** Leiter der Bezirkskrankenkasse,
1828. Oskar **Landy,** Jurist,
1829. Dr. Joseph **Mosler,** Advokat.
1830. Nathan **Sperber,** Schulinspektor,
1831. Prof. Alexander **Wielezynski,** Ingenieur,
1832. Zwiacek Nankowo-Literacki W J. Slowackiego.

Stryj:

1833. Moritz **Wagmann,**
1834. Franz **Bodlak.**

Warschau:

Sekretär: Alexander **Mogilnicki,** Advokat, Marszalkowska 113.
Stellvertretende Sekretärin: Madame **Jastrzebska.**

1835. Mme Sophie **Bielicka,**
1836. (1854, 1858) **Chmielna** (3),
1837. Edw. **Dustinger,**
1838. H. **Eppelbaum,** Ingenieur,
1839. Madame **Jastrzebska,**
1840. Dr. **Kurnatowsky,**
1841. Dr. Jakob **Lichtenbaum,**
1842. Waclaw Wincenty **Lypacewicz,** Advokat,
1843. Alexandre **Mogilnicki,** Advokat,
1844. Dr. Ignace **Mucha,**
1845. Mme. Helene **Podciechowska,**
1846. Stanislawa **Rosenblum.**

Portugal.

Barcellos:

1847. Miguel **Fonseca.**

Lissabonn:

Mitglied des Ehrenausschusses:
Antonio **Macieira,** Minister des Auswärtigen.
Komitee des portugiesischen Landesverbandes:
Präsident: Magaelhaes **Lima,** Senator,
Vizepräsident: Antonio **Macieira,** Minister des Auswärtigen,
Adrien **Piementa,** Senator,
Angelo **Vaz,** Deputierter,
Joaô Baptista **de Castro,** Richter,
M. **Nogueira** junior,
Dr. **Veiga e Sousa,**
Madame **de Castro d' Osorio,**
Prof. **Nogueira** senior,
Francisco Bernardino **Cardoso.**

1848. Antonio **Macieira,** ministre des affaires étrangères,
1849. Academia de Estudos livres,
1850. José **Barbosa,**
1851. Francisco Bernardino **Cardoso,**
1852. J. Cardoso **Gonçalves,**
1853. Mme. Anna **de Castro,**
1854. Joao Baptista **de Castro.**
1855. J. A. **Fernandes,** étudiant,
1856. Dr. Francisco **Gentil,**
1857. Henrique **Leina,** étudiant,
1858. Liga Republicano dos Mulheres Portuguesas,
1859. Magalhaes **Lima,** sénateur,
1860. Lycen Pedro **Nunea,**
1861. Carlos **de Mello,**
1862. Luis d'Almeida **Nogueira,**
1863. Mme Beatrix **Pinheiro,**
1864. Jacintho Pintho **Coello,**
1865. Joao **Rodriguez da Silva,**
1866. Alfonso **Vargas,**

1867. Antonio Augusto **da Veiga e Souza.**

Pedrogao-Grande:

1868. Francsico Fesserz **Caspar.**

Porto:

Komitee der Gruppe:
Adrien **Pimenta,** Senator,
Angelo **Vaz,** Deputierter, 114 rue Malmerandas,
Dr. **Moraes e Costa,**
Bernardo **Lucas,** advogado.

1869. Commission politique du Centre républicain démocratique,
1870. Manuel **Guimaraes,** étudiant,
1871. Jannaré **Lêite,** professeur,
1872. Bernardo **Lucos,**
1873. Arnaldo **Percira da Silva,**
1874. Dr. Adrien Augosto **Pimente,** sénateur,
1875. Dr. José Pinto **Queiroz de Magalhaens,** médecin,
1876. Angelo **Vaz,** député.

Santarem:

1877. Mancel Antonio **Das Neves.**

Vizen:

1878. Joao **de Queiroz Vas Guesdes.**

Rumänien.

Bukarest:

1879. Missir **Basile,** ancien ministre,
1880. Dr. D. **Brezulesco,** avocat,
1881. C. **Dimitresco Jassy,** professeur à l'Université,
1882. D. **Sueulesco,** député,
1883. Mlle le Dr. E. **Tetoyano.**
1884. **Titulesco,** avocat.

Craiova:

1885. N. **Romanesco,** magistrat.

Dobrovatz-Vaslni:

1886. Michel M. **Enea,** instituteur.

Dragasane:

Delegierter der Gruppe:
Dr. **Dragicesco,** Universitätsprof.

1887. Dr. **Draghicesco,** professeur à l'Université.

Jassy:

1888. Emanuel **Socor,** stud.,

Kimpolung:

1889. Victor **Slavescu,** stud.

Pitesti:

1890. H. **Banescu,** avocat,
1891. J. **Purcareano,** avocat.

Ploesti:

1892. **Branescu,** étudiant universitaire.

Rußland:

Baku:

1893. Joh. Ter. **Thaniang.**

Dickeln:

1894. Edgar **Mode,** Pastor.

Dorpat:

Vorstand der Ortsgruppe:
Alf. **Grass,** Schuldirektor, Vorsitzender,
L. **Massing,** Professor,
Dr. E. **Mattiesen,** Red. d. „Nordlivländ. Zeitung", Sekretär, Wallgraben 4.

1895. Prof. K. **Dehio,**
1896. Dorpater Handwerkerverein,
1897. Fritz **Eggers,** stud.,
1898. Rud. **Gaigal,** stud.,
1899. Gouv. Livonic,
1900. Alfr. **Grast,** Schuldirektor,
1901. Konventquartier der Estonia,
1902. Prof. E. **Landesen,**
1903. Prof. L. **Masing,**
1904. Dr. E. **Mattiesen,**

1905. Leo **v. z. Mühlen,** stud.,
1906. Hans **Oehm,** stud.,
1907. Erich **Schönberg,** Assistent an der Sternwarte.

Kiew:

Delegierter des Instituts:
Adolf E. **Haug,** Alexanderstr. 35, log. 25.

1908. E. Ad. **Haug,**
1909. St. **Krewtschensso,**
1910. Frau Natalie **Marantz,**
1911. B. **Mikulsky,**
1912. K. M. **Sternberg,** Prokurist,
1913. Unterstützungsgesellschaft für Beamte d. Bank-Kredit-Inst.,
1914. W. D. **Wassin.**

Lubotin:

1915. Nikolai **Sejermann.**

Reval:

Vorstand der Ortsgruppe:
Ferdinand **Karlson,** Rechtsanw.,
Paul **Kuyberg,**
K. R. **Pusta,** Redakteur,
Ed. **Wirgo,** Redakteur des „Päva-leth“, Sekretär.

1916. Dr. H. **Besmont,**
1917. Eetimaa Rahnayharidusiseltsi, Kirjanduse Haruselts,
1918. Estländischer Volksbildungs-verein,
1919. Arthur **Jäddal,** Lehrer,
1920. Ferd. **Karlsch,** Rechtsanwalt,
1921. Ferd. **Karlson,** Rechtsanwalt,
1922. Ferd. **Karlson,**
1923. Paul **Kuysberg,**
1924. Dr. **K. Lüüs,**
1925. Ernst **Peterson,**
1926. K. R. **Pusta,** Redakteur d. „Paevaleth“,
1927. K. **Saval,** Tierarzt,
1928. Clara **Wallner,** Lehrerin,
1929. Ed. **Wirgo,** Redakteur.

Riga:

Delegierter des Instituts:
Dr. W. **Held,** Weidendamm 5.

1930. Gewerbeverein,
1931. Dr. Wilh. **Held,**
1932. Alex. **Hellat,** Rechtsanwalt,
1933. Z. **Jaakson,** Rechtsanwalt,
1934. Victor **Kerkowics,**
1935. Dr. **Treymann,**
1936. Dr. Frd. **Treumann,**
1937. Pastor O. **Schabert,**
1938. E. W. **Schmidt,**
1939. Verein zur Förderung der Volkswohlfahrt.

Station Clowianaia:

1490. Dr. Alex. **Lépmè,** Spitalvorstand.

Samara:

1941. Karl **Lander,** Redakteur der muniz. Zeitung „Porodikai Wjestnik“.

St. Petersburg:

1942. Dr. Jos. **Bonjanoki,**
1943. A. **Brando,** Staatsrat,
1944. Alex. **Pawlowski,** Ingenieur,
1945. Dr. **Pernet,** Universitätsprof.,
1946. Frl. **v. Tscheramissinof,** Bildhauerin,
1947. W. **Wodowozoff.**

Schottland.

Brougtz-Ferry:

1948. Miss G. H. **Carmichael.**

Schweden.

Stockholm:

Delegierter des Instituts:
G. H. **von Koch,** Lastmakarcatan 6.

1949. C. **Höglund,**
1950. **von Koch,**
1951. Axel **Pettersen,**
1952. Ferd. **Ström,**
1953. Verband der sozialdemokrat. Partei,
1954. Zentralverband für soziale Arbeit.

Schweiz.

Basel:

1955. L. **Kelterbon,**
1956. Schweizer Holzarbeiterverband
1957. Gust. **Schwengeler.**

Bern:

Delegierter des Instituts:
Dr. Ernst **Schneider,** Seminardirekt.

1958. Ilg. **Conrad,**
1959. Hans **Honegger,** stud.,
1960. Rich. **Kausch,** stud.,
1961. Frau **Kümmerly-Frey,**
1962. Frl. Emmy **Küpfer,**
1963. Frl. M. **Müller,**
1964. Redaktion der Berner Tagwacht,
1965. Dr. Ernst **Schneider,** Seminardirektor,
1966. Erwin **Schwarz,**
1967. Schweiz. Metallarbeiterverband,
1968. M. Bert. **Wallhard,**
1969. Dr. Gertrud **Woker,** Universitätsdozentin.

Charadel:

1970. Frl. Marie **Goëlav.**

Crêts de Pregny:

1971. Mlle **Gourd.**

Davos:

1972. Henr. **Knipper.**

Genf:

Delegierter und Präsident des Instituts:
Dr. Edgar **Milhaud,** Universitätsprofessor, 8, rue St. Victor.

1973. Edgard **Milhaud,** directeur des Annales de la Régie directe,
1974. M. **Sigg,** député.
1975. Adrien **Lachenal,** ancien président de la Confédération suisse,
1976. Mme. Pierre **Besse,**
1977. X. **Lasserre,** notaire,
1978. Alfred **Merckli,**
1979. Henri **Minod,**
1980. M. **de Morsier,** député,
1981. L'Union des femmes,
1982. Universala Esperanto-Asocio,
1983. Mlle C. **Vidart,**
1984. **Warandian.**

La Chaux-de-Fonds:

1985. E. Paul **Graber,** instituteur.

La Roziaz-sur-Pully:

1986. Mme Catherine **Skarginski.**

Lausanne:

Vorstand der Ortsgruppe:
Hugo **Wassermann,** Vorsitzender,
F. **Dandreux,** 1. Sekretär, 10, rue Chancran,
Robert **Blanc,** 2. Sekretär,
Dr. **Suter,**
Dr. **Pelet,**
Ch. **Naine,**
Ernest **Peytrequin.**

1987. Robert **Blanc,**
1988. F. **Dandreux,**
1989. Paul **Golay,**
1990. René **Guisan,**
1991. Dr. Robert **Hercod,**
1992. Mme Hélène **Monastier,**
1993. Ch. **Naine,** membre du conseil national,
1994. Ernest **Peytrequin,**
1995. W. **Rapin,**
1996. Société de la Maison du peuple,
1997. Dr. A. **Suter,** membre du conseil municipal,
1998. Mlle Eva **Thevenar,** institutrice,
1999. L. **Thévoz,**
2000. G. **Tschiffeli,**
2001. Prof. Frédéric **Vicart,**
2002. Hugo **Wassermann,** industriel.

Luzern:

2003. Dr. Heller **Bucher,**
2004. Herm. **Zollinger,** stud.,

Neuchâtel:

2005. Dr. André **de Maday,** Universitätsprofessor,
2006. Mme Marthe **de Maday-Hentzelt.**

Pescux b. Neuchâtel:

2007. Dr. Paul **Rumpel.**

Petit-Lancy:
2008. Edouard **Dufour**, professeur.

Pully-Lausanne:
2009. Frédéric **Vicart.**

Rieten b. Basel:
2010. Dr. H. Christ. **Socin.**

Rupperswiel b. Aarau:
2011. Paul **Wächli.**

Wegmulhe:
2012. Frauenkonferenzen.

Zürich:

Vorstand der Ortsgruppe:
Frl. **Franz,**
Dr. **Ammann,**
Dr. **Nasmyth,**
Alfr. **Knapp,**
B. **Greuter,**
Armand **Mühl,** Sekretär, Müllerstraße 56.

2013. Dr. W. **Amman,**
2014. Frl. Anna **Franz,**
2015. Freistudentenschaft,
2016. B. **Greuter,** stud.,
2017. Siegfried **Grienbaum,** étudiant,
2018. Max **Grimfeldt,** cand. jur.,
2019. Alfr. **Knapp,**
2020. Jakob **Lorenz,**
2021. Armand **Mühl,**
2022. Dr. G. W. **Nasmyth,**
2023. Pillay **Chempakaransan,** stud.,
2024. Nicolaus **Seher,**
2025. E. **Wolfensberger** stud.

Serbien.

Belgrad:

Delegierter des Instituts:
Wlad. **Tsonitsch,** 32, Ivetogorska utice.

2026. Prof. M. J. **Andonović,**
2027. Dr. S. **Avramovitch,**
2028. K. **Dimié,**
2029. Handelskammer,
2030. St. **Kojilsch,** Zolldirektor,
2031. Le Cercle des sœurs serbes,
2032. Militsch **Radowanowitsch,** Universitätsprofessor,
2033. Wlad. S. **Tsonitsch.**

Spanien.

Arbès del Panades:
2034. Dr. A. **Escarra.**

Arymys de Mao:
2035. Dr. Ricardo **Se la Esprin.**

Badalona:
2036. André **Le Bœuf.**

Barcelona:

Vorstand der Ortsgruppe:
M. Cyprieu **Montoliou,**
Dr. M. Segala **Estalella,**
Dr. Martinez **Vargas,**
Dr. **Beiro,**
Francisco **Layret,**
Josef **Damm,** Sekretär, Cortes 473.

2037. Dr. **Agnadé,**
2038. Max **Alemany,**
2039. Dr. N. **Amader,**
2040. S. Bavi **Bracons,**
2041. Antonio **Cabrer,**
2042. Dr. **Cardenal,**
2043. M. E. **Chico,**
2044. Charles **Damm,**
2045. Joseph **Damm,**
2046. Dr. M. Segala **Estalella,**
2047. Dr. **Falgar,**
2048. Dr. Pierre **Farreras,**
2049. Dr. **Fontbona,**
2050. Francisco **Layret,**
2051. Cipria **Montoliu,**
2052. Museo Social,
2053. Dr. Peiré **Comes,**
2054. M. J. **Peris,**
2055. F. de P. **Planas,**
2056. Dr. **Puigoert,**
2057. Dr. **Queralto,**
2058. Ch. **Rahola,**
2059. Emilie **Rottier,**
2060. Dr. Rodrignez **Ruiz,**
2061. Dr. A. Cortes **Valls,**
2062. Dr. Martinez **Vargas,**

2063. José Corraté **Vaqué,**
2064. Dr. **Vilanova,**
2065. Francisco **Vinagre,**
2066. B. Tona **Xiberta.**

Cordoba:

2067. José **Marin.**

Madrid:

Vorstand der Ortsgruppe:
Rogelio **de Madariaga,** eh. Deputierter,
Salvador **de Madariaga,** Moreta 7,
Cesare **de Madariaga,**
R. S. **de Ocaña,**
M. M. **Azaña,**
Augusto Barcia **Trelles,** abogado,
Ernest **Desprès.**

2068. M. Numez **de Arenas,**
2069. M. **Azaña,**
2070. Augusto Barcia **Trelles,**
2071. Blos **Ramos,**
2072. Ernest **Desprès,**
2073. Cesaro **de Madariaga,**
2074. Salvador **de Madariaga,**
2075. Julio **Mangada-Rosenörn,**
2076. R. S. **de Ocana,**
2077. Leopold **Palacios,**
2078. A. **Rebollar,**
2079. Sanz **Rodrigo,**
2080. Nicolas **Salmeron y Garcia.**

Reus:

2081. M. Florenti **Cubells,**
2082. Las Clircunstancians.

Sant-Hilari-Sacalm:

2083. Dr. **Estil-las** (Methge).

Valladolid:

2084. Enrique Gavilan **Almuzara.**

Saragossa:

2085. Enrique Gavilan **Almuzara,**
2086. Joag Gil. **Berges,**
2087. Marceliano **Isabal.**

Süd- und Mittel-Amerika.

Bahia:

2088. Magnus **Sondhal,** inspecteur agricole.

Bogota:

2089. Xernando Pardo **Acevedo,**
2090. Dr. José D. **Montsalve.**

Buenos-Aires:

2091. Dr. Enrique **Dickmann.**

Itatiba:

2092. Assad **Farès,**
2093. Francisco **Lemet.**

Mexiko:

2094. Dr. Joseph **Schemonti.**

Mineiros:

2097. Dr. Piza **Epsamina.**

Montevideo:

2095. Prof. Otto **Kasdorf,**
2096. Fontaina **Pablo,** professeur.

Porto-Alègre:

2098. Arthur Pinto A. **Correa.**

Punta-Arenas:

2099. Major Hijinio **Espindola.**

Rio de Janeiro:

2100. Adolpho **Konder.**

Santiago-de-Chile:

2101. Juan Antonio F. **Arrenf,**
2102. Escuela **de Derecho.**

S. José:

2103. H. **Schaper.**

St.-Paul:

2104. Instituto Historico,
2105. Dr. Domingo **Jaguaribe.**

Tunesien:

Tunis:

Comité du groupe:
A. **Gounod,** 1ier secrétaire, 2, rue d'Angleterre,
Henri **Schemoul,** 2. secrétaire, 16, rue des Maltais,
Julien **Azoulai,**
Bignens, ingénieur,
M. **Enjalvin.**

2106. Julien **Azoulai,**
2107. **Bignens,** ingénieur civil,
2108. Isaac **Cathan,** avocat,
2109. **Communeaux,** président de la Ligue de l'enseignement,
2110. **Finidori,**
2111. Z. **Gounod,**
2112. Frédéric **Muller,**
2113. A. **Valensi,** avocat.

Türkei.

Konstantinopel:
2114. Gg. W. **Csurcsin,** österr.-ung. Konsul,
2115. **Ahmed Djevdet,** Herausgeber des „Ikdam",
2116. **Mahomed Essad Effendi,** Universitätsprofessor, Staatsminister,
2117. **Kiazmi Nami,** Unterrichtsinspektor,
2118. B. **Tachauer,**
2119. Wiener Bankverein.

Ungarn.

Agram:
2120. Hugo **Hoffmann,** Gewerbeoberinspektor,
2121. Dr. Josef **Silovic,** Universitätsprofessor.

Arad:

Delegierter der Gruppe:
Dr. Bela **Bacskay,** Arzt.

2122. Dr. Bela **Bácskay,** Arzt.
2123. Freimaurerloge „Oszetartos",
2124. Handelskammer,
2125. Wilh. **Krenner,** Oberinspektor,
2126. Herm. **Neumann,** Weingroßhändler,
2127. Dr. Franz **Sárkány,** Rechtsanwalt,
2128. Soziologische Gesellschaft,
2129. Dr. Paul **Steinitzer,** Rechtsanwalt,
2130. Dr. Frd. **Szábo,** Rechtsanw.,
2131. Leopold **Zsigmond,** Ökonom.

Balazsfalva:
2132. Theodor **Quisov.**

Brad:
2133. Dr. John **Papp,** Rechtsanwalt.

Brassó:
2134. Dr. Alex. v. **Vaida-Voewod.**

Budapest:

Generalsekrätär der Gruppe:
Dr. Géza **Marschan,** Direktor des Musée social.

Komitee der Gruppe:
Dr. **Bánoczi** László,
Dr. Fried. **Oedoen,**
Dr. **Jaszi** Oscar,
Dr. **Lánczi** Jenö,
Frau **Löllbach-Domokos,**
Frl. Eugenie **Miskolczyne-Heller,**
Dr. **Radnay** Arnold,
Dr. **Ronai** Zoltán,
Dr. **Szende** Pál.

2135. Dr. **Bánóczi** László,
2136. Imréné **Békésszy,** Lehrerin,
2137. G. **Czibur,**
2138. Béla **Engel,**
2139. Dr. **Ernszt** Sándor,
2140. Dr. Arzén **de Becskey,**
2141. Cercle catholique,
2142. Corda fratres,
2143. Dr. Lasz. **Eppstein,** Direktor,
2144. Feministenverein,
2145. Freimaurerloge „Haladás",
2146. Dr. Ödön **Fried,**
2147. Zoltan **de Hindy,**
2148. Marcel **Hollán,** Ingenieur,
2149. Dr. János **Honig,**
2150. Dr. **Jakob** László,
2151. Dr. Oszkár **Jászi,**

2152. Aladár **Kemény,**
2153. Dr. **Krajcsy** Rezsö,
2154. Miksa **Krojanka,**
2155. Nora **Küszler,**
2156. Dr. Jenö **Lánczi,**
2157. Männerliga für das Frauenstimmrecht,
2158. Hugó **Mandelló,**
2159. Dr. Géza **Marschan,**
2160. Jos. **Migrai,** Lehrer,
2161. **Sándor** Pál, Reichstagsabg.,
2162. Dr. Dezsö **Pap,** Sektionsrat,
2163. Dr. **Pikler,** Universitätsprofessor,
2164. Prof. Arnold **Radnay,**
2165. Dr. Rezsö **Raskai,** Priv.-Doz.,
2166. Ödön **Révai,**
2167. Frl. Irma **Rosinszky,**
2168. Ede **Sebestény,** Redakteur,
2169. Jenö **Strausz,**
2170. Dr. Aládár **Székely,**
2171. István **Zsembery.**

Debreczen:

2172. Dr. Eduard **Bálkányi,** prakt. Arzt,
2173. Dr. Gabr. **Kovács,** professeur à la faculté de droit,
2174. Dr. Jules **Léganyi,** président de la société de Sociologie.

Fiume:

Komitee der Gruppe:
Direktor Arthur **Steinacker,** brit. Vizekonsul,
Stephan **von Sonnenberg,** p. A. Schenker u. Co., Sekretär der Gruppe,
Oscar **Vadnai.**

2175. Dr. Ludw. **Brajjer,**
2176. Dampfschiffahrtsgesellschaft „Adria",
2177. Hugo **v. Eidlitz,** Direktor,
2178. Freimaurerloge „Sirius",
2179. Josef **Feuermann,**
2180. E. Adolphe **Gotthardi,**
2181. Handelskammer,
2182. Dr. med. Heinr. **Neumann,**
2183. Guiseppe **Ruziska,**
2184. Steph. **v. Sonnenberg,**
2185. Direktor Art. **Steinacker,** britischer Vizekonsul,
2186. Dr. Gyula **Szegö,** Advokat,
2187. Verein d. Kaufm. u. Privatbeamten,
2188. Oscar **Vadnai,**
2189. Jos. **Wertheimer,**
2190. Franz **Zefran.**

Gyöngyös:

2191. Prof. Dr. Sandor **Bonkalo,**

Györ:

2192. Sandor **Dobó,**
2193. Freimaurerloge Philanthropia,
2194. Györi Társadalomtudományi Kör,
2195. Jakob **Hatschek,**
2196. Adolf **Hoffmann,** Oberingenieur,
2197. Dr. Henrik **Kallós,** Rechtsanwalt,
2198. Loge „Györ 37" des unabhängigen Good Templar-Ordens,
2199. Theodor **Mihalkovics,**
2200. Imre **Pogány,**
2201. Verein der Privatangestellten.

Hatwan:

2202. Baron Josef **Hatvány.**

Kaposvár:

2203. Dr. Gyula **Fekete,** Rechtsanwalt,
2204. Freimaurerloge,
2205. Dr. Sebestyén Gyula **Kovacs,** Bürgermeister,
2206. Prof. Dr. Anton **Kowáts,**
2207. Gyula **Scholcz,** Oberbaurat.

Karansébes:

2208. Cam. **Krasso-Szöreny,**
2209. Dr. Ernst **Roth,** Advokat.

Kaschau:

2210. Eug. **Künstlinger,** stud.

Kecskemét:

2211. Prof. Dr. Andor **Kováts.**

Késmárk:

2212. Karl **Bruckner,** Lyzeal-Direktor.

Kolocsvar:

2213. Dr. Eugen **Biann.**

Lugos:

2214. Eugen **Deutsch,**
2215. Dr. Mor **Deutsch,** Advokat,
2216. Geza **Grünhut,**
2217. Alfred **Klein,** Großkaufmann,
2218. Magyarovar Géza **Mandy,**
2219. Rudolf **von Reitter,** Oberstuhlrichter,
2220. Arpad **von Stalyol,** Com. Oberfiskal.

Nágyimánd:

2221. Elémer **v. Ghycy,** Großgrundbesitzer.

Nagyszeben:

2222. Dr. Carl F. **Jickely,** Chef der Firma Carl F. Jickely.

Nagyvárad:

Delegierter der Gruppe:
Dr. René **Berkovits,** Stadtarzt.

2223. Dr. Peter **Agostan,**
2224. Dr. René **Berkovits,** Stadtarzt,
2225. Dr. Ernö **György,**
2226. Dr. Menyhert **Edelmann,**
2227. Dr. Marcel **Martonfy.**

Palánka:

2228. Tekintetes **Büchler Robert,**
2229. Emil **Kirschner,**
2230. Zsigmond **Nagyságos** (János).

Pancsowa:

Komitee der Gruppe:
Dr. Branislav **Stanojević,** Advokat, I. Präsident,
Dr. Nikola **Milutinović,** Großgrundbesitzer, II. Präsident.
Dr. Milan **Lazarević,** Sekretär und Schatzmeister,
Dr. Dušau **Bosković,** Advokat,
Dr. Milan **Gaidjanski,** Advokat,
Dr. Todor **Knezević,**
Dr. Gjorde **Pajić,** Advokat,
Sima M. **Milutinovic,** Bankdirektor,
Dr. Stevan **Smederevác,** Arzt,
Uroš **Teodorović,**
Mihovil **Tomandl,** Journalist,
Prof. Gjorgje **Živanović.**

2231. Dr. Jovan **Bogdanov,** Senator,
2232. Dr. Dušan **Boskovic,** Advokat,
2233. Dr. Nikola **Dragicecic,**
2234. Dr. Milan **Gadjanski,**
2235. Kosta L. **Jankovic,**
2236. N. **Jovanovic,** Großgrundbes.,
2237. Dr. Podor **Knécévic,**
2238. Dr. Milan **Lazarevic,**
2239. Lima M. **Milutinovic,**
2240. Dr. jur. Nicola **Milutinovic,** Großgrundbesitzer,
2241. Dr. Gjorgje **Pajec,** Rechtsanwalt,
2242. Dr. Ignaz **Radda,** Bürgermeister,
2243. Franz **Randl,** Lehrer,
2244. Dr. Bronislav **Stojanevic,** Rechtsanwalt,
2245. Serb. Jugendfortbildungsverein „Uzdanica",
2246. Uros S. **Theodorovic,**
2247. St. **Theodorowitsch,**
2248. Michovil **Tomandl,** stud.,
2249. Prof. Gjorgje **Zivanovic.**

Pécs:

Delegierter der Gruppe:
Prof. Dr. Alex **Doktor.**

2250. Dr. Ludwig **Bors,**
2251. Prof. Dr. Alex **Doktor,** Direktor der Hebammenanstalt,
2252. Freimaurerloge „Zsivöllgy".

Raho:

2253. Dr. Huvös **Henri,** Physikus.

Sárkeresztur:

2254. Gustav **Leopold.**

Sálgótarjan:

2255. Vilmos **Fehér.**

Sopron:

2256. Dr. Rud. **Leszner,**
2257. Loge „Szechenyi",

2258. Fritz **Paris,** königl. ung. Staatsanwalt.

Szabadka:

Komitee der Gruppe:
Bankdirektor Arthur **Schön,**
Dr. Szilasi **Fülop,**
Dr. **Szekely** Aron,
Dr. **Lanyi,** Bankdirektor,
Dr. Tordai **Jszo.**
Sekretär der Gruppe:
Bankdirektor Arthur **Schön.**

2259. Alkotás szabatkömives pákoly,
2260. Jozoef **Baron,**
2261. Dr. Szilasi **Fülop,**
2262. Dr. Emmerich **Halbroho,**
2263. Dr. Nikolaus **Halmi,**
2264. Josef **Hartmann,**
2265. Sandor **Hoffmann,** Möbelfabrikant,
2266. Professor Ferenc **Koller,**
2267. Moritz **Lányi,** Bankdirektor,
2268. Lloydt-Kereskedelmi egysület,
2269. Mor **Löwy,** Steinmetzmeister,
2270. Dr. Izsö **Pordai,**
2271. Arthur **Schön,** Bankdirektor,
2272. Szabadka Keres kedelmi iskole,
2273. Dr. Aron **Szekely,**
2274. Dr. Izso **Taussig,** Kaufmann.

Szeged:

Komitee der Gruppe:
Dr. Bela **Grün,**
Dr. Jozsef **Hollos,**
Dr. Bela **Kertész,**
Vilmos **Klein,**
Alfred **Schöntag,**
Frau L. **Lollbach-Domokos.**
Sekretär der Gruppe:
Dr. Bela **Grün.**

2275. Dr. Géza **Balig,**
2276. Prof. Jakob **Dávid,**
2277. Dr. Janos **Dettre,**
2278. Frau E. **Domokos-Löllbach,**
2279. Béla **Grün,**
2280. Ödön **Heller,** Maler,
2281. Dr. Jozsef **Hollós,**
2282. Professor David **Jakab,**
2283. Dr. **Kertész,**
2284. Vilmos **Klein,** Ingenieur,
2285. Dr. Lajos **Köhegyi,**
2286. Oblach **Lipót,**
2287. Moritz **Pick,** Ingenieur,
2288. Alfr. **Schöntag,** Ingenieur,
2289. Dr. Lehel **Szivessy.**

Szekszárd:

2290. Dr. jur. Leop. **Bures,**
2291. Kgl. ungarischer Gerichtshof.

Szilfamajor:

2292. Leop. **Elemer,** stud.

Vág-Szered:

2293. I. F. **Moller,** Großindustrieller.

Versecz:

Vorstand der Ortsgruppe:
Jos. **v. Hertebendy,**
Franz **Lessler,**
Ljubomir **Nedelkovitz,**
Dr. Jul. **Gressler,** Prof.,
N. K. **Zoffmann,**
Hugo **Henn,**
Jos. **Bader.**

2294. Josef **Bader,** Gastwirt,
2295. Prof. Dr. Jul. **Gressler,**
2296. Hugo **Henn,** Kaufmann.
2297. Jos. **v. Hertelendy,**
2298. Leseverein,
2299. Franz **Lessler,**
2300. Loge „Aurora Paholy",
2301. Ljubomir **Nedelkovits,** Kaufmann,
2302. N. K. **Zoffmann,** Möbelfabr.

Vulkán:

2303. Dr. Eugen **Gidró,** Oberarzt.

Zolyon:

2304. Dr. Otto **v. Rozenauer.**

Zombor:

2305. Prof. Imre **Prokópy.**

Vereinigte Staaten von Nord-Amerika.

Cambridge:

2306. Edw. **Vermityc-Huntongton,** Professor a. d. Harvard-Universität.

Chicago:

Delegierter des Instituts:
Dr. Adolf C. **v. Noë,** Prof. a. der Universität zu Chicago.

2307. Dr. **v. Noë,** Universitätsprof.

Milwaukee:

2308. Wilhelm C. **Becker,**
2309. Freidenker Publishing Company.

New York:

2310. Willy **Pabst,** Schauspieler.

INSTITUT FÜR INTERNATIONALEN AUSTAUSCH FORTSCHRITTLICHER ERFAHRUNGEN.

Jahresbericht.

Das abgelaufene Vereinsjahr charakterisiert sich vor allem durch den endlichen Erfolg unseres Bemühens, autonome Ortsgruppen zu schaffen, welche die Anwendung der Auslandserfahrungen auf die Lösung nationaler und lokaler Probleme in selbständiger Weise organisieren.

Hat sich unsere Tätigkeit in den ersten Jahren seit Gründung des Vereins überwiegend in der Veröffentlichung derVereinsorgane und der verschiedenen Monographien konzentriert, so trat mit dem Jahre 1911 die bewußte, planmäßige Einflußnahme auf öffentliche Meinung und Gesetzgebung zugunsten einzelner Reformen in den Vordergrund unseres Interesses. All diese Propaganda mußte jedoch vorwiegend noch von unserer Zentralstelle in Paris aus besorgt werden; nunmehr sind lokale Kraftzentren geschaffen worden, welche die im Dienste unserer Ideale tätigen Energien vervielfachen und eine unendlich viel größere Reihe von Einzelfragen in den Kreis unserer Einflußpläne ziehen können.

An dieser Stelle ist im Laufe des Jahres wiederholt von der Begründung neuer Ortsgruppen Rechenschaft abgelegt und in der Novembernummer eine Übersicht der wichtigsten Leistungen, die von denselben vollbracht wurden, gegeben worden. Andererseits finden unsere Leser in der anschließenden Mitgliederliste bei jeder Stadt die Namen der Vorstandsmitglieder der Gruppe verzeichnet, sowie die Adresse des Sekretärs, der zu weiterer Auskunft bereit ist.

Es erübrigt sich somit, in Gesamtwürdigung der Entwicklung festzustellen, daß es wieder das Deutsche Reich ist, in dem unsere Bestrebungen den breitesten Widerhall fanden, und daß vor allem West- und Mitteldeutschland von einem dichten Netz unserer Gruppen bedeckt sind, welche, so hoffen wir, im Jahre 1914 bereits eine systematische Aufklärung der öffentlichen Meinung über all jene Gesichtspunkte internationaler Erfahrung, welche die Beurteilung heimischer Fragen unter neuem Gesichtswinkel gestatten, werden durchführen können.

Gerade die letzten Wochen haben die Begründung hoffnungsstarker Gruppen in Cöln, Düsseldorf, Bonn, Gießen und Frankfurt gesehen, welche sich den bereits bestehenden Gruppen zu Dortmund, Essen, Bremen, Hannover, Leipzig, Gera, Sonneberg, Aschaffenburg, Heidelberg-Mannheim-Ludwigshafen zugesellten.

Der schönen Vortragsabende, die Chefredakteur Dombrowski in Gera veranstaltete, der wertvollen Begründung einer Volksbibliothek in Aschaffenburg durch den Sekretär unserer Ortsgruppe, Tierarzt Dun; der hervorragenden Anteilnahme des Vorstandes unserer Dortmunder Ortsgruppe, insbesondere der Herren Rechtsanwalt Kohn und Dr. Lütgenau, an der Begründung der dortigen Volkshochschule; der schönen Diskussionsabende der Ortsgruppe Essen, veranstaltet vom Sekretär George, ist ja bereits in diesen Spalten Erwähnung getan worden. Wir haben die feste Zuversicht, daß wir in baldiger Frist von ähnlich schönen

Ergebnissen, vor allem in Leipzig, Mannheim, Cöln, Düsseldorf, Bonn, Frankfurt und Hannover, werden berichten können, und würden uns doppelt freuen, wenn auch die Vorstände anderer Ortsgruppen sich durch doppelt eifrige Tätigkeit bald diesem Ehrenkreise angliederten.

In Österreich sind es Wien und Prag, welche die Kontinuität autonomer Gruppentätigkeit von der Zeit der ersten Gründungen im Jahre 1910 bis heute bewahrt und vor allem durch ihre Berufung so zahlreicher ausländischer Vortragenden dem Wissentrieb der Mitglieder manches gegeben haben. In Ungarn ist noch alles im Flusse, doch dürfen wir insbesondere von der Hauptstadt Budapest eine klar bewußte Bestätigung erwarten.

Einen Ehrenplatz unter unseren Gruppen nehmen die Finnlands ein, wie ja die an Zahl kleine, an kultureller Intiative, moralischem Idealismus und an Charaktergröße so reiche finnländische Nation in allen internationalen Bewegungen eine so exzeptionelle Stellung einnimmt. Unsere Aboer Ortsgruppe gehört zu den ersten, welche regelmäßige Vortragsabende für Belehrung ihrer Mitglieder veranstaltete. Nunmehr sollen Ihre Untersuchungen über finnländische Verhältnisse auch unseren ausländischen Lesern wertvolle Bereicherung bringen.

In Helsingfors wieder hat sich ein sehr schöner Idealismus in Gewinnung zahlreicher Freunde für unsere Idee und wertvoller Unterstützung unseres Gesamtwerkes kund gegeben. Unseren edlen Freunden in Finnland, vor allem Herrn Dr. von Ursin und Fräulein Dagmar Oehrbom in Abo, Prof. Dr. Söderhjelm, Dr. Ehrnrooth, Herrn Einar Böök und Fräulein Elsa Inberg in Helsingfors, sei auch an dieser Stelle der herzliche Dank unseres Vorstandes und das warme Interesse, das wir andauern dan den Geschicken ihres Vaterlandes nehmen, zum Ausdruck gebracht.

In den romanischen Ländern ist die Teilnahme an unserem Werk in dem abgelaufenen Vereinsjahr gleichfalls sehr lebhaft gewachsen. In Frankreich sind es Paris, Lille, Le Havre und Lyon, welche zu Sitzen wertvoller Gruppentätigkeit geworden sind, in Belgien Brüssel, in der Schweiz Lausanne.

In Spanien erlitt unsere Barceloneser Ortsgruppe durch den Umstand, daß Dr. Queralto die Stadt verließ, einen schweren Verlust; dagegen regen sich in der Hauptstadt Madrid eifrige junge Kräfte.

Weit hoffnungsvoller noch geht unser Werk in Portugal voran, wo die Freunde der jungen Republik eifriges Interesse daran nehmen, ihre soziale Kultur durch Anregungen der führenden Staaten zu befruchten, andererseits ihre eigenen, schwer erkämpften Errungenschaften der Welt bekanntzugeben. Unter der Leitung des Senators Magalhaes Lima hat unsere Lissaboner Ortsgruppe eine wertvolle Tätigkeit begonnen.

Auf afrikanischem Boden ist es in erster Linie Algier, das unser Banner jenseits des Meeres hochhält.

Neben dieser Dezentralisierung unserer Tätigkeit waren wir verpflichtet, auch den zentralen Unternehmungen unseres Instituts entsprechende Aufmerksamkeit zu schenken. In Deutschland haben wir uns speziell bemüht, der Idee des weltlichen Moralunterrichts nach dem Muster der seit 30 Jahren in Frankreich bestehenden Institution neue Anhänger zu finden und in Österreich suchten wir durch Ausgabe einer Broschüre über die Ergebnisse des Proportionalwahlrechts in Belgien und

Finnland Anregungen für gleiche Reform im zerklüfteten Nationalitätenstaate Österreich zu geben.

In Frankreich betätigten wir uns für Reifung der auf Einführung einer Invaliditätsversicherung abzielenden Projekte der französischen Regierung und hatten andererseits die Freude, in diesen letzten Tagen ein Gesetz im Parlament angenommen zu sehen, an dem wir rege mitgearbeitet haben: Das Gesetz über Einführung von Minimallöhnen zugunsten der Heimarbeiterschaft. Bei der Siegesfeier, welche in diesen letzten Tagen alle diejenigen, die an diesem Werke mitgearbeitet, im Pariser „Hôtel des Sociétés Savantes" zusammenrief, nahm der Berichterstatter des Parlaments, dessen Anträge von Regierung und Abgeordnetenhaus angenommen worden waren, speziell Gelegenheit, auf den wertvollen Anteil welchen unser Institut an der Aufklärung der öffentlichen Meinung und an der endlichen Verwirklichung der Idee genommen, entsprechend hinzuweisen.

Auf Initiative unseres Instituts ward im Februar die Ligue pour l'organisation du progrès begründet, als eine zentrale Kraftstelle für vereinheitlichende Zusammenfassung aller der sachlich und national zersplitterten, fortschrittlichen Bewegungen. — Bleibt unserm Institute die wissenschaftliche Wertung aller sozialen und kulturellen Erfahrungen vorbehalten, so eröffnet sich der Ligue pour l'organisation du progrès ein weites Feld praktischer, kultur- und sozialpolitischer Arbeit.

Zum Schlusse sei an dieser Stelle all derjenigen gedacht, welche unserem Werke, im großen und kleinen, selbstlose Mitarbeit gewidmet haben; derer, die unsere Ortsgruppen geschaffen haben, ward bereits Erwähnung getan, aber auch der anderen sind viele. Miß Sheepsbanks, London, Prof. Regnault und Prof. Agache, Paris, haben in den entferntesten Ländern Europas und noch über das Meer hinaus Vorträge für uns gehalten, viel Zeit und viel edle Bemühung in den Dienst unserer Sache gestellt. Frau Hedwig Marek, Brünn, hat uns in uneigennütziger und sachlich überaus wertvoller Weise in der Redaktion der „Dokumente des Fortschritts" unterstützt. Frau Rechtsanwalt Levy in Essen, Frau Pevsner in Leipzig, Frau Helene Bauer in Wien, Frau Rechtsanwalt Polacsek in Budapest haben uns in gütiger Weise ihre Räume für unsere Sitzungen zur Verfügung gestellt und manchen derselben dadurch jenen intimen Charakter verliehen, der gegenüber manchen in Deutschland üblichen Versammlungen im Biersaal einen so wohltuenden Kontrast bildet.

Aber es würde zu weit führen, all der vielen einzeln zu gedenken, die unserer Idee werktätiges Interesse gewidmet; es ist ja ihr eigenes Werk, dem sie dienen, das Werk unser aller, die wir am Fortschritt menschlicher Kultur Interesse nehmen.

Der Generalsekretär:
R. Broda.

Aus dem Leben unserer Ortsgruppen.

Zur Tätigkeit der Dortmunder Ortsgruppe.

In ihren bisherigen Sitzungen nahm die Gruppe folgende Arbeiten vor: Sie verteilte die Ämter, legte die Grundlinien ihrer Tätigkeit fest (rege Verbindung mit der Zentrale, aber selbständige Wahl der lokal angemessenen

Arbeitsgebiete; Verbindung mit anderen kulturellen und fortschrittlichen Vereinen), beriet über die Gewinnung von Mitgliedern und Freunden und nahm Stellung zu der — damals erst beabsichtigten — Gründung einer Volkshochschule. Die Gruppe hat an der Schaffung dieses Instituts einen bedeutenden Anteil. Dem nunmehr gewählten Ausschusse der Hochschule gehören drei, ihrem Lehrkörper vier Mitglieder der Ortsgruppe an; unser auswärtiger Schriftführer hat vorläufig auch den Posten des Geschäftsführers der Volkshochschule übernommen, er hat als solcher den Unterricht zu organisieren und den Verkehr mit den Dozenten und der Presse zu besorgen.

In zwei öffentlichen Versammlungen sprachen Miß Sheepshanks über die Frauenstimmrechtsbewegung in England und Professor Broda über das Thema: „Soll der Fortschritt der Menschheit auch künftig dem Zufall überlassen bleiben?“ An beide Vorträge knüpfte sich eine angeregte Aussprache, nicht ganz ohne Widerspruch, doch hatten die Referenten beide Male fast die ganze Versammlung auf ihrer Seite.

Der Schriftführer: Dr. Lütgenau.

Von der Ortsgruppe „Abo“.

Gerne komme ich der Aufforderung nach, auf Grund der Erfahrungen, die wir in Abo gemacht haben, einige Ratschläge für die Betätigung der Institutsortsgruppen zu geben.

Unter unseren Mitgliedern gibt es solche, die nur an der Lektüre der „Dokumente des Fortschritts“ Interesse nehmen. Andere dagegen sind bereit, sich auch an konkreten Veranstaltungen zu beteiligen. Auf sie haben wir uns gestützt, als wir die Aboer Ortsgruppe begründeten, die wir „Progresso“ genannt haben. Sie war dazu berufen, die verschiedenen Gesichtspunkte menschheitlicher Kultur zu erörtern.

Sie setzt sich zusammen aus den ordentlichen Institutsmitgliedern, welche an der Gruppe teilzunehmen bereit sind, zweitens aus außerordentlichen Mitgliedern mit einem auf 5 finnische Mark herabgesetzten Beitrag (für Gattinnen und Töchter der Mitglieder vielfach auf 2 finnische Mark reduziert), drittens aus Personen, die nur einzelnen Sitzungen beizuwohnen wünschen und 1 finnische Mark für das Recht der Teilnahme an der Sitzung und den Diskussionen bezahlen. Sie kommen nur zu solchen Sitzungen, die sie persönlich ansprechen.

Die Sitzungen werden stets von einem Referat eingeleitet, das vielfach zu einem wahren Vortrag gestaltet wird. Die Diskussion erstreckt sich oft über mehrere Abende. Z. B. haben wir in Abo nach meinem Vortrage über „Die Schule der Zukunft“ drei Abende der Diskussion gewidmet, und zwar erstens über die Frage „Religions- oder weltlicher Moralunterricht?“, zweitens über „Handfertigkeitsunterricht“ und drittens über „Einführung der Jugend in das Verständnis der Kunst“.

Wir haben dieses Arrangement sehr wertvoll und sehr anregungsreich gefunden, und allgemein hat man mit Eifer, ja, mit Leidenschaft an unseren Veranstaltungen teilgenommen. Unsere Gruppe hat sehr wesentlich zur Belebung sozialer und geistiger Interessen in Abo beigetragen, und wird von der Bevölkerung vielfach als „Intelligenzklub“ angesprochen. Irgendwelche persönliche Gegensätze in unseren Diskussionen zur Geltung zu bringen, ist strikte ausgeschlossen, wohl aber nehmen an diesen Mitglieder der gegensätzlichen politischen und sozialen Parteien teil und findet stets eine rege kontradiktorische Diskussion statt.

Ich glaube wohl, daß eine ähnliche Einrichtung, sich auch in anderen Städten wohl bewähren würde, und daß in jedem Falle der Versuch damit gemacht werden sollte. Ich werde jederzeit bei eventuellen Anfragen nähere Informationen erteilen.

Der Präsident der Ortsgruppe Abo
Dr. v. Ursin,
eh. Vizepräsident des finnischen Landtags.

Wir erlauben uns, an unsere Mitglieder die Bitte zu richten, ihren Mitgliedsbeitrag für das Jahr 1914 an unser Hauptbureau, 59, rue Claude-Bernard, Paris, gelangen zu lassen oder auf unser Postscheckkonto in Berlin, Nr. 15 100, resp. unser Konto bei der Österreichischen Postsparkasse in Wien, Nr. 105 803, einzahlen zu wollen, sofern die Einsammlung der Beiträge nicht ohnehin bereits durch den Schatzmeister der betreffenden Ortsgruppe geschieht.

Andererseits möchten wir unsere Mitglieder nochmals darauf aufmerksam machen, daß jede Übermittlung von Beiträgen an private Adressen von Vorstandsmitgliedern oder Sekretären zu Mißverständnissen führen kann und durchaus zu vermeiden ist.

Wir gestatten uns ferner zur Vermeidung von Mißverständnissen daran zu erinnern, daß der Mitgliedsbeitrag für Personen, die im Deutschen Reiche wohnhaft sind, Mk. 15,— beträgt (für Lehrer, Studenten und Arbeiter Mk. 10,—), in Österreich-Ungarn K. 18,— (für Lehrer, Studenten und Arbeiter K. 12,—), in anderen Ländern Mk. 18,— (für Lehrer, Studenten und Arbeiter Mk. 12,—).

Paris, am 20. Dezember.

Nachstehend veröffentlichen wir die Liste der Spenden, die uns — überwiegend in Stattgebung des Appells, den wir der Dezembernummer der Dokumente des Fortschritts und der Dokuments du Progrès beigelegt haben — zur Deckung unseres Defizits zugekommen sind.

Noch fehlen viele Namen gerade unserer treuesten Freunde — sie mögen das Blättchen nicht beachtet haben —; wir dürfen jedoch wohl die Hoffnung aussprechen, daß sie uns im Laufe der nächsten Wochen ihre Spende übermitteln werden.

Wir werden in der Märznummer eine solche ergänzende Liste veröffentlichen.

Bisher kamen uns zu *)

a) aus dem Deutschen Reich:

Erich Altenloh (Berlin)	5	Mark	=	6 fr.	20
Dr. Brendel (München)	10	,,	=	12 ,,	40
Hugo Cohn (Moys)	5	,,	=	6 ,,	20
Internationales Buchbindersekretariat (Berlin)	15	,,	=	18 ,,	60
J. B. Jakobson, Cöln	5	,,	=	6 ,,	20
Alida Pannenborg, Oberlehrerin (Oldenburg)	5	,,	=	6 ,,	20
Eugen Platky, Leipzig	5	,,	=	6 ,,	20
Dr. Vieth, Ludwigshafen	5	,,	=	6 ,,	20
				68 fr.	20

*) Nach Ländern und Namen alphabetisch geordnet.

	Übertrag:			68 fr. 20
b) aus Frankreich:				
A. Barriol (Paris)				5 „
Prof. Dr. R. Broda (Paris)				1000 „
Grete Broda				20 „
M. Bruneaux (St. Mihiel)				1 „
Mme. Brunschwicg (Paris)				10 „
c) aus Österreich:				
A. v. Guggenthal (Graz)	10 Kronen	=		10 fr. 50
Regierungsrat Dr. C. Brockhausen (Wien)	2 „	=		2 „ 10
Joh. Moser (Wien)	22 „	=		22 „ 70
Bergdirektor Reifner (Arnau)	7 „	=		7 „ 30
Ungenannt (Wien)	100 „	=		104 „ 50
	Summe dieser 1. Liste			1251 fr. 30

Allen Spendern unsern wärmsten Dank!

Der Schatzmeister:
Gaston Sauvebois.

Ps. Bis in die letzte Zeit sind verschiedentlich Anfragen über Angelegenheiten des Institutes an unsern frühern stellvertretenden Sekretär Louis Ganzenmüller gerichtet worden. Da derselbe bereits seit Oktober aus unserm Bureau geschieden und in keinerlei Beziehung mehr zu unserm Institut steht, müssen solche Briefe oder Sendungen naturgemäß unerledigt bleiben und sind durchaus zu vermeiden.

Mitgliedskarten des Jahres 1914, die etwa seine Unterschrift tragen, haben keine Gültigkeit.

Wir werden Anfang Februar die neuen Mitgliedskarten, die die Unterschrift unseres Generalsekretärs tragen werden, durch die Post überreichen lassen. Vorher etwa übersandte Karten sind als wertlos zurückzuweisen, sie werden zum gegebenen Zeitpunkt durch gültige Karten ersetzt werden.

Man wolle sich mit jedweder Anfrage ausschließlich an das „Institut für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen", 59, rue Claude Bernard, Paris, wenden und nicht an irgendwelche sonstige Adressen.

Ernst-Haeckel-Schatz für Monismus

An meine Freunde, Schüler und Anhänger!

Wie mir von mehreren Seiten mitgeteilt wird, beabsichtigt eine Anzahl meiner Freunde, Schüler und Anhänger, meinen bevorstehenden 80. Geburtstag, am 16. Februar 1914, durch Überreichung von Ehrengeschenken zu feiern, über deren Form und Beschaffenheit verschiedene Vorschläge gemacht worden sind. Da ich schon mehrmals bei früheren Gelegenheiten durch solche Gaben erfreut worden bin, bitte ich, diesmal von allen persönlichen Ehrungen abzusehen und den Betrag der hierfür bestimmten Mittel einer Stiftung zuzuführen, welche ich dem Deutschen Monistenbunde zur Verfügung stellen möchte. Die großartige Entwicklung, welche dieser moderne Kulturbund seit seiner Gründung vor 7 Jahren erreicht hat, die hohe Bedeutung, welche er für die Gewinnung einer freien vernunftgemäßen Weltanschauung, wie für deren praktische Anwendung auf eine höhere sittliche Lebensführung errungen hat, machen dessen finanzielle Unterstützung durch größere Geldmittel höchst wünschenswert. Der beabsichtigte neue „Ernst-Haeckel-Schatz für Monismus“ soll diese Kulturarbeit des freien Geistes, auf der sicheren Basis der Naturwissenschaft, dauernd fördern und ihr zur praktischen Durchführung ihrer zahlreichen wichtigen Aufgaben die nötigen Mittel liefern. Allen Freunden und Gesinnungsgenossen, welche durch Beteiligung daran meine lange Lebensarbeit unterstützen wollen, sei dafür im Voraus mein herzlichster Dank ausgesprochen.

Auf dem ersten internationalen Monistentage, der im September 1911 in Hamburg stattfand, und der unter starker Beteiligung des Auslandes so glänzenden Erfolg hatte, wurde auf die Erweiterung des Deutschen Monistenbundes zu einem internationalen Bunde hingearbeitet. Dieser universale Monistenbund, welcher durch Zusammenschluß der Freidenker aller Länder eine gewaltige Förderung unserer hohen Kulturaufgaben darstellt, wird seine Bedeutung um so mehr praktisch bewähren können, je freigiebiger auch meine auswärtigen Freunde in allen Erdteilen sich an Gaben für die neue Stiftung beteiligen.

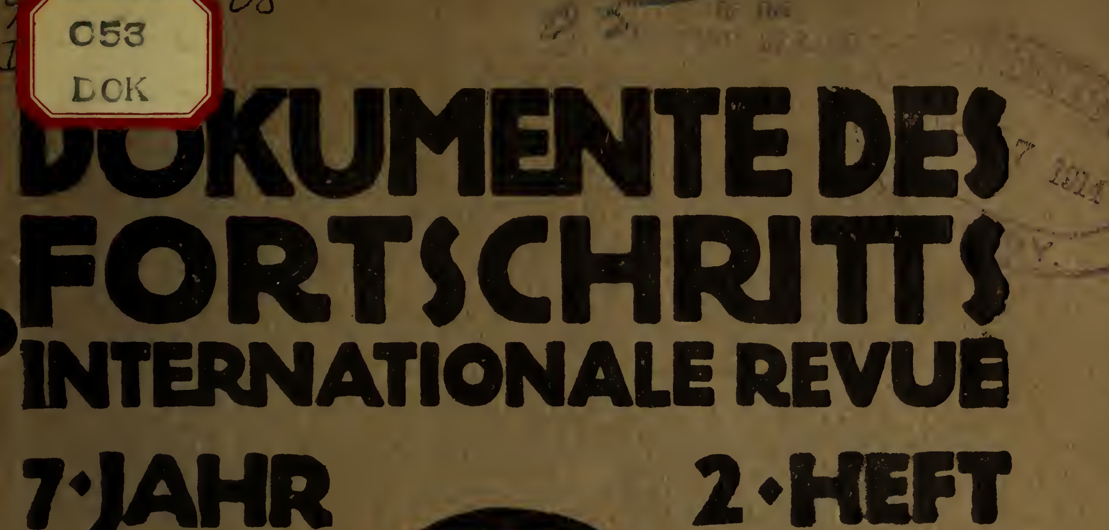
Jena, 12. Oktober 1913.

Ernst Haeckel

Zahlungen bitten wir zu richten an Deutsche Bank Filiale Hamburg für den „Ernst-Haeckel-Schatz für Monismus“ oder an das Postscheck-Konto Nr. 7497, Hamburg.

Über die eingegangenen Zahlungen erfolgt Quittung im „Monistischen Jahrhundert“, wenn gewünscht unter Chiffre.

Alle geschäftlichen Korrespondenzen und Anfragen sind zu richten an den „Ernst-Haeckel-Schatz für Monismus“, Hamburg 36, Klein Fontenay Nr. 1.



DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS

INTERNATIONALE REVUE

7·JAHR 2·HEFT

VERLEGT BEI GEORG REIMER : BERLIN

Bund für Organisierung menschlichen Fortschritts

Hauptbureau: 59, Rue Claude Bernard, Paris

Um die Ziele des Bundes zu konkreter Veranschaulichung zu bringen, seien im nachstehenden einige jener Bestrebungen genannt, welche er als Anwendungen seines Grundgedankens organischen Menschheitsfortschritts betrachtet, welche er mit allen ihm zu Gebote stehenden Aktionsmitteln fördern will:

1. Planmäßige Fürsorge für Gesundheit und Veredelung der Rasse. — Bau billiger und gesunder Volkswohnungen — Gartenstadtbewegung. — Tuberkulosebekämpfung. — Gesetzgebung zur Bekämpfung der Trunksucht durch Verbot besonders schädlicher alkoholischer Getränke (nach dem Beispiel des Schweizer Absinthverbotes). — Pflege gesundheitsfördernder Sportsübung innerhalb entsprechender Grenzen: — Bekämpfung der Rauch- und Staubplage. — Arbeiterschutzgesetzgebung, um die Gesundheitsgefährdung der Arbeiter, besonders auch der Frauen und der Kinder, durch überlange Arbeitszeit, Gebrauch gesundheitsschädlicher Substanzen (Phosphor usw.) zu verhindern.

2. Fürsorge für geistige Heranbildung der Massen. — Unentgeltlichkeit des Unterrichts, unentgeltliche Verabreichung der Lehrmittel, warmes Frühstück, warme Beschuhung und Bekleidung an bedürftige Kinder (wie in Frankreich). — Stipendienerteilung an alle begabten Volksschüler, um ihnen den Besuch höherer Schulen zu ermöglichen (wie in Neuseeland). — Volkshochschulen (wie in Norwegen und Dänemark).

3. Verbesserung der sozialen Konstitution der Völker durch eine von wissenschaftlichen Gesichtspunkten geleitete Politik sozialer Reformen, durch planvolle Verstaatlichung und Verstadtlichung der hierfür reifen Produktionszweige. — Förderung der Genossenschaftsbewegung.

4. Bewegung für Ersatz des Faustrechtszustands zwischen den Völkern durch ein Rechtssystem, analog der Überwindung des Faustrechtszustandes zwischen den Individuen durch Ausbildung eines Zivil- und Strafrechts, wie sie die vergangenen Jahrhunderte gebracht haben; Förderung der Bewegung zur Schaffung internationaler Gesetzgebung, Verwaltung und Gerichtsbarkeit.

5. Heranziehung aller Talente in der Frauenwelt durch Erweiterung der Frauenbildung und Wegräumung aller Hindernisse, welche der Berufsbetätigung der Frau auch auf höchsten geistigen Stufen entgegenstehen; Heranziehung der Frauen als Wählerinnen und Gewählte zum politischen Leben, um dieses so durch ihre spezifische Kompetenz für pädagogische und humanitäre Fragen, ihre Betonung altruistischer Gesichtspunkte zu bereichern.

6. Forschungs-Institute zum Zwecke systematischer Erweiterung menschlicher Erkenntnis; Förderung des technischen Fortschritts auf jede, den öffentlichen Körperschaften mögliche Weise.

7. Heranziehung moderner wissenschaftlicher Gesichtspunkte zur Reformation des Strafrechts (Jugendgerichte, bedingte Verurteilung, lebenslängliche Anhaltung von Gewohnheitsverbrechern.

Wer diese Ziele fördern, wer eine zentrale Kraftstelle für internationale Kulturpolitik schaffen will, trete unserem Bunde bei!

DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS

Internationale Revue

Herausgegeben von Prof. Dr. R. Broda in Paris
in Verbindung mit Erich Lilienthal in Berlin

7. Jahr 2. Heft



Organ des Instituts für intern. Austausch fortschrittlicher Erfahrungen u. des Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts

Verlegt bei Georg Reimer in Berlin W. 10

Jährlich 11 Hefte für 10 Mark – Einzelheft 1 Mark

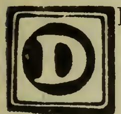
INHALT:

Dieses Heft ist vornehmlich Fragen der organisatorischen Betriebszusammenfassung auf wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Gebieten gewidmet.





PROF. DR. ROBERT LIEFMANN-FREIBURG I. BR.: IMPERATIVE DER REGELUNG DES KARTELLWESENS.


IE Frage der gesetzlichen Regelung der Kartelle und Trusts beschäftigt in allen Staaten mit vorgeschrittener wirtschaftlicher Entwicklung fortgesetzt die Regierungen und die öffentliche Meinung. Zwei Probleme sind es, um die es sich dabei handelt. Einmal das Monopolproblem, das bei uns in unseren Kartellen ausschließlich hervortritt, und zweitens das Konzentrationsproblem, wie man vielleicht ganz allgemein sagen kann, die Entwicklung einheitlich geleiteter, großer Unternehmungskomplexe. In den Trusts im engeren Sinne, als großen Fusionsunternehmungen oder Kontrollgesellschaften mit monopolistischem Charakter, treffen beide Problemgruppen zusammen.

In den beiden in bezug auf die Unternehmungsorganisationen fortgeschrittensten Volkswirtschaften, in Deutschland und in den Vereinigten Staaten, spielen beide Probleme eine Rolle und auch die Trusts in dem eben erwähnten engeren Sinne gibt es in beiden Ländern. Aber dennoch ist die Monopolfrage vielmehr das typisch deutsche Problem, vor allem in Form der Kartelle, teilweise auch in Form der Trusts als monopolistischer Kontrollgesellschaften. Deutschland, nicht Amerika, ist daher mit Recht als das „Land der Monopole" bezeichnet worden. In Amerika hat dagegen das Konzentrationsproblem am meisten die Öffentlichkeit beschäftigt, die Bildung einiger ungeheurer, durch das Mittel des Effektenbesitzes (Effektensubstitution) geschaffener Unternehmungskomplexe, die aber in der Regel keine eigentliche Monopolstellung besitzen.

Weitaus verschiedener als die Entwicklungserscheinungen selbst, die sich auf dem Gebiete der großen Unternehmungen konstatieren lassen und die offenbar immer mehr die Tendenz zeigen, sich auszugleichen, ist bisher merkwürdigerweise die Stellung gewesen, die die Regierungen diesen Problemen gegenüber eingenommen haben. In Amerika hat man, trotzdem die monopolistische Tendenz dort weniger erfolgreich gewesen ist als in Deutschland und trotzdem die Hauptgefahren der modernen Entwicklung dort zweifellos nicht auf dem Monopolgebiete liegen, von jeher die wichtigste Aufgabe darin erblickt, die freie Konkurrenz aufrecht zu erhalten und Monopolbildungen aller Art zu untersagen. Schon nach dem englisch-amerikanischen Zivilrecht sind Verträge, welche eine Einschränkung der Gewerbefreiheit bedeuten, als Verstoß gegen die guten Sitten ungesetzlich. Das Shermangesetz von 1890, das wichtigste amerikanische Monopolgesetz, sucht auf allen Gebieten die freie Konkurrenz aufrecht zu erhalten; auf seiner Grundlage sind auch die neuesten Trustauflösungen vorgenommen worden. Erst mit dem Eisenbahngesetz von 1910 ist man über bloß negative Aufrechterhaltung der freien Konkurrenz hinaus und zu positiven Eingriffen übergegangen und scheut den Transportanstalten gegenüber vor weitgehender Festsetzung der Tarife nicht zurück. Erst neuestens versucht man aber, dem amerikanischen Hauptproblem, der Verhütung von Mißbräuchen bei der Gründung und Verwaltung der großen Unternehmungen, näher zu treten, ein Problem, das so ungeheuer schwer

zu lösen ist, weil die Korporationsgesetzgebung dort Sache der Einzelstaaten ist.

In Deutschland, dem eigentlichen „Lande der Monopole", ist dagegen bisher zu ihrer Bekämpfung gar nichts geschehen. Das einzige weitreichende Eingreifen in dieser Richtung ist vielmehr ein Gesetz zur Erhaltung eines Kartells gewesen, das Reichs-Kaligesetz von 1910. Daß dieses Gesetz, welches ein Zwangssyndikat unter staatlicher Leitung schuf, um die monopolistische Organisation der Industrie zu erhalten, sehr ungünstig gewirkt hat, wurde zwar schon vorher von einsichtigen Beurteilern vorausgesagt, ist jetzt aber ganz allgemein zugegeben. Es hat die vorher schon in diesem Gewerbe vorhandene gewaltige Überkapitalisation noch enorm verstärkt, 1 bis 1½ Milliarden Mark sind heute zuviel in dieser Industrie investiert, die auch bei denkbar größter Steigerung des Bedarfs nicht voll ausgenutzt werden können. Die unerhörte Kapitalverschwendung, die darin liegt und die durch das staatliche Vorgehen so enorm gesteigert wurde, ergibt einen der wichtigsten Imperative der deutschen Kartellpolitik: der Staat soll sich an monopolisierten Erwerbszweigen nicht mit eigenen Unternehmungen beteiligen. Einmal deswegen nicht, weil er dadurch zu eng mit Privatinteressen verknüpft wird. Diese sind, in einem Kartell organisiert, schon an sich mächtig genug und brauchen keine Förderung durch den Staat. Und zweitens deswegen nicht, weil der Staat dadurch dem privaten Kapital einen zu großen Anreiz zu Neuinvestierungen in dieser Industrie bietet. Ein solcher Reiz ist durch jedes Kartell schon in genügendem Umfange gegeben, der Staat verstärkt ihn unnützerweise und fördert dadurch die bei jedem Kartell naheliegende Überkapitalisation. Der Staat kann unter Umständen, in einer notleidenden Industrie, die Bildung von Kartellen anregen, wenn aber solche bestehen, hat er sie zu regeln und in Schranken zu halten, nicht aber sich an ihnen mit eigenen Unernehmungen zu beteiligen.

In welcher Weise nun freilich diese Regelung erfolgen soll, darüber gehen die Ansichten noch außerordentlich weit auseinander. Immerhin bricht sich, als ein weiterer wichtiger Imperativ zu dieser Frage, immer mehr die Ansicht Bahn, die auch die Reichsregierung teilt, daß ein intensiveres Eingreifen nicht allgemein erfolgen kann, sondern für jede wichtigere Industrie in besonderer Weise vorgenommen werden muß. Als Mittel staatlichen Eingreifens kommen dabei in erster Linie wirtschaftspolitische Maßnahmen in Betracht: Herabsetzung oder Beseitigung der Schutzzölle, zollfreier Veredlungsverkehr, Maßregeln in der Tarifpolitik der Verkehrsanstalten und ähnliche Mittel, die in Deutschland einzelnen Kartellen gegenüber schon vielfach erörtert, aber nur höchst selten angewandt wurden. Sicher ist jedenfalls, daß der Staat mit solchen Maßregeln ein außerordentlich wirksames Mittel an der Hand hat, um den Mißbräuchen fast aller inländischen monopolistischen Vereinigungen entgegentreten zu können.

Äußerstenfalls bliebe dem Staate noch immer die Möglichkeit, durch staatliche Preisfestsetzungen in die Wirksamkeit der Kartelle einzugreifen, und es ist kein Zweifel, daß er unter Umständen zu einem solchen Vorgehen gezwungen werden kann. Dieser, abgesehen von der Verstaatlichung, tiefste Eingriff des Staates in einen Erwerbszweig darf aber nur im Notfalle erfolgen, wenn die sonstigen Maßregeln der Wirtschaftspolitik versagen. Auch darf der Eingriff in die Preisgestaltung nicht einfach durch staatliche Beamte geschehen, die unmöglich sachverständig genug

sein können, um heute in diesem, morgen in jenem Unternehmungszweig die Preisregelung vornehmen zu können, sondern es sind dafür besondere, aus Sachverständigen gebildete Organe zu schaffen. So habe ich schon vor 15 Jahren die Errichtung von Kartellkommissionen vorgeschlagen, die aus den verschiedenen an einer Industrie beteiligten Interessengruppen, also den kartellierten Unternehmern, etwaigen Außenstehenden, Weiterverarbeitern, Konsumenten, Händlern, Arbeitern unter Mitwirkung von sonstigen Sachverständigen und Regierungsbeamten für jeden Fall zu bilden wären, daß erhebliche Klagen über die Tätigkeit eines Kartells laut werden und andere Maßregeln versagen. Tatsächlich hat denn auch die Reichsregierung bei ihrer Regelung der Kaliindustrie Höchstpreise festgesetzt und die Änderung derselben von einer Entscheidung des Bundesrates unter Zuziehung von Sachverständigen abhängig gemacht.

Eine allgemeine, d. h. alle derartigen Bildungen umfassende Regelung der Kartelle dürfte heute über bloß kontrollierende Maßregeln kaum hinausgehen können. Solche sind aber auch von der größten Wichtigkeit. Diese modernen Bildungen greifen so tief in das Wirtschaftsleben ein und können eine so große, selbst über das wirtschaftliche Gebiet hinausgehende Macht in sich vereinigen, daß der Staat sie nicht unbeaufsichtigt lassen kann. In den Vereinigten Staaten sind zu diesem Zwecke durch die Interstate Commerce Commission, die Industrial Commission und andere Veranstaltungen, auch durch zahlreiche Gerichtsverhandlungen eine große Anzahl von Trusts untersucht und ihre Wirkungen festgestellt worden. In Deutschland wurden in den Jahren 1903—1907 die wichtigsten Organisationen der Montanindustrie, des Buchhandels, das Kartell für Zeitungsdruckpapier, das Tapetenkartell und das Spiritussyndikat in den Kontradiktorischen Verhandlungen über deutsche Kartelle untersucht und die Resultate veröffentlicht. Außerdem hat die Reichsregierung dem Reichstage eine umfangreiche Denkschrift über die Kartelle vorgelegt, die u. a. eine, freilich nicht vollständige Statistik der deutschen Kartelle, eine Sammlung von Kartellstatuten, eine Übersicht über die Kartell- und Trustgesetzgebung des Auslandes sowie der in Betracht kommenden Normen des deutschen Zivil- und Strafrechtes enthält. Aber das kann heute schon nicht mehr genügen. Ein ständiges Kartellamt wird immer mehr zu einer Notwendigkeit und bildet eine der dringendsten Forderungen, deren Erfüllung die Regierung sich wohl kaum mehr lange wird entziehen können. Am zweckmäßigsten wäre wohl die Errichtung eines allgemeinen „Industrie- und Handelsamtes" nach amerikanischem Vorbild, das auch andere als Kartellfragen zu behandeln und überhaupt die wichtigsten Unternehmungszweige, auch z. B. das Bankwesen, zu überwachen hätte. In Verbindung damit könnte den Kartellen die Erstattung regelmäßiger Jahresberichte über die Lage ihres Unternehmungszweiges, die Preise, den Grad der Beschäftigung u. dgl. zur Pflicht gemacht werden.

Vielfach wird aber auch die Schaffung besonderer Rechtsnormen für die Kartelle gefordert. Manche verlangen ein allgemeines Kartellgesetz, und mehrere derartige Entwürfe wurden von den politischen Parteien vorgelegt. Aber allgemeine Bestimmungen, die über bloß kontrollierende Maßregeln hinausgehen, würden heute noch unbedingt verfehlt sein. Es liegt z. B. gar kein volkswirtschaftliches Interesse vor, die Kartelle in eine bestimmte juristische Form zu pressen. Am ersten könnten noch die

besonderen Zwangsmittel, welche die Kartelle, aber auch andere gemeinsame Organisationen anwenden, um Außenstehende zum Beitritt zu zwingen: die Exklusivverträge, die Verpflichtung zum ausschließlichen Verkehr, der Organisationszwang in seinen verschiedenen Formen einer allgemeinen gesetzlichen Regelung unterworfen werden. Derartige Maßregeln spielen im heutigen Wirtschaftsleben eine außerordentlich große Rolle. Sie sind das wichtigste Mittel zur Stärkung der Organisationen und bedeuten eine sehr intensive Bindung der Verpflichteten, in der die Macht der Kartelle häufig zum höchsten Ausdruck kommt. Ganz zu verbieten sind derartige Verpflichtungen ebensowenig wie Boykott, Streik und Aussperrung. Bisher hat man aber noch keinen allgemeinen Gesichtspunkt dafür gefunden, bis zu welcher Grenze derartige Maßregeln berechtigt und wann sie unberechtigt sind.

Maßregeln der Wirtschaftspolitik werden, wie ich glaube, in den meisten Fällen genügen, um den Gefahren der monopolistischen Vereinigungen die Spitze abzubrechen. Ja, schon die bloße Erwägung derartiger Maßregeln seitens der Regierung und ihre Erörterung im Reichstag wird in den meisten Fällen die Kartelle veranlassen, vorsichtiger in ihrem Vorgehen, namentlich in ihren Preisfestsetzungen, zu werden. Trotzdem ist, solange man die Kartelle kennt, noch von einem viel weiter gehenden Mittel zu ihrer Bekämpfung die Rede gewesen, der Verstaatlichung des ganzen kartellierten Unternehmungszweiges. Der Gedanke daran ist durch den Sozialismus so verbreitet worden, daß selbst vielen bürgerlichen Nationalökonomen die Verstaatlichung der monopolisierten Industrien als das selbstverständliche Ziel der ganzen heutigen Entwicklung erscheint. Namentlich auf dem Gebiete des Bergbaues, für Kohle und Kali, ist die Verstaatlichung sehr oft empfohlen worden, und unter dem Einfluß dieser Anschauungen hat der preußische Staat in der Tat seinen Besitz im Kohlen- und Kalibergbau sehr ausgedehnt. Man kann jedoch nicht sagen, daß diese Verstaatlichungen bisher sehr erfolgreich gewesen seien, im Kohlenbergbau erfolgten sie auch nicht sowohl zwecks Bekämpfung der Kartelle, an denen der Staat sogar zeitweise selbst beteiligt war, als vielmehr um den Kohlenbedarf der eigenen Eisenbahnen unabhängig von ihnen sicher zu stellen.

Die Verstaatlichung ganzer Unternehmungszweige als radikalstes Mittel zur Bekämpfung von Mißbräuchen privater Monopolorganisationen wird wohl nur sehr selten in Betracht kommen, weil die gewaltigen dafür erforderlichen Mittel unter den heutigen Verhältnissen nur sehr schwer und teuer zu beschaffen sein werden und weil andere sehr viel einfachere und billigere Mittel genügend zu Gebote stehen. Am ehesten könnte noch an Verstaatlichung gedacht werden bei dem Falle, der jetzt die gesetzgebenden Gewalten beschäftigt: wenn es sich nämlich um die Bekämpfung eines ausländischen Monopols handelt. In einem solchen Falle kann durch Verstaatlichung des Einfuhrhandels in der Regel ein starker Druck auf das ausländische Monopol ausgeübt werden, denn die Gesamtversorgung Deutschlands ist doch eine Größe, mit der auch das mächtigste ausländische Monopol zu rechnen hat. Aus diesem Grunde ist auch der Plan der Reichsregierung, die gesamte Petroleumeinfuhr und den inländischen Großhandel damit zu verstaatlichen, an sich zweifellos das wirksamste Mittel, um billigere Petroleumpreise zu erzielen. Aber es fragt sich, ob die Monopolstellung der Standard Oil Co. nicht schon zu stark ist oder es leicht werden kann, um, wie die Regierung es einstweilen plant, unter Ausschaltung derselben dennoch die

Petroleumversorgung Deutschlands sicherstellen zu können. Es fragt sich ferner, ob nicht das Ziel, die Erzielung niedrigerer Petroleumpreise, besser und billiger durch Verträge mit dem Trust sowohl wie mit den anderen Produzenten zu erreichen gewesen wäre, zumal die Erwerbung und Ablösung der großen von der Standard Oil Co. geschaffenen Absatzorganisation auch wieder sehr erhebliche Mittel beanspruchen wird.

Das können wir jedenfalls heute schon behaupten, daß wir mit den Kartellen und Trusts dem Endziel des Sozialismus nur sehr wenig näher gekommen sind. Der Sozialismus glaubte, daß die Kartelle und Trusts die letzte Entwicklungsstufe vor der „Expropriation der Expropriateure“ sei. Bisher hat sich das so gut wie nirgends bewahrheitet, und wir dürfen hoffen, daß es auch auf der Grundlage der herrschenden Wirtschafts- und Rechtsordnung, also unter Beibehaltung des Privateigentums an den Produktionsmitteln, dem Staate gelingen wird, die großen Organisationen des modernen Kapitalismus zum Wohle der Gesamtheit zu regeln.



DR. KREUZKAM, BERLIN: DIE ERGEBNISSE DES STAATLICHEN BERGWERKSBETRIEBES IN DEUTSCHLAND.

DIE allmähliche Aufzehrung der im Boden gelagerten nutzbaren Gesteine, die besondere Art und die eigenartigen Bedingungen, Voraussetzungen und Gefahren der bergmännischen Arbeit, die große Versuchung zum Raubbau, die Einwirkung auf die Oberfläche und dergleichen haben den Bergbau schon früh zum Gegenstande staatlicher Beeinflussung gemacht. Die großen öffentlichen Rücksichten, die beim Bergbau in Frage kommen, haben vielfach sogar zu Befürwortung der Verstaatlichung wenigstens bestimmter Gruppen des Bergbaues, wie des Kohlen- und des Kalibergbaues, geführt. In Deutschland hat sich aber der Verstaatlichungsgedanke nicht durchsetzen können, wenn auch nach den neueren Gesetzen die Bergbaufreiheit wichtige Einschränkungen erfahren hat; dagegen hat sich in Deutschland der Staat im Wettbewerbe mit den Erwerbskreisen in erheblichem Umfange am Bergbau beteiligt.

Die Entstehung des staatlichen Bergwerks- und Salinenbetriebes in Preußen beruht auf dem Bergregal, kraft dessen der Staat ohne weiteres das Recht hatte, Bergbau zu treiben und sich zu diesem Zwecke gewisse Felder und Bezirke vorzubehalten. Dieses Recht veranlaßte den Staat, sich mit dem Bergbau zu befassen; mit dem Erwerbe neuer Gebietsteile, in denen schon die früheren Landesherrschaften — meist ebenfalls auf Grund des ihnen zustehenden Bergregals — Bergwerke, Hütten und Salinen betrieben hatten, gewann das staatliche Bergwesen allmählich an Ausdehnung und hat dann nach Erlaß des Allgemeinen Berggesetzes vom 24. Juni 1865 durch den Erwerb von Bergwerkseigentum auf dem Wege der Mutung und Verleihung sowie durch Ankauf von Bergwerken und Grubenfeldern noch wesentliche Erleichterungen erfahren. Kostenaufwendungen aus allgemeinen Staatsmitteln sind aber für den fiskalischen Bergbau nur aus besonderer Veranlassung gemacht worden.

Besonders vom Glück begünstigt war die Aufnahme des staatlichen Berg- und Hüttenwesens in Oberschlesien unter Friedrich dem Großen. Hier gelang es, dem zuerst in Angriff genommenen Tarnowitzer Bergbau so bald Erträge abzugewinnen, daß ein vom Könige zur Reorganisation des schlesischen Berg- und Hüttenwesens bewilligter Meliorationsfonds von 260 000 Talern unversehrt blieb und auch bei der Anlage der in der nächsten Zeit gegründeten Werke der Friedrichshütte, der Gleiwitzer und der Königshütte sowie der Steinkohlenbergwerke Königin Luise und König nicht in Anspruch genommen zu werden brauchte. Die genannten Steinkohlengruben waren zunächst nur zur Versorgung der fiskalischen Hütten mit Koks gegründet worden und sind dann auch bis zum Ende der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts im wesentlichen nur zu diesem Zwecke betrieben worden. Später aber ermöglichten das Aufblühen der oberschlesischen Industrie, der Übergang der dortigen Bahnen zur Heizung ihrer Lokomotiven mit Steinkohlen statt mit Koks, neue Bahnanschlüsse und Tarifherabsetzungen eine starke Ausdehnung des Betriebes. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre und im Anfange der neunziger Jahre erfuhr das fiskalische Bergwerkseigentum in Oberschlesien, das in den sechziger und siebziger Jahren durch zahlreiche kleinere Mutungsfelder erweitert worden war, eine erhebliche Vergrößerung durch den Ankauf der Guidogrube und mehrerer benachbarter Grubenfelder. Die Kosten dieser Erwerbungen sind — abgesehen von dem Kaufpreise für die Hälfte der Kuxe der Guidogrube, die im Besitze der oberschlesischen Eisenbahn gewesen und gleichzeitig mit dieser vom preußischen Staate erworben waren — aus laufenden Mitteln der Bergverwaltung bestritten worden. Zur ferneren Erweiterung des staatlichen Besitzes wurden seit 1889 im oberschlesischen Bezirke noch zahlreiche Bergwerksfelder gemutet, so daß der Fiskus, dessen dortiger Felderbesitz am Schlusse des Jahres 1908 eine Ausdehnung von 38 235,8 ha hatte, der bei weitem größte Bergwerksbesitzer Oberschlesiens geworden ist.

Für den fiskalischen Bleierzbergbau in Oberschlesien ist seit dem Jahre 1835 ein sehr großes Grubenfeld reserviert, das an Flächeninhalt etwa 15 177 ha umfaßt. Die Förderung der in diesem Felde vom Fiskus selbst betriebenen Friedrichsgrube ist indes nur gering; weitaus bedeutender ist die Bleierzgewinnung der in dem Reservatfelde des Staates bauenden Privatzinkerzgruben, die die gewonnenen Bleierze gegen Erstattung der Selbstkosten an den Fiskus abliefern müssen.

Noch wesentlich länger als die schlesischen Werke ist der bereits im 13. Jahrhundert betriebene Kalksteinbruch bei Rüdersdorf, an dessen Erträgen die Stadt Berlin mit einem Sechstel beteiligt ist, in staatlichem Besitze. Das Recht der Kalksteingewinnung beruht auf Grundeigentum und auf grundbuchamtlich eingetragenen Reservatakten.

Auch die Begründung der bedeutendsten staatlichen Saline, der in Schönebeck, die mit rund 70 000 t Jahreserzeugung heute die größte Saline Deutschlands ist, liegt weit zurück: sie erfolgte im Jahre 1704 durch König Friedrich I. Die Saline, deren Gerechtsame aus einem Reservatfelde und mehreren zugemuteten Salz- und Solquellenfeldern besteht, gewinnt ihre Sole jetzt in der Hauptsache aus dem 1890 in Betrieb genommenen Steinsalzbergwerk Graf Moltke. Die für den Siedeprozeß erforderlichen Braunkohlen liefern die im Jahre 1858 erschlossenen, in einem Reservatfelde bauenden Eggersdorfer Gruben. Zur Saline Schönebeck gehört das Königliche Solbad Elmen.

Die Entstehung der Saline Neusalzwerk i. W., deren heutige Gerechtsame

13 Salz- und Solquellenfelder von insgesamt 2628 ha Flächeninhalt umfaßt, wird in das Jahr 1740 verlegt. Mit ihr ist seit 1845 das Bad Oeynhausen verbunden, dessen Versorgung mit Thermalsole durch die in den Jahren 1898 und 1905 erfolgte Erbohrung neuer Thermalquellen auf lange Jahre gesichert erscheint.

Altpreußischer Bergwerksbesitz ist auch der in seinen Anfängen bis in das 16. Jahrhundert zurückreichende Steinkohlenbergbau bei Ibbenbüren; er gelangte mit dem Erwerbe der Grafschaft Tecklenburg im Jahre 1707 an den Preußischen Staat, der ihn seit 1747 für eigene Rechnung betreibt und sich dort im Jahre 1861 ein Feld von etwa 9500 ha Ausdehnung reserviert hat.

Sehr wertvollen Bergwerksbesitz erhielt Preußen durch den Wiener Frieden im Jahre 1815, nämlich die Bergwerke an der Saar, wo bereits seit dem 15. Jahrhundert Bergbau betrieben worden war, den später die Landesherrschaft übernommen hatte. War dieser Bergbau, der im Jahre 1814 auf 12 kleinen Stollengruben mit 917 Mann Belegschaft 100 319,7 t lieferte, auch bei seinem Übergange an den Preußischen Staat und bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein Kleinbetrieb, so waren doch die von ihm gelieferten Überschüsse — ebenso wie in Oberschlesien — ansehnlich genug, um aus ihnen die erheblichen Aufwendungen, die die Herstellung leistungsfähiger Tiefbauschächte und die Beschaffung der erforderlichen Maschinen und sonstigen Anlagen erforderten, bis in die neueste Zeit hinein ohne Kapitalaufwendungen aus allgemeinen Staatsmitteln zu bestreiten. Das dem Preußischen Staate zustehende Saarbrücker Berechtigungsfeld wurde im Jahre 1860 auf 110 923 ha erweitert. Der Betrieb in diesem Felde wird unter der Leitung der im Jahre 1861 errichteten Bergwerksdirektion zu Saarbrücken durch 12 Berginspektionen geführt. Jeder dieser Berginspektionen unterstehen 2 bis 3 selbständige Grubenanlagen, die im Jahre 1908 insgesamt 11 078 807 t förderten und 51 334 Arbeiter beschäftigten.

Außer den Saarbrücker Werken gelangten im Jahre 1815 auch die früher kursächsischen Salinen zu Dürrenberg und Artern in preußischen Besitz. Mit beiden sind Braunkohlengruben — mit Artern die Braunkohlengrube zu Langenbogen, mit Dürrenberg die zu Tollwitz — sowie Solbadeanstalten verbunden.

Gleich den Gebietserwerbungen des Jahres 1815 brachten auch die des Jahres 1866 dem Preußischen Staate einen regelrecht entwickelten Bergwerks-, Hütten- und Salinenbesitz. Dazu gehört der in seinen Anfängen bis in das 13. Jahrhundert zurückgehende Bergbau am Oberharz, der zur Zeit des Anfalls des hannoverschen Teiles des Harzes bereits uneingeschränktes Staatseigentum war. Für diesen Bergbau wurde bei der Einführung des Allgemeinen Berggesetzes für die Provinz Hannover dem Fiskus ein ausgedehntes Grubenfeld (16 752 ha) reserviert. Die in diesem Felde bauenden Gruben zu Clausthal, Lauenthal und Grund, die unter der preußischen Verwaltung sämtlich mit leistungsfähigen Richtschächten und zeitgemäßen Aufbereitungsanstalten versehen worden sind, haben besonders die Zinkblendegewinnung erheblich — von 2200 t im Jahre 1867 auf 20 000 t im Jahre 1908 — zu steigern vermocht; auch die Gewinnung von Blei-, Silber- und Kupfererzen hat sich seit 1867 stark gehoben. Die staatlichen Steinkohlenbergwerke in den neueren Landesteilen haben sich erfreulich entwickelt. Die von Hannover übernommenen Bergwerke am Deister, die im Jahre 1907 durch den Ankauf des Bantorfer Steinkohlenbergwerks eine für ihren Betrieb äußerst vorteilhafte Abrundung erfahren haben, vermochten ihre Förderung

von 70 827 t im Jahre 1868 auf etwa ½ Million Tonnen zu steigern, während auf den preußischen, von Kurhessen übernommenen Anteil (½) an den Obernkirchener Werken im Jahre 1867 69 744 t, im Jahre 1908 bereits über 200 000 t entfielen. Diese vom Preußischen Staate im gemeinschaftlichen Schaumburg-Lippeschen Fürstenhause betriebenen Bergwerke bauen im Gebiete der ehemaligen Grafschaft Schaumburg, wo der Bergbau den beiden Landesherrschaften reserviert ist. Auch die früher von Hannover, jetzt von Preußen in Gemeinschaft mit Braunschweig betriebenen Werke am Unterharz haben seit 1867 einen erheblichen Aufschwung genommen; in Betracht kommen dabei Kupfer- und Bleierze, Gold und Silber.

Außer den schon genannten und einer Reihe kleinerer, inzwischen eingestellter Werke übernahm Preußen im Jahre 1866 noch die im Herzogtum Nassau gelegenen Edelsteingruben bei Dillenburg. Dies sind, abgesehen von der ganz unbedeutenden Eisenerzgewinnung bei Rothehütte im Harz, gegenwärtig die einzigen vom Staate betriebenen Eisensteingruben. Sie werden von der Königlichen Berginspektion zu Dillenburg verwaltet, der auch die kleine, auf dem Westerwalde gelegene Braunkohlengrube Nassau unterstellt ist.

Die nicht durch Gebietserweiterungen bedingte Ausdehnung des fiskalischen Montanbesitzes im vergangenen Jahrhundert wurde veranlaßt durch die Bestrebungen des Staates, reichhaltigere Sole oder Steinsalzlager zu erschließen, weil die zunächst mit schwacher Sole arbeitenden staatlichen Salinen den Salzbedarf des Landes nicht vollauf deckten. Von den zu diesem Zwecke unternommenen Bohrungen wurde von besonderer Bedeutung die auf dem Staßfurter Salinenhofe, die man im Jahre 1843 antraf. In dem zur Erschließung dieses Lagers in den Jahren 1851/52 in Angriff genommenen Schächten entdeckte man zum erstenmal Kalisalzlager, deren planmäßiger Abbau im Jahre 1861 begann. In demselben Jahre wurde für den fiskalischen Bergbau bei Staßfurt ein Feld in der Größe von etwa 3½ Maximalfeldern reserviert. Mit dem allmählichen bedeutenden Aufschwunge der Kaliindustrie und dem infolgedessen gesteigerten Interesse für die Erwerbung neuer Kalisalzberechtigungen, hat auch der preußische Fiskus durch die Bergverwaltung zu Schönebeck zahlreiche Bohrungen auf Stein- und Kalisalz ausführen lassen und in den Bergrevieren Frankfurt a. O., Ost- und West-Halle, Naumburg, Eisleben, Nordhausen-Stolberg, Magdeburg und Halberstadt einen umfangreichen Felderbesitz erworben. Von diesen Feldern sind die in der Umgebung von Staßfurt gelegenen im Jahre 1888 mit dem reservierten Felde zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt worden, während 64 südlich des Harzes gelegene Felder im Jahre 1899 zu dem „Königlichen Salzwerk Bleicherode“ konsolidiert worden sind. Mit dem Staßfurter Werke verbunden ist die Braunkohlengrube bei Löderburg. Von geringerer Wichtigkeit als die Anlagen der genannten Kaliwerke war die Erschließung der Steinsalzlager bei Stetten in den Hohenzollernschen Landen im Jahre 1857 und bei Erfurt im Jahre 1862. Von erheblicher Bedeutung — mit Rücksicht auf die Salzversorgung des Ostens — war dagegen die Gründung der Saline zu Hohensalza im Jahre 1873.

In neuester Zeit ist der Grundsatz, allgemeine Staatsmittel für den fiskalischen Bergbau mitzuverwenden, beim Ankauf des westfälischen Bergwerkbesitzes und des Kalibergwerkes Herzynia durchbrochen worden. Dies wurde notwendig, weil die mit jenen Erwerbungen verfolgten Ziele nur unter Aufwendung beträchtlicher Kosten zu erreichen waren, für deren Deckung

besondere Mittel bereitgestellt werden mußten. Das gilt besonders von dem Erwerbe des Bergwerksbesitzes in Westfalen, denn als der Staat die Notwendigkeit erkannte, sich an der Kohlenerzeugung im rheinisch-westfälischen Bezirke zu beteiligen, hätte ein Versuch, auf dem Wege des Schürfens und Mutens in den Besitz von Bergwerkseigentum zu gelangen, nach Lage der Verhältnisse dort nur wenig Aussicht auf Erfolg gehabt. Der Staat mußte sich deshalb dazu entschließen, Bergwerksbesitz käuflich zu erwerben und zu diesem Zweck einen Betrag von 58 Millionen Mark zu verwenden, wozu die Königliche Staatsregierung durch Gesetz vom 21. März 1902 ermächtigt wurde. Mit den zur Verfügung gestellten Mitteln wurde ein Bergwerksbesitz von zusammen 96, größtenteils im Kreise Recklinghausen gelegenen, Normalfeldern nebst einem bereits im Betriebe befindlichen Bergwerke für den Staat erworben.

Aber nicht nur zum Erwerbe, sondern auch zur wirtschaftlich richtigen Ausnutzung dieses umfangreichen Felderbesitzes war die Bereitstellung von Mitteln aus allgemeinen Staatsfonds geboten. Es sind daher, nachdem in den Jahren 1903 bis 1907 der weitere Ausbau der beim Ankauf bereits vorhandenen beiden Tiefbauanlagen der Zeche Ver. Gladbeck und die Herstellung der Doppelschachtanlagen Waltrop und Bergmannsglück aus den laufenden Mitteln der Bergverwaltung bestritten worden waren, durch Gesetz vom 10. Mai 1908 für drei weitere Schachtanlagen 55 Millionen Mark aus Anleihemitteln zur Verfügung gestellt worden. Die staatlichen Steinkohlenbergwerke im Oberbergamtsbezirk Dortmund, deren Gerechtsame einschließlich des Ibbenbürener Feldes 322 484 175 qm umfassen, werden von der Bergwerksdirektion zu Recklinghausen verwaltet, der die Berginspektionen zu Ibbenbüren, Gladbeck, Bergmannsglück und Waltrop unterstellt sind.

Wie für den Erwerb des westfälischen Bergwerksbesitzes, so waren auch für den Ankauf des Kalibergwerkes der Gewerkschaft Herzynia durch den Staat im Jahre 1906 besondere Gründe maßgebend. Infolge der starken Vermehrung der Privatwerke hatte der Anteil an der Kalierzeugung, der dem Fiskus seinen historisch begründeten Einfluß auf die Kaliindustrie sicherte, eine so starke Verminderung erfahren, daß es notwendig schien, diesen Förderanteil zu verstärken. Hierzu bot der Erwerb des Kalisalzbergwerks der Gewerkschaft Herzynia eine geeignete Möglichkeit. Die Königliche Staatsregierung wurde daher durch Gesetz vom 19. Juni 1906 ermächtigt, dieses Bergwerk zu erwerben und zu diesem Zwecke 30 950 000 Mark zu verausgaben. Die Gerechtsame des Kalisalzbergwerks bei Vienenburg hat eine Größe von ungefähr 1500 ha. Das Abbaurecht steht der Grundeigentümerin, der Königlichen Klosterkammer zu Hannover, zu, die es gegen entsprechende Entschädigung an den Fiskus übertragen hat.

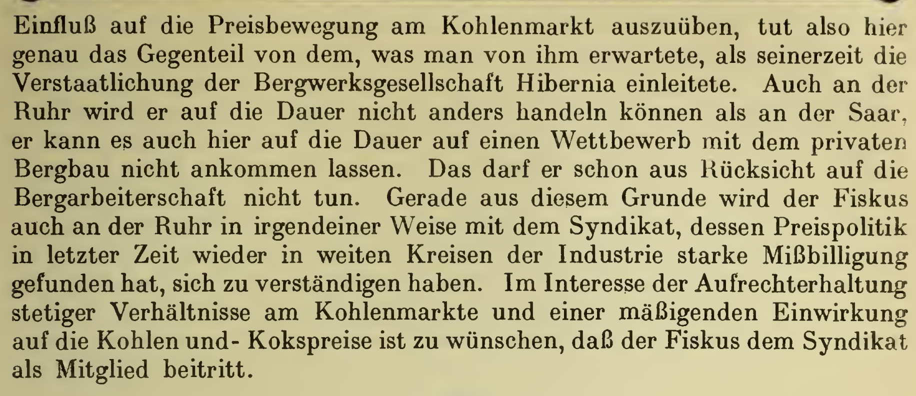
Außer den neuen westfälischen Werken und dem Kalisalzbergwerk bei Vienenburg gehören auch die seit dem 1. Mai 1906 auf den Etat der Berg-. Hütten- und Salinenverwaltung übernommenen Bernsteinwerke zu den Staatswerken, für deren Erwerb allgemeine Staatsfonds in Anspruch genommen sind. Für den Ankauf dieser Werke sind durch Gesetz vom 1. Mai 1899 9 750 000 Mark zur Verfügung gestellt worden.

Die Möglichkeit eines Vergleiches der Erträge der fiskalischen Werke mit denen der Privatwerke ist auf absehbare Zeit ausgeschlossen, und auch eine absolut einwandfreie Ermittlung der finanziellen Jahresergebnisse des Staates ist, hauptsächlich infolge der eigenartigen Organisation der Bergverwaltung, gegenwärtig nicht möglich. In erster Linie bietet eine hinreichend

genaue Feststellung der in der Zentral- und Provinzialinstanz für die Verwaltung der Staatswerke erwachsenden Kosten erhebliche Schwierigkeiten. Solange diese bestehen, ist es von geringer Bedeutung, ob auch einzelne andere Ausgaben, bei denen der Anteil der Staatswerke leichter zu ermitteln ist, den Werken zur Last geschrieben werden oder nicht. Die mit Hilfe der Vermögens- und Ertragsberechnung ermittelten Verhältniszahlen ermöglichen daher nur einen Vergleich der Ergebnisse verschiedener Betriebsperioden. Die in den Drucksachen des Abgeordnetenhauses (21. Legislaturperiode, IV. Session 1911, Nr. 307 A) auf Grund der Verhandlungen der Budgetkommission bezw. der mit der Prüfung der Lage der staatlichen Bergwerke betrauten Unterkommission enthaltene Übersicht zeigt, daß das Verhältnis des Ertrages zum Anlagevermögen bei den der Bergverwaltung unterstellten Staatswerken während des letzten Jahrzehnts zwar ungünstiger war als während der Jahre 1889—98, daß aber der Betrag dieses Unterschiedes den zwischen den Jahrzehnten 1869/78 und 1879/88 sich ergebenden Unterschied auch nicht annähernd erreichte.

Der staatliche Bergbau verfolgt in erster Linie die volkswirtschaftliche Aufgabe, die Bodenschätze unter möglichst billigen Gestehungskosten zu gewinnen und die gewonnenen Erzeugnisse möglichst günstig abzusetzen. Da jedoch der staatliche Bergwerksbetrieb ein Ausfluß, ein Zweig staatlicher Tätigkeit ist, so sind die mit seiner Leistung beauftragten Behörden natürlich auch zur Förderung der allgemeinen Staatszwecke, des öffentlichen Wohles berufen und haben daher über den Kreis der erwerbswirtschaftlichen Gesichtspunkte hinaus noch andere Rücksichten zu nehmen: im öffentlichen Interesse, auf andere Gewerbe, sie haben insbesondere auch noch Aufgaben technischer und sozialpolitischer Natur zu lösen.

Schon seit längerer Zeit spielt die Frage der Zweckmäßigkeit des Anschlusses der staatlichen Bergverwaltung an private Verkaufsverbände eine große Rolle. Diese Frage muß in jedem Einzelfalle sowohl vom Standpunkte des allgemeinen Staatsinteresses als auch vom erwerbswirtschaftlichen Gesichtspunkte aus geprüft werden. In letzterer Beziehung hat der Anschluß an die Oberschlesische Kohlenkonvention insofern günstig gewirkt, als der Fiskus seine Kohlensorten und auch seine Preisskala den Produkten und Preisen der Privatgruben besser angepaßt hat und er davor geschützt ist, seine Kohlen im Konkurrenzkampfe zu allzu billigen Preisen abgeben zu müssen. Dem allgemeinen Staatsinteresse ist dadurch Rechnung getragen, daß der Fiskus jederzeit aus Gründen des öffentlichen Wohles austreten kann. Überwiegende Gründe nationalwirtschaftlicher Natur waren von jeher maßgebend für die Zugehörigkeit der Staatswerke zum Kalisyndikat und — wenn auch in geringerem Maße — zu den privaten Salinenverbänden. In Westfalen hatte sich der Fiskus — nach langem Sträuben — mit seinen Gruben bekanntlich vor einigen Jahren dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat angeschlossen, er ist aber später aus dem Syndikat wieder ausgetreten, weil er die Preispolitik des Syndikats nicht billigte. Die Frage des künftigen Verhältnisses des Fiskus zum Syndikat ist noch ungelöst. Wie sich die Dinge hier gegen früher gewandelt, ja geradezu in ihr Gegenteil verkehrt haben, zeigt am besten die Lebhaftigkeit, mit der der Fiskus für eine Verständigung zwischen den Zechen an der Saar eintritt. Er tut das selbstverständlich zu dem Zweck einer Ausbesserung der Kohlenpreise im dortigen Bezirk, die für seine Zechen nicht nur erwünscht, sondern dringend notwendig ist. Der Fiskus, dem man früher die Aufgabe zuschrieb, einen mäßigenden



Einfluß auf die Preisbewegung am Kohlenmarkt auszuüben, tut also hier genau das Gegenteil von dem, was man von ihm erwartete, als seinerzeit die Verstaatlichung der Bergwerksgesellschaft Hibernia einleitete. Auch an der Ruhr wird er auf die Dauer nicht anders handeln können als an der Saar, er kann es auch hier auf die Dauer auf einen Wettbewerb mit dem privaten Bergbau nicht ankommen lassen. Das darf er schon aus Rücksicht auf die Bergarbeiterschaft nicht tun. Gerade aus diesem Grunde wird der Fiskus auch an der Ruhr in irgendeiner Weise mit dem Syndikat, dessen Preispolitik in letzter Zeit wieder in weiten Kreisen der Industrie starke Mißbilligung gefunden hat, sich zu verständigen haben. Im Interesse der Aufrechterhaltung stetiger Verhältnisse am Kohlenmarkte und einer mäßigenden Einwirkung auf die Kohlen und- Kokspreise ist zu wünschen, daß der Fiskus dem Syndikat als Mitglied beitritt.



DR. EUGEN LANSKE, WIEN: ENTWICKLUNGSMÖGLICHKEITEN DES WELTNACHRICHTENDIENSTES.

IN den letzten Jahrzehnten ist das Entstehen neuer Kulturfaktoren in unserem Leben zu einer immer größeren Seltenheit geworden. Man kann ruhig behaupten, daß seit der Ideenschöpfung der großen französischen Revolution und ihren Nachschwingungen wohl unsere technische Zivilisation durch Erfindungen und Entdeckungen aller Art einen ungeahnten Aufschwung genommen hat, daß aber das allgemeine Geistesleben der Menschheit kaum durch allzuviel kulturelle Neuheiten sui generis bereichert worden wäre. Eine solche Neuheit, wohl die wichtigste, heißt: Presse. Ihr Wesenskern, um den herum sich alles andere gruppiert, ist der Nachrichtendienst; und dessen Potenzierung heißt Weltnachrichtendienst, ein Faktor, der von der Presse nicht nur unabhängig geworden ist, sondern sich anschickt, die Presse selbst in seine Gewalt zu bekommen.

Wohl ist diese Neuerscheinung entstanden aus der Vervollkommnung der technischen Nachrichtenübermittlung. Zu einem Kulturfaktor aber ist sie erst durch ihren Einfluß auf die internationalen wirtschaftlichen und politischen Wechselbeziehungen geworden. Börse und Außenministerien jedes Staates sind heute so gut wie machtlos, wenn sie eines ihrer wichtigsten Instrumente, den Weltnachrichtendienst, nicht beherrschen können; und oft genug ist es dazu gekommen, daß das Instrument selbst die Hand meisterte, die es führen sollte.

Um die Bedeutung des heutigen Weltnachrichtendienstes, der „Urzeitung", richtig bewerten zu können, muß man sich den historischen Werdegang desselben vor Augen halten. Der von den internationalen Depeschenagenturen getragene Weltnachrichtendienst ist, wie die technische Befriedigung jedes Nachrichtenbedürfnisses, auf den Handel zurückzuführen. Schon im 16. Jahrhundert finden wir im Anschluß an Privatbriefe wirtschaftspolitische Bemerkungen, die für eine allgemeine Kenntnisnahme bestimmt waren. Die gebräuchlichsten Transportmittel waren Läufer, Reiter und Brieftauben. Die Arbeiten, welche heute die kommerziellen Abteilungen der Depeschenbureaus verrichten, waren dem Wesen nach von denen der Frank-

furter und Süddeutschen Kaufleute — namentlich der Fugger und Welser — oder der Venetianer Schiffsrheeder wenig verschieden. Frankfurt a. M. und Antwerpen waren im 16. Jahrhundert die Zentralpunkte des internationalen Nachrichtenmarktes. Königin Elisabeth von England hatte an der Antwerpener Börse einen Vertrauensmann, Thomas Gresham, der sie und ihr Kabinett gerade durch seine Börsenbeziehungen über alle politischen Neuigkeiten in Europa erstklassig informieren konnte. Frankfurt a. M. und seine Zeitungen gelten heute noch als äußerst seriöse Informationsquellen.

Nach und nach, hauptsächlich seit dem 18. Jahrhundert, sind Ansätze zum Ausbau eines internationalen politischen Nachrichtendienstes bemerkbar, zunächst allerdings im engsten Anschluß an den immer mehr sich ausbreitenden handelspolitischen Nachrichtendienst. Das 19. Jahrhundert brachte die technischen Erfindungen — Telegraph, Telephon, Ferndrucker — und die Preßfreiheit. Das erste Zeitungstelegramm stand am 5. Oktober 1849 in der „Kölnischen Zeitung". Ende der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts war das internationale Telephongespräch bereits ein wesentlicher Bestandteil des internationalen Nachrichtendienstes geworden. Schon seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts finden wir die Entstehung selbständiger Organe für die Abwicklung des internationalen Nachrichtendienstes, der bisher entweder seitens der Regierungen oder großer Handelshäuser oder bedeutender Zeitungen im eigenen Wirkungskreise eingerichtet und auch stets den jeweiligen Bedürfnissen angepaßt war. Nun aber bekommt der Weltnachrichtendienst eine selbständige Organisation. Den Anstoß zu dieser Autonomisierung gab das Wirken Paul Julius Reuters, der im Vollbesitze geschäftlicher Routine mit beispielloser Zähigkeit an seinem einmal gefaßten Plane, ein selbständiges Depeschenbureau zu gründen, festhielt und ihn, unterstützt durch einen glücklichen Zufall, auch zur Ausführung brachte. Dieser Zufall bot sich Reuter am 1. Januar 1859 dar, als Napoleon III. auf dem Neujahrsempfang in der Tuilerien den österreichischen Gesandten mit den Worten brüskierte: „Ich bedauere, daß meine Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht mehr so gute sind als früher. Aber ich bitte Sie, Ihren Herrn zu informieren, daß meine persönlichen Gefühle ihm gegenüber sich nie geändert haben". Um dreiviertel ein Uhr nachmittags wurden diese Worte gesprochen, um ein Uhr verließ der Gesandte den Kaiser, und um zwei Uhr nachmittags bereits wurden in den Straßen Londons Extraausgaben verteilt, welche diese sensationelle Meldung enthielten, an deren Kopf der seither klassisch gewordene Vermerk „Reuter-Meldung" zu lesen war. Wie Rothschild bei Waterloo durch eine geschickte börsen-technische Ausnützung einer Nachricht, die erst später zur allgemeinen Kenntnis gelangte, den Grundstock zu seinem Vermögen legte, so tat dies Reuter mit jener Tuilerien-Meldung. Er wurde dadurch nicht nur ein Säkularmensch: er begründete damit auch die kulturelle Neuerscheinung der Depeschenbureaus, deren Spezifikum eben die rascheste und geschickteste Weiterverbreitung von Nachrichten jeglichen Inhalts ist und bleibt.

Mit Reuters Namen ist übrigens noch ein zweites Husarenstückchen des Weltnachrichtendienstes verknüpft. Am 14. April 1865 war der Präsident der amerikanischen Union, Lincoln, ermordet worden. Reuters Newyorker Korrespondent James Heckscher empfing diese Nachricht Mitternacht, mietete einen schnellfahrenden Spezialdampfer, welcher dem letztabgegangenen Postschiffe nach Europa nachfuhr und übermittelte dem Kapitän die Meldung zur Weiterbeförderung. Als sich der Europadampfer den Küsten

Irlands näherte, kam, wie dies Reuter schon lange für die transozeanischen Nachrichtenübermittlung vor der Legung der Kabel angeordnet hatte, ein Schnellsegler Reuters in Sicht. In wasserdichten Büchsen wurden die für Reuter bestimmten Nachrichten dieser Jacht zugeworfen, welche sie nach Crookhaven brachte, von wo sie mittels eines Spezialdrahtes Reuters nach London telegraphiert wurden. Daß Reuter infolgedessen spielend glückliche Börsenoperationen durchführen könnte, ist leicht einzusehen.

Im Jahre 1865 wurde übrigens das Geschäft Reuters in „Reuters Telegramm Co. Ltd.“ umgewandelt. Desgleichen entstanden in den andern Großstaaten ähnliche Organisationen, so die offiziöse „Österreichische Korrespondenz“ in Wien, das Wolffsche Bureau in Berlin, die Agence Havas in Paris, die Sankt-Petersburger Telegraphen-Agentur, die Agenzia Stefani (Rom), die Associated Press in Amerika und viele andere. Das gegenseitige Verhältnis dieser Agenturen war anfangs wenig geklärt. Man dachte zunächst wohl an eine Art Kontingentierung zur Ausschaltung der Konkurrenz. In der Tat wurde zwischen dem Reuterschen und dem Wolffschen Bureau bald nach dem Entstehen des letzteren (1865) ein Abkommen getroffen, welches die beiderseitige Geschäftssphäre genau begrenzte. Die oben erwähnten Hauptdepeschen-Agenturen sind heute miteinander in eine weitgehende Verbindung getreten und, was den Auslandsdienst betrifft, voneinander fast vollkommen abhängig. Nun hätte man glauben sollen, daß eine Assoziation von derartigen Organen schon aus rein technischen Gründen mit der Zeit zu einer Einheit hätte verschmelzen müssen. Wir haben den Weltpostverein entstehen gesehen. Man hätte annehmen müssen, daß das Entstehen einer Weltdepeschen-Agentur sich viel dringlicher hätte vollziehen müssen als das des Weltpostvereins, da die Schnelligkeit der Nachrichtenübermittlung, die ja den Kern des Weltnachrichtendienstes überhaupt ausmacht, nur in einer einzigen über die ganze Welt ausgebreiteten Organisation ihre Vollkommenheit erreichen könnte. Allerdings sind die Postanstalten ausnahmslos staatlich, während die großen Depeschenbureaus in der Regel private Gesellschaften sind. Doch nehmen die großen Depeschenagenturen in ihrem Lande so ziemlich eine Monopolstellung ein, ja sie haben, wie bereits eingangs angedeutet, nicht selten einen tiefgehenden Einfluß auf die Regierung, so daß eine Konkurrenz des Heimatlandes als völlig ausgeschaltet und daher nicht als Hindernis für eine internationale Verschmelzung der Depeschenagenturen betrachtet werden kann. Dazu kommt noch der Umstand, daß das Kapital international ist, daß gerade für Handelsnachrichten in einer Welt-Depeschen-Agentur die strengste Objektivität garantiert wäre und daß in weitgehenster Konsequenz die von den Sozialisten gescholtene Anarchie des Weltmarktes durch den klaren wirtschafts-politischen Überblick einer Welt-Depeschen-Agentur vollkommen behoben werden könnte.

Die Depeschenagenturen sind aber nicht nur Organe des Handels, sondern auch solche der Politik. Und dieser Umstand hat eine Nationalisierung derselben gesichert. Die Depeschenbureaus von heute sind mehr, als sie es früher waren, Instrumente der nationalen Politik, allerdings in größerer Abstufung. Beim Reuter-Bureau und der Agence Havas wirkt der wirtschafts-politische Ursprung der Depeschenagentur noch am stärksten nach. Beide sind reine Geschäftsinstitute. Zur Charakterisierung dessen diene eine kürzlich erst von einem Konkurrenten Reuters verbreitete Nachricht, daß Reuter denjenigen Londoner Zeitungen, die Abnehmer von Reuters Annoncen-Expedition sind, verschiedene Vorteile in der Depeschenübermittlung in

Aussicht stellte. Die Londoner Zeitungen remonstrierten zwar energisch gegen die ganze eigenartige Beeinträchtigung der Pressefreiheit; aber daß sie schließlich nachgeben werden, steht heute schon fest.

Dieser Mißbrauch der geschäftlichen Praxis ist einer der ersten Mängel der rein privaten Depeschenagenturen. Die Presse kannte bisher neben den Inseraten im Annoncenteile noch die Textinserate und schließlich, als tiefsten Punkt, die Leitartikelinserate. Reuter und Havas haben, nicht ohne geschäftlichen Nachteil, den Begriff des Depescheninserates ins Praktische umgesetzt.

Neben einer gutgehenden Annoncenagentur betreibt Reuter ebenso wie Havas auch noch das Telegraphieren für Private, namentlich für Kaufleute im Nebengeschäft. Übrigens hat Reuter früher noch ganz andere Unternehmungen betrieben, namentlich in Persien, wo er Eisenbahnbauten, Minen und Wälder, Zölle und Steuern pachtete und schließlich die erste Europareise des Schah von Persien, Nasr-ed-Din, finanzierte.

Nun ist aber das Reuter-Bureau mit der Verbreitung und Veröffentlichung staatlicher und amtlicher Mitteilungen sozusagen mit der „Aufmachung des Regierungskurses“ betraut. Die Wahrung der rein geschäftlichen Interessen des Reuter-Bureaus ist mit dieser zweiten, der politischen Aufgabe, niemals in Konflikt gekommen. Und nach Beendigung des Burenkrieges schrieb ein französischer Politiker: „England verdankt heute seine Erfolge im Welthandel und in der Weltpolitik in erster Linie seinem Kabelmonopol und dem Reuter-Bureau. Beide Institute sind fast wichtiger als seine Marine.“ In England laufen die wirtschaftlichen und die politischen Interessen einander ziemlich parallel, so daß sich aus der Verquickung des Privatkapitals mit amtlichen oder halbamtlichen Aufgaben bisher keine größeren Reibungen ergeben haben. Die Außenpolitik Englands ist bis auf unsere Tage eine reine Wirtschaftspolitik. Imponderabilien spielen in sie nicht hinein.

In Frankreich ist die jeweilige Regierung mehr oder weniger ein Exekutivorgan der maßgebenden Kapitalistenkreise, so daß sich auch hier eine Inkongruenz zwischen den Absichten der Regierung und der Hochfinanz bisher nicht geoffenbart hat und wohl auch für die Zukunft ausgeschlossen bleibt — ob zum Wohl der Allgemeinheit mag dahin gestellt sein.

Das Wolffsche Bureau in Berlin mit seinen 33 Filialen im ganzen Deutschen Reich, hat seit seinem Entstehen den offiziösen und politischen Charakter stärker unterstrichen als die Hauptagenturen in London und Paris, ja die Gründung des Wofffschen Bureaus ist überhaupt auf eine geplante Konkurrenzierung des Reuterschen Bureaus zurückzuführen, wie dies unter anderem aus dem Schreiben hervorgeht, in dem König Wilhelm im März 1865 zu dem Plane des Dr. Wolff, in Preußen ein großzügiges Telegraphenbureau zu gründen, Stellung nimmt. „Ihrem Mir vorgelegten Plane, durch eine Aktiengesellschaft Ihrem Telegrapheninstitut eine ähnliche Ausdehnung zu geben, wie dies eine englische Aktiengesellschaft zu tun im Begriffe steht, kann Ich nur Meinen ganzen Beifall zollen, und es würde Mich freuen, wenn bewährte patriotische Finanzmänner sich mit Ihnen ganz zu dem beabsichtigten Geschäfte einigen wollten. Es scheint Mir sehr wichtig und notwendig, daß in Preußen ein derartiges Institut geschaffen werde, um dem englischen entgegentreten zu können. Wilhelm.“

Das Wolffsche Bureau, dem gleich nach seiner Gründung der Charakter der Halbamtlichkeit verliehen wurde, stellt also einen Mitteltyp zwischen einer rein privaten und einer staatlichen Depeschenagentur dar. Der poli-

tische Dienst des Wolffschen Bureaus würde sich allein nicht rentieren. Wolff betreibt daher noch eine Annoncenagentur, er hat einen Transmissionsdienst für Privatdepeschen eingerichtet. Eine Ferndruckgesellschaft sowie die deutsche Kabelgramm-Gesellschaft stehen mit dem Wolff-Bureau in engster geschäftlicher Verbindung. Es ist die Frage, ob der durch das Wolffsche Bureau dargestellte Typ einer Depeschenagentur der richtige ist. Es ist namentlich in Deutschland der Wunsch nach einer Verstaatlichung der mit der Veröffentlichung und Vertretung staatlicher und amtlicher Mitteilungen betrauten Depeschenagenturen laut geworden, zumal es ja erst dann möglich ist, die Depeschen bis zum Zeitpunkt der allgemeinen Veröffentlichung als Amtsgeheimnis zu behandeln.

Diese Forderung ist im dritten Typ, in der staatlichen Depeschenagentur, verwirklicht, wie wir sie in Österreich finden. Die bereits erwähnte in den Fünfzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts in Wien gegründete offiziöse „Österreichische Korrespondenz“ wurde im Jahre 1860 verstaatlicht und der Post- und Telegraphenverwaltung unterstellt. Im Jahre 1882 wurde das nunmehrige k. k. Telegraphen-Korrespondenz-Bureau dem Ministerrats-Präsidium untergeordnet. Es steht mit den großen ausländischen Agenturen in Kartellverträgen, die alle zehn Jahre, zuletzt im Jahre 1910, erneuert werden. Die Funktionäre des Bureaus sind Staatsbeamte, womit die Garantie geboten erscheint, daß Unregelmäßigkeiten oder Bevorzugungen irgendwelcher Art ausgeschlossen sind. Das k. k. Telegraphen-Korrespondenz-Bureau ist allerdings in einem gewissen Sinne nicht nur Staatsinstitut, sondern auch Geschäft, da es auch mit solchen Organen Abonnementsverträge abschließt, welche ihrer sozial- oder national-politischen Stellung nach Gegner der Staatsverfassung sind. Das Geschäft, das wirtschaftliche Reussieren ist aber nicht die Hauptsache. So weist der Staatsvoranschlag für das erste Semester 1914 für das Telegraphen-Korrespondenz-Bureau ein Erfordernis von 472 000 Kronen auf, dem Einnahmen in der Höhe von nur 380 000 Kronen gegenüberstehen. Die österreichische Staatsverwaltung hätte es in der Hand, auch für den Inlandsdienst ihrem staatlichen Depeschenbureau eine Monopolstellung einzuräumen, da die Depeschenbureaus in der österreichischen Gesetzgebung zu den konzessionierten Gewerben gehören und bei der Verleihung von Konzessionen auf die lokalen Verhältnisse Bedacht zu nehmen ist.

Der durch das Telegraphen-Korrespondenz-Bureau verwirklichte Typ stellt vielleicht absolut, sicher aber für Österreich, die richtigste Form der großen internationalen Depeschenagentur dar. Es wäre hier zu erwähnen, daß der staatliche Charakter der Depeschenagentur noch mancherlei Vorteile aufweist, die einem weitergehenden Ausbau derselben dienlich sein könnten. Man muß sich nur daran erinnern, daß das von der offiziellen Depeschenagentur betriebene Nachrichtenregal ein Teil des Postregales ist. Die erste, einen geschlossenen Nachrichtendienst vermittelnde deutsche Zeitung war die „Reichspostamtszeitung“ in Frankfurt a. M. Mehr als zwei Jahrzehnte lang unterstand das Telegraphen-Korrespondenz-Bureau der Postverwaltung. Es wäre nun nichts natürlicher, auch heute die Organe der Postverwaltung, die ja bis in die entferntesten Teile der Monarchie Fühlung haben und den ganzen technischen Nachrichtenübermittlungsapparat beherrschen, einem staatlichen Depeschenbureau dienstbar zu machen. Die österreichische Staatsverwaltung ist ja in einer geschickten Ausnützung der Postorganisation anstoßgebend geworden, da sie zuerst den Telegraphendienst, dann den Postsparkassendienst an die Postverwaltung angliederte.

Wenn nun diese, wie es vielfach gewünscht wird, auch zur Trägerin der Volksversicherung oder gar zur Organisierung der Volksbibliotheken benützt werden soll, so könnten die Organe des am weitesten dezentralisierten staatlichen Verwaltungsapparates der staatlichen Depeschenagentur wohl die wertvollsten Dienste erweisen. Dies gilt nicht nur für das Inland, sondern auch für den in der Arbeitssphäre des Telegraphen-Korrespondenz-Bureaus gelegenen, zahlreiche österreichische Levantepostämter aufweisenden nahen Orient.

Der Umstand, daß die österreichische Hauptdepeschenagentur ein Staatsinstitut ist, ließe sich weiter in der Weise verwerten, daß mit Hilfe der diplomatischen und der Konsularbehörden sich ein selbständiger Auslandsdienst an das Korrespondenz-Bureau angliedern ließe, so daß dies nicht bloß auf die von den kartellierten Nachrichtenbureaus zukommenden mehr oder weniger gefärbten Mitteilungen angewiesen wäre. In dieser Richtung hat Österreich bloß einen kleinen, nur auf rein handelspolitische Nachrichten beschränkten Ansatz in einer vom Handelsministerium herausgegeben, postalisch beförderten Artikelkorrespondenz aufzuweisen. Auch das Deutsche Reich weist ein derartiges Organ auf, eine deutsche Weltrevue, welche die Auslands- und die überseeische Presse mit Nachrichten aus dem deutschen Wirtschaftsleben versorgen soll. Ein lediglich dem heimischen Einflusse und der heimischen Leitung unterstehendes, telegraphierendes internationales Nachrichtenbureau fehlt heute Deutschland ebenso wie Österreich. Nun ist in Deutschland das Wolffsche Bureau an die Gründung der sogenannten Deutschen Kabelgramm-Gesellschaft geschritten, einer formell selbständigen Gesellschaft. Ihr Nachrichtendienst erstreckt sich auf die ganze Welt und betrifft hauptsächlich politische, seltener wirtschaftliche Neuigkeiten, niemals aber Börsennachrichten. Die Korrespondenten der Kabelgramm-Gesellschaft sind zumeist Konsulatsbeamte. Das Bedürfnis nach einem deutschen Weltnachrichtendienst wuchs mit der Ausbreitung der deutschen Weltwirtschaft, welche durch das bisher bestehende Monopol des Reuterschen Bureaus in ihrer Entwicklung wesentlich gehemmt wurde. Auch politische Motive spielen hier hinein. Man erinnere sich an die Zeit der Algeciras-Konferenz. Die wenigen großen deutschen Blätter, welche zu derselben Spezialkorrespondenten entsendet hatten, brachten Berichte, welche von denen des offiziösen Wolff-Bureaus wesentlich verschieden waren. Denn das Wolff-Bureau unterhielt in Algeciras keinen Korrespondenten, sondern verarbeitete lediglich die Berichte der Agence Havas, die vom französischen Gesichtspunkt aus inspiriert waren. Die dadurch herbeigeführte Irreführung der öffentlichen Meinung war lediglich dem Fehlen eines deutschen internationalen Nachrichtendienstes zuzuschreiben.

Deutschland wirft für Österreich die Schatten voraus. Auch Österreich wird auf das Geleise der Weltwirtschaft getrieben; auch seine politische Machtstellung wird es kaum länger auf das östliche Mittelmeerbecken beschränken können. Die Frage der Schaffung eines von den kartellierten Depeschenbureaus unabhängigen österreichischen internationalen Nachrichtendienstes wird immer drängender. Die Lösung dieses Problems wird um so leichter sein, als das österreichische Depeschenbureau ein staatliches ist und in engster Fühlung mit dem Ministerium des Äußern steht, wodurch der mühselige Weg, den Deutschland durch die Gründung der Kabelgramm-Gesellschaft eingeschlagen hat, wesentlich verkürzt und vereinfacht wäre. Diese Angelegenheit erscheint gerade jetzt, da eine neue Balkankarte geschaffen wurde, ziemlich aktuell. Das Telegraphen-Korrespondenz-Bureau

teilt sich mit der Agence Havas in die Berichterstattung über die Balkanländer. Griechenland ist der Agence Havas vorbehalten. Nur Nachrichten, welche von den betreffenden Auslandsberichterstattern des Telegraphen-Korrespondenz-Bureaus herrühren, sowie sämtliche Nachrichten aus Bukarest finden über Wien den Weg in die Welt. Nun ist Albanien neu geschaffen worden, Griechenland ist bedeutend vergrößert und Herr über Saloniki geworden. Diese Grenzverschiebungen ziehen auch Verschiebungen in den Einflußsphären des Weltnachrichtendienstes mit sich. Sie sind in politischer Beziehung für den Einfluß aller Dreibundmächte von großer Bedeutung, in wirtschaftlicher Beziehung insbesondere aber für Österreich-Ungarn, welches vor dem Abschlusse neuer Handelsverträge mit den Balkanstaaten steht. Das Budget für das erste Semester 1914 spricht ein Mehrerfordernis für die Bestellung von vier Auslandsberichterstattern des Telegraphen-Korrespondenz-Bureaus an. Valona, Cetinje und Salonichi werden nachrichten-technisch unmittelbar an Wien angegliedert. Diese angeforderten Mehrausgaben wie überhaupt alle Auslagen für das Telegraphen-Korrespondenz-Bureau sind vielleicht die produktivsten Ausgabenposten im ganzen österreichischen Staatshaushalt.

Der Weltnachrichtendienst, der für Österreich durch das Telegraphen-Korrespondenz-Bureau besorgt wird, ist eines der wichtigsten Instrumente unserer äußeren Politik. Es sollte eigentlich als eine Selbstverständlichkeit anmuten, daß dieses Instrument ein Staatsinstitut ist.

Die Staatsverwaltung erachtet es als eine ihrer ersten Pflichten, gegen die Kartelle aufzutreten, welche private monopolitische Organisationen wirtschaftlicher Natur sind; sie sind imstande jenseits von Angebot und Nachfrage die Preise festzusetzen und greifen dadurch indirekt in das finanzielle Hoheitsrecht des Staates ein. Es gibt auch eine jenseits der Konkurrenz der Anschauungen bestehende monopolistische Gestaltung der öffentlichen Meinung; sie wird durch die großen Depeschenbureaus verkörpert und übt einen maßgebenden Einfluß auf die Außenpolitik des Staates. Diese vornehmste Äußerung des Staatswillens steht wohl noch höher als seine Finanzhoheit. Die Existenz eines Privatmonopols zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung schlösse eine Negation des Staatsgedankens in sich. Für einen gesunden Staatsorganismus bedeutet die Verstaatlichung des Weltnachrichtendienstes eine Selbstverständlichkeit; und so werden dem Beispiele Österreichs in kürzeren oder längeren Abständen wohl alle anderen Staatsverwaltungen folgen müssen.



PIET V. REYHER, BERLIN: DIE „BRÜCKE“.

DER Zusammenschluß der gesamten Kulturmenschheit zu einer großen Einheit nähert sich nach und nach der Verwirklichung. Man braucht nur der zahlreichen internationalen Vereinigungen zu gedenken, um die bereits außerordentlich vorgeschrittene Gliederung auf dem weiten Gebiete der geistigen Arbeit zu erkennen. Wenn der Organismus der geistigen Arbeit indessen zur Tat werden soll, wird es eines zentralen Gliedes bedürfen, das diese Funktion der Organisierung für den ganzen Organismus auf sich nimmt.

In diesem Sinne nun ist eine Anzahl schöpferischer Geister und Organi-

satoren in eine dahin lenkende Gemeinwirksamkeit zusammengetreten, um dieses Zentralorgan für die geistige Funktion der Menschheit und damit gleichsam ein „Gehirn der ganzen Welt" zu schaffen. Und zwar ist es „die Brücke", das mit einer Hunderttausendmark-Spende Ostwalds am 15. Juni 1911 in München gegründete internationale Institut, das diese Organisierung der geistigen Arbeit auf allen Gebieten des Geisteslebens, wo immer ein Bedürfnis dafür vorliegt, nach einem einheitlichen Plane durchführen und so gewissermaßen als Nebenprodukt den Organismus der geistigen Arbeit entwickeln will.

Die „Brücke" betrachtet das materielle und das geistige Leben der Menschheit als ein einheitliches Ganzes. Dieses Ganze will sie auf ethischer, d. h. sozialer Grundlage organisieren, und in dieser Organisierung erblickt sie einen wichtigen Kulturfortschritt. Und zwar soll das erstrebte Ziel mit der Schaffung eines Zustandes zusammenfallen, der es jedem auf irgendeinem Gebiet der geistigen Arbeit Auskunft Bedürfenden ermöglicht, von der Zentrale dieses Organismus, also von der „Brücke", diese Auskunft selbst oder die Anweisung der in Frage kommenden Auskunftstelle zu erhalten. Aus diesen Darlegungen ergibt sich nun auch ohne weiteres die Begründung für die Namensbezeichnung des Instituts, das gleichsam die zusammenschließende „Überbrückung" der einzelnen, auf getrennten Inseln entstehenden geistigen Produktionen zur harmonischen Arbeit zur Aufgabe hat.

Die Fähigkeit des An- und Eingleichens, des Registrierens und Katalogisierens ist ja seit jeher vor allen andern Völkern den Deutschen nachgerühmt worden. Und es mag wohl kein Zufall sein, daß sich auch als Bauleiter der „Brücke" drei Deutsche — ein Balte, ein Österreicher und ein Deutschschweizer — zusammengetan haben, von denen der erste, Wilhelm Ostwald, ein Mann der Theorie, das Zusammenschauen und Zusammenfassen von jeher als die wichtigste seiner Lebensaufgaben angesehen, der zweite, Exz. Wilhelm Exner-Wien als k. k. Sektionschef und Präsident mehrerer staatlicher Ämter usw. dem organisatorischen Problem nach allen Richtungen nahe getreten ist, und der dritte, Generalsekretär K. W. Bührer-München, ein Mann der Praxis, in jahrzehntelanger Lebensarbeit die Reaktionen der Massenpsyche experimentell kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat.

Liegt es nun in der Aufgabe der „Forschungsinstitute", die allerhöchsten Leistungen geistiger Arbeit, nämlich die schöpferische Forschung, durch Beschaffung der dazu erforderlichen Mittel zu befördern, so ist die „Brücke" mit der viel bescheideneren Aufgabe an die Öffentlichkeit getreten, gerade umgekehrt, die einfachsten, elementarsten, trivialsten Seiten der geistigen Arbeit im Sinne des energetischen Imperativs zu bearbeiten. Und an sich ist ja kein Gegenstand interessanter als der andere. Der sich der Verwirklichung der „Brücken"pläne nun widmende Ehrenrat, der als ein Ansatz für das künftige „Gehirn" der Welt zu gelten hat, bildet sich aus den bedeutendsten lebenden Vertretern der Wissenschaft und Kunst, der Praxis und Großfinanz, also der hervorragendsten schöpferischen und organisatorischen Kräfte der Welt. Er soll sowohl den hinzutretenden „Stiftern" eine Gewähr sein für eine zweckmäßige Verwendung der gesammelten Gelder, als auch der Öffentlichkeit durch die Autorität seiner Glieder eine Garantie bieten für die Zweckmäßigkeit der durch die „Brücke" zu empfehlenden Maßnahmen. Es sei hierbei auf ein bereits funktionierendes Riesenunternehmen, auf das der „Brücke" angegliederte Internationale Bibliographische Institut in Brüssel hingewiesen, das die Aufstellung eines Gesamtkatalogs

über sämtliche je bis in die Gegenwart hinein erschienenen Schriften zur Aufgabe hat und diese bereits durch Registrierung von 8 Millionen von im ganzen etwa 25 Millionen veröffentlichten Schriften usw. gefördert hat. Ähnlich der hier bereits begonnenen Katalogisierung der Bücher hätte nun eine Katalogisierung des Inhalts sämtlicher Sammlungen der Welt zu erfolgen. Und es würden hier neben den geschichtlichen Denkmälern, den naturwissenschaftlichen Fundorten, den Architekturen usw. besonders auch die geistigen Schätze des Volksmundes, die Sammlung von Wörtern, Sagen usw. Beachtung verdienen. Weist uns weiter die Erfahrung nur zu oft auf die kulturhistorischen Werte hin, die auch Sammlungen unscheinbarer Druckschriften oft innewohnen, so wird der internationale Bibliothekskatalog neben den wissenschaftlichen und literarischen auch die Drucksachen des praktischen Lebens, wie Kataloge, Vereinsschriften, Kalender usw. nicht unberücksichtigt lassen dürfen. Und dasselbe hat auch vom anzulegenden internationalen Museumskatalog zu gelten, der auch gerade den modernen Sachen weitestgehende Aufmerksamkeit zu schenken hätte. Und weiter wird es zur leichteren Fühlungnahme der geistigen Arbeiter untereinander auch eines Adressenverzeichnisses sämtlicher lebender geistiger Arbeiter bedürfen, und zwar unter Berücksichtigung sämtlicher Organisationen und Gesellschaften, staatlicher und privater Auskunftsstellen der Welt.

Wenn wir uns nun den Arbeitsmitteln für die Zwecke der geistigen Arbeit zuwenden — und wir folgen hier den weitschauenden Ausführungen K. W. Bührers und U. A. Saagers —, so sehen wir, daß es unter ihnen zunächst die Verständigungsmittel sind, die eine Organisierung, also Präzisierung und Vereinheitlichung geboten erscheinen lassen. Steht nun auch einerseits für die genaue Bestimmung von Anzahl und Zeit das ideale Zeichen der Ziffer und andererseits auch für die Angleichung der verschiedenen Kalender das Hilfsmittel der Umrechnungstabelle bereits zur Verfügung, so mangelt es dagegen noch hinsichtlich der Präzision der Ortsangaben und Karten an der erwünschten Einigung über gewisse Grundprinzipien, wie über die Technik, den Maßstab, die kartographischen Zeichen usw. Würde eine solche Einigung es doch ermöglichen, die Erde auf Grund einer durch Fachleute festzusetzenden Norm in eine bestimmte Anzahl kleiner, nach und nach kartographisch aufzunehmender Quadrate einzuteilen, wobei jedem Felde dieses Netzes eine Zählnummer sowie überdies zur genaueren Präzisierung ein Netz mit detaillierten Ziffernangaben zufiele. Es könnte also auf diese Weise neben der Einteilung des Himmels, über die behufs kartographischer Aufnahme desselben auf photographischem Wege eine Einigung längst besteht, auch eine solche der Erde, und zwar mit dem Ausblick erzielt werden, jeden beliebigen Erdort auf die einfachste Weise absolut klar und rationell zu bestimmen. Hier nun, wie auch in vielen anderen Fällen, gesellt sich überdies das Bedürfnis nach einer Präzisierung der Farben und nach deren einheitlicher Anwendung. Es wird sich mithin in dieser Richtung die Festlegung eines allgemeinen wissenschaftlichen Farbenatlas empfehlen und damit zugleich erzielen lassen eine objektive Darstellung aller möglichen Farben nach Ton, Helligkeit und Reinheit auf Grund wissenschaftlicher Prinzipien, welche wiederum eine entsprechende internationale Bezeichnung jedes vorkommenden Farbtones ermöglichen würden.

Und weiter ist es neben dem als Verständigungsmittel hoch zu wertenden Bilde, der graphischen Darstellung usw., die in dem Rahmen des Weltmuseums ihre Eingliederung reproduktiv finden sollen, besonders die Sprache, die als

wichtigster Behälter der geistigen Arbeit teils nach Präzisierung, teils nach Organisierung verlangt. Und zwar wird es sich im ersten Falle um die Anlage einer Sammlung sämtlicher auf der Erde gebrauchter Wörter und Ausdrücke in einem Weltwörterbuch handeln, in derartiger Anordnung, daß jeder Begriff möglichst durch Zeichnungen erläutert und durch alle erreichbaren Wörter sämtlicher Sprachen belegt wird. Ein solches Weltwörterbuch hätte natürlich auch die Fachsprache, die gesamte wissenschaftliche Nomenklatur, einzuschließen, aus der dann wiederum Speziallexika mit Fachausdrücken aller Sprachen für jeden erdenklichen Bedarf und Zweck zusammengestellt werden könnten. Und auch das Zeichen wird einer näheren Präzisierung und Einheitlichkeit zuzuführen sein, das Zeichen, wie dieses als Abkürzungsbehelf oder für sonst irgend geartete Zwecke in allen Sprachen reichlich zur Anwendung kommt. Es würde also in diesem Betracht analog der Wörtersammlung eine Zeichensammlung anzulegen sein, welche unter Einfluß der bereits internationalisierten meteorologischen und geologischen Kartenzeichen, der Notenschrift usw., lediglich das Brauchbarste einzubegreifen hätte.

Ungleich schwieriger als diese dürfte sich die gleichfalls erstrebte Vereinheitlichung der Schriftzeichen und Orthographie gestalten, zumal im Hinblick auf die innerhalb der einzelnen Sprachen selbst bestehenden, oft ein und denselben Laut wiedergebenden, verschiedenen Schriftzeichen und verschiedenen Schreibarten. Hier nun wird es sich im Sinne einer Organisierung der Sprache um die Schaffung einer Weltsprache handeln, der übrigens im Esperanto und Ido bereits eifrige Werber erstanden sind. Professor Jaensch war es, der seinerzeit in einem bezüglichen Preisausschreiben die Aufgabe dahin gestellt hat, durch sachgemäße, wissenschaftlich einwandfreie, physikalische Versuche festzustellen, welche Grundeigenschaften für die leichte und schnelle Lesbarkeit einer Weltsprache, d. h. Weltschrift, in Betracht kommen, und welche der zurzeit gebräuchlicheren Schriftformen diesen Bedingungen am meisten entspricht. Und neben den Stimmen der Wissenschaft hat unter anderem auch besonders das Rote Kreuz aus seinen Bedürfnissen heraus zu wiederholten Malen auf die Unentbehrlichkeit einer internationalen Verständigungssprache hingewiesen, der nun auch in dem 1911 in Bern gegründeten „Verband zur Gründung eines Weltsprachenamts" ein neuer eifriger Schrittmacher erstanden ist. Besonders ist es unter den Staaten Schweden, das in letzterer Zeit eine lebhafte Propaganda erkennen läßt, sowohl für das Studium der Bedürfnisfrage einer Welthilfssprache als auch für die Einsetzung eines die erforderlichen Staatsverträge und die sprachtechnischen Untersuchungen vorbereitenden Arbeitsausschusses.

Sind es bisher lediglich die Verständigungsmittel gewesen, die wir unter dem Gesichtspunkt der Vereinheitlichung betrachtet haben, so werden wir uns jetzt der Organisierung der Veröffentlichungsmittel zuzuwenden haben. In diesem Sinne nun wird sich die Aufgabe der „Brücke" in erster Linie zu erstrecken haben auf die Erhaltung der Beweglichkeit des Gedankens sowie auf die Einheitlichkeit der Formate und auf die Einheitlichkeit der Ordnung der Schriftwerke.

Überblicken wir nun zunächst den gesamten in Druckwerken aller Art angesammelten Gedankenschatz der Menschheit, so finden wir, daß ein und derselbe Gedanke nicht bloß einmal ausgesprochen, sondern tausendfältig wiederholt ist. Es könnte hiernach somit eine Masse von Ballast ohne Schädigung des allgemeinen Besitzes an geistiger Arbeit aus dem Gebrauche ausgeschieden und dadurch die Überschau wesentlich vereinfacht werden. Oder

mit andern Worten: es könnten die „Gedanken“ aus ihrer formalen Bearbeitung, also aus den Druckwerken herausgelöst und enzyklopädisch in beweglichen Heften für sich betrachtet werden, wie es die Form der Einzelfixierung der Gedanken, die Monographie, am besten ermöglicht. Ein solcher von allem ideellen und papiernen Beiwerk und aller materiellen Gebundenheit befreiter, einzelfixierter „Gedanke“ trüge das Vermögen in sich, sich in jede Sammlung homogener Schriften leicht einreihen zu lassen. Denken wir nun alle diese „Gedanken“, die der geistigen Arbeit entspringen, einzeln gedruckt und diese Einzelschriften in Sammelschachteln niedergelegt, so würden wir in der Gesamtheit dieser Schachteln eine Weltenzyklopädie der geistigen Arbeit vor uns entstehen sehen, die wiederum durch entsprechende Auswahl, nicht nur eine Reihe anderer Nachschlagewerke, wie ein Konversationslexikon u. a. m., sondern auch jedem einzelnen die Anlegung einer ganz individuell zusammengestellten Schriftensammlung ermöglichte.

Aber nicht allein mit der Wissenschaft, auch mit der Kunst haben wir es innerhalb dieser Betrachtungen zu tun. Während die wiederholte wissenschaftliche Bearbeitung eines Gegenstandes nach Erschöpfung seines Wesens einer Energieverschwendung gleichkäme, werden indessen die mannigfachen künstlerischen Bearbeitungen eines Gegenstandes mit Rücksicht auf deren individuellen Wertgehalt durchaus berechtigt erscheinen müssen. Es werden aber gleichwohl auch hier die Vorteile der Bilderreproduktion in Monographieform bzw. Monoform statt in Buchform nicht zu unterschätzen sein, zumal bei gleichzeitiger Festlegung eines einheitlichen Formats für diese. Und zwar einmal schon in der Erwägung, daß eine solche Einrichtung jedem einzelnen die freie Zusammenstellung und Ergänzung einer eigenen einheitlichen Bilderei ermöglichte. Und würde doch weiter diese Beweglichkeit die Einfügung eines, ja oft ein und desselben Blattes von wechselnden Gesichtspunkten aus in denkbar verschiedenen Sammlungen gestatten, so unter Naturkunde, künstlerische Technik, Kulturgeschichte usw. Wir werden also auch hier die nützlichen Ergebnisse, die eine Zerlegung des Wissens in Monographieform zeitigt, nicht verkennen, sondern aus den zahlreichen Bausteinen der Monographien immer deutlicher das umfassende Gebäude eines Weltlexikons des Gesamtwissens, einer gedruckten Weltenzyklopädie, vor unser Auge treten sehen können. Und mehr; es wird sich mit der Verbreitung einer beweglichen Denkweise, wie sie automatisch aus der hier geschaffenen Beweglichkeit der einzeln fixierten Gegenstände des Denkens hervorgehen würde, zugleich das Mittel entfalten, das einer individuellen Verarbeitung der geistigen Arbeit mehr den Weg ebnet. Bührer war es, der die Idee der Veröffentlichung in Monographieform zuerst klar zum Ausdruck gebracht hat, und Saager hat ihr die prägnante Fassung gegeben: „Wie Gutenberg den starren hölzernen Schriftblock in bewegliche Buchstaben zerlegte und sie dadurch zu Individuen erhoben hat, mit denen die Menschheit ihr unendlich vielseitiges geistreiches Spiel treiben kann, ebenso sollen durch die Idee der Monographie die Gedanken und Geisteswerke selbst nicht minder beweglich und kombinierungsfähig und durch Format und Registrierung einheitlich und handlich gemacht werden.“ Denkt man dem hier entwickelten Prinzip in seinen weiteren Konsequenzen nach, so wird man dem Urteil jenes hervorragenden deutschen Museumsdirektors gewissermaßen zuneigen dürfen, nach welchem seit der Erfindung der Buchdruckerkunst keine Idee als diese zu einer so durchgreifenden Umprägung unserer Kulturzustände berufen gewesen ist.

Was nun die bereits berührte Vereinheitlichung der Formate angeht, so erklärt sich dieser Wunsch aus der gegenwärtigen Systemlosigkeit in den Formaten von Büchern, Bildern und Druckwerken aller Art und den zugleich nur sekundären und zufälligen Ursachen, die diesen Massen zugrunde liegen. Gibt es doch der Vorzüge, die sich aus einer allgemeinen Einführung der Einheitsformate ergeben, eine ganze Reihe, in der die Raumersparnis der Büchereien und Archive sowie die Verbilligung der Einrichtungskosten, der Papierfabrikation (infolge der Vereinheitlichung der Maschinen) und der Druckschriften selbst nicht an letzter Stelle stehen.

Die gedachten Formate werden am besten in eine solche Beziehung zueinander zu bringen sein, daß sie durch einfaches Falzen, d. h. durch Halbieren der Oberfläche aufeinander reduziert oder auseinander hergestellt werden können. Und es werden dabei die so entstehenden verschiedenen Formate untereinander geometrisch ähnlich sein müssen, d. h. es wird das Verhältnis von Seite zur Höhe bei all diesen Formaten durch die gleiche Zahl auszudrücken sein. Eine in diesem Sinne nun unternommene Untersuchung Ostwalds hat zu dem Resultat geführt, daß sich auf Grundlage gewisser allgemeiner und allseitig anerkannter Voraussetzungen eine ganz eindeutige Reihe von Formaten bestimmen läßt, welche durch eine einfache Formel ausdrückbar, auf das Zentimeter als die wissenschaftliche Längeneinheit bezogen sind, und welche für alle Bedürfnisse die erforderlichen Abmessungen ergeben.

Diese Weltformate würden in Zentimetern folgende Maße ergeben: Für Wertzeichen usw. 1/1. 41; 1. 41/2; 2/2. 83; 2. 83/4; 4/5. 66; 5. 66/8; 8/11. 3. Für Taschenformat: 11. 3/16. Für Werkformat (wissenschaftliche und technische Werke): 16/22. 6. Für Atlanten, Kunstblätter usw.: 22. 6/32; 32/45. 3. Für Landkarten usw.: 45. 3/64; 64/90. 5; 90. 5/128; 128/181; 181/256. . . . Es dürften hiernach die in so vielfältiger Richtung als hinderlich empfundenen wilden Formate nicht nur weiter entbehrlich erscheinen, sondern auch, wie bereits dahin zielende Verständigungen und praktische Maßnahmen einer Anzahl hervorragender wissenschaftlicher Gesellschaften, Verleger u. a. zeigen, den aufgestellten internationalen Massen bald weichen.

Mit der Organisierung des Schrift- und Druckwerks sind die Aufgaben der „Brücke“ indessen noch nicht erfüllt. Im ersten Zusammenhange mit den besprochenen Maßnahmen steht zugleich auch ihr Bestreben nach Einführung eines einheitlichen Ordnungs- und Registriersystems, das als Hilfsmittel rein technischer Art eine jeden Zweifel ausschließende Klarheit und Allgemeinverständlichkeit in sich trägt. Es gewinnt hier ein sachdienliches Interesse der Hinweis, daß die allgemein anerkannte Leistungsfähigkeit der amerikanischen Bibliotheken nicht zuletzt auf dem überaus sicher und schnell funktionierenden dortigen Registriersystem, einer Erfindung des Amerikaners Melvil Dewey, beruht, das übrigens auch schon von dem Internationalen Bibliographischen Institut in Brüssel und zahlreichen anderen Bibliotheken auf der ganzen Erde übernommen worden ist. Nennt doch 1911 schon J. Thron die Tables Générales des Brüsseler Instituts, denen weit über 40 000 verschiedene Rubriken des Wissens zugrunde liegen, die vollständigste und modernste Methodologie des menschlichen Wissens. Der Aufbau und die Anwendung des überaus einfachen Systems, das sich die Eigenschaften der Dezimalzahlen zunutze macht, gehen dahin, daß jede der Hauptzahl rechts zugesellte Ziffer den ordinalen Wert der vorangehenden Ziffer nicht einschränkt und eine Unterabteilung der vorangehenden Ziffer bedeutet. Die

leitende Idee des Systems läßt sich am besten an einem Schema veranschaulichen. Und zwar denken wir uns zunächst einen Kreis, der den Umfang des gesamten menschlichen Wissens darstellen soll, also die Gesamtheit aller Dinge, über welche überhaupt Bücher geschrieben werden können. Wir zerlegen alsdann diese Gesamtheit des Wissens in für sich getrennte Hauptdisziplinen, indem wir den Kreis in zehn, mit den Ziffern 0 bis 9 zu bezeichnende Kreissektoren einteilen, in deren Gebiet sich jedes geschriebene Buch unterbringen ließe. Diese zehn Kreissektoren umfassen der Reihe nach folgende Abteilungen bzw. Disziplinen: 0 Allgemeines; 1 Philosophie; 2 Religion; 3 Nationalökonomie und Recht; 4 Philologie; 5 Naturwissenschaft und Mathematik; 6 Angewandte Wissenschaft und Kunst; 7 Schöne Künste; 8 Literatur; 9 Geschichte und Geographie. Halten wir nun an dem Prinzip der Zehnteilung auch weiter fest, so werden wir bei der jedesmaligen weiteren Zehnteilung der einzelnen neuerhaltenen Kreissektoren immer wieder zehn neue, immer wiederum in zehn weitere Abteilungen teilbare Abteilungen erzielen. Denken wir uns nun in die letzten Konsequenzen dieses Systems hinein, so dürfte sich zeigen, daß die Einfachheit eines solchen Systems der Registrierung nicht gut überboten werden kann. Nicht nur, daß seine Ausdehnungsfähigkeit den Vorzug der Unbegrenztheit aufweist, es würde nach dieser Methode die Bezeichnung des Allgemeinsten sowie des Speziellsten, ja selbst des Individuums möglich werden.

Verfolgen wir nun die beiden Organisierungsgrundsätze der Format- und Registratureinheitlichkeit in ihren gemeinsamen Wirkungen, so erkennen wir, daß sie nicht nur die einheitliche Zusammenfügung aller weltenzyklopädischen Schriften und Bilder, sondern auch die Einfügung einer Sammlung in die andere, also auch in das Brückenarchiv, ermöglichen. Diese Weltenzyklopädie an sich existiert nun bereits und ist eben dabei, aus der Zahl der auf jedem Gebiet bestehenden Sammlungen neue Glieder anzusetzen. Es gilt vor allem, das Vorhandene zunächst zu inventarisieren, sowie die Zusammenfassung des Bestehenden vorzubereiten, so namentlich durch Vorschlag eines bestimmten Termins für die allgemeine Einführung der Weltformate für den Buchdruck und andere Zwecke. Hat doch das Weltarchiv der „Brücke“ durch Zuwendung einiger hervorragender privater Sammlungen schon eine breite Grundlage für die weitere Ausgestaltung erhalten, und liegt es doch andererseits in seiner Aufgabe, neben der Zusammenstellung des vorhandenen Materials zugleich dessen Lücken im organisatorischen Wege zu ergänzen.

Um nun die vernünftigen Methoden der Organisierung zu verbreiten, wird es sich neben der Anregung und Belehrung durch das 300 führende Organisatoren aller Berufe und Länder vereinigende Internationale Organisatorenkollegium der „Brücke“ weiter empfehlen, diese Methoden, wie Friedrich Kuntze im „Kunstwart“ rät, auch zum Gegenstand eigner Vorlesungen auf der Universität zu machen. So sehen wir die „Brücke“ sich neben ihrer Tätigkeit als Auskunftsstelle der Auskunftsstellen, die auf jede nur erdenkliche Frage eine genügende Auskunft erteilen können wird, und neben ihrer Eigenschaft als einer allgemeinen parlamentarischen Vertretung der Geistesarbeiter jeder Richtung zugleich zu einer Zentralstelle, zu einer Hochschule der Organisation entwickeln.





CHRONIK

EIN Gesetz gegen die Trusts in den Vereinigten Staaten: Senator Hitchcock hat der Finanzkommission des amerikanischen Senates einen Antrag unterbreitet, demzufolge alle Aktiengesellschaften oder Trusts mit einem Kapital von mehr als 400 Millionen Mark, sofern sie wenigstens den vierten Teil ihrer Produktionsbranche in Händen haben, einer progressiven Spezialsteuer unterliegen sollen.

Der Antrag geht auf Initiative des Richters Reynolds und einflußreicher Kreise der herrschenden demokratischen Partei zurück. Er hat gegenüber den Maßregeln der republikanischen Partei, welche auf Einleitung von Gerichtsverfahren gegen die Trusts und den Versuch einer Niederlegung dieser großen Unternehmungen hinauslief, wesentliche Vorteile. Diese Niederlegung mußte in vielen Fällen so unorganisch und unvernünftig erscheinen, daß die Gerichte eben doch vor einer strikten Anwendung der gesetzlichen Bestimmungen zurückschrecken. Andererseits ist es jedoch zweifellos gerecht, daß die großen Unternehmungen, die einen Produktionszweig beherrschen, die Konkurrenz ausschließen oder in den Hintergrund drängen und dadurch die Fähigkeit einer Erzwingung höherer Preise und damit eine Erzielung höherer Gewinne erlangen, einen Teil dieser Gewinne in Form einer Progressivsteuer an die Gesamtheit abführen.

Allerdings mag die Vertrustungstendenz eine um so größere Verlangsamung erfahren, je weniger gewinnbringend es wird, solche Unternehmungen zu schaffen. Wenn sich jedoch die Steuer in gewissen Grenzen hält, mag sie eine Störung der Konzentrationstendenz vermeiden und nur den obengenannten vernünftigen Zweck erreichen.

Der auf Kosten des Publikums erzielte Monopolgewinn würde dem Publikum selbst wieder zufließen, dem Trust bliebe einfach jener Gewinn, der ihm aus der Betriebsersparnis sowie durch Auflassung minder vollkommener Unternehmungen und Ersparnis der Propagandakosten erwüchse, somit ein durchaus legitimer Gewinn, der ihm und seinen Arbeitern zugute käme, ohne der Gesellschaft organischen Schaden zuzufügen.



Kanadische Trusts: Während bisher die Trusts des amerikanischen Kontinents sich ganz überwiegend in den Vereinigten Staaten bildeten und es in Kanada durch zielbewußte Politik und größeren Staatseinfluß gelang, ihre Bildung hintanzuhalten, ist kürzlich in Ottawa, der kanadischen Hauptstadt, ein Trust von Riesengröße gegründet worden. Er nennt sich „Canadian Transportation Lines Company" und faßt alle kanadischen Binnenschiffahrtslinien zusammen. Die Einnahme derselben beträgt bereits heute annähernd 100 Millionen Mark pro Jahr, und der Trust wird sie gewiß noch wesentlich steigern können.

Er wird den Frachten- und Personenverkehr auf den kanadischen Gewässern beherrschen und setzt es sich zur Aufgabe, auch mit den amerikanischen Schiffahrtslinien in Konkurrenz zu treten und die Getreidetransporte von den westlichen Ebenen her, die bisher über amerikanische Osthäfen gingen, nach den kanadischen Häfen abzuleiten.

Es soll sich also zunächst nicht etwa um Hinaufsetzung der Preise und damit Schädigung des Publikums, sondern eher um großzügige Verkehrspolitik handeln. Um die

amerikanische Konkurrenz auszuschließen, wird es in gewissen Fällen sogar nötig sein, die Frachtpreise zu erniedrigen.

Unbeschadet dessen zeigt der Fall, daß die Trusts sich auch im kanadischen Staatsgebiet entwickeln, und damit würden die bedeutsamen Probleme einer Verstaatlichung der Privatmonopole auch für dieses Land, dessen wirtschaftliche Probleme bisher so leicht zu lösen schienen, ihre Bedeutung gewinnen.



Industriekonzentration in Rußland: Auch in Rußland setzt sich die moderne Konzentrationstendenz in der Industrie allmählich durch. Zwei große Unternehmungen der Metallindustrie, die Prodrameta und die Produgol, von denen die erstere in ganz Rußland und Polen und dem Uralgebiet Filialen besitzt, während die letztere sich in Südrußland konzentriert hat, sind im Begriffe, sich zu einem die Metallindustrie beherrschenden Riesenunternehmen zusammenzuschließen. Beide Gesellschaften haben bereits in letzter Zeit eine Reihe von Kohlenlagern angekauft und so große Unabhängigkeit von den Rohproduzenten erlangt. Auch Rußland scheint allmählich die modernen ökonomischen Probleme in der üblichen internationalen Form anzunehmen und das mag manche anachronistische Fragen in den Hintergrund drängen und Rußland den anderen Industriestaaten mehr und mehr angleichen.



Ein Trinkgeldtrust in New York: Ein eigenartiger Trust, der des Trinkgeldempfanges, wurde kürzlich in New York gegründet. Die Gesellschaft hat zur Aufgabe, alle Trinkgelder, die von Garderobièren, Kellnern, Laufjungen usw. empfangen werden, einzukassieren Sie führt einen Teil der Summe an die Besitzer der betreffenden Lokale ab, die ihrerseits ihren Angestellten entsprechend verbesserte Gehälter zahlen. Ein eigener Beauftragter der Gesellschaft wird in den Garderoben, bei den Türen der Restaurants usw. aufgestellt und die Angestellten haben die empfangenen Trinkgelder in dessen Büchse einzulegen.

Gewiß ist eine absolute Kontrolle nicht möglich, aber die bisherige Erfahrung scheint zu zeigen, daß die Angestellten, die mit der Gesellschaft ein Abkommen schließen und dementsprechend höhere Gehälter empfangen, es überwiegend als Ehrensache betrachten, keinerlei Defraudation der Trinkgelder zu verüben.

Die Gesellschaft hat bereits eine erstmalige, recht günstige Dividende bezahlen können, die Angestellten wieder finden es ihrer demokratischen Würde entsprechender, Gehälter als Trinkgelder zu empfangen.

D. Bryan.



Der **internationale Hotelbesitzerverband** mit dem Hauptsitz in Köln hat einen Jahresbericht herausgegeben, aus dem die Stärke dieser internationalen Organisation klar hervorgeht. 1700 Hotels mit einem Kapitalswert von 1 800 000 000 Mk. waren im Jahre 1911 dem Verbande angeschlossen. Diese Hotels enthalten 162 000 Zimmer mit 220 000 Betten, also im Mittel etwa 95 Zimmer pro Hotel. Im Jahre 1911 haben sie 248 Millionen Mark für Ankauf von Nahrungsmitteln ausgegeben, an direkten Steuern jedoch bloß 11½ Millionen bezahlt.



Die Sparkassenguthaben der Kulturländer: Die Sparkassenbewegung

hat in den letzten Jahrzehnten bekanntlich enorme Dimensionen angenommen. Immerhin mag es manchen überraschen, zu hören, daß in Amerika allein im Jahre 1912 18 Milliarden Mark in den Sparkassen deponiert waren, in Deutschland fast ebensoviel, 16 Milliarden. Nachher kommen Österreich-Ungarn, England, Frankreich, Italien. Am tiefsten ist die Sparkassenidee in Dänemark und der Schweiz in die Bevölkerung gedrungen. In Dänemark haben 54% aller Einwohner ein Sparkassenbuch, in der Schweiz 52%. Weiter folgen dann Norwegen mit 41%, Schweden mit 38%, Australien mit 35% und Deutschland mit 32%.

Dagegen sind die Guthaben im Durchschnitt in den Vereinigten Staaten am höchsten, 1900 M.



Der Weltpostverein: Aus dem Berichte des Weltpostvereins für 1912 geht hervor, daß die dem Weltpostverband angeschlossenen Länder heute einen Flächeninhalt von 116 310 884 qkm und eine Einwohnerzhl von 1 279 176 548 Personen besitzen. Wie im nachstehenden näher ausgeführt, hat dieser Verband, der für das wechselseitige Mitteilungsbedürfnis einer so ungeheuren Anzahl von Personen zu sorgen hat, auch tatsächlich ein überaus umfassendes Jahresbudget. Die internationale Behörde, die ihn leitet, gehört, was die Behandlung bedeutender Geldsummen anlangt, zu den wichtigsten finanzpolitischen Zentren der Erde.

Die Kongresse von Wien, Washington und Rom haben bestimmt, daß das internationale Bureau die Abwicklung der wechselseitigen Rechnungen der einzelnen Staaten zu übernehmen habe, insofern diese darum ansuchen. Die so im Jahre 1912 liquidierte Summe belief sich auf 116 192 370 Franken, um 11 775 072 Franken mehr als im Vorjahre.

Das Bureau hat ein Verzeichnis aller Postämter der Erde herausgegeben, um so die Schwierigkeit der Versendung auch nach den entferntesten Ländern und den kleinsten Orten auch bei mangelhafter Adresse auf ein Minimum einzuschränken.

Im Jahre 1912 wurden 981 500 internationale Kupons für bezahlte Rückantwort vom Bureau ausgegeben.

Das Bureau hat ferner eine Reihe von internationalen Untersuchungen, insbesondere über Nachahmung von Briefmarken, Weihnachts- und Neujahrsmarken durchgeführt. Andere Untersuchungen, z. B. bezüglich des Transports der kinematographischen Films, Feststellung der Distanzen für die Postbeförderung zur See usw., usw., sind im Zuge. Auch ein Konflikt zwischen zwei nationalen Postverwaltungen wurde durch das Bureau geschlichtet.



RICHTUNGLINIEN DES FORTSCHRITTS

VON PROFESSOR DR·R·BRODA·PARIS

DIE VERSTAATLICHUNG DER PRIVATMONOPOLE.

DIE Übernahme der Produktionsmittel in den Kollektivbesitz der öffentlichen Körperschaften ist bekanntlich das wesentlichste Ziel der sozialistischen Bestrebungen. Aber ein eigenartiger Gegensatz in der Beurteilung von Zukunftsziel und Gegenwartsproblem hat es mit sich gebracht, daß der tatsächliche allmähliche Übergang der monopolisierten Industrien zum Staats- und Gemeindebetrieb, in Deutschland zumindestens, ganz jenseits sozialistischen Einflusses vor sich geht. Vielfach sind es sogar konservative Parteien gewesen, welche die Verstaatlichung wichtiger Produktionszweige, die Schaffung bedeutender Staatsmonopole forderten, ohne daß man der Frage auch nur ein sehr wesentliches Augenmerk zugewendet hätte, ob es sich nicht eben hierbei um die Verwirklichung bedeutungsvoller, für die Erreichung des sozialistischen Endziels unentbehrlicher Entwicklungsstufen handelt.

In den angelsächsischen Ländern hat sich das Problem schärfer abgezeichnet: dort wird allerdings z. B. die Verstaatlichung der Bahnen von den Sozialisten und den ihnen nahestehenden radikalen Gruppen mit großem Eifer vertreten, von den konservativen Richtungen mit ebensolcher Entschiedenheit (als sozialistische Forderung) abgelehnt; und während sich der Gedanke der Bahnenverstaatlichung in Australien durchgesetzt hat und in England eben jetzt durchzusetzen beginnt, gibt es im weiten Amerika noch keine einzige Staatsbahn.

Die scheinbare Unlogik der deutschen Problemstellung ist aber in Wahrheit vielleicht letzte Vernunft, weil man eben das Problem nicht in seinem ganzen beängstigenden Umfang ansieht, sondern in seinen einzelnen Etappen, die eine nüchterne Würdigung auf Grund der konkreten Tatumstände erleichtern.

Trotzdem mag es einen gewissen Wert haben, einmal den verschieden hohen Entwicklungsgrad der auf Übernahme der Produktionsmittel in kollektiven Besitz hinzielenden Bewegung in den wichtigsten Kulturländern vergleichend und einheitlich zu betrachten. Dies soll Aufgabe der folgenden Zeilen sein.

Die alte Auffassung, daß das Eigeninteresse allein eine hinreichende Basis für jedweden wirtschaftlichen Betrieb bilde, hat zuerst bei der Beurteilung des Eisenbahnproblems allerorten ernsten Widerspruch gefunden; man wurde sich mehr und mehr darüber klar, daß ein Betrieb der Bahnen vom rein privatwirtschaftlichen Gesichtspunkt aus sehr wichtige Interessen gefährde, und daß eben diese Interessen durch einen von sozialen Gesichts-

punkten geleiteten öffentlichen Eisenbahndienst wesentlich besser berücksichtigt werden könnten. Die schlimmsten Auswüchse des rein privatwirtschaftlichen Eisenbahnbetriebs, wie sie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas in den letzten Jahren soviel Erregung hervorriefen, sind ja in Europa niemals bekannt geworden. In den Vereinigten Staaten haben häufig große Kapitalmächte, vor allem Trusts, die Herrschaft über einzelne Bahnstreken erlangt und diese durch Verweigerung der Transportgelegenheit oder durch Differentialtarife direkt mißbraucht. In vielen anderen Fällen wieder konnte zumindest die gleichmäßige Verteilung von Sonne und Wind im wirtschaftlichen Konkurrenzkampf durch mißbräuchliche Festlegung ungleicher Tarife sehr wesentlich gehemmt werden. Gewährleistung unparteilicher Tarifpolitik müßte also als einer der wichtigsten Vorteile staatlichen Betriebs der Eisenbahnen erscheinen.

Darüber hinaus jedoch nicht bloß Gewährleistung unparteilicher sondern auch solcher Tarifpolitik, die nicht bloß Steigerung des Betriebsüberschusses, sondern Förderung all der Industrien, welche auf den Bahntransport angewiesen sind, Förderung der rein menschlichen und kulturellen Interessen der Bewohnerschaft im Auge behält. Nach dieser Richtung hin zeigt etwa ein Vergleich der preußischen Staatsbahnen mit den französischen Privatbahnen *), wie wesentlich günstiger für das reisende Publikum ein Staatsbetrieb arbeitet. Der Kilometer 2. Klasse auf der preußischen Staatsbahn kostet bekanntlich 4,5 Pfennig, der Kilometer der in Ausstattung der Abteile, Berechtigung zur Benutzung aller Züge usw. ungefähr entsprechenden ersten Klasse auf den französischen Bahnen 9 Pfennig, also genau das Doppelte; ebenso was die unterste Fahrklasse anbelangt, (Preußen 4., Bayern 3. Klasse: 2 Pfennig pro Kilometer gegenüber 4 Pfennig für die unterste Fahrklasse der französischen Bahnen).

Ebenso klar sind die Vorteile des Staatsbetriebs für Wahrung der Sicherheit der Reisenden. Hier können allerdings nicht die französischen Bahnen zum Vergleich mit den preußischen Staatsbahnen herangezogen werden, — denn was Sicherheitsfragen anlangt, stehen auch sie unter Aufsicht staatlicher Kontrollorgane, sondern die im wesentlichen gänzlich kontrollosen amerikanischen Bahnen, auf denen im Durchschnitt der Jahre 100 000 Verletzungen von Bahnorganen oder Passagieren infolge von Betriebsunfällen vorkommen oder doch vorgekommen sind (davon 10 000 tödlich), während die entsprechenden Zahlen in Deutschland nur einen ganz kleinen Bruchteil dieser schreckenvollen Ziffern ausmachen. Der Staat legt eben selbverständlichen Wert darauf, seinen Bürgern entsprechende Sicherheit zu bieten; die privaten Bahnverwaltungen dagegen stellen diesem Gesichtspunkte das Interesse an Ersparnis allzu kostspieliger Sicherheitsvorrichtungen voran.

Sehr oft sind auch Privatgesellschaften nur zum Bau solcher Strecken bereit, welche sicheren und baldigen Gewinn versprechen, es sei denn, daß der Staat die Zinsengarantie übernehmen will, die unter Umständen seine Finanzen stark belastet, ohne im übrigen die Vorteile des Staatsbetriebs zu bieten. Eben dies gilt für mehrere französische Bahnen. Staat und Volk haben jedoch häufig ein Interesse daran, daß auch wirtschaftlich weniger entwickelte Gebiete — entweder aus strategischen Gründen oder um kultureller und wirtschaftlicher Erschließung des Landes willen — von Bahnen durchzogen werden. Diesem Gesichtspunkt wieder kann viel besser als durch

*) Siehe meinen Aufsatz in der Juninummer 1912.

die Übernahme der Zinsengarantie durch den Staat durch unmittelbaren staatlichen Betrieb Rechnung getragen werden. All dies wird in Deutschland wohl so allgemein zugegeben, und andererseits ist ja rein tatsächlich der Wettbewerb zwischen Staat- und Privatbahnen so vollständig zugunsten des Staates entschieden, daß für Leser aus dem Deutshen Reich die vorstehenden Darlegungen wohl nur ein rein akademisches Interesse haben. Für Österreich und Ungarn ist die Frage schon praktisch interessanter und für die meisten anderen Länder, wie schon gesagt, noch durchaus ungelöst und darum im Brennpunkte des Interesses stehend.

Die englische Regierung hat eben vor wenigen Wochen eine Kommission eingesetzt, welche die relativen Vorteile des Staatsbetriebs studieren soll, und in der liberalen Partei, speziell in ihrem linken Flügel, mehren sich die Stimmen zugunsten einer Verstaatlichung der englischen Bahnen. Hat die liberale Regierung die Kraft, dieses große Werk durchzuführen, dann würde allerdings ein wesentlicher Schritt zur Ausbreitung des Staatsbahnensystems über die Erde getan werden, dann würde wohl auch Amerika über kurz oder lang dem Beispiel der Schwesternation folgen.

Deutschland ist, wie bereits bemerkt, bei einer höheren Stufe des staatlichen Betriebs angelangt; die Bahnen stehen im unbestrittenen Staatsbesitz; in den Bergwerken stehen sich beide Systeme, staatliche und private Regie, gegenüber.

Gewiß muß zugegeben werden, daß jene elementaren, auch dem rein kaufmännischen Standpunkte einleuchtenden Gesichtspunkte bei Übertragung der Problemstellung auf den Bergwerksbetrieb nicht gleich lebhaft in Erscheinung treten. Den Bergwerken kommt naturgemäß eine nicht so durchschlagende Monopolstellung zu wie den Bahnen, die freie Konkurrenz kann da eher regelnd eingreifen.

Aber doch auch nur bis zu einem gewissen Grade, weil eben gerade die Bergwerksprodukte vielfach schon durch ihr Gewicht eine Verfrachtung auf weite Strecken weniger rentabel erscheinen lassen und damit der Verkaufspreis und die sonstigen Verfügungen einer Gruppe von Bergwerksherren sehr wohl auf Wohl und Wehe der Industrien im Umkreise einen entscheidenden Einfluß ausüben können. Am schärfsten tritt dies im Falle eines Streiks zutage. Als sich die englischen Bergwerksgesellschaften mit ihren Arbeiten nicht verständigen konnten und der Generalstreik erklärt wurde, da litten nicht bloß die beteiligten Bergwerksbesitzer und deren Arbeiter, sondern auch ganz unbeteiligte Arbeiter und Angestellte der auf Kohlenfeuerung angewiesenen englischen Industrie und auch die gewiß unbeteiligten Hausfrauen Englands. Gewiß hat man Systeme ersonnen, welche obligatorische oder doch fakultative Schiedsgerichte für den Bergwerksbetrieb vorsehen, bzw., wie in England, Lohnämter eingesetzt, welche die Wiederkehr von Streiks wesentlich seltener machen; wirklich ausgeschlossen können sie nur durch eine Kombination des Industriekonstitutionalismus mit dem Staate werden.

Auch in streikloser Zeit können sich mächtige Produzentenverbände, speziell in der Kohlenerzeugung, leicht zu Mißbrauch ihrer dem Monopol sich nähernden Stellung hingeneigt fühlen. Zweifelsohne hat ein Betrieb wie das deutsche Kohlensyndikat nicht mehr die wesentlichen Vorteile des Privatbetriebes, die freie Konkurrenz, der Antrieb des eigenen Interesses zu kaufmännischer Vervollkommnung fehlen; das Günstigste, was gesagt werden kann, ist, daß gewisse wesentliche Vorteile des Staatsbetriebs — wie Regelung des Verkaufs, Anpassung der Produktion an den Bedarf, Vermeidung von

Überproduktion — durch diese Vertrustung erzielt werden können. Der Staatsbetrieb selbst würde naturgemäß diese Vorteile in einer noch zweifelloseren Weise gewähren und ihnen die Sicherung gegenüber einer Ausnützung des Privatmonopols zur Bereicherung der Bergwerksbesitzer angliedern.

Zu diesen allgemeinen Gesichtspunkten treten dann vielfach noch spezielle wirtschaftliche Interessen der bereits bestehenden Staatsbetriebe. Die Staatsbahnen haben naturgemäß den Wunsch, sich von der privaten Kohlenproduktion durch den Betrieb staatlicher Bergwerke unabhängig zu machen und sich den Bezug dieses wichtigsten Rohmaterials zu verbilligen. In Deutschland wie in Australien — den beiden Ländern, in denen wichtige Schritte auf dem Wege zur Bergwerksverstaatlichung getan worden sind — hat man denn auch zunächst Kohlenbergwerke für Zwecke der Staatsbahnen erworben; in Australien ging man übrigens in dieser Richtung noch weiter, indem man auch Waggon- und Lokomotivfabriken sowie Werke zur Herstellung aller für die Bahnen notwendigen Maschinen errichtete und so von dem zentralen Strahlungspunkte der Verstaatlichung aus, der eben durch die Staatsbahnen gebildet wurde, alle erreichbaren Industrien angliederte.

* * *

Noch reiner vielleicht tritt die wesentliche Problemstellung, Staatsmonopol versus Privatmonopol, in jenen anderen Industrien zutage, in denen ein Zeitalter des Konkurrenzkampfes aller gegen alle durch die Bildung von Kartellen oder Trusts abgelöst wurde. In Deutschland und Österreich wäre es z. B. die Zuckerindustrie, die mit in erster Linie als reif für eine solche Verstaatlichung bezeichnet werden müßte, weil eben die wesentlichen Vorteile der Privatkonkurrenz durch die Bildung eines Kartells aufgehoben werden, während die Beseitigung der solchem Kartell anhaftenden Nachteile eines Mißbrauchs der Monopolstellung eben durch den Staatsbetrieb ausgeschaltet werden würde. In Deutschland hat man sich jedoch mit dieser Frage noch nicht entsprechend nahe beschäftigt, man ist sich noch nicht entsprechend klar darüber geworden, daß sich in den meisten Großindustrien ein Zusammenschluß der Interessenten vollzieht, der gewiß notwendig sein mag, um Verschleuderung der Werte in übermäßiger, gegenseitiger Konkurrenz, um Überproduktion und verheerende Krisen zu vermeiden, der aber naturgemäß zu einem solchen Reifezustand führen muß, daß die Verstaatlichung eine leichte und mühelose wird und zugleich s e g e n s v o l l deshalb, weil sie eben den Gefahren des Privatmonopols in restloser und endgültiger begegnet.*)

In Deutschland hat man sich eher mit Staatsmonopolen um rein fiskalischer Gesichtspunkte willen befaßt . . . das Tabakmonopol stand wiederholt in ernster Verhandlung . . . oder Interessen der nationalen Produktion gegenüber dem Auslande waren und sind es auch noch heute . . . wie z. B. gerade jetzt in der Frage der Monopolisierung des Petroleumhandels . . . , welche die Frage der Verstaatlichung auf Gebieten in den Vordergrund schieben, die vielleicht noch weniger reif hierfür sind als andere.

Australien, das mit Deutschland um die Führung der Verstaatlichungsbewegung ringt (alle anderen Staaten der Erde bleiben ja hinter beiden weit zurück), hat das Problem klarer angefaßt und keinen Zweifel darüber gelassen, daß es auf Vertrustung wichtiger Industrien mit Verstaatlichung erwidern

---

*) Siehe die entgegengesetzte Auffassung, dargestellt von einem ihrer berufensten Vertreter, im Artikel von Prof. Liefmann auf Seite 67.

werde, sobald die entsprechenden Industrien zu entsprechender Reife gediehen seien. Schon seit dem Jahre 1906 beschäftigt man sich, von diesem Gesichtspunkte ausgehend, mit den Vorarbeiten zur Verstaatlichung von vier wichtigen Industrien: der Eisen-, Zucker- und Tabakindustrie und des Schiffahrtsdienstes mit Europa; und hätten die australischen Industriellen nicht größere Voraussicht und größere Mäßigkeit als ihre amerikanischen Vorbilder bewiesen, hätten sie öffentliche Herausforderung des Publikums gewagt wie die amerikanischen Trusts mit ihrer Hinaufschraubung aller Preise, so hätte man sich in Australien durchaus nicht mit den utopischen Versuchen einer Zurückschraubung der Industrien zum Zustand der freien Konkurrenz abgequält, sondern eben den klaren Schritt nach vorwärts zum Staatsbetrieb getan. Gerade da die australischen Großindustriellen aber wußten, daß ihnen nicht eine utopische und darum unmögliche Drohung gegenüberstehe, sondern eine verwirklichungsfähige Maßregel, haben sie entsprechende Rücksicht auf die öffentliche Meinung bei der Preisbemessung genommen.

Der australische Staat hat in wieder anderen Beziehungen, auch unabhängig von der Gefährdung der Käuferinteressen, Verstaatlichungen vorgenommen, so in Hinsicht von Gefrierwerken, Schlachthäusern und sonstigen Unternehmungen zur Verwertung und zum Export der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, damit eben diese Unternehmungen im Interesse der landwirtschaftlichen Produzenten selbst großzügig verwaltet werden können. Andererseits hat er durch seine auf Verstaatlichung des Grundes und Bodens hinzielenden Bestrebungen dem Übel des Großgrundbesitzes mit seiner speziell in Australien extensiven, die dichte Besiedelung des Landes verhindernden Betriebsweise ein wirksames Halt geboten.

Diese australische Betrachtungsweise des Problems, welche sich einerseits von rein theoretischer Beurteilung, andererseits jedoch auch vom allzu engen Tagesinteresse fernhält, welche das Problem unter seinem richtigen Gesichtswinkel einer Versöhnung der Werte, die in der Betriebskonzentration einerseits und im Schutze des Publikums gegen Monopolgefahren andererseits liegen, ansieht, wird wohl über kurz oder lang auch die der führenden europäischen Staaten werden müssen.

Unter diesem Gesichtspunkt lautet die Problemstellung im wesentlichen so: Hat sich in einer Industrie ein Privatmonopol gebildet — sei es, daß dieselbe gänzlich von einem Kartell oder Trust beherrscht werde, sei es, daß ein solches Unternehmen einen entscheidenden Einfluß auf die Preisstellung auszuüben in der Lage ist? Wenn ja, dann sei der Augenblick, diese Verstaatlichung vorzunehmen, gekommen, wenn nein, dann sei abzuwarten, bis dieser Grad durch die natürliche Entwicklung erreicht wäre.

* * *

Der Verstaatlichungsbewegung parallel, jedoch mit weniger Schwierigkeiten kämpfend und im einzelnen, in Europa zumindest, erfolgreicher, ist die V e r s t a d t l i c h u n g s bewegung vorgegangen. Noch vor einigen Jahrzehnten sind in sämtlichen europäischen Großstädten die Verkehrmittel, die Beleuchtung, die Nahrungsmittelversorgung und vielfach auch die Wasserwerke in privaten Händen gewesen, und bedeutungsvolle soziale Interessen wie die Abwanderung der Stadtbewohner aus dem überfüllten Stadtinnern in die hygienisch günstigeren Vororte haben unter der rein privatwirtschaftlichen, auf entsprechende Gewinne in erster Linie bedachten und darum

zur Festhaltung an hohen Tarifen gezwungenen Wirtschaftspolitik dieser Gesellschaften schwer gelitten.

Die englischen Großstädte Glasgow und London waren es zuerst, welche mit Verstadtlichung der Verkehrsmittel vorangingen und auf Grund der ausgezeichneten hiermit erzielten Ergebnisse die wirtschaftliche Initiative der Stadtverwaltungen auf alle anderen öffentlichen Dienste und vor allem auch auf die Lösung der Wohnungsfrage ausdehnten *). Auf dem Festlande von Europa hat sich die gleiche Entwicklungstendenz vor allem in Wien durchgesetzt, und zwar wurde sie dort von einer kleinbürgerlichen Bewegung der christlich-sozialen Partei, getragen, die eben begriff, daß auch die Interessen des Kleinbürgertums unter der privatwirtschaftlichen Leitung der öffentlichen Dienste ebenso litten wie die der Arbeiterschaft.

In Wien begnügte man sich übrigens bekanntlich nicht mit der Verstadtlichung der Straßenbahnen, der Gaswerke und teilweise auch der elektrischen Werke (für Beleuchtungs- und Kraftzwecke), sondern richtete auch städtische Leichenbestattung, städtische Sparkassen und Lebensversicherungen, eine Brandversicherung durch das Land Niederösterreich und ein städtisches Brauhaus ein, im wesentlichen mit gutem finanziellen Erfolge **), jedenfalls zum Wohle der Stadtentwicklung.

Mit minderem Erfogle hat man sich in Wien um die Lebensmittelversorgung durch städtische Initiative bemüht; das Problem war lokal schwieriger, weil eben die herrschende Partei sich gerade auf das Kleinbürgertum stützte und eine durchgreifende Regelung der Lebensmittelversorgung die Interessen der Bäcker, Fleischhauer, Milchhändler usw. allzusehr geschädigt haben würde. Interessante Versuche wurden jedoch mit städtischer Brotversorgung in Budapest unternommen.

Jedenfalls zeigen diese Versuche, daß die planmäßige Initiative der Stadtverwaltungen in all diesen Beziehungen den schweren Problemen, wie sie mit der Zusammenpferchung von Millionen in den modernen Großstädten verbundens ind, mit einem gewissen Erfolge zu begegnen vermag. ***)

* * *

Gegenüber diesen großen Verwirklichungen der Verstaatlichungs- und Verstadtlichungsbewegung treten die Erfolge der G e n o s s e n s c h a f t s b e w e g u n g als dritter Möglichkeit des Kollektivbetriebs zunächst noch in den Hintergrund. Wirklich ausgedehnten Erfolg haben (zunächst in England, dann auch in Deutschland, Frankreich und Belgien) die Konsumvereine erreicht, aber sie erstrecken ihre Wirksamkeit doch nur auf einen relativ beschränkten Kreis des allgemeinen Wirtschaftslebens. Die Produktivgenossenschaften selbst haben sich im wesentlichen nur im Anschluß an die Konsumvereine, speziell in England, entwickeln können; in der freien Industrie waren sie dem Kampfe mit den übermächtigen Kapitalmächten, die sich ihnen entgegenstellten, nur in vereinzelten Fällen gewachsen.

Günstigeres mag von den landwirtschaftlichen Genossenschaften, vor allem denen Dänemarks und nach dänischem Muster auch anderer Länder,

---

*) Siehe meinen Aufsatz in der Januarnummer: Über das Großstadtproblem.

**) Siehe meinen Aufsatz in der Februarnummer 1912.

***) Siehe Näheres hierüber in den ausgezeichneten Materialsammlungen der „Annales de la régie directe“, herausgegeben von Prof. Milhaud (Genf), Präsidenten des Inst. f. intern. Aust. fortschr. Erf.

von der Maschinenverleihung, dem genossenschaftlichen Molkereibetrieb, dem genossenschaftlichen Vertrieb landwirtschaftlicher Produkte gesagt werden.

Die Genossenschaftsbewegung hat gewiß in vielen Einzelfällen Wertvolles geschaffen: ihre wesentliche Rolle besteht aber trotz alledem in der Erziehung wichtiger Personengruppen zur konkreten Erfassung des kollektivwirtschaftlichen Problems und zur planvollen und maßvollen Leitung kollektivwirtschaftlicher Betriebe.

Die Umwälzung des Wirtschaftslebens selbst in seinen großen und entscheidungsvollen Gesichtspunkten geht viel mehr — das kann für den unparteiischen Beobachter wohl kaum zweifelhaft sein — von den öffentlichen Gewalten, von Staat und Städten als von den Genossenschaften aus; die weiteren Ausblicke auf die Zukunftsgestaltung des Kräfteverhältnisses zwischen Kollektiv- und Einzelbesitz der Produktionsmittel müssen sich nach dieser Richtung hin wenden. Diese Verschiebung der beiderseitigen Einflußsphären ist gewiß keine rasche; viele Jahrzehnte mögen vergehen, ehe sich ein wirklich bedeutender Umschwung feststellen läßt; aber große geschichtliche Entwicklungen brauchen eben mehr Zeit als die Ungeduld des einzelnen, der Großes in seine eigene kurze Lebensdauer zu bannen naturgemäß wünschen muß, es gerne zulassen möchte. Wie langsam jedoch auch die Entwicklung vor sich geht, zweifellos ist, daß heute ein ganz wesentlich größerer Anteil am allgemeinen Wirtschaftsleben den Staats- und Stadtbetrieben zukommt als vor zwei Jahrzehnten, und ebenso zweifellos ist, daß diese Entwicklung noch nicht zum Stillstand gekommen ist, daß eine wahre Entwicklungstendenz zum Kollektivbetrieb vorliegt.



KORRESPONDENZEN

GENOSSENSCHAFTSWESEN

HENRI MORO, GENF: DER WAHRE BEHERRSCHER DES WIRTSCHAFTSLEBENS.

DER neue König war im vergangenen Jahrhundert der „Staatsbürger". Aber schon meldet sich ein Nachfolger, der K ä u f e r. Er feiert sein Erwachen langsam. Wie der Prälat von Boileau, öffnet er langsam sein Auge; schließt es wieder, reckt sich und nickt noch einmal ein. Aber ihn kitzelt der Stachel: das Dornige einer täglich schwerer zu erschwingenden Existenz.

Wenn die anwachsende Teuerung es ist, die dem Käufer das Bewußtsein seiner verkannten Rechte und seiner schlummernden Stärke gibt, müßten wir ihr eigentlich gewissermaßen dankbar sein.

Bis wann werden wir Käufer, wir Konsumenten die willigen Opfer, die Ausgesogenen bleiben? Auf der einen Seite bereichern sich die Produzenten, verbinden sich die Kapitalien zu Kartellen und Trusts, schreiben Preise nach ihrem Gutdünken vor und schreien Zeter und Mordio, wenn man ihren angemaßten Rechten widersprechen will .... Und auf der anderen Seite die Arbeiter, die kleinen Angestellten — die feindlichen Mitarbeiter der Kapitalisten —, die sich zur Verteidigung zusammenschließen, Forderungen aufstellen, auf den Tisch schlagen und kleine Erfolge davontragen. Man versichert mir, daß die Ansprüche, die sie machen, mit zu der allgemeinen Teuerung, über die ich mich beklage, beitragen. Da muß ich freilich den Mund halten....

Aber trotzdem möchte ich endlich doch auch mal w i s s e n, mich auch verteidigen. Denn wie der Soziologe Gide sehr richtig sagt: „Trotzdem, daß der Konsum theoretisch der Produktion überlegen ist, sieht man den Staat sich doch immer nur mit dem Interesse des Produzenten beschäftigen. Auch sind alle sozialen Kräfte nur zugunsten der Produzenten organisiert und koalisiert; sie allein scheinen überhaupt Rechte zu haben" *).

Man kann die Klage weiter verfolgen: Wer trägt denn schließlich und endlich die Kosten von diesem Kampf zwischen Unternehmern und Proletariern? Der Kunde. Er gleicht jenen unschuldigen und unglücklichen Völkern, auf deren Territorien und auf deren Unkosten die Kriegführenden von einst die Händel der Fürsten austrugen....

Der Kampf wütet ja nicht bloß zwischen der kompakten Arbeiter- und Arbeitgeberwelt. Sie bekämpfen sich ja erst recht u n t e r e i n a n d e r. Das Prinzip der unbeschränkten Freiheit (so verführerisch in der Theorie) hat eine grenzenlose Konkurrenz heraufbeschworen (in der Praxis recht abscheulich).

---

*) Gide, Die Genossenschaftsbewegung (La coopération, p. 214).

„Die Kundenschaft ist der Einsatz des Kampfes“ *). Der Kampf setzt sich fort, indem er dem Käufer eingebildete Bedürfnisse erregt, seine Vergnügungssucht bestärkt, ihn zu Luxus und Bluff verführt, da er ihn in der Falle unerhörter Wohlfeilheit fängt, welcher natürlich die Qualität des Produktes zum Opfer fällt. Und die Fälschung ist das letzte Wort im Kampf. Wenn man nicht mehr durch Reklame, Billigkeit der Ware und durch die Kunst, sie zu präsentieren, durchdringt, gibt es nur noch eine Zuflucht, d. i. mit der Ware zu betrügen, nicht zu geben, was man zu geben vorgibt“.

Und wer zahlt ferner die Spesen, die durch die Vielfältigkeit der Unternehmungen erfordert werden, wenn nicht der Käufer?

Aber noch eine andere, verstecktere, nicht weniger gefährliche Art der Konkurrenz schädigt ihn: Sie drückt automatisch auf die Löhne, ersetzt die qualifizierte Arbeit durch die unqualifizierte, zerstört das gelernte Handwerk und begünstigt das Elend der Heimarbeit.

Auf den Käufer fällt ein dreifacher Gegenschlag: Einerseits werden die Arbeiterforderungen immer erbitterter und die ganz vorübergehende Wohlfeilheit des Gegenstandes kündigt den Hellersehenden nur ein baldiges und umso empfindlicheres Hinaufschnellen der Preise an. Dabei ist das Erzeugnis dieser nach dem Aufruhr bebenden, von Hunger entkräfteten Hände durchaus minderwertig. Und endlich — da so oft in hygienisch verdammungswürdigen Verhältnissen geschaffen — der Träger von Keimen aller Krankheiten, die sich dem Schweiß des Menschentieres vermischen, das unser kaufendes Entgegenkommen „ausbeuten“ half.

Um diesen Krebsschäden des übermächtigen Kapitalismus zu begegnen, dem wir zu erliegen drohen, diesen Krebsschäden des brudermörderischen Kampfes innerhalb der eigenen Klassen, wo der ohnmächtige Kunde von zwei Seiten getroffen wird, hat man die Verstaatlichung vorgeschlagen. Doch lassen die bisher gemachten Erfahrungen auch hier viele Bedenken erscheinen.

Es bliebe uns also nur übrig, zu „klagen“?

In meiner Verzweiflung eines Käufers liebe ich es, die Ironie des Ökonomisten Gide in mich einzuschlürfen; seine Worte sind Galle, aber sie regen an. Gide schreibt: „Der Konsument unserer Wirtschaftsorganisation wäre die treffendste Verkörperung der Barmherzigkeit, von der uns der Apostel Paulus ein so prächtiges Bild entwirft: „Die Barmherzigkeit ist geduldig, sie ist voll Güte; sie sucht nicht ihren Vorteil, sie verliert nicht ihre Haltung, sie argwöhnt nicht, sie entschuldigt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, — wenn nicht dieser einzige Unterschied wäre, daß die Barmherzigkeit, von der St. Paulus spricht, nicht dumm ist, während der Konsument es ist.“

Aber wer ist denn eigentlich stärker als der Käufer? Produziert man doch nur, damit er kauft. Er gibt letzten Endes der Ware ihren Wert. Wie hoch würdet Ihr eine Ware einschätzen, die keiner haben wollte, wieviel sie auch immer an Rohmaterialien und Arbeit dem Fabrikanten gekostet haben mag? Die Mißachtung des kaufenden Publikums ist der Ruin; einzig und allein, daß es an etwas einen Narren frißt, macht reich.

Man hat in diesen letzten Zeiten sehr viel von Käuferstreiks gesprochen, meiner Meinung eine unanwendbare Prozedur. Abgesehen davon, daß viele Gegenstände unbedingt notwendig sind oder es zu sein scheinen, ist die Masse der Käufer viel zu schwerfällig, ungleich, unbewußt, als daß man sie zu einer solchen Taktik organisieren könnte.

---

*) Deslandres, Der Käufer, seine ökonomisch-soziale Rolle (Paris, Alcan 1911).

Aber nichtsdestoweniger ist es möglich, unter den Käufern eine wohldisziplinierte, tatkräftige Elite herauszufinden. Ihre latente Kraft ist eine solche, daß sie nicht notwendig hätte, zum Streik zu schreiten. Es genügte, daß sie spräche, ihren Willen ausdrückte.

Diese Elite hat sich schon zusammengetan, mit etwas abgesonderten Gesichtspunkten, das ist richtig; und hat glückliche Resultate erzielt. . . . Wir werden davon noch sprechen.

Vorläufig wolle man mir erlauben, die Aktionsmöglichkeiten der „denkenden" Käufer zu skizzieren.

Gegen das kapitalistische Monopol könnten sie sich auf doppelte Weise verteidigen. Erstens, indem sie es nicht begünstigten. Wer machte denn dieses Phänomen der Zentralisierung aller verkäuflichen Dinge in großen Kaufhäusern und — da der Verkauf zentralisiert wird, auch der Zentralisierung der Fabrikation — möglich, einträglich — w i e einträglich ! — wenn nicht die Kunden? Ihr Haufe drängt sich in den Universalbazaren, während der Kleinkaufmann vergessen vegetiert und der einzelne Handwerker ausstirbt.

Es sieht aus, als widerspräche ich mir jetzt. Erst ist mir die Konkurrenz zuviel und jetzt wieder zu wenig. Die Alten sagten, daß das Gute in der Mitte liege. Und so denken alle Weisen. . . .

Und so ist es denn nicht die Ausschaltung, sondern die Regelung der Konkurrenz, was mir wünschenswert erscheint. Um sie herbeizuführen aber braucht es der Dazwischenkunft, der Amtswaltung der organisierten Kundenschaft. Sie kann je nach Geschmack und Anschauung handeln, sei es durch weitgehende Bevorzugung des Kleinbetriebs, sei es direkt durch Vergenossenschaftung.

In der Schweiz z. B. hat dieses Vorgehen hervorragende Resultate geliefert.

* * *

Aber wie oft ist nicht der Käufer mit dem Unternehmer aufs engste liiert, fast unbewußt, möchte man sagen, jedenfalls, ohne von seiner neuen Macht Gebrauch zu machen? Wenn er nämlich Aktien kauft und aus Nachlässigkeit oder Schüchternheit nicht innerhalb seiner Kräfte auf die Geschäftsleitung Einfluß nimmt, steht er sich ganz ungeheuer im Licht. Wie oben, ist auch hier der Widerspruch nur scheinbar. Wenn der Aktionär sich erinnerte, daß er immer doch mehr Kunde als Fabrikant bleibt; wenn er nicht vergäße, daß die Machenschaften „seiner Affäre" — die er akzeptiert, die er unterstützt — zu anderen Affären leitet, denen er wieder zum Opfer fällt; wenn er überhaupt den Sinn der Solidarität besäße, würde er (schon aus Interesse) gegen die kapitalistischen „Sitten" vorzugehen beginnen. — Ich kann dies alles nur kurz andeuten.

Die Rolle des Käufers kann unmittelbarer, leichter, praktischer einsetzen angesichts der sogenannten Arbeitskonflikte. Weiter oben habe ich auseinandergesetzt, wie er in Wahrheit unter diesen Kämpfen zu leiden hat, denen er sich ferne wähnt.

Und die Kämpfenden haben so gut verstanden, daß er, der Käufer, die ausschlaggebende Rolle spielen müsse, daß sie ihn als Schiedsrichter anzurufen pflegen.

Das französische Gesetz vom 27. Dezember 1892, welches nach versuchter Aussöhnung durch den Friedensrichter ein Schiedsgericht vorsieht, gab recht armselige Resultate. In 15 Jahren war die Durchschnittszahl der Rekurse vor

oder nach Arbeitseinstellung 24,57 %, bloß 729 friedliche Lösungen kamen auf 9032 Streiks, d. i. 7,7 %. Etwas, aber lange nicht genug. Und die ganze Sache harrt eben doch noch — des K u n d e n. Verschiedene Wirtschaftspolitiker, unter anderen Deslandres, gehen so weit, seine Aufgabe für die maßgebende zu halten, während die des Staates nur eine Zutat sein könne: Weil, sagt Deslandres, es Fälle gibt, wo der gesetzliche Anschein gewahrt ist (wie bitter auch der Konflikt, wie schwer der Druck nach unten und wie außerordentlich die schwebenden Forderungen sein mögen) und der Staat nicht sehen, nicht einschreiten k a n n. Oftmals auch spielt der Kampf, unter dem die Käufer leiden und den sie beizulegen hätten, zwischen zwei Industriellen .... Der Staat kann nur zusehen.

„Möge der eine von ihnen", schreibt Deslandres (der eine Unternehmer), „zu einer Produktionsmethode oder einer Arbeitseinteilung übergehen, die das Gewerbe aus den Angeln hübe, die seinen Konkurrenten, welche nicht ihrerseits gleiche Methode oder Einteilung mitmachen wollten oder könnten, das Leben unmöglich machte, den Staat geht es nichts an. Der öffentliche Friede ist nicht gestört, die Produktion nicht unterbrochen; das Publikum weiß sich in seinen Interessen nicht bedroht, es wird irgendwo unter gleich und gleich gekämpft. Ist dies nicht das tägliche Brot im industriellen und kommerziellen Wettbewerb?"

Der Staat schweigt still, und doch kann der Konflikt entsetzlich sein, das Schicksal des Proletariats kann von seinem Ausgang abhängen. Denn oftmals eröffnet ein solcher Fabrikant den Kampf gegen seine Mitfabrikanten, indem er Akkordlöhne einführt, wo man früher nach der Stunde arbeitete; indem er Frauenarbeit einführt; eine Auslegung des Gesetzes erlangt, um Sonntags arbeiten oder die Ruhezeit verschieben zu können; man arbeitete nur des Tages, er läßt nachts arbeiten, man arbeitete nur in der Fabrik; um die Löhne zu drücken, läßt er sich auf Heimarbeit ein. So kann ein Konflikt unter Unternehmern vielleicht für die Arbeiter ebenso gefährlich sein wie die erbittertste Streitigkeit zwischen einem Arbeitgeber und seinen Angestellten.

„Für den Staat ist es ein Fall der freien Konkurrenz."

Aber man begreift, daß die Käufer nicht zur gleichen Passivität verurteilt sind. Denn sie können ihre Kundschaft dahin tragen, wo es ihnen beliebt.

Die Nützlichkeit einer bewußt zusammengeschlossenen Elite von Käufern, wie z. B. die verschiedenen Käuferligen sie darstellen, kann daher nicht verkannt werden. Ich werde später noch Gelegenheit haben, zu erwähnen, wie sie einzutreten und auszugleichen verstanden, indem sie die Wage von Proletariat und Patronat richtig zu halten wußten.

Dabei muß ich einschalten, daß ich von der endlichen positiven Anteilnahme der Käuferschaft an den ökonomischen und sozialen Fragen keineswegs meine, daß sie revolutionär wirken würde. Die große Masse ist, solange sie kaltes Blut bewahrt, durchaus nicht draufgängerisch; sie ist vorurteilslos; sie denkt billig. Reich und Arm sind Käufer, sowohl Bürger als auch Arbeiter sind es. Vorausgesetzt, daß wirklich die Käufer intervenieren, alle Käufer (deren Sinn für ihre Macht und ihre Mission es zu öffnen gilt) — und diese Voraussetzung erscheint mir durchaus nicht verwirklichungsunfähig — kann die Aktion des Publikums eine tief versöhnende werden. Der soziale Friede ist im eigensten Interesse des Käufers. Er wird also trachten, ihn zu sichern.

Und dann, was vermöchte der Staat ohne seinen guten Willen und sein Einverständnis? Was nützt ein Gesetz, das der öffentlichen Meinung unver-

ständlich bleibt, das sie nicht sanktioniert? ... Ein Gesetz, das sie nicht vorbereitet, ja, förmlich ihren gesetzgebenden Vertretern eingeflüstert hat? Mir erscheint die Käuferaktion als ein wahrhaft demokratischer Fortschritt. Er verwirklicht eine ganze Seite jener gesunden Demokratie, die wir wünschen.

Wir können schließlich voraussehen, daß dem kapitalistischen Monopol früher oder später das staatliche folgen wird. Dieses wird kaum weniger Gefahren in sich bergen für den unorganisierten, seiner Rechte sich nicht bewußten Käufer.

Der Gewählte wird Unternehmer, der Wähler Kunde und manchmal Angestellter. Den einen ist eine neue Mission zugefallen; den anderen eine neue Verantwortlichkeit, die ihre innersten Interessen berührt: Diejenige, zu wählen, aber nicht mehr Politiker zu wählen, sondern Sachkundige. Man kann ein ausgezeichneter Politiker sein, ohne vom Geschäft was zu verstehen.

Und das könnte vielleicht unsere Wahlsitten erneuern: Die Sorge darum, Administratoren zu wählen und nicht mehr Redner.

Jeden Tag macht diese Idee des Staatsmonopols Fortschritte; jeden Tag müßte sich der Wähler vervollkommnen, der sich vom Bürger zum Käufer bildet. Hatte ich nicht recht zu sagen, daß der Käufer ein neuer König sei? — Aber es gab Taugenichtse von Königen und um die Ordnung von morgen stünde es schlimm, wenn der Wähler ihnen gliche.

Es würde für den Bürgerkäufer nicht genügen, seine Erwählten auszusuchen; er müßte auch überwachen. Und er müßte sich aussprechen.

Wird er denn nicht zugleich Käufer und Aktienbesitzer sein? Entweder die Verstaatlichung wird die unmittelbare Verwirklichung der Demokratie oder sie wird die unerträglichste Regierungsform von allen sein.

* * *

Es ist nun interessant zu sehen, daß bei dem allmählichen sozialen Erwachen, das sich vollzieht und das auch mit einer Elite der Käuferwelt geschah, diese sich zuerst ihrer Pflichten bewußt geworden ist.

1. Am Eintreten einer toten Saison tragen die Einkaufsmethoden der Kundenschaft die Hauptschuld; sie selbst verursacht die Arbeitslosigkeit, das Elend, die Unsicherheit der Beschäftigung, den Wechsel im Personale usw. Eine andere Einteilung des Einkaufs könnte all dem abhelfen.

2. Die Mode, diese beklagenswerte Krankheit, die um hinfälliger Interessen willen fortwährend die Bedingungen und die Organisation sowohl der Heim- als auch der Fabrikarbeit ändert, gibt diesen toten Geschäftszeiten ihre besondere Bitterkeit.

3. Der unersättliche und immer noch zunehmende Wunsch nach der Wohlfeilheit hat auch seine Gefahren; das ständige Handeln, das auf den Verkäufer eine Pression ausübt, welcher gerne oft große Opfer brächte, um eine anspruchsvolle, aber gut zahlende Klientel zu bewahren.

4. Der wachsende Zuspruch, dessen sich die Schleuderware mit ihrem Talmiglanz erfreut, ist überaus bedenklich. Man zieht das Neue dem Soliden vor und verdirbt das Arbeitermaterial.

Der Mißgriffe können viele aufgezählt werden, die freilich mehr mit sozialen Gesichtspunkten, als mit dem Eigeninteresse des Käufers zu tun haben.

Ich kann nur auf das Buch M. Deslandres „l'Acheteur“ verweisen, um diesen höchst interessanten und brennenden Stoff in seinen Einzelheiten zu

erschöpfen. Es schildert die Richtlinien, die die Käuferligen eingeschlagen haben, um die Produktionsbedingungen zu bessern, indem sie nur bei sogenannten Musterfirmen kaufen, Enqueten über das, was hinter den Fabrikmauern vorgeht, veranstalten und durch die sogenannten „weißen Listen“ ihrerseits für die als gut befundenen Häuser Reklame machen.

Schon sind sie zu sozialen Taten geschritten. Ich möchte an den Konflikt der Firma Cumberland mit der Gewerkschaft der Schneidereiarbeiter des Seine-Departements erinnern oder an den Streik der Schweizer Schokoladefabrik Russ-Suchard oder an den der Kutscher von St. Moritz im Engadin oder den der Goldstickerinnen von Rom; an den Konflikt unter den Bäckermeistern von Dijon hinsichtlich der Sonntagsruhe und an den Streik der Buchdrucker von Dijon — welch alle durch Eingreifen der Käuferligen eine befriedigende Lösung fanden.

Ja, wir alle, die wir kaufen, bilden das neue Königtum mit weitgehender Selbstherrlichkeit und vielen in der Zukunft ganz selbstverständlich werdenden Befugnissen.

Denn es gibt für den Käufer nur zweierlei Schicksal im Lauf dieser Entwicklung unseres Wirtschaftslebens: Entweder die Herrschaft an sich zu reißen oder in die dumpfeste Sklaverei zu versinken.



CHRONIK

EINE Genossenschaftsbank der Trade-Unions: Die englischen Gewerkvereine haben eine genossenschaftliche Bank gegründet und deren Sitz mitten in der Londoner City in Lombard-Street aufgeschlagen. Die englischen Gewerkvereine haben in der Tat lange schon das Bedürfnis gefühlt, im Augenblick großer Streiks entsprechende Summen zur Unterstützung der Streikenden zur Verfügung zu haben und im Vorjahre, angesichts des Transportarbeiterstreiks, war die Schwierigkeit, augenblicklich große Summen flüssig zu machen, auch für die überaus mächtigen Verbände scharf in Erscheinung getreten. Die neue Genossenschaftsbank soll insbesondere diesem Bedürfnis der Liquidierung von Summen für solche Kampfzwecke dienen.

Die Bank wurde mit einem Kapital von 2 Millionen Mark, geteilt in 10 000 Aktien zu je 200 Mark, konstituiert. Die Besitzer, das sind überwiegend die Gewerkvereine, sollen jedoch bloß eine entsprechende Verzinsung der Aktien erhalten, die Geschäftsgewinne werden unter die Kunden der Bank verteilt, ähnlich wie bei einem Konsumverein.

Die englischen Gewerkvereine haben ein Vermögen von 160 Millionen Mark und einen jährlichen Geldumsatz von 100 Millionen. Wesentliche Beschäftigung der Bank in ordentlicher Friedenszeit wird es sein, diese Summen in entsprechender Weise zu fruktifizieren. Im übrigen wird sie auch allgemeine Kundschaft anzuziehen versuchen, sowie die Ersparnisse der Arbeiterklasse entsprechend zu verwerten sich anschikken. Es wird beabsichtigt, Sparein-

lagen mit 3—4%, also für englische Verhältnisse sehr hoch, zu verzinsen.



Die dänischen Buttergenossenschaften zählen 170 000 Mitglieder und stellen den erfolgreichsten Versuch landwirtschaftlicher Genossenschaftsbildung dar. Nicht bloß jedoch durch ihre Ausdehnung sind sie bemerkenswert, sondern auch durch das musterhafte Ineinandergreifen von wissenschaftlicher Theorie und aufmerksamer Praxis, das sie in ihren Werkstätten wie vor allem auch durch Anweisungen bei den Bauern selbst zuwegegebracht haben. So wird vorgekehrt, daß neuerbaute Ställe der Genossenschaft stets gegen Osten liegen und Luft und Licht durch weite Fenster erhalten. Strikteste Reinlichkeit sorgt für Abfuhr der Exkremente, die Nahrung der Kühe wird nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geregelt und in klaren Tabellen den Bauern gezeigt, welchen Nährwert die verschiedenen Stoffe haben, und wie die Ernährung vorzukehren sei, damit die Milch ein Maximum an Butter ergebe und diese Butter von bester Qualität sei. Die Genossenschaften bezahlen die Milch nicht nach dem eigenen Quantum, sondern nach dem Quantum der Butter, das aus ihr hergestellt wird, und so werden die Bauern auch angeleitet, mehr und mehr solche Rinderrassen aufzuzüchten, welche die für Buttererzeugung entsprechendste Milch geben.

Die Genossenschaften lassen die Ställe durch Tierärzte regelmäßig besuchen, sorgen dafür, daß die Stallungen vor der Melkung gelüftet werden, um Fliegen und Staub zu entfernen, und daß die Milch sofort der freien Luft entzogen wird, um Verunreinigung zu vermeiden.

S. Dircksen.



Ein Universitätskonsumverein in England: Die Universität Dublin ist an die Errichtung eines Konsumvereins für ihre Professoren und Hörer herangetreten. Alle für den Universitätsbedarf notwendigen Artikel sollen verkauft werden: Nahrungsmittel, Materialien für Spiel und Sport der Universitätsjugend usw. Man hofft, daß der Verein durch Ermäßigung der für das Universitätsleben notwendigen Kosten im Endeffekt einer allgemeinen Stipendienverteilung gleichkommen wird, sowie anderseits, daß er als ein Laboratorium für praktische Genossenschaftspolitik dienen wird.

POLITISCHE STRÖMUNGEN

GUSTAVE HERVÉ, PARIS *): FÜR EIN BÜNDNIS DER BÜRGERLICHEN UND SOZIALISTISCHEN DEMOKRATIE.


IE französische Republik hat in den 43 Jahren ihres Bestandes dreimal einen Verteidigungskampf gegen chauvinistische Volkswallungen zu führen gehabt, erst im Jahre 1877, dann vom Jahre 1887 bis 1889 gegen den Boulangismus und endlich 1898—99 gegen die in der Dreyfusaffäre entfesselten antisemitischen Leidenschaften.

Alle drei Male wurde diese Bewegung durch ein Bündnis aller fortschrittlichen Gruppen im französischen Volke gebrochen. Auf die Krise des Jahres 1877 folgte die Errichtung der weltlichen Schule, auf den Boulangismus die Herabsetzung der militärischen Dienstzeit auf drei Jahre, auf die antisemitische Kampagne aus Anlaß der Dreyfusaffäre die Auflösung der geistlichen Orden, die Trennung von Kirche und Staat und die Einführung der zweijährigen Dienstzeit.

Speziell diese letzten Reformen sind von dem auch außerhalb Frankreichs bekannt gewordenen Block der Linken, d. i. von der aus der bürgerlichen Linken und der sozialistischen Partei gebildeten Parlamentsmehrheit, durchgeführt worden; die Ministerien Waldeck-Rousseau und Combes wurden von ihr getragen.

Dann kam der Bruch.

Der unparteiische Geschichtsschreiber muß zugeben, daß die Schuld an der sozialistischen Partei gelegen war; ihr intransigenter Flügel veranlaßte den internationalen Sozialistenkongreß zu Amsterdam im Jahre 1904 zu seinen bekannten Beschlüssen gegen die Teilnahme des Sozialismus an bürgerlichen Regierungen. Die deutsche Sozialdemokratie war es vor allem, welche damals ihr Schwergewicht für diese Beschlüsse in die Wagschale warf: die Mehrheit der französischen Partei gehorchte, löste das Bündnis mit der bürgerlichen Linken und vereinigte sich mit den von Guesde geführten Intransigenten zur „geeinigten sozialistischen Partei“. Innerhalb derselben entwickelte sich dann eine radikale antimilitaristische Gruppe, die häufig nach meinem Namen als „hervéistische“ bezeichnet wurde und auf dem sozialistischen Parteikongreß in Nancy im Jahre 1907 die Annahme ihres Antrages, eine Kriegserklärung eventuell sogar mit bewaffnetem Widerstand zu verhindern bzw. zu beantworten, erzielte. Auch die Gewerkvereine, die sich im Allgemeinen Arbeiterverband zusammengeschlossen hatten, gaben sich diesen Stimmungen hin und die leidenschaftlichen Reden ihrer Führer, die wiederholten Aufstandsversuche und vor allem die zwei großen Streik-

*) Gustave Hervé ist bekanntlich lange Zeit Führer jener revolutionären Bewegung innerhalb der französischen Arbeiterschaft gewesen, welche den Antimilitarismus in den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen stellte. Es ist für den Umschwung im Gefühlsleben der französischen Arbeiterschaft, der sich in den letzten Monaten vollzogen hat, überaus charakteristisch, daß Hervé selbst der nach ihm benannten „hervéistischen“ Bewegung den Rücken kehrt und nun für Zusammengehen der sozialistischen Arbeiterparteien mit den Parteien der bürgerlichen Linken eintritt. Wir glaubten darum, einen Auszug aus seinen Ausführungen in der Novembernummer der „Documents du Progrès“ auch den Lesern unserer deutschen Ausgabe vorlegen zu sollen. Die Red.

bewegungen der Staatsangestellten (Post- und Eisenbahnangestellten) erweckten in den Kreisen der bürgerlichen Linken Bestürzung und Abscheu. Die von den Sozialisten veranlaßte Lösung des Blocks wurde nun zur innerlichen Scheidung.

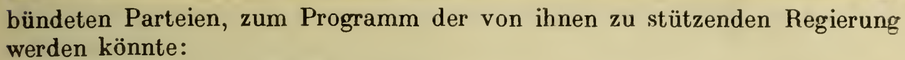
Auf bürgerlicher Seite waren es vor allem zwei Männer, welche die Kluft zwischen den beiden Gruppen vertieften, Clémenceau, der in seinem leidenschaftlichen Individualismus, seinem Unverständnis der soziologischen Grundlage der sozialistischen Lehre alles tat, um die Arbeiterpartei zurückzustoßen, und Briand, früher selbst ein Verkünder der Generalstreiksidee und für kurze Zeit Mitglied der geeinigten sozialistischen Partei, dann Minister und als solcher Verfolger der Arbeiterorganisationen. Er hat allzu häufig Personen, die seine eigenen Ideen von ehedem verkündigten, ins Gefängnis werfen, Gewerkvereine, welche seine eigenen, früheren Generalstreiksideen zu verwirklichen suchten, als Aufrührer behandeln lassen; gegen ihn als Verräter an der eigenen Sache richtete sich der Haß der sozialistischen Partei und da ihm die bürgerlichen Parteien als dem Beschützer des Staates gegen Eisenbahnerstreik und Aufruhr zujubelten, wurde die Verbitterung immer stärker . . . . in eben diesem Kampfe gegen den Sozialismus vollzog sich eine Annäherung der bürgerlichen Linken an das Zentrum, von dem die Wahl Poincarés zum Präsidenten der Republik ausgegangen und auf das sich das Ministerium Barthou mit seinen nationalistischen Bestrebungen stützte.

Aber die Unternehmungen der neuen Machthaber ließen doch allmählich die Besinnung in den Kreisen der bürgerlichen Linken wiederkehren. Als Millerand Du Paty de Clam, der einer der Hauptfeinde Dreyfus's gewesen war, auf seinen Dienstposten zurückführen sollte, erhob sich so einstimmiger Widerspruch, daß Millerand scheiden mußte. Die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit begegnete einer starken Opposition und bei den entscheidenden Abstimmungen stand die Mehrheit der bürgerlichen Linken auf Seite der sozialistischen Partei; nur die Verbindung einer Minderheit der Radikalen mit dem Zentrum und der Rechten bildete jene Mehrheit für das Gesetz, die bei den delikatesten Abstimmungen nur einige Stimmen betrug.

Die Versuche der Regierung, den Bischöfen in der Frage der Schulbücher entgegenzukommen, die Wiedereinführung der Karfreitagsfeier auf französischen Kriegsschiffen in fremden Häfen und andere Maßregeln erweckten die antiklerikale Stimmung zu neuer Kraft und allseits in den Reihen der radikalen Partei forderte man stürmischer und stürmischer den Bruch des Bündnisses mit dem Zentrum und der Rechten, die Beseitigung des Ministeriums Barthou und seiner nationalistischen Politik und die Neuerrichtung des Bündnisses mit der sozialistischen Partei zum Zwecke der Verwirklichung eines weitausgedehnten sozialistischen Reformprogramms und einer von friedlichen Gesichtspunkten geleiteten Politik in militärischen und auswärtigen Fragen.

Der radikale Parteikongreß in Pau hat ja, wie auch die Tagesblätter berichteten, gezeigt, daß die überwiegende Mehrheit der radikalen Partei — und sie besitzt heute noch die Mehrheit im Senate und die Hälfte aller Sitze in der Deputiertenkammer zusammen mit den Sozialisten eine große Mehrheit in den gesetzgebenden Körperschaften — für diese Rückkehr zu den Traditionen der ersten Jahre des 20. Jahrhunderts gewonnen ist.

Im nachstehenden will ich versuchen, ein Reformprogramm zu skizzieren, das, auf der mittleren Linie zwischen der bürgerlichen Linken und der sozialistischen Partei gelegen, sehr wohl zum gemeinsamen Programm der ver-



bündeten Parteien, zum Programm der von ihnen zu stützenden Regierung werden könnte:

1. Schutz der weltlichen Schule;
2. Fortführung des ökonomischen Programms der bürgerlichen Linken, das nun für einige Jahre unterbrochen wurde: Verstaatlichung der privaten Monopole, Ausdehnung der sozialen Gesetzgebung auf die Gefahren der Invalidität und Arbeitslosigkeit, progressive Einkommensteuer.

Über all das kann eine Meinungsverschiedenheit zwischen den bürgerlichen Linken und dem Sozialismus nicht bestehen, denn all diese Forderungen bildeten ja den Kern des radikalen Programms und sind ihrerseits wieder dem Normalprogramm der sozialistischen Bewegung entnommen.

3. Wiedereinführung der zweijährigen Dienstzeit. Die sozialistische Partei, die sich in der Krise der letzten Jahre zu vollem Verständnis der für Wahrung der nationalen Unabhängigkeit notwendigen Opfer durchgerungen hat, ist andererseits bereit, jeden Kredit für Stärkung der Grenztruppen, Organisation der Reserven, Ausbau der französischen Wehrmacht zu einem wahren System allgemeiner Volksbewaffnung zu bewilligen.

4. Ausgleich mit Deutschland auf Grundlage einer einverständlichen und endgültigen Regelung der elsässischen Frage. Für jeden vorurteilslosen Betrachter ist es ja klar, daß die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen nichts verlangt als vollständige Selbstverwaltung, womöglich mit republikanischer Verfassung, jedoch innerhalb der Grenzen und im Rahmen des Deutschen Reiches.

Die neue, auf das Bündnis der Parteien gestützte Regierung sollte es sich angelegen sein lassen, auf dem Wege friedlicher Verhandlungen die allmähliche Erzielung dieser Gesichtspunkte zu erstreben und durch die Versöhnung der elsässischen Bevölkerung mit den neuen staatsrechtlichen Verhältnissen den nationalistischen Parteien in Frankreich, den Vertretern einer Revanchepolitik jeden Boden unter den Füßen zu entziehen.

Andererseits soll im Verhandlungswege der Abschluß eines Vertrages angestrebt werden, dem zufolge alle zukünftigen Meinungsverschiedenheiten zwischen Deutschland und Frankreich auf schiedsgerichtlichem Wege zu lösen sind, wie dies im Einzelfall der Marokkofrage durch den letzten deutsch-französischen Staatsvertrag ja auch vorgesehen ist.

5. Politische Amnestie gegenüber allen Vergehungen von vor der Zeit des Bündnisses der Linken.

Gewiß mögen sich der Verwirklichung dieses Bündnisses Hindernisse in den Weg stellen; sie mögen einerseits von der guesdistischen Fraktion innerhalb des Sozialismus, die vom Standpunkt des Klassenkampfes aus jedes Bündnis mit den bürgerlichen Parteien zurückweist, herkommen; andererseits mögen auch Schwierigkeiten aus der nicht hinreichend straffen Innenorganisation der bürgerlichen Linken erwachsen.

Auf der anderen Seite läßt sich aus vielen Momenten ersehen, daß die Entwicklung der französischen Politik dem neuen Block zudrängt. Die nach mir benannte hervéistische Fraktion innerhalb des Sozialismus, die früher an dessen äußerster Linken stand, sieht sich im Sinne der geänderten Verhältnisse zu entschiedener Vertretung des Bündnisses mit der bürgerlichen Linken veranlaßt.

Die Gewerkvereine, die eine Zeitlang von revolutionärem Geiste erfüllt waren, besinnen sich auf ihre ökonomischen Aufgaben, welche den Schwesterverbänden Englands und Deutschlands so große Erfolge eingetragen haben. Selbst die guesdistische Gruppe, die ja vielfach den Stimmungen der deutschen Sozialdemokratie folgt, ist durch das Anwachsen der revisionistischen Bewegung in Deutschland milder gestimmt. Auch das Beispiel der Wahlbündnisse in Dänemark, Holland, Belgien und Süddeutschland hat das seinige getan, um den Widerstand gegen den Abschluß eines solchen Bündnisses in Frankreich zu mindern.

Wie stark andererseits die Stimmung für Wiedererrichtung des Blockes innerhalb der bürgerlichen Linken geworden ist, haben wir daran gesehen, daß 140 französische Abgeordnete die Berner Verständigungskonferenz, auf welcher ein Einverständnis mit den deutschen Friedensvereinen gesucht wurde, besucht haben, daß der letzte Kongreß des französischen Freimaurertums, der weltlichen Jugendverbände und endlich der radikale Parteikongreß zu Pau sich alle für den Block ausgesprochen haben.

Auch bei den letzten Kantonalratswahlen hat sich bereits vielfach ganz von selbst, ohne einheitliche Direktiven von den zentralen Leitungen, das Wahlbündnis zwischen der bürgerlichen Linken und der sozialistischen Partei herausgebildet. Allseits ist man sich darüber einig, daß sich für die Kammerwahlen im kommenden Frühjahr ein solches Wahlbündnis als unumgänglich herausstellt, soll nicht die fortschrittliche Mehrheit des französischen Parlaments wirklich zertrümmert werden und den Nationalisten und Klerikalen, die heute nur von der Schwäche der Linken leben, eine wirkliche Machtposition gegeben werden.

Dies Bündnis aber wird geschlossen werden und von der Wahlbewegung wird es aufs Parlament übergreifen, vom Parlament auf die Regierung und von ihr auf die französische Staatspolitik, die endlich wieder im Geiste energischer Sozialpolitik, im Geiste des Pazifismus im Innern und zielbewußter Friedenspolitik nach außen geführt werden wird.



CHRONIK

DIE Forderung eines Ausland-Pflichtjahres: Unter dem vorstehenden Titel hat der Unterzeichnete ein Rundschreiben verfaßt, aus dem mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion der „Dokumente des Fortschritts" hiermit der Schlußteil den Lesern dieser Zeitschrift unterbreitet wird.

In jedem der Länder, die um unser Deutschland herum gelagert sind, und in unserem Vaterlande selbst gibt es Millionen Männer und Frauen, die sich laut und feierlich gegen das Wettrüsten und die gegenseitige Verhetzung der Kulturvölker aussprechen, und die wünschen, daß die Menschheit in Frieden ihre Garben auf dem Felde der Ehre einheimsen könne.

Auf dem Felde der Ehre, das da überall gebreitet liegt, wo nach

Gottes ewiger Satzung Menschen im Schweiße ihres Angesichts, physisch wie psychisch, ihres Lebens Arbeit in Treuen verrichten. Ein Volk aber, das seiner durch edlere Freuden gewürzten Arbeit lebt, kann niemals in Schande untergehen. Die Weltbezwingerin Roma starb ruhmlos in ihren Sünden dahin. Und zerbrochene Säulen, Grabkammern und Inschrifttafeln sind heute fast allein die letzten Spuren von anderen großen Reichen der Vorzeit. Alle hat China mit seiner 6000 jährigen Kultur überdauert; mit Bienenfleiß haben seine Söhne durch zahllose Generationen gearbeitet, um nun eine ungeheuere Tatkraft zu entfalten.

Doch in jeglichem Volk müssen jetzt die meisten fleißige Arbeit verrichten. So wollt denn ihr, die ihr meines Sinnes seid, sie auch hochhalten, die heilige Arbeits-Gemeinschaft der Völker, in der allein das Heil der Welt liegt, und sie zu sichern trachten.

Pflanzt in die Herzen eurer Knaben schon in zartem Alter die Ehrfurcht vor der Arbeit, die Wertschätzung von allem, was Menschenhand und Geist zum Nutzen, zur Freude und zum Segen für Menschen geschaffen haben, und die Verachtung vor dem heute so viele Seelen vergiftenden, einem vielgestaltigen Elend ins Antlitz grinsenden leeren, hoffärtigen Prunk und täuschenden Schein. — Laßt sie später im herrlichen Vaterlande durch Gebirg' und Tal wandern, daß sie an den Brüsten der Allmutter Natur sich satttrinken mögen in der Geist und Körper stählendenMilch eines ungekünstelten, wahrhaft menschlichen Denkens und Empfindens. — Dann endlich führt die gesund an Leib und Seele Herangewachsenen (etwa 13 jährigen, da die meisten Knaben mit 14 Jahren ins Berufsleben eintreten) dem Nachbar im Westen mit den Worten zu: Nimm sie für ein Jahr, gib ihnen einen Platz an deinen Herdstätten in Dorf und Stadt. Sie wollen deine Jugend kennen lernen und lieb gewinnen, und indem deren Sprache, mit der sie sich daheim schon etwas vertraut gemacht haben, in Verkehr und Schule ihnen immer geläufiger wird, wollen sie zusammen von allem reden, was ihren von Rassenhaß freien Sinn in gleicher Weise bewegt. Dafür schicke uns deine gleichaltrigen Knaben zu, daß wir Gleiches mit Gleichem vergelten können. — Und das Bündnis, das unsere Kinder im Herzen, nicht auf Papierfetzen und ohne spitzfindige Verklausulierungen, unter alljährlicher Erneuerung durch die Nachwachsenden schließen werden, wird dann mit der Selbstverständlichkeit eines sieghaften schöpferischen Gedankens in dem Staate der zwiefach mündig Gewordenen allen kulturmörderischen „Ideen“ den Garaus machen und zu einem Frieden zwischen Deutschland und Frankreich und damit von Europa führen, der nicht mehr auf Bajonetten balanciert.

Und so bitte ich euch denn, gleichgesinnte Volksgenossen, mich in meinem Bemühen zur Verwirklichung des hiermit der Öffentlichkeit unterbreiteten sozialpolitischen Plans nachhaltig zu unterstützen. Fordert unablässig in Wort und Schrift, in Versammlungen und in der Presse, vornehmlich auch durch die Verbreitung dieser meiner Flugschrift, das großzügig gedachte, in seiner Ausführung klassisch-einfache, gesetzlich festzulegende und staatlich zu regelnde Ausland-Pflichtjahr für die deutsch-französische Jugend. (Die französische Flugschrift ist auch bereits von mir verfaßt.) Zustimmungserklärungen aus allen Kreisen der Bevölkerung sind mir sehr willkommen.

Schriftsteller *Reinhold Schmidt*,
Boilstädt b. Gotha.



Die Verwaltung von Französisch-Indien: Bekanntlich haben Frankreich und Portugal bis heute eine Reihe von Besitzungen an der Küste Ostindiens, umgeben von anglo-indischem Gebiet, und es ist darum nicht uninteressant, ihre Verwaltungsmethoden, auf ein identisches Kulturgebiet angewandt, zu vergleichen.

Die portugiesische Verwaltung war bis auf die letzte Zeit von klerikalen Prinzipien beherrscht; die Mehrzahl der Bewohner der portugiesischen Küstenstädte sind mit mehr oder weniger Gewalt zum Katholizismus bekehrt worden, und nur wenig Freiheit besteht.

Die englische Verwaltung ist bekanntlich unbestechlich, in konfessioneller Hinsicht durchaus freiheitlich und in systematischer Weise auf den wirtschaftlichen Fortschritt der Bevölkerung bedacht, aber sie behält die Mehrzahl der höheren Beamtenstellen den Söhnen des eigenen Volkes vor und hat der indischen Bevölkerung nur ein beschränktes Maß parlamentarischer Selbstverwaltung eingeräumt.

Demgegenüber hat Frankreich in seinen Besitzungen an der indischen Küste die französische Verfassung einschränkungslos eingeführt. Die eingeborenen Bewohner von Pondichéry sind französische Bürger und besitzen allgemeines Wahlrecht sowohl zum Parlament wie auch zum Verwaltungsrat der Kolonie und zu den Verwaltungsbehörden der einzelnen Städte, die infolgedessen sämtlich von den Führern der Eingeborenen verwaltet werden.

Frankreich hat es sich auch angelegen sein lassen, das Schulwesen seiner Kolonien zu entwickeln und die Zahl der Analphabeten, die in den benachbarten, von England verwalteten Gebieten 90% umfaßt, beträgt im französischen Gebiet 40%.

Während in den englischen Gebieten sowohl die größeren Landgüter wie auch die Industrieunternehmungen sich in europäischen Händen befinden, ist die blühende Industrie von Pondichéry ebenso wie der Landbesitz fast ausschließlich in den Händen Eingeborener. Auch das Budget wird vorwiegend für Ameliorationszwecke verwendet, während die Beamtengehälter und Pensionen keineswegs einen so großen Teil desselben aufzehren wie in Britisch-Indien.

Sowohl in anglo-indischen wie auch in den Kreisen der nationalfranzösischen Bewohner von Französisch-Indien ist man mit diesem Zustand vielfach unzufrieden, weil er der Überlegenheit der europäischen Rasse nicht entspreche und deren Ansehen Abbruch tue. Frankreich hat aber bis heute allen Anfechtungen zum Trotz das allgemeine Wahlrecht in Französisch-Indien aufrecht erhalten und damit den Eingeborenen die Garantie der vollen Selbstverwaltung gelassen.

In den ausgedehnten französischen Besitzungen Hinterindiens wird an der Angleichung an dasselbe Endziel gearbeitet; naturgemäß ist jedoch die französische Verwaltung Hinterindiens, die kaum seit soviel Jahrzehnten besteht wie die englische Verwaltung seit Jahrhunderten, in einem Lande, dessen Kulturgrad doch nicht dem der Hindus gleichkommt, noch nicht so weit vorgeschritten wie die oben geschilderte. Immerhin hat man mit der Errichtung von beratenden Provinzialversammlungen als Embryo der künftigen Selbstverwaltung begonnen. Man sucht das Steuersystem mehr und mehr auf demokratische Grundlagen zu stellen und die Eingeborenen mehr und mehr zu den staatlichen Beamtenstellen heranzuziehen.

Eine Zeitlang dachte man auch daran, durch systematische Verbreitung französischer Sprache und Kultur eine wahre Angleichung der annami-

tischen an modern westliche Zivilisation herbeizuführen, aber in diesen letzten Jahren ist man vom Programm der Assimilation zu dem der „Assoziation“ übergegangen. Man will die annamitische Zivilisation sich weiter entwickeln lassen, befruchtet von chinesischem und europäischem Einfluß, aber doch im Sinne ihrer ureigenen Volksbegabung.

R. Milcarnoix.



Eine Landmiliz in Frankreich: In Frankreich wird eben jetzt die Einrichtung von Gemeindewachen für den Kriegsfall geplant. Sie sollen aus Freiwilligen zusammengesetzt sein, die in Friedenszeiten die Verpflichtung eingehen; nur Personen unter 55 Jahren werden zu solcher Erklärung zugelassen. Sie werden im Frieden an einem Sonntag jedes Jahres vom Präfekten besichtigt werden; eine eigene Uniform wird ihnen zugesprochen.

Im Kriegsfall werden sie der Militärbehörde unterstellt, sollen jedoch in keinem Falle zu eigentlichen Operationen verwendet werden, sondern zu Hilfsdiensten sowie zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung.

Im Frieden obliegt die Organisation dieser Garden den Gemeindeverwaltungen, die auch die Bewaffnung (Revolver) zu beschaffen haben.

Im Kriege soll jedes Mitglied der Garde einen Sold von 2 Mark pro Tag erhalten, im Frieden nichts, jedoch sollen Auszeichnungen an Personen, die sich um die Organisation und Entwicklung der Garden verdient gemacht haben, erteilt werden.

L. Courlois.



Widerstand gegen ausländische Studenten in Frankreich: Auch die französischen Universitäten haben ihre Bewegung gegen Zulassung ausländischer Studierender, aber sie begegnet entschiedenem Widerstand seitens der Universitätsbehörden selbst wie auch der Mehrheit der Studenten. Die eigentliche Zulassung zu den Vorlesungen selbst wird ohnehin von keiner Seite bestritten. Maßregeln wie die jüngst von der preußischen Regierung gegenüber den slavischen Studenten ergriffenen werden auch von den radikalsten Vertretern der nationalistischen Richtung nicht gefordert, wohl aber wünscht man von manchen Seiten die Beschränkung gewisser remunierter Assistentenstellen in den Hospitälern auf französische Staatsbürger, die Bevorzugung derselben bei Zulassung zu gewissen Übungen, die nur von einer beschränkten Anzahl von Studenten besucht werden können usw. Ebenso ist in manchen Studentenverbänden eine Bewegung gegen Zulassung ausländischer Kollegen im Gange. All dies begegnet jedoch, wie eingangs bemerkt, überwiegendem Widerspruch, und tatsächlich wird es von der großen Mehrheit der Professoren und Studierenden freudig begrüßt, daß die Zahl der ausländischen Studenten, die französische Universitäten besuchen, in rapidem Anschwellen begriffen ist und daß die Absolventen dann überall nach allen Ländern der Erde die Erinnerung an das in Frankreich Gelernte zu tragen vermögen.

D. Dupont.



Eine neue Konstitution Islands: Das isländische Parlament hat in seiner letzten Session eine neue Verfassung beschlossen, welche einerseits den Frauen das politische Stimmrecht verleiht, andererseits die Kompetenz der isländischen Volksvertretung erweitert, die Berechti-

gung Dänemarks zur Einflußnahme auf die Angelegenheiten Islands auf ein Minimum reduziert. Dieserhalb wurden schwierige Verhandlungen mit dem König von Dänemark und seinen Ministern gepflogen, die nun zu einem Kompromiß geführt haben. Alle Island eigentümlichen Fragen sollen in Zukunft durch direktes Zusammenarbeiten zwischen der isländischen Volksvertretung und dem König — ohne jede Heranziehung des dänischen Ministerrats — erledigt werden, während es andererseits dem Könige frei stehen soll, bei bestimmten Angelegenheiten zu erklären, daß sie beiden Ländern gemeinsam seien. In diesem Falle wird es einer Einigung zwischen der isländischen Volksvertretung und den verfassungsmäßigen Leitern der dänischen Politik bedürfen.

Das Frauenstimmrecht wurde ohne Schwierigkeit anerkannt, und die nächsten Wahlen, die auf den 14. April 1914 anberaumt wurden, sollen bereits im Sinne dieser erweiterten Stimmberechtigung stattfinden.



ALLGEMEINE SOZIALPOLITIK

CHRONIK

AUFGABEN der Gemeindepolitik: Unter diesem Titel ist im Verlage von Gustav Fischer in Jena als erstes Heft eines größeren Werkes ein Buch erschienen, das für alle, die in deutschen Gemeinden gesunde Reformen anstreben, von größter Bedeutung sein wird. Es ist von Adolf Damaschke geschrieben. Damaschkes Tätigkeit als Bodenreformer ist scharf umgrenzt. So liegt auch in diesem Buch ein bestimmter zielbewußter Wille. Es handelt von der Besteuerung des Bodens. Übersichtlich in vielfachen Gliederungen finden wir die Kapitel „Die Steuer nach dem gemeinen Wert“, „Die Verbesserungsabgabe“, „Die Zuwachssteuer“, „Die Umsatzsteuer“. Die Grundwertsteuer und die Zuwachssteuer stehen jetzt allgemein im öffentlichen Interesse. Um beide wird heftig gestritten. Hier ist es Damaschkes Verdienst, klar, verständlich, in knapper Form, aber mit meisterlichen Strichen die gesetzlichen Grundlagen, die angestrebten Reformen, Vorteile und Einwendungen bearbeitet zu haben. Die mannigfaltigen Anwendungsformen dieser beiden Grundsteuern sind durch zahlreiche Beispiele aus deutschen Gemeinden erläutert. Das ist auch ein Vorzug des Buches, daß der gewissenhaft zusammengetragene und wissenschaftlich bearbeitete Stoff aus der Praxis entnommen worden ist. Wir finden keine Forderung in dem Buche erhoben, die nicht irgendwo schon erprobt worden wäre. Für Freunde und Gegner wird das Buch eine wahre Fundgrube kommunalpolitischen Wissens sein. Leser, die nicht zu den Schlüssen Damaschkes kommen, werden reiche Anregung erhalten. Seinen Freunden aber hat Damaschke, der bereits

Hunderten von deutschen Gemeinden in ihrer Sozialpolitik Richtung und Weg gegeben hat, wieder einmal scharfe und schneidige Waffen im Kampfe für eine gesunde Bodenpolitik in die Hand gegeben. Der niedrige Preis von 1,20 Mark wird dazu helfen, daß das Buch bei allen, die das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Geschick ihrer Gemeinde in sich spüren, eine weite Verbreitung finden wird.

Johannes Lubahn, Berlin.



Heimarbeiterschutz in England: Bekanntlich wurden im Jahre 1909 in England 4 Lohnämter geschaffen, welche Minimallöhne für Heimarbeiterinnen festlegen. Schon damals erklärte die Regierung, daß sie in den 4 Gewerben diese vorläufige Einrichtung der Lohnämter treffe, um ihren praktischen Wert zu erproben und auf Grund ihrer günstigen oder ungünstigen Ergebnisse auf diesem Felde weitere Vorkehrungen zu treffen.

Eben jetzt ist die Regierung mit der Erklärung, daß sie Lohnämter für weitere 5 Gewerbe errichten wolle, vor die Öffentlichkeit getreten. Sie zeigt damit, daß sie die Erfolge des Experimentes mit den ersten 4 Gewerben für durchaus günstig betrachtet.



Erweiterung der englischen Minimallohngesetzgebung für Heimarbeiter: Die englische Regierung hat im Sinne der ihr durch das Heimarbeiterschutzgesetz vom Jahre 1909 verliehenen Vollmacht am 16. Juni 1913 eine Regierungsverordnung erlassen, durch welche Lohnämter mit Befugnis, Minimallöhne festzusetzen, für fünf weitere Gewerbe eingesetzt werden.

Das Gesetz vom Jahre 1909 hatte sie für Schachtelerzeugung, Spitzenfabrikation, Kettenerzeugung und gewisse Teile der Konfektion festgelegt, und zwar in gleicher Weise für Heimarbeiter und Werkstattarbeiter dieser Branchen, auf daß der Arbeitgeber nicht etwa durch Entlassung der Heimarbeiter und ausschließliche Beschäftigung von Werkstattarbeitern sich den Bestimmungen des Gesetzes entziehen könne. Etwa 200 000 Arbeitern kam das Gesetz zugute, darunter etwa 140 000 Frauen und Mädchen.

Die so festgelegten Minimallöhne für Frauen betrugen 20—26 Pfennige pro Stunde, für Männer 40—60 Pfennige; naturgemäß sind jedoch die geschickten Arbeiter imstande, höhere Löhne zu erzielen, während die genannten Ziffern ein Minimum nach unten bilden. Man hat berechnet, daß die früher bezahlten überaus niedrigen Löhne durch das Gesetz ungefähr verdoppelt wurden.

Viele Arbeitgeber waren bereits vor der Einführung des Gesetzes demselben freundlich gestimmt gewesen; seither ist es in die Sitte des Landes übergegangen, und es gibt keinerlei Widerspruch mehr.

Die neue Verordnung läßt weiteren 200 000 Menschen, somit im ganzen 400 000, die Wohltaten des Gesetzes zukommen, fünf neue Gewerbe erhalten ihre Lohnämter.



Die Regelung der Arbeitszeit der Handlungsgehilfen in Viktoria: In der Arbeiterschutzgesetzgebung des führenden australischen Industriestaates Viktoria, die bereits vorher sehr weitgehend war, sind neuerdings bedeutende Ausgestaltungen vorgenommen worden. Für alle städtischen Läden mit Ausnahme gewisser Lebensmittelhandlungen und Gasthäuser ist der 6-Uhr-Ladenschluß festgesetzt worden. Nur Freitags dürfen

die Läden bis 10 Uhr abends offen bleiben, während sie Samstag schon um 1 Uhr zu schließen haben. Sonntag bleiben sie ganz geschlossen.

Was die dem Nahrungsbedürfnis der Bevölkerung dienenden Geschäfte anlangt, wird nur dann eine Verordnung erlassen, wenn die Mehrzahl der Geschäftsinhaber im Distrikte und der betreffenden Branche darum ansucht. Spezielle Bestimmungen gelten für Fleischer und Bäcker. Die ersteren haben Montag, Dienstag, Donnerstag um 5 Uhr, Freitag um 6 Uhr, an einem Wochentag (und zwar Mittwoch oder Samstag, je nach Wahl) um 1 Uhr zu schließen; Bäcker machen Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag um 6 Uhr, Mittwoch oder Samstag um 1 Uhr Ladenschluß. Blumenhandlungen und Friseure haben Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag um 8 Uhr, Mittwoch oder Samstag um 1 Uhr zu schließen.

Kein Ladengehilfe darf mehr als 50 Stunden pro Woche beschäftigt werden, und die Arbeitszeit darf nur an einem Tage der Woche 9 Stunden überschreiten. Überarbeit bis zu 3 Stunden pro Tag ist an 25 Tagen jedes Jahres gestattet, doch muß der betreffende Gehilfe hierfür eine ausdrückliche Bevollmächtigung der Fabriksinspektoren vorweisen können. Für diese Stunden muß 1½facher Zeitlohn, mindestens aber 50 Pfennige pro Stunde und noch 1 M. Nachtmahlgeld bezahlt werden.

S. Fisher.



Eine Besserungsanstalt mit Selbstverwaltung der Zöglinge: Nach dem Muster der amerikanischen "George Junior Republic" wird eben jetzt in Dorset (England) ein „Little commonwealth" begründet, und zwar, was vom amerikanischen Vorbild allerdings abweicht, zum ausgesprochenen Zwecke, verwahrloste Kinder zu bessern. Lord Sandwich stellte zunächst ein Landstück unentgeltlich zur Verfügung und ermöglichte so die Begründung der Kolonie. Die erste Genossenschafter waren 3 Mädchen und 3 Knaben, die vom Gerichtshof von Tower Bridge, statt einer Besserungsanstalt, der Anstaltsleitung von Dorset übergeben wurden.

Im Laufe der Zeit sollen 80 Knaben und Mädchen angesiedelt werden.

Die Knaben sollen die Wohnstätten errichten, Straßen und Wege anlegen und Löhne erhalten, zunächst nur in Anweisungen auf die Zeit ihrer Entlassung. Ihr Verdienst soll 10—20 Mark pro Woche betragen, wovon allerdings die Unterhaltungskosten abgezogen werden.

Die Leitung der Kolonie soll in die Hand von Mister Lee gelegt werden, der durch 6 Jahre eine der analogen Kolonien in Amerika, die „Fort Republic" in Detroit, leitete; doch soll ihm bloß die Oberaufsicht zustehen, während im großen und ganzen volle Selbstverwaltung der jungen Leute geplant ist. Diese werden, analog den amerikanischen Kolonien, ihren eigenen Verwaltungsrat wählen, ihre eigenen Richter, denen das Urteil über Vergehungen gegen die Ordnung zusteht, ja, deren Befugnis bis zur Verhängung des Ausschlusses aus der Kolonie geht, was gleichlautend mit der Überweisung in eine staatliche Besserungsanstalt ist.

Man hofft, daß die jungen Leute eben durch die Selbstverantwortung, die sie für das Gedeihen des Unternehmens, das ihnen eine so viel bessere und freiere Lage als in der Besserungsanstalt gewährleistet, auf sich nehmen, wahres Verantwortlichkeitsgefühl auch für das spätere Leben gewinnen werden.



SOZIALHYGIENE

CARL COLBERT, WIEN: ERHEBUNG ÜBER DIE KINDERARBEIT IN ÖSTERREICH IM JAHRE 1908.

DIE groß angelegte Erhebung umfaßt alle Arten der auf Erwerb zielenden Kinderarbeit: die häusliche, die industrielle, die landwirtschaftliche und alle sonstigen Arbeiten, regelmäßige und gelegentliche. Die Ergebnisse sind in drei stattlichen Heften niedergelegt, das erste mit dem außerordentlich umfangreichen Tabellenmaterial, das zweite und dritte mit den Erläuterungen des arbeitsstatistischen Amts und der überaus lehrreichen Gutachten der Schulleitungen, die die einzelnen Erhebungen durchführten; denn nach den bewährten Mustern der Erhebungen aus Privatfleiß im deutschen Reich und in Österreich hat das k. k. arbeitsstatistische Amt die Erhebungen durch die Schulleitungen besorgen lassen.

Die Veranlassung zu der ganzen Arbeit war der Antrag des Abg. Dr. Julius Ofner vom Jahre 1903, der die Kinderarbeit gesetzlich regeln will; der Antrag wurde von dem unermüdlichen Sozialpolitiker wiederholt eingebracht und hat auch schon das Stadium der Vorberatung zurückgelegt. Allerdings weiß jeder Kenner der parlamentarischen Verhältnisse Österreichs, wie weit und dornenvoll der Weg vom vorberatenden Ausschusse zum beschlußfassenden Hause ist.

Die Erhebung wurde zur Vermeidung sehr bedeutender Kosten nur auf 3502 von 22 276 Schulen, d. i. 15.7 % ausgedehnt. Sie wurde nicht nach den Grundsätzen der Proportionalität angelegt, denn es sollte die Kinderarbeit nicht in ihrem ganzen Umfange, sondern vielmehr in ihren verschiedenen Formen erfaßt werden. Können sohin Schlüsse auf das Gesamtgebiet nur vorsichtig und unvollkommen gezogen werden, so wurde doch dafür der Vorteil eingetauscht, daß auch seltenere Formen der Kinderarbeit eingehend erforscht werden konnten. Ferner können innerhalb der einzelnen Arten Schlüsse auf das Gesamtgebiet mit größerer Wahrscheinlichkeit gezogen werden. Dazu trägt auch die Art der Erhebung bei, die neben der Statistik den persönlichen Äußerungen der Schulleiter, also den aus dem Leben geschöpften Wahrnehmungen, breiten Raum gewährt, wodurch die Ziffern ganz außerordentlich und sehr zum Vorteil der Wirkung durch anschauliche Bilder illustriert werden.

Die tabellarische Bearbeitung umfaßt 418 391 Kinder (10 % aller), von denen 145 474 = 34.8 zur Erwerbsarbeit verwendet wurden. Dies würde darauf schließen lassen, daß in ganz Österreich rund 1.45 Millionen Kinder im schulpflichtigen Alter erwerbend tätig sind. Prof. Dr. Walther Schiff, der die Bearbeitung des Materials gemeinschaftlich mit dem Ministerialvizesekretär Dr. Franz Zižek geleitet hat, kommt in einer Besprechung im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 37, zu dem Schlusse, daß diese Schätzung der Wirklichkeit sehr nahekommt. In Wahrheit sind aber die Ziffern noch viel schrecklicher, da die Erhebung die grauenvolle Tatsache festgestellt hat, daß eine ungemein große Zahl Kinder schon im vorschulpflichtigen Alter — dieses ist in Österreich das vollendete 6. Lebensjahr — erwerbend arbeiten.

Diese flüchtige Arbeit kann nicht auf die Einzelheiten der Erhebung

eingehen. Sie bezweckt nichts anderes, als durch ein paar Proben, willkürlich oder zufällig herausgegriffen, auf das bedeutungsvolle Werk aufmerksam zu machen und zu eingehendem Studium anzuregen. Sie will nichts sein, als ein kurzgefaßter Führer für die Wanderung durch die Hölle der Kinderarbeit, vorbei an unendlichem Jammer, stummen Anklagen aus krankgearbeiteten Kinderaugen gegen die Gesellschaft, die diesen Frevel duldet. Es ist wichtig, sich mit diesen Zuständen, da sie nun einmal mit der ganzen Autorität des Staates und der Wissenschaft dargestellt sind, eingehend zu befassen; das ist ebensosehr ein Gebot der Menschlichkeit und der Sozialpolitik, wie der Sorge um die Zukunft.

Ich gehe nun daran, aus dem ungeheuren Material einiges herauszuheben; nochmals sei daran erinnert: ohne wissenschaftliche Ordnung und Absicht, rein zu dem Zwecke, schlummernde Gewissen aufzurütteln. Man mag das demagogisch nennen. Ich schrecke vor diesem Vorwurf nicht zurück. Elend zu lindern darf, ja muß man, wie ich glaube, zu jedem Mittel greifen. Übrigens kann jedermann meine demagogische Darstellung mit den statistischen Angaben vergleichen. Ich hoffe, er wird diese nicht weniger aufreizend finden. Die k. u. k. Hof- und Staatsdruckerei hat wahrscheinlich noch nie so demagogische Tabellen gedruckt. So z. B. wenn uns die Statistik zeigt, daß es auch unter den Kindern, die arbeiten müssen, Abstufungen des Elends gibt: von den ehelichen Kindern müssen 34.6 % arbeiten, von den unehelichen $37^1/_3$ %. Von halbverwaisten Kindern arbeiten 33.8 %, von ganz verwaisten ehelichen $41^1/_2$ %, und von den verlassensten Parias der Gesellschaft, den verwaisten unehelichen fast die Hälfte, 48.8 %. Das tiefste Elend und die bitterste Anklage in einer Ziffer zusammengefaßt!

In der Industrie arbeiten fast alle Kinder (33 826) als Heimarbeiter, da das Gesetz (Gewerbeordnung vom Jahre 1885 § 96) die Verwendung von Kindern unter 14 Jahren in fabriksmäßig betriebenen Gewerben, und die Verwendung von Kindern unter 12 Jahren zu regelmäßigen gewerblichen Beschäftigungen überhaupt verbietet (was allerdings nicht hindert, daß eine erschrecklich hohe Anzahl Kinder in dieser gesetzlich verbotenen Weise mißbraucht wird; vgl. unten). Ganz wie das im Deutschen Reiche nach Erlaß des Gesetzes vom 30. März 1903 beobachtet wurde, steht auch bei uns dem Rückgang der Fabriksarbeit eine fortwährende Steigerung der Kinderheimarbeit gegenüber; also Rückgang der kontrollierbaren und in der Tat kontrollierten Verwendung, Zunahme der jeder Überwachung entzogenen rücksichtslosesten Ausnützung. Vernunft wird Unsinn, Wohltun Plage, weh' dir, daß du ein Kind bist!

Die Alterserhebung ergab grauenhafte Ziffern: ein Viertel der Kinder war höchstens 8 Jahre, vier Fünftel höchstens 12 Jahre alt; über ein Drittel (37.6 %) hatte mit 4—6 Jahren zu arbeiten begonnen, nur 13 % hatten das 10. Jahr überschritten.

Fast drei Viertel der arbeitenden Kinder sind während aller 52 Wochen, 84.2 % während aller Wochentage beschäftigt; bei der Spitzen- und Holzspanschachtelerzeugung erhebt sich diese Quote auf über 90 %. N a c h t a r b e i t muß nahezu ein Viertel der arbeitenden Kinder leisten; doch gibt es Industrien, wo die Quote auf 40—51 % steigt. Die Erhebung weist nach, daß mehr als 1000 Kinder mehr als 4 Stunden Nachtarbeit verrichten müssen, laut vielen Berichten „bis spät nachts". (2. Teil, 2. Heft S. 179.) Bei „Postarbeit", an den Tagen vor den Ablieferungsterminen soll es vorkommen, daß Kinder die ganze Nacht hindurch arbeiten müssen! In einer

Sardinenfabrik im Küstenlande arbeiten Kinder, meistens Mädchen, von 5 Uhr früh bis 1 Uhr nachts.

Die Summe der wöchentlichen Schul- und Arbeitsstunden beträgt im Sommerhalbjahr mehr als 50 Stunden bei 32.8 %, im Winterhalbjahr bei 26.4 %. Mehr als 60 Stunden arbeiten 12.1 % bzw. 9.5 %!

Und wofür? Es scheint mir, daß die Verwerflichkeit der Ausnützung zarter Kinder erst dann im vollen Licht erscheint, wenn man weiß, für welchen Lohn alles geopfert wird, was die Jugend dem Menschen bietet. Wieder greife ich aufs Geratewohl heraus, wie ich mir es beim ersten Durchlesen der Tabellen angemerkt habe. Da finde ich: In der Industrie — aber zuerst noch ein Wort über die Art der Entlohnung. Die Feder sträubt sich es niederschreiben zu müssen: K i n d e r a r b e i t w i r d i n v i e l e n F ä l l e n i m A k k o r d g e l e i s t e t!

Ich finde bei flüchtiger Durchsicht:

Nadlerwaren: Nähnadeln auffädeln 3—6 h für 1000 Stück = 1 Stunde Arbeit.

Schnallenschlagen: 2—4 h für das Gros, Tagesverdienst 26 h.

Herstellung von Christbaumkerzenhaltern: 18 h für 1000 Stück, Tagesverdienst 9—36 h, Monatsverdienste 8—10 K.

(Wer wird künftig noch das Herz haben, glücklichen Kindern Kerzen am Weihnachtsbaum anzuzünden, wenn er sich der Kinder erinnert, die damit 18 h für 1000 Stück verdient haben?)

Spielwaren aus Blech: Pferdchen 2—10 h das Dutzend, Tagesverdienst 32 h.

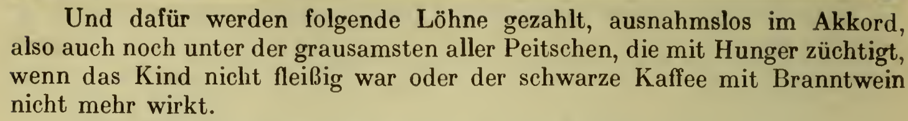
Zahnstochererzeugung: 2½—3 h für den Bund zu 80 Stück. Dazu ist folgendes bemerkt: Saisonverdienst (November-März) 7 K, 12 K für 32 000 Stück.

Roßhaarkrempeln: Stundenlohn 10 h, in Böhmen Wochenverdienst 50 h. Wolleklauben (eine hübsche Arbeit für Kinder !) für das Kilogramm 6 h. Wollezupfen: Tagesverdienste von 6—8, 20, allerdings auch 70 h. Und so geht es weiter, Seite auf Seite in grauenhafter Eintönigkeit.

Das Bild unserer Zeit wäre unvollständig für den, der nicht wüßte, wie Haarnetze entstehen.

Haarnetze werden aus Menschenhaaren erzeugt, zumeist aus chinesischen. Die Haare werden zunächst sortiert, dann zu entsprechender Länge aneinandergeknüpft und endlich genetzt. Kinder sind zu diesen Arbeiten, die zarte Finger erfordern, besonders geeignet: die Erhebung zählte 3779 arbeitende Kinder, wovon 1447 ausschließlich, die übrigen in Verbindung mit landwirtschaftlicher Arbeit Haarnetze erzeugen. Die hier beschäftigten Kinder sind besonders jung: 80 % haben mit der Arbeit im 8. oder einem früheren Jahre, 45 % im 6. oder einem früheren Jahre begonnen. Die Arbeitszeit beträgt bei gekürztem Unterricht im Winter 8, im Sommer 9.4 Stunden. 39.6 % arbeiten des Nachts; die Nachtarbeit dauert gewöhnlich die ganze Woche und zwar mehr als 2 Stunden.

Ein paar anschauliche Bilder zu den trockenen Ziffern! „Um das Kind munter zu erhalten, geben ihm die Eltern Tee mit Rum oder schwarzen Kaffee mit Branntwein als Peitsche, um sie bis tief in die Nacht hinein wach zu erhalten." „Wie verderblich das auf die Augen, die Entwicklung des Brustkorbs wirkt, läßt sich gar nicht beschreiben .... S o g r a b e n s i e s i c h T a g u n d N a c h t d e n g a n z e n W i n t e r h i n d u r c h i h r G r a b." (Äußerungen von Schulleitungen in der amtlichen Erhebung.)



Und dafür werden folgende Löhne gezahlt, ausnahmslos im Akkord, also auch noch unter der grausamsten aller Peitschen, die mit Hunger züchtigt, wenn das Kind nicht fleißig war oder der schwarze Kaffee mit Branntwein nicht mehr wirkt.

Für das Sortieren der Haare 24 h für das Kilogramm!

Für das Knüpfen der Haare: 40 h für 10 Gramm = Durchschnittsverdienst täglich 10 h, an schulfreien Tagen 38 h.

Für das Flechten der Netze: Tagesverdienste 30—40 h, an Schultagen 10—30 h, Wochenverdienste 1—1 K 20 h (sechsjährige Kinder!), 2—3 K (ältere Schulkinder), während der Ferien 2—5 K. Höchstverdienst 6 K.

Die Haarnetzerei wird in den übereinstimmenden Äußerungen einer erheblichen Anzahl von Ärzten und von über hundert Schulleitungen als eine der gesundheitlich verderblichsten industriellen Kinderarbeiten bezeichnet: übermäßig lange Arbeit, von 4 oder 5 Uhr früh mit kurzen Unterbrechungen bis 10 und 11 Uhr nachts in schlecht beleuchteten und gelüfteten, engen, oft feuchten Räumen, in denen gekocht wird und mehrere — oft vier bis sieben — Menschen schlafen, dabei fortwährend gebeugt bei der Arbeit sitzend und die Augen intensiv anstrengend; die schon erwähnte Tee- und Branntweinpeitsche; Staub, der zugleich Träger von Infektionskeimen ist; kurz, was eine Arbeitshölle an Schrecken birgt. Die Folgen: Zurückbleiben der gesamten Entwicklung; Schädigung der Sehkraft, Augenentzündungen, Trachom, das zur Erblindung führen kann; Blutarmut, Skrofulose, Rückgratsverkrümmung, besonders häufig jedoch Lungenspitzenkatarrh und — selbstverständlich — Tuberkulose.

Das Kind in der Landwirtschaft.

Die Landwirtschaft beschäftigt die meisten Kinder, von den 148 368 der „Erhebung“ 92.639, d. i. 62,4 %; davon sind 41 728 in Verbindung mit dem Haushalt, 35 363 ausschließlich beschäftigt. Darunter sind die wahren Parias, Arbeitsklaven der geplagtesten Art die 6809 Kinder, die teils im Taglohn, teils als Dienstboten bei Fremden arbeiten. Die Schilderungen der Schulleitungen sind fast ohne Ausnahme schrecklich; der Schulunterricht leidet, die geistige Entwicklung bleibt zurück, manche können beim Eintritt in die Schulen kaum sprechen; auch das sittliche Leben erleidet schweren Schaden, namentlich beim Viehhüten und durch das Zusammenleben mit den erwachsenen Knechten und Mägden.

Das aufreizendste Kapitel ist das von den Kindern, die Taglöhnerarbeit auf Großgrundbesitzungen verrichten. Die Schulleitung Nr. 41 berichtet: „Zur Arbeit auf dem herrschaftlichen Gute gehen die Kinder um 4—½5 Uhr früh und kommen nach 8 Uhr abends nach Hause. Dabei ist die Ernährung ungenügend. Für den ganzen Tag müssen ein Stück trockenes Brot, ein bißchen Milch oder Kaffee, manchesmal auch Eier genügen.“ Viele Berichte enthalten ähnliches. Ministervizesekretär Dr. Žižek sagt in seinem ausgezeichneten Bericht an den Kinderkongreß: Auf den Gutsherrschaften dauert die Feldarbeit nach mehreren Berichten 10—12 Stunden.

Der Lohn ist elend, gewöhnlich die Hälfte dessen, was der erwachsene Arbeiter bekommt; 40 h bis 1 K 20. Doch kommen auch Löhne von 10—30 h, andererseits auch bis 3 K vor. Ich habe aber Grund anzunehmen, daß dieser und ähnlich hohe Löhne nur in seltenen Ausnahmsfällen, bei besonders dringender und sehr lange dauernder Arbeit bezahlt werden.

Die Alterverhältnisse sind sehr ungünstig. Es kommen Dienstbotenverdingungen von 8, 7 und 6jährigen Kindern vor, gefördert durch das Elend der Schulbesuchserleichterungen.

Ein besonderer Schandfleck ist die Verdingung von Kindern als landwirtschaftliche Dienstboten ins Ausland, worüber 102 Schulleitungen, darunter 88 aus Tirol und Vorarlberg berichten; die Kinder werden fast durchwegs nach Bayern, Württemberg und Baden, aber auch nach Preußen, Italien und Ungarn verdungen. Der Lohn ist für 6 Monate 30—100 Mark, außerdem Quartier und Kost, manchmal auch Schuhe und Kleider. Die Klagen über Überanstrengung, körperliche und sittliche Verwahrlosung, ungenügende Ernährung, Gewöhnung an Schnapsgenuß sind allgemein. Ganz ähnlich verhält es sich mit der in Galizien sehr verbreiteten Saisonarbeit von Kindern im Auslande. Die Kinder gehen mit langfristigen (bis neunmonatlichen) Kontrakten, häufig allein, nach Deutschland, Dänemark, Schweden, Rußland, Rumänien, wo sie Rüben behacken (eine furchtbar ermüdende Arbeit !) Hopfen pflücken, Heu ernten usw.

„Auch wird über Fälle berichtet, in denen Mädchen unter 14 Jahren, die zur Saisonarbeit im Auslande weilten, nach ihrer Rückkehr Mutter wurden.“ (2. Teil, 2. Heft S. 241.)

Es mag ja richtig sein, daß der Kleinbauer, dem es in den meisten Teilen Österreichs schlecht geht, die wohlfeile Arbeitskraft seiner Kinder nicht leicht entbehren kann; die unaufhaltsam vorwärtsschreitende Proletarisierung des Kleinbauernstandes äußert sich auch darin. Ganz sicher ist es aber falsch, die Kinderarbeit im Großlandwirtschaftsbetriebe als unentbehrlich zu bezeichnen; wir hören hier fast wörtlich genau dieselben Schlagworte, die den Kolonisten aller Nationen zur Verteidigung der Sklavenarbeit herhalten mußten. Sogar die von Gott gewollte Ordnung fehlt nicht, und leider ! auch nicht der Geistliche, der diese Ordnung beschützt. Der erbitterte Widerstand des Großgrundbesitzers gegen jeden Versuch, die Kinderarbeit auch nur einzuschränken, ist einzig und allein auf den nacktesten Egoismus zurückzuführen; Kinderarbeit ist billig und drückt auf die Löhne der Erwachsenen.

Sonstige Arbeiten.

Hinsichtlich der Kinderarbeit im Haushalte, dann im Handel und Verkehr, beim Austragen von Zeitungen und Lebensmitteln, endlich im Gastgewerbe liegen die Verhältnisse nicht minder traurig. Diesbezüglich kann auf die Erhebungen im Deutschen Reich, insbesondere auf die bahnbrechenden Darstellungen von Konrad Agahde verwiesen werden. Den Gang durch diesen Teil des Kinder-Inferno darf ich also den Lehrern ersparen. Genau wie im Deutschen Reiche finden sie am Eingange die Kinder zartesten Alters, die vor Morgengrauen austragen, damit wir das Morgenblatt, die Milch und die Semmel rechtzeitig und billig zum Frühstück haben, und am Ausgange den Kegeljungen, der bis Mitternacht und länger Kegel aufsetzt und Alkohol bekommt, damit er munter bleibe. Dazwischen liegt ungenügender Schulbesuch, ungenügender Schulerfolg, Prostitution, Besserungsanstalt und ein erschrekender Prozentsatz zum Verbrechertum aller Art.

Die Schulferien.

Bevor ich schließe, noch ein Wort über die Schulferien, die glücklichste Zeit glücklicher Kinder, die traurigste für die zum Arbeiten Gezwungenen.

Es scheint mir das von allen Anklagen die schwerste zu sein, da alle Tabellen und alle Berichte, fast ohne Ausnahme, betonen, daß die Erwerbsarbeit während der Schulferien der Zeit nach am härtesten ist. Bei den Kindern, die in der Landwirtschaft arbeiten, mag das, wenn auch nicht verzeihlich, so doch zur Not begreiflich scheinen; fallen doch die Hauptferien mit dem stärksten Bedarf an Arbeitskraft zusammen. Besonders schrecklich zu denken ist es aber, daß dem Kind in der Heimarbeit die freie Zeit auch nicht die geringste Erholung, sondern im Gegenteil eine Steigerung seiner Qualen bringen.

Dasselbe gilt natürlich auch für den gekürzten Unterricht, der ja nichts anderes ist, als ein völliges Aufheben der Schule zugunsten der Erwerbstätigkeit. Schon bei normalem Unterricht erfordern Schule und Arbeit bis zu 60 Stunden wöchentlich, die Wege zu und von der Schule, die Hausaufgaben, die Arbeit an Sonntagen nicht gerechnet, und wir lesen von Kindern, die einen Weg von 1½ und 2 Stunden hin und ebensoviel zurück zu machen haben. Die „Erhebung" zeigt, daß rund 8000 Kinder im Winter, mehr als 20 000 im Sommer mehr als 10 Stunden — Schul- und Arbeitsstunden — täglich haben. Bei gekürztem Unterricht ist es noch ärger.

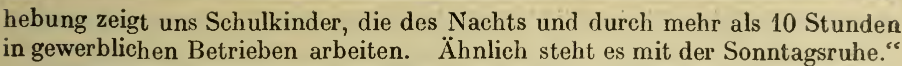
Allerdings wird man sich über schlechte Erfolge der schulbesuchenden Kinder nicht sonderlich aufregen, wo eine so unglaubliche Zahl überhaupt keine Schule besucht. Nach dem vortrefflichen Bericht der Bürgerschullehrer Dr. S. Kraus und Theodor Neumann an den Kinderschutzkongreß „Lehrerschaft und gesetzliche Regelung der Kinderarbeit" blieben im Jahre 1911 in Österreich ohne Galizien 23 920 Kinder schulfremd, in Galizien 153 738! Es handelt sich dabei nur um die normal entwickelten schulpflichtigen Kinder; gebrechliche und solche, die zu Hause unterrichtet werden, sind nicht mitgezählt. (Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß sich der zitierte Bericht bedingungslos für das allgemeine Verbot der Kinderarbeit ausspricht. Inhalt und Form des Berichts erheben ihn zum Range eines sozialgeschichtlichen Dokuments ersten Ranges, auf das die österreichische Lehrerschaft stolz zu sein alles Recht hat.)

Und der Staat? Was tut er, um diesen zum Himmel schreienden Zustand — ich sage nicht: abzustellen, sondern nur innerhalb der Schranken zu halten, die die schon bestehende Gesetzgebung aufgerichtet hat? Der Staat, der sich rühmen kann, in Hofdekreten Josefs II. die ersten Schutzverordnungen für Kinder, die in Fabriken arbeiteten, gehabt zu haben? Ich zitiere die schon erwähnte Arbeit des k. k. Sektionsrats Dr. Walter Schiff:

„Es arbeitet, wie die amtliche Publikation selbst hervorhebt, eine nicht unbedeutende Anzahl von Kindern unter 14 Jahren (selbst solche von 6—8 Jahren) trotz des gesetzlichen Verbotes in fabriksmäßigen Ziegeleien, Sägewerken, Glashütten, in Textil-, Zucker-, Konserven-, Möbelfabriken usw.; eine unvollständige Liste auf S. 110 weist 914 solche Kinder für die Erhebungsgebiete aus."

„Noch verbreiteter scheint die gleichfalls gesetzlich untersagte regelmäßige Arbeit von Kindern unter 12 Jahren in kleinen gewerblichen Betrieben zu sein! in Steinbrüchen, kleinen Ziegeleien, Sägewerken, bei Tischlern, Drechslern, Schneidern, Schustern, Friseuren, Müllern, Bäckern, Fleischern, auf Bauten, in Gasthäusern, Schankwirtschaften, Kaufläden, beim Straßenhandel usw."

„Nachtarbeit und Beschäftigung durch mehr als 8 Stunden verbietet die Gewerbeordnung für Jugendliche zwischen 12 und 14 Jahren; die Er-



hebung zeigt uns Schulkinder, die des Nachts und durch mehr als 10 Stunden in gewerblichen Betrieben arbeiten. Ähnlich steht es mit der Sonntagsruhe."

„Sehr groß ist endlich die Zahl der Kinder, welche unter Verletzung ihrer gesetzlichen Schulpflicht zur Arbeit herangezogen werden."

* * *

Man hat es sich in Österreich abgewöhnt Optimist zu sein. Auch ich bin es nicht mehr. Ich bin deshalb nicht imstande, mit Dr. Walter Schiff zu glauben: „Sobald einmal derartige furchtbare Übelstände und ihre so große Verbreitung amtlich festgestellt und öffentlich bekannt gemacht worden sind, ist ein Eingreifen des Staates unausweichlich." Es ist sehr begreiflich, daß der Mann, der an der Bekanntmachung dieser furchtbaren Übelstände so hervorragend mitgewirkt hat, die Hoffnung auf Hilfe durch die Gesetzgebung festhält. Wir anderen, durch die Gesetzgebung so anhaltend enttäuscht, erwarten nichts mehr von ihr; wir haben zu oft gesehen, daß auch unausweichlichem Eingreifen des Staates ausgewichen wurde.

Werden die furchtbaren Übelstände deshalb ewig andauern? Trotz allem Pessimismus glaube ich es nicht. Das öffentliche Gewissen wird den Staat endlich doch aus seiner Trägheit emporjagen, und die Gesetzgebung wird müssen, was sie zu wollen weder die Energie noch vielleicht den guten Willen hat: Das öffentliche Gewissen wird sie zwingen, und als sein starker Bundesgenosse die öffentliche Angst.

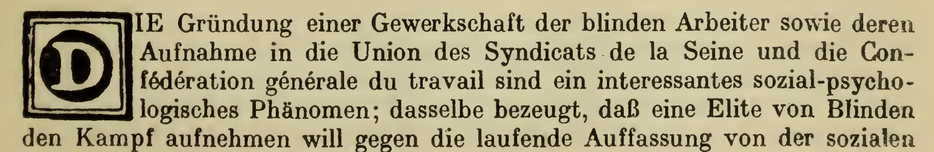
Ich empfehle jedermann, der sich um die Zukunft Sorgen macht, diese „Erhebung" gründlicher zu studieren, als es auf diesen paar Seiten möglich war. Er wird unendlich Trauriges, Schreckliches und Aufregendes lesen. Es ist keine Lektüre für die Stunden vor dem Schlafengehen. Man lese vormittags, wenn die Sonne hell scheint und an eine bessere Zukunft glauben läßt. Ich zweifle nicht: wer in hellen Stunden liest, wird ein Mitkämpfer werden in dem Feldzuge für die Befreiung des arbeitenden Kindes. Dieser Feldzug muß kommen; vielleicht ein friedlicher Eroberungszug, vielleicht auch nicht. Aber kommen muß er. Wie die Sklaverei in Europa, wie die der Neger in den Kolonien; wie die Hörigkeit der Bauern und die Robott, so wird auch die Sklavenarbeit des unmündigen Kindes nicht ewig dauern.

Wer mitarbeitet, trägt vielleicht dazu bei, daß der Sieg weniger blutig erkämpft werde.

In diesem Sinne, weil sie eine wichtige Waffe für den Befreiungskampf geliefert hat, verdient auch die Regierung Dank für die Veranstaltung und für die unbefangen-sachliche Bekanntmachung dieser „Erhebung".



LÉON U. MAURICE BONNEFF, PARIS: EIN EMANZIPATIONSVERSUCH DER BLINDEN FRANKREICHS.



DIE Gründung einer Gewerkschaft der blinden Arbeiter sowie deren Aufnahme in die Union des Syndicats de la Seine und die Confédération générale du travail sind ein interessantes sozial-psychologisches Phänomen; dasselbe bezeugt, daß eine Elite von Blinden den Kampf aufnehmen will gegen die laufende Auffassung von der sozialen

Beschaffenheit des Blinden, die ihr mit der Würde des Menschen und Arbeiters nicht vereinbar erscheint.

Man sieht in den Blinden arme unvollständige Wesen, die sich nicht zu helfen vermögen. Man leistet ihnen Beistand, wie man ein Almosen spendet. Nun hat eine Gruppe junger, entschlossener Blinder, denen die Anpassung an ihr entsetzliches Mißgeschick geglückt war, in der Absicht, jedes Almosen zurückzuweisen und unabhängige Arbeit zu fordern, eine Gewerkschaft gebildet und verteidigt so ihre Gewerbeinteressen.

* * *

Jener 40 000 Blinden, davon acht Zehntel der armen Klasse angehörend, die in Frankreich leben, wurde allerdings schon am 28. März 1882 gedacht, wo neben der Verordnung des freien und obligatorischen Volksschulunterrichts für alle vollsinnigen Kinder auch der obligatorische Unterricht für taubstumme und blinde Kinder gesetzlich angeordnet wurde. Aber noch ist dieser letztere Paragraph nicht zur Ausführung gekommen. Und so bleiben die blinden Kinder der Armen auch geistig blind. Sie verfallen der Bettelei, um ihren Anteil am Familienerwerb decken zu können.

Wollen die Eltern ihren blinden Kindern doch eine Ahnung von Bildung beibringen lassen, so existieren hierfür 23 Anstalten, jede mit ungefähr 50 Plätzen. Die Kinder bezahlen 200 bis 600 Franks jährlich. Die Mehrzahl bekommt das Geld von der Gemeinde, dem Departement oder einem Wohltäter, wie auch die Anstalten zum Teil von Philantropen erhalten werden. Oft auch finden sich nicht genug Stipendien, um die vorhandenen Plätze zu besetzen.

Den blinden Kindern von Paris und vom Seine-Departement steht die Braillesche Schule offen. Ihr Gründer war der Spitalsdirektor M. Péphau. Die Schule nimmt für gewöhnlich 100 bis 110 Kinder auf.

Die Blinden aus begüterten Familien besuchen die „Institution nationale". Hier werden ihnen die Elemente allgemeiner Bildung beigebracht, vor allem aber musikalisches Studium betrieben. Es ist eine Keimstätte für Organisten. Leider hat mit der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich sich für diese Anwärter die Anstellungsmöglichkeit in zahlreichen Pfarreien gemindert, da diese nicht mehr Gehälter wie früher bezahlen können. Dennoch lastet nicht allzu große materielle Sorge auf diesen Zöglingen, da sie sonst nicht den jährlichen Pensionspreis von mindestens 1200 Franks mit 400 Franks Nebenausgaben bezahlen könnten. Einige Zöglinge, die auf fremde Kosten in der Anstalt erzogen werden, bekommen beim Austritt von ihren ehemaligen Kameraden Unterstützungen.

Ein Fünftel aller Blinden in Frankreich erhält auf diese Weise einige Ausbildung. Aber womit verdienen jene, die darauf angewiesen sind, später ihr Brot? Mit der Korbflechterei, mit Sesselflicken, Klavierstimmen, Bürstenerzeugung? Ach nein, diese Tätigkeiten werden ihnen nur erschlossen, um damit das Mitleid noch stärker erregen zu können. Man gibt dem Blinden Arbeit, wie man ihm Almosen gibt; man denkt nicht daran, ihm eine ernste Aufgabe zu stellen, er ist ihr ja doch nicht gewachsen.

Die Braille-Schule in Paris lehrt als Musterschule ihre Schüler 20 Gewerbe und sie erlernen selbe *gut*. Aber die Erwachsenen werden in der Eigenschaft von Arbeitern dabehalten und werden fortdauernd unterstützt. Die Schule heischt für sie Arbeiten zu lächerlichem Preis, der sogar auf die Löhne der Sehenden drückt. An den ausgeführten Arbeiten verliert die Schule im

Jahresdurchschnitt 800 000 bis 850 000 Frank, welche aus der Subvention des Generalrates gedeckt werden müssen. Und so ist auch in anderen Anstalten die Arbeit für die Blinden nur eine moralische Befriedigung, kein Werkzeug zur Unabhängigkeit. Wochen und Wochen braucht es, bis ein Sessel eingeflochten ist. Tage und Tage verschlingt die Anfertigung einer Bürste. Die „Kunden“ werden dieser Arbeit müde und ersetzen sie durch Geldgaben. Die einzige Handarbeit, die mit einigem Erfolg von den Blinden geleistet wird, ist die Anfertigung von Papiersäcken: Ein Blinder kann bei eifriger Arbeit in einem Tag 1000 Stück herstellen. Damit verdient er 30 oder 40 Centimes im Tag. Der Blinde gewöhnt sich denn, gleich auf das Almosen zu rechnen (ohne das er ja doch nicht sein kann) und ohne die ermüdende Arbeit zu tun; die Willenskraft erlahmt, er wird ein stumpfer Bettler.

Und doch gäbe es auch andere Möglichkeiten. Denn der Blinde ist intelligent und in manchen Hinsichten besonders entwicklungsfähig. Von den 50 Schülern, die in Lyon-Villeurbanne untergebracht sind, schreibt die erfahrene Blindenlehrerin Mlle. Lextrait, können nur 5 wegen ihrer übergroßen zeitweisen Reizbarkeit als abnormal bezeichnet werden und von ihnen allein erwartet man Schwierigkeiten in der Erziehung. Die anderen 45 sind im vollen Besitz ihrer Urteilskraft, die Mehrheit gehört dem guten Durchschnitt an, einige sogar sind außerordentlich begabt.

Solche intelligente und energische Blinde waren es, die den Entschluß faßten, sich der demütigenden Obsorge der Wohltätigkeit zu entziehen und zugleich an der Befreiung ihrer Leidensbrüder zu arbeiten. Ihre erste Aktion war die Gründung der Genossenschaft blinder Masseure. Der Gewerkschaftssekretär, Paul Rémy, ist der große Urheber dieser moralischen, geistigen und materiellen Erhebung der Blinden. Er bereitete sich auf das Polytechnikum vor, als durch einen Laboratoriumsunfall sein Augenlicht verloren ging. Er begann sein Leben von neuem; er suchte eine neue Beschäftigung und in sich neue Fähigkeiten: er ersetzte seine Augen durch seine Hände. Er war der erste blinde Masseur in Frankreich. — Seit langem lehren die Japaner die Blinden die schwierige Kunst der Massage. Rémy rief zur Nachahmung auf. Er eröffnete den Blinden eine neue Laufbahn. Er sammelte sie, indem er eine Gewerbezeitschrift: „Der blinde Arbeiter“ wie auch eine Bibliothek gründete, die er ganz allein in dem für die Finger lesbaren Druck herausgibt.

Unter seinem Einfluß ist den Blinden ein neues Selbstgefühl gekommen. Sie verlangen, daß das Gesetz von 1882 endlich in seiner Gänze Anwendung finde und werden, da der Abgeordnete Ferdinand Buisson *) ihre Sache energisch in die Hand genommen hat und auch der Senat bereits dafür gewonnen ist, mit ihrer Verteidigung einer künftigen Generation von Blinden den Sieg erringen. Für sich selbst fordern sie regelrechte Blindenarbeitsstätten mit rein kommerzieller Leitung.

*) Der in dieser Zeitschrift wiederholt das Wort ergriff.

CHRONIK

Zur Regelung der Kinderarbeit in England: In England wird seit langem als ein schwerer Übelstand empfunden, daß zu Austrägern der Warenhäuser allzuhäufig junge, eben aus der Schule entlassene Knaben verwendet werden, die allen Versuchungen der Straße ausgesetzt sind und häufig auch durch die Überanstrengung körperlich und geistig leiden.

Eine Kommission des englischen Unterhauses hat in dieser Beziehung kürzlich einen Bericht erstattet, der folgende Vorschläge dem Parlament unterbreitet:

Knaben unter 16 Jahren sollen nicht vor 6 Uhr früh oder nach ½10 Uhr abends beschäftigt werden dürfen, Knaben unter 18 Jahren sollen nicht durch mehr als 70 Stunden pro Woche inklusive der Mahlzeitpausen beschäftigt werden. Diese Mahlzeitpausen sollen mindestens 1½ Stunden pro Tag betragen. Die Jungen sollen entweder am Sonntag oder einem andern Tage der Woche von der Arbeit befreit sein.

Jeder Arbeitgeber soll zur Führung eines Registers verpflichtet sein, aus dem Arbeitsbeginn und Ende und die dem Knaben für Mahlzeiten zur Verfügung gestellte Zeit klar hervorgeht und die Fabriksinspektoren sollen mit entsprechender Kontrolle betraut werden.



Zur Säuglingsfürsorge: Eine Pariser Institution, „L'oeuvre du lait aux mères sans lait" hat es sich zur Aufgabe gesetzt, den Müttern, die durch Entbehrung und Mühsal so herabgekommen sind, daß sie zur Stillung ihrer Kinder unfähig wurden, unentgeltlich gesunde, reine Milch zu liefern. Eine große Milchfirma, die „Societę laitière Maggi", liefert die Milch zu ermäßigtem Preise, im übrigen werden die notwendigen Summen durch Sammlung aufgebracht.

Dies wird auch durch einen originellen Einfall erleichtert. Ein Bildhauer Emile Derré machte der Gesellschaft eine Reihe von Abgüssen seiner Skulptur: „Der Segen der Wohltätigkeit" zum Geschenk, und diese wird mit entsprechender Inschrift bei Freunden der Gesellschaft verliehen, in Salons der vornehmen Gesellschaft, in großen Hotels, in den Hallen der Theater aufgestellt. Wenn die Person, die eine solche Statue übernommen, 100 Fr. eingesammelt und der Gesellschaft überwiesen hat, geht die Statue in ihr Eigentum über.

Zahlreiche Beiträge sind bereits eingelaufen und die Milchversorgung konnte in großem Maßstabe organisiert werden.

Louis Vial.



Ein Gesetz über die Schuhe der Schulkinder: Das kalifornische Parlament, das bekanntlich auf Grund allgemeinen Wahlrechts von sämtlichen Männern und Frauen gewählt wird, hat in seiner letzten Session unter dem Einfluß der letzteren eine große Reihe von Anträgen zum Beschluß erhoben, welche von der liebevollen Versenkung der Frau auch in scheinbar unbeträchtliche, von der männlichen Aufmerksamkeit meist vernachlässigte Fragen zeugen. So schreibt eines dieser Gesetze die Form der Schuhe vor, welche die Schulkinder zu tragen haben, damit jeder Verkrüppelung und Verkümmerung der menschlichen Gehwerkzeuge fortan gesteuert werde.

S. Algernon.

Ferienkolonien für Pariser Schulkinder: In Paris wurde im Jahre 1906 ein Verband gegründet, welcher eine Reihe von *Ferienheimen für Pariser Schulkinder* ins Leben rief. Das wichtigste derselben ist in Pavillon-sous-Bois gelegen, seine Errichtung kostete 28 000 Mark. 200 Kinder werden jährlich beherbergt, und zwar je 60 auf einmal 3 Wochen lang. Den Hauptschmuck des Heims bilden die weiten Rasenplätze rings um das Haus, auf denen sich die Kinder vergnügen und tummeln können. Hinter diesen liegt ein dem Heim gehöriger Wald.



Straßenhandel mit Obst und Bakterien: Eine Reihe von Forschungen haben ergeben, welch große Gefahren der *Straßenverkauf von Früchten* bietet. In New York hat Dr. John Elf einem Kaninchen Wasser eingespritzt, in dem er beim benachbarten Verkaufsstand gekaufte Erdbeeren gewaschen hatte: das Kaninchen wurde tuberkulös.

In London hat ein Hygieniker mehr als eine Million Bakterien in einem Pfunde Pfirsiche, die er bei einem Kaufmanne erstanden, gefunden. In Wien hat Dr. Schurr den Typhus einer Reihe von Meerschweinchen eingeimpft vermöge von Wasser, in das er Weintrauben, die in einer zu einem Spitale führenden Straße gekauft worden waren, eingetaucht hatte.

In Paris haben zwei Forscher, Fillassier und Sartory, 575 000 Bakterien pro ccm distillierten Wassers gefunden, wenn dieses Wasser für das Abwaschen von Trauben, die um 3 Uhr nachmittags in einem Straßenladen an einer 7½ m breiten Straße gekauft worden waren, verwendet wurde. Zur gleichen Zeit fand man bei Trauben, die in einem gut gehaltenen Geschäfte einer Straße von 30 m Breite gekauft worden waren, nur 58 000 Bakterien. Auf anderen Früchten in einer engen Straße mit viel Wagenverkehr und großer Staubentwicklung fand man bei Anwendung der gleichen Messungsmethode 3 200 000 Bakterien.

All dies zeigt zur Genüge, wie gefährlich es ist, Früchte, die im Freien an belebten Straßen verkauft werden, zu erstehen bzw. sie zu genießen, ohne sie vorher gründlich zu reinigen.



FRAUENFRAGE CHRONIK

EIN deutscher Männerbund für Frauenstimmrecht: Der VII. internationale Frauenstimmrechtskongreß, der vor einiger Zeit in Budapest stattfand, liefert einen weiteren überzeugenden Beweis für das Fortschreiten des Gedankens der politischen Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern. *Ein* Erfolg der Frauenbewegung reiht sich an den andern. Schon erfreuen sich in 16 Staaten die Frauen des politischen

Stimmrechts, und aus allen diesen Staaten berichten gerade die urteilfähigsten Männer von den kulturell wertvollen Folgen der politischen Mitwirkung der weiblichen Staatsbürger. Eben ist Norwegen dazu übergegangen, die Frauen den Männern politisch vollständig gleichzustellen. Dänemark steht auf dem Sprunge, diesem Beispiel zu folgen. Auf Grund der Anregungen des VI. internationalen Frauenstimmrechtskongresses in Stockholm (1911) hat sich eine internationale Männerliga für Frauenstimmrecht gebildet, die in einer Reihe von Staaten bereits starke nationale Organisationen umfaßt. Auch die Männer Deutschlands, die die staatsbürgerliche Gleichberechtigung beider Geschlechter erstreben, sollten durch organischen Zusammenschluß ihren Bestrebungen Nachdruck verleihen. Die deutschen Frauen, von denen nach der Berufsstatistik vom Jahre 1907 bereits 9 Millionen im Erwerbsleben standen, sind weder politisch unmündiger noch sonst minderwertiger als die Frauen der Staaten, die sich schon heute des Stimmrechts erfreuen. Alle Männer, die den Frauen zu dem verhelfen wollen, was ihnen aus wirtschaftlichen, aus kulturellen, aus politischen und aus Gerechtigkeitsgründen gebührt, sollten sich im Deutschen Männerbund für Frauenstimmrecht sammeln.

Der Arbeitsausschuß und die Vertrauensmänner des Deutschen Männerbundes für Frauenstimmrecht.

I. A.:

Dr. med. Bachem, Frankfurt a. M.; Dr. Karl Bornstein, Leipzig; Schriftsteller Max Esch, Stolp i. P.; Dr. rer. pol. Bruno Engel, Lübeck; Dr. med. Alfons Fischer, Karlsruhe i. B.; Oberpostass. Hans Foller, Liegnitz; Dr. Max Gaßmann, Breslau IX; Zahnarzt Leo Gaßmann, Jauer (Bezirk Liegnitz); Helmuth von Gerlach, Berlin W. 35; Redakteur Paul George, Essen-Ruhr-W.; Oberpostsekr. Maaß, Ulm a. D.; R.-A. Dr. Marcus, Hamburg; Dr. Alfred Pfleiderer, Ulm a.D.; Pastor Schmidt, Massow i. P.; Rittergutsbes. Smith, Brennstadt b. Sagan; Dr. Steinbiß, Bielefeld-Bethel; Priv.-Doz. Dr. Verweyen, Bonn.

Beitrittserklärungen (Jahresbeitrag 3 Mark) nehmen entgegen die unterzeichneten Vertrauensmänner u. die Geschäftsstelle z. Z. Jauer, Bez. Liegnitz.



Verantwortlich für die Redaktion Erich Lilienthal, Berlin-Wilmersdorf. — Alle Manuskripte sind an die Deutsche Redaktion, Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 115/116 zu richten. — Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen Rückporto beiliegt.
Druck von Georg Reimer in Berlin W. 10.

Umschlag und Ausstattung zeichnete Lucian Bernhard, Berlin.

INSTITUT FÜR INTERNATIONALEN AUSTAUSCH FORTSCHRITTLICHER ERFAHRUNGEN.

Liste der neugewählten Ortsgruppenvorstände (seit Beginn 1914).*)

Wien — siehe Sitzungsbericht.

Brünn.

Konstituierung der Ortsgruppe am 4. Januar.

Vorstand: Stadtsekretär Richard Fink, Leiter des Städtischen Kinderschutzamtes,
Dr. Julius Frucht, Sekretär des mährischen Gewerbevereins,
Dr. Ferdinand Marek, Sekretärstellvertr. der Handels- und Gewerbekammer,
Frau Sinaiberger,
sowie Delegierte des Vereins „Trinkerfürsorge", des Frauenstimmrechtsverbandes, des Vereins deutscher Lehrerinnen in Mähren und des mährischen Gewerbevereins;

Sekretär: Dr. Ferdinand Marek, Schmerlingstr. 5.

Prag (czechische Gruppe):

Leitung durch die Delegierten der korporativ angeschlossenen fortschrittlichen Vereine.

Vorsitzender: Dr. W. Schuster, Landtagsabgeordneter, kaiserl. Rat;
Vertreter der Institutszentrale: Dr. Mayer, Kammerkonsulent, Handels- und Gewerbekammer;
Geschäftsführung: Das Gewerbeförderungsinstitut.

Prag (deutsche Gruppe):

Neukonstituierung am 7. Januar.

Vorstand: Frau Jenny Durège, 1. Sekretärin, Prag, VII Letohradskag. 66,
Frau Olga Reinisch, 2. Sekretärin,
Richard Neuern, Direktor Schauer, Leopold Pick, } Beisitzer.

Beraun:

Neuwahl des Komitees am 8. Januar.

Prof. Seifert, Sekretär,
Prof. Mannes, Beisitzer,
Dr. Weinsten, Beisitzer,
Redakteur Ulrich, Beisitzer.

*) An die bei jeder Gruppe angegebene Adresse (des Vorsitzenden oder Schriftführers) sind Beitrittsanmeldungen oder Anfragen zu richten.

Leipzig:

Ergänzungswahlen am 11. Januar.

Neuer Vorstand:
Ehrenvorsitzende: Geheimrat Lamprecht,
Geheimrat Ostwald;
Vorsitzende: Annie Pevsner, Schwägrichenstraße 11;
Schriftführer: stud. Cornelius Bergmann;
Beisitzer: Dr. Bornstein,
stud. Herzog,
Julie Koelbel, } neu;
Dr. Gottlieb, }
sowie Delegierte des Friedensvereins, des Internationalen Studentenvereins, der Gemeinnützigen Gesellschaft, des Frauenstimmrechtsvereins, des Bundes für Mutterschutz.

Chemnitz:

Konstituierung der Ortsgruppe am 11. Januar.

Arbeitsausschuß: Dr. Herzfeld,
Dr. Harnisch,
Richard Hempel, 1. Sekretär, Lange Straße 24,
Friedrich Heinrich, 2. Sekretär,
Heinrich Eichholn,
Röber, als Vertreter des Humanistischen Volksbildungsvereins.

Dresden:

Konstituierung der Ortsgruppe am 12. Januar.

Vorstand: Dr. Pollatz, Ludwig Richterstr. 20 III,
Georg Hoffmann,
Frl. Dr. med. Stegemann,
Dr. Karl Adrian,
sowie Hermann Schulz als Vertreter des Monistenbundes, Dr. Bernhard Roth als Vertreter der Dresdener Gesellschaft für internationale Verständigung, Frau Dr. Hankel als Vertreterin des Esperantobundes, Frau Rosa Voigt als Vertreterin des Bundes abstinenter Frauen.

Görlitz:

Sitzung der Gruppe am 13. Januar.

Neuer Vorstand: Clemens Täsler, Dozent der freireligiösen Gemeinde, Dresdner Str. 13,
Karl Angerle,
Reinhard Spredowski.

Oberschlesischer Industriebezirk:

Konstituierende Sitzung der Abteilung zu Beuthen am 16. Januar.

Vorstand: Hütteningenieur W. Seidel, Friedenshütte bei Beuthen, 1. Sekretär (Geschäftsstelle),
Ing. Hans Zmarzlik, Beuthen, 2. Sekretär,
Justizrat Dr. Kochmann, Gleiwitz, }
Ingenieur Wenzlawiak, Kattowitz, } Beisitzer.
Ingenieur Schneider, Laurahütte, }
Techniker Scharff, Zabrze, }

Stettin:

Konstituierung der Ortsgruppe am 18. Januar.

Prov. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Berndt, Vorsitzender, Breite Straße 6,
Schiffbauingenieur G. Paatzsch, Schriftführer,
Frl. Heidenreich, Redakteur Dr. Körner, Georg Birkenstaedt, } Beisitzer.

Berlin:

Generalversammlung der Ortsgruppe am 20. Januar.

Neuer Vorstand: Geheimrat W. Foerster, 1. Vorsitzender,
Direktor Berthold Knaut, 2. Vorsitzender,
E. Rich. Schubert, 1. Schriftführer, Berlin-Lankwitz, Waldmannstr. 25.
Walther Opitz, 2. Schriftführer, Wilmersdorf, Spichernstr. 7.
Erich Bielschowsky, Hans Honegger, Dr. Levy-Suhl, Dr. Ernst Schloß, stud. Schutt, } Beisitzer.

Aus dem Leben unserer Ortsgruppen.

Ortsgruppe Essen-Ruhr.

Die Ortsgruppe des Instituts für den internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen und des Bundes der technisch-industriellen Beamten hatten für Mittwoch, den 12. November 1913, in das Hotel Vereinshaus zu einem Vortrag unseres geschätzten Generalsekretärs, Herrn Professor Broda-Paris, eingeladen. Das Thema lautete: „Kulturaufgaben des 20. Jahrhunderts.“ Der Saal war dicht besetzt; Kopf an Kopf reihten sich die Hörer, unter denen auch viele Frauen zu sehen waren. Zahlreiche Menschen mußten umkehren, ohne der Veranstaltung beiwohnen zu können, weil der große, harmonisch in der Architektur gestimmte Raum wegen Überfüllung niemand mehr aufnehmen durfte. War schon der Besuch glänzend, so fand der lehrreiche und interessante Abend seine Krönung durch die überzeugenden und hinreißenden Worte des Herrn Referenten. Es kann nur etwa ein i-Tüpfelchen aus den Darlegungen von Professor Broda zur Andeutung gelangen. Die Kardinalgedanken behandelten in wissenschaftlicher Gründlichkeit die Schäden der Frauenarbeit, den notwendigen Rassenschutz, die Bekämpfung des Alkoholismus und die Fürsorge für geistige Heranbildung der Massen durch Schaffung von Hochschulen. Ferner den Moralunterricht, die Friedensidee, die Rechte der arbeitenden Massen und besonders der Frauen. Reicher Beifall lohnte den Referenten. In der sich anschließenden lebhaften Diskussion kamen alle fortschrittlichen Geistesströmungen zu Worte, so daß der Abend, der uns auch 10 neue Mitglieder zuführte, eine erhebende und imposante Kundgebung bildete, wie sie in der Kanonenstadt zu Seltenheiten zählen. Wir danken Herrn Professor Broda nochmals für seine Bemühungen und eindringlichen Worte, die uns allen ein Ansporn sein sollen, unseren Ideen zum Siege zu verhelfen!

Im Anschluß an den Vortrag fand die Generalversammlung statt. Es sei aus dieser hauptsächlich die Wahl des neuen Ausschusses festgehalten, der sich wie folgt zusammensetzt: Professor Vogeler, Kaufmann Hagedorn, Frida Levy, Paul George, Lehrer Leysath, Ingenieur Eser. Die Geschäfte führt wieder der Unterzeichnete. Außerdem gab der Sekretär die Anregung, das Institut solle jährlich einem befähigten Angestellten oder Arbeiter für ein Spezialstudium die Subsidien gewähren. Die anzufertigende künstlerische oder schriftstellerische Arbeit solle dem Institute als Eigentum verbleiben. Mit herzlichen Worten, die auch schöne Fingerzeige für die künftige Betätigung enthielten, verabschiedete sich dann unser Generalsekretär, worauf die Tagung beendet war.

Der Sekretär: Paul George.

Ortsgruppe Gera.

Die Ortsgruppe Gera hat das neue Jahr recht verheißungsvoll begonnen. Am 9. Januar fand ein öffentlicher Vortragsabend statt, zu dem Professor Dr. R. Broda-Paris gewonnen war. Er sprach über „das Trustproblem in Amerika und seine Lösung in Australien". An verschiedene größere Organisationen waren Einladungen ergangen. So an die Geraer Gruppen der Bodenreformer, des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, des Monistenbundes, des Lehrervereins, der Zigarrenhändler und einer großen Angestelltenorganisation. An den interessanten Vortrag schloß sich eine überaus lebhafte Aussprache. Auf den wissenschaftlichen Teil des Abends folgte noch eine geschäftliche Sitzung der Gruppe. Der Vorsitzende gab eingangs einen kurzen Überblick über die Tätigkeit der Gruppe während des Jahres 1913. Sie habe vorwiegend in der Veranstaltung größerer und kleinerer Vortragsabende bestanden, die die jeweiligen, von den Dokumenten des Fortschritts behandelten Probleme in selbständiger Form behandelt und neue Anregungen zu geben versucht hätten. Einmal sei auch eine kleine Ausstellung damit verbunden gewesen. Die Mitgliederzahl habe sich fast verdoppelt. Auch auf die Presse habe man Einfluß genommen. Von der Vorsitzenden des Frauenvereins wurde in der Diskussion angeregt, eine Enquete über die Geraer Heimarbeitsverhältnisse zu veranstalten. Man beschloß, dieser Anregung Folge zu leisten. Ferner wurde der Beschluß gefaßt, die aufklärende Bearbeitung der Presse intensiver als bisher zu gestalten. Von der Zentrale soll zu den in Thüringen auftauchenden Problemen wirtschaftlicher und kultureller Natur einschlägiges Erfahrungsmaterial erbeten, dann individuell bearbeitet und der Presse für die Veröffentlichung zur Verfügung gestellt werden. Die weiteren Verhandlungen hatten kein allgemeineres Interesse. Der nächste Vortrag ist dem Schulproblem gewidmet. Es wird „die Arbeits- und Tatschule" behandeln. Eine Ausstellung wird eine instruktive Illustration dazu geben.

Der Vorsitzende der Gruppe:
Erich Dombrowski, Gera.

Ortsgruppe Wien.

Am 29. Dezember 1913 fand im Wiener Bureau der „Dokumente des Fortschritts" die Generalversammlung der Wiener Ortsgruppe des Instituts statt. Die Tagesordnung umfaßte als ersten Punkt eine Reihe von Mitteilungen

des Generalsekretärs, der der Sitzung beiwohnte, über Konstituierung und Tätigkeit der anderen Ortsgruppen in Deutschland und Österreich und über die juridischen Schwierigkeiten, welche sich der formellen Konstituierung der Ortsgruppe Wien im Hinblick auf die noch immer nicht formell endgültige Annahme des neuen österreichischen Vereinsgesetzes entgegenstellen. Wurde dasselbe auch in der gleichen Woche, in der die Sitzung stattfand, vom österreichischen Herrenhaus angenommen, so muß im Hinblick auf die Gesamtlage der österreichischen Politik doch noch mit mehreren Monaten bis zur endgültigen Verabschiedung gerechnet werden und kann die Konstituierung der Gruppe als wahrer Verein bis dahin nicht erfolgen.

Im Sinne der Beschlüsse, welche von der Delegiertenversammlung des 15. Mai 1913 gefaßt und vom internationalen Vorstande zu Paris gebilligt wurden, schritt man nunmehr als zum 2. Punkt der Tagesordnung zur Wahl eines Vorstands mit zunächst bloß beratender Funktion. In denselben wurden gewählt:

Frau Helene Bauer,
Herr Reichsratsabgeordneter Dr. Ofner,
„ Rudolf Goldscheid, Präsident der Soziologischen Gesellschaft,
„ Univ.-Prof. Dr. Bartsch,
„ Dr. Emil von Hofmannsthal,
„ Dr. Erik Veidl,
„ Dr. Ernst Broda,
„ Dr. Egon Schönhof,
„ Dr. Karny,
„ Dr. René Delannoy.

Herr Univ.-Prof. Dr. Reich und Herr Generalsekretär Arthur Müller werden den Sitzungen in beratender Weise beiwohnen.

Ferner wird sich der Vorstand neben diesen Vertretern der Wiener individuellen Mitglieder aus den Delegierten der mit dem Institute kooperierenden fortschrittlichen Vereine Wiens zusammensetzen, und zwar Freiherrn von Hock, Hofrat am Verwaltungsgerichtshof, Reichsratsabgeordneten, als Vertreter des Deutsch-Demokratischen Vereins; Dr. Klein als Vertreter des Bundes für Mutterschutz; Georg Schmiedl, Präsidenten der sozialpädagogischen Gesellschaft als Vertreter der genannten Vereinigung; Reichsratsabgeordneten Wutschel als Vertreter des Freidenkervereins; Rechnungsrat Schuster als Vertreter der „Friedensgesellschaft“, sowie ferner aus jedesmal speziell zu ernennenden Delegierten des „Akademischen Vereins für Sexualhygiene“, des „Frauenstimmrechtskomitees“, des „Verbandes abstinenter Frauen“, des „Allgemeinen österreichischen Frauenvereins“, der „Freien Vereinigung sozialistischer Studenten“ und des „Neutralen Guttemplerordens“.

Weiter wurde beschlossen, ein Komitee für Pressebeziehungen zu schaffen und eine Reihe von Persönlichkeiten auch außerhalb des Vorstands, so insbesondere Herrn kaiserl. Rat Kolbert, Herrn Redakteur Nacher, Frau Hofrat Schrutka von Rechtenstamm, Herrn Dr. Lanske und Herrn Redakteur Blume dessen gelegentlichen Sitzungen beizuziehen.

Herr Dr. Schönhof erstattete hierauf einen sehr beifällig aufgenommenen Bericht über die Beschlüsse des in der letzten Sitzung eingesetzten Subkomitees für Propaganda des Proportionalwahlrechts, dem außerdem auch die Herren Reichsratsabgeordneten Dr. Ofner und Georg Schmiedl angehören. Die Herren kamen zur einmütigen Überzeugung, daß in Österreich zunächst eine rein objektive Aufklärung über die tatsächlichen Ergebnisse des Pro-

portionalwahlrechtes, insbesondere in Belgien und in Württemberg not tue und daß vom internationalen Vorstand des Instituts die Entsendung eines Vortragenden aus einem der beiden genannten Länder zu erbitten sei. An den Vortrag solle sich dann eine Diskussion über das Für und Wider der Ausbreitung des Proportionalwahlrechts in Österreich anschließen.

Der anwesende Generalsekretär, Prof. Broda, versprach, sofortige Verhandlungen mit Freunden in Württemberg und Belgien wegen Entsendung eines Vortragenden einzuleiten.

Die zweite, im Frühling begonnene Propagandaaktion betraf bekanntlich die Einführung des weltlichen Moralunterrichts, und wurde die Debatte hierüber fortgesetzt. Herr Universitätsprofessor Dr. Bartsch erklärte sich bereit, in einer Mitgliederversammlung der Wiener Gruppe seine Idee einer Einführung weltlichen Moralunterrichtes für die Fortbildungsschulen, — ohne daß zunächst an der bisherigen Übung konfessionellen Religionsunterrichtes in der Volksschule etwas geändert werde, — auseinanderzusetzen. Eine lebhafte Debatte entspann sich, in der insbesondere Dr. Egon Schönhof den Standpunkt einer völligen Beseitigung des obligatorischen Konfessionsunterrichts ohne Ersetzung durch einen Moralunterricht, Prof. Broda den Ersatz des obligatorischen Religionsunterrichtes durch ein Nebeneinander von fakultativem Religionsunterricht und obligatorischem Moralunterricht, sowie Univ.-Prof. Dr. Reich und Univ.-Prof. Dr. Bartsch die Beibehaltung des obligatorischen Religionsunterrichts, jedoch Einführung von Moralunterricht für Fortbildungsschulen im Sinne der obigen Ausführung befürworteten.

Die Weiterführung der Debatte wurde für die Diskussion, die sich an das Referat von Prof. Bartsch anschließen soll, vertagt.

Professor Broda machte dann Mitteilungen vom schönen Erfolge der französischen Propaganda für Einführung von Minimallöhnen für die Heimarbeiterinnen, welcher auch für die Wiener Gruppe einen Ansporn für Wiederaufnahme dieser wertvollen Propaganda bieten müsse.

Zum Schlusse beriet man über die Ersprießlichkeit einer Propaganda für Beseitigung der Kinderarbeit in Österreich auf Grund der diesbezüglich vorliegenden Erfahrungen und Bestrebungen des Auslandes. Prof. Broda ward beauftragt, die Entsendung eines Vortragenden aus Frankreich, der über den Gesetzentwurf von Abbé Lemyre für Einschränkung der Kinderarbeit berichten soll, in die Wege zu leiten. Dieser Vortrag soll sich eng an die vom Verein „Freie Schule“ zwecks Beseitigung der Kinderarbeitsmißstände in Österreich unternommene Aktion anschließen.

Das Sekretariat der Ortsgruppe.

P. S. Die Beschlüsse der tags darauf im gleichen Raume tagenden Generalversammlung der Wiener Gruppe des „Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts“ bezüglich der Veranstaltung regelmäßiger Diskussionsabende begegneten natürlich auch seitens des Bureaus der Institutsgruppe lebhaftestem Interesse, und werden die Wiener Institutsmitglieder regelmäßige Einladungen zu sämtlichen Veranstaltungen des „Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts“ erhalten.

BUND FÜR ORGANISIERUNG MENSCHLICHEN FORTSCHRITTS.

Die Wiener Gruppe des „Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts", die sich im Juni als erste Gruppe des deutschen Kulturgebietes konstituiert hatte, nahm in 2 Versammlungen, am 26. und 30. Dezember, durch deren differenzierte Aufgabe und Stimmung die beiden Hauptmethoden des Bundes scharf markiert werden, ihre selbständige Tätigkeit auf.

Am 26. Dezember wurde in den Räumen, die das Vorstandsmitglied, Frau Helene Bauer, in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt hatte, die erste Festtagsfeier des Bundes (zugleich wohl die erste freireligiöse Veranstaltung auf Wiener Boden überhaupt) abgehalten.

Im Sinne unseres Programms, das die Verwertung des Fortschrittsideals als Quelle seelischer Erbauung vorsieht, stand ein Vortrag von Professor Broda: „Soll der Fortschritt der Menschheit ein Zufallsspiel bleiben?" im Mittelpunkte dieser Weihestunde. Der Vortragende brachte in demselben vor allem das Bestehen einer sozialen Pflicht, am Fortschritt der Menschheit tatkräftig mitzuarbeiten, zum Ausdruck.

Vor und nachher wurden eine Reihe wertvoller musikalischer und rezitatorischer Darbietungen gegeben, welche im Einklang mit der feierlichen Ausschmückung des Raumes eine wahre Weihestimmung zu erzeugen vermochten: Das Ganze in engem Anschluß an die amerikanisch-englischen Vorbilder der Society for Ethical Culture, an die Ethical Churches von London und New York, sowie an die Religion de l'humanité, resp. die seit Auguste Comte zu ihren Zwecken in Paris abgehaltenen positivistischen Sonntagsfeiern.

Unter den stimmungsvollen Gesangsvorträgen seien insbesondere die von Frau Hofrat Jüllig (aus den „Bitten" von Beethoven), Fräulein Johanna Grünnes („Feldeinsamkeit" von Brahms und „Über Nacht" von Hugo Wolf) und Fräulein Sophie Frankfurth („Frühlingsglaube" von Schubert) hervorgehoben, ferner der Vortrag von Weltanschauungsgedichten von Goethe, Konrad Ferdinand Meyer und Grete Jüllig, rezitiert von Frau Helene Bauer und G. Broda-Jüllig. Die Zukunftsausblicke des Gedichts „Der Messias" vor allem gaben der ganzen Feier eine individuelle Note.

Herr Hans Jüllig trug durch den schönen Vortrag eines „Adagio" von Brahms gleichfalls viel zum Gelingen dieser schönen Stunde bei. Ihr Grundzug, ernste Gedanken und schöne Kunst zu einer synthetischen Stimmung zu vereinigen, konnte zu klarem Ausdruck gebracht werden. Es war durchaus nicht die Stimmung des auf rein gedankliche Wirkung hinzielenden Vortragsabends, noch weniger die der künstlerischen Matinée, sondern eine religiöse Stimmung, erfüllt von rein modernem, wissenschaftlichen Geiste. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am 30. fand im Bureau der „Dokumente des Fortschritts" die Generalversammlung der Ortsgruppe statt, und wurden zunächst die Thesen des Bundesprogramms einer Debatte unterzogen. Hierauf wurde im Sinne der Anträge von Professor Broda die Veranstaltung allmonatlicher Diskussionsabende über die wichtigsten Thesen beschlossen. Eine kurze Zu-

sammenfassung der Referate, sowie der Diskussion selbst soll an die „Dokumente des Fortschritts“ übermittelt werden, ebenso wie die Mitteilungen über die Diskussionsabende all der anderen Gruppen des Bundes an die gleiche Redaktion gelangen werden.

Diese wird sie zusammen mit redaktionell eingeforderten Artikeln in einer Serie von Studien veröffentlichen, deren jede 20—30 Seiten umfassen soll.

Alle Studien zusammen sollen dann wieder in einem Buche „Die Kulturaufgaben des Jahrhunderts“ vereinigt werden und das Programm des Bundes in ausgebildeter Weise darstellen.

Die Wiener Gruppe wird im Laufe des Winters 4 Diskussionsabende veranstalten und zwar im Januar über Wirksamste Methoden der Alkoholbekämpfung im Februar über das Thema: „Wie läßt sich der Jugendverwahrlosung steuern?“ (Referenten: Prof. Dr. Bartsch und Georg Schmiedl event. auch Prof. Foerster); im März über das Thema: „Wie lassen sich den Bewohnern der modernen Großstadt gesunde Wohnungen bieten? Kritische Würdigung des bisher in Wien Versuchten“ (Referenten voraussichtlich: Prof. Dr. Walter Schiff und Dr. Ertl (Auslandserfahrungen an Hand der Dokumente des Fortschritts); im April über das Thema: „Wie läßt sich moderne Hochkultur in den breiten Volksmassen verbreiten?“ (Referenten: Prof. Dr. Reich, Prof. Dr. Broda, Dr. v. Vivenot).

Frau Helene Bauer stellte ihre Räume für die Abhaltung dieser Abende gütig zur Verfügung, und nicht bloß die Mitglieder der Wiener Bundesgruppe, sondern auch die Wiener Mitglieder des Instituts sowie eine Reihe von Fachmännern, die Fühlung zum Problem des Abends haben, sollen zu diesen Versammlungen engeladen werden.

Unabhängig von diesen Diskussionsabenden soll im Februar, März und April je eine Sonntagsfeier mit einem der Feier vom 26. verwandten Programm abgehalten werden, so daß also die Wiener Gruppe des Bundes gleichzeitig nach der intellektuellen und nach der Stimmungsseite hin ihr Programm zu erfüllen beginnt.

— —

Hierauf wurde die Neuwahl des beratenden*) Vorstands vorgenommen und nachstehende Damen und Herren in denselben delegiert:

Frau Helene Bauer,
Fräulein stud. phil. Braun,
Fräulein Dr. Hochsinger,
Herr Dr. Friedjung,
Herr Groß,

Herr Georg Schmiedl, Präsident der sozialpädagogischen Gesellschaft,
Herr Dr. Manfred von Vivenot, k. k. Bezirkshauptmann a. D.

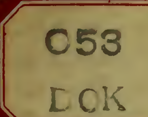
Zum ersten Sekretär wurde Herr Dr. Friedjung, zum zweiten Sekretär Herr Groß und zur Schatzmeisterin Frau Helene Bauer bestellt.

Das Sekretariat.

P. S. Am 6. Januar fand im Josefssaale eine 2. Weihestunde statt, von der sozialpädagogischen Gesellschaft im Verein mit dem „Bund für Organisierung menschlichen Fortschritts“ veranstaltet. Die Kontinuität diesen Feiern ist damit in sofortige Erscheinung getreten.

*) Siehe die analogen Ausführungen bezüglich der Generalversammlung der Institutsortsgruppe.

Ramm & Seemann, Leipzig.



DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS

INTERNATIONALE REVUE

7·JAHR **3·HEFT**



VERLEGT BEI GEORG REIMER: BERLIN

Bund für Organisierung menschlichen Fortschritts

Hauptbureau: 59, Rue Claude Bernard, Paris

Um die Ziele des Bundes zu konkreter Veranschaulichung zu bringen, seien im nachstehenden einige jener Bestrebungen genannt, welche er als Anwendungen seines Grundgedankens organischen Menschheitsfortschritts betrachtet, welche er mit allen ihm zu Gebote stehenden Aktionsmitteln fördern will:

1. Planmäßige Fürsorge für Gesundheit und Veredelung der Rasse. — Bau billiger und gesunder Volkswohnungen — Gartenstadtbewegung. — Tuberkulosebekämpfung. — Gesetzgebung zur Bekämpfung der Trunksucht durch Verbot besonders schädlicher alkoholischer Getränke (nach dem Beispiel des Schweizer Absinthverbotes). — Pflege gesundheitsfördernder Sportsübung innerhalb entsprechender Grenzen: — Bekämpfung der Rauch- und Staubplage. — Arbeiterschutzgesetzgebung, um die Gesundheitsgefährdung der Arbeiter, besonders auch der Frauen und der Kinder, durch überlange Arbeitszeit, Gebrauch gesundheitsschädlicher Substanzen (Phosphor usw.) zu verhindern.

2. Fürsorge für geistige Heranbildung der Massen. — Unentgeltlichkeit des Unterrichts, unentgeltliche Verabreichung der Lehrmittel, warmes Frühstück, warme Beschuhung und Bekleidung an bedürftige Kinder (wie in Frankreich). — Stipendienerteilung an alle begabten Volksschüler, um ihnen den Besuch höherer Schulen zu ermöglichen (wie in Neuseeland). — Volkshochschulen (wie in Norwegen und Dänemark).

3. Verbesserung der sozialen Konstitution der Völker durch eine von wissenschaftlichen Gesichtspunkten geleitete Politik sozialer Reformen, durch planvolle Verstaatlichung und Verstadtlichung der hierfür reifen Produktionszweige. — Förderung der Genossenschaftsbewegung.

4. Bewegung für Ersatz des Faustrechtszustands zwischen den Völkern durch ein Rechtssystem, analog der Überwindung des Faustrechtszustandes zwischen den Individuen durch Ausbildung eines Zivil- und Strafrechts, wie sie die vergangenen Jahrhunderte gebracht haben; Förderung der Bewegung zur Schaffung internationaler Gesetzgebung, Verwaltung und Gerichtsbarkeit.

5. Heranziehung aller Talente in der Frauenwelt durch Erweiterung der Frauenbildung und Wegräumung aller Hindernisse, welche der Berufsbetätigung der Frau auch auf höchsten geistigen Stufen entgegenstehen; Heranziehung der Frauen als Wählerinnen und Gewählte zum politischen Leben, um dieses so durch ihre spezifische Kompetenz für pädagogische und humanitäre Fragen, ihre Betonung altruistischer Gesichtspunkte zu bereichern.

6. Forschungs-Institute zum Zwecke systematischer Erweiterung menschlicher Erkenntnis; Förderung des technischen Fortschritts auf jede, den öffentlichen Körperschaften mögliche Weise.

7. Heranziehung moderner wissenschaftlicher Gesichtspunkte zur Reformation des Strafrechts (Jugendgerichte, bedingte Verurteilung, lebenslängliche Anhaltung von Gewohnheitsverbrechern.

Wer diese Ziele fördern, wer eine zentrale Kraftstelle für internationale Kulturpolitik schaffen will, trete unserem Bunde bei!

DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS

Internationale Revue

Herausgegeben von Prof. Dr. R. Broda in Paris
in Verbindung mit Erich Lilienthal in Berlin

7. Jahr 3. Heft



Organ des Instituts für intern. Austausch fortschrittlicher Erfahrungen u. des Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts

Verlegt bei Georg Reimer in Berlin W. 10
Jährlich 11 Hefte für 10 Mark – Einzelheft 1 Mark

INHALT:

Dieses Heft ist vornehmlich kunstindustriellen und literarischen Problemen gewidmet.



JOHANNES V. JENSEN, KOPENHAGEN: DIE UMWANDLUNG PRIMITIVER LANDSCHAFTEN DURCH DIE TECHNIK UND DIE ENTSTEHUNG EINER NEUEN LANDSCHAFTLICHEN SCHÖNHEIT.



ELCH ein Thema! Eine eingehende und gründliche Behandlung würde Bände erfordern. Hier soll nur ein Versuch gemacht werden, die Art des Themas zu erklären und die Ideenverbindungen und die farbigen Bilder aufzuzählen, die es unmittelbar anregt. Es weckt die Erinnerung an Eindrücke, die man sein ganzes Leben hindurch empfangen hat und läßt das Bild aller der Stätten neu emporsteigen, in denen man seit seiner Kindheit jemals gewesen ist.

Primitive Landschaften — ja, das alte Bauernland in Jütland, wie ich es vor 30 Jahren kannte, die Gegend, in der ich geboren bin, die war primitiv. In meiner Kinderzeit noch war sie ebenso unberührt und unverändert, wie sie zur grauen Urzeit war; Heide und Rübenland, an und für sich ohne großen landschaftlichen Reiz — auf keinen Fall war sie entdeckt worden. Aber sie lag, wie die Natur sie geformt hatte, ungefähr in denselben Linien da wie kurz nach der Sintflut, das heißt nach der Eiszeit. Nur die damals noch ganz einfache Landwirtschaft und altertümliche Bauernhöfe verrieten, daß hier Menschen wohnten.

Wild gab es auch und in Massen. Scharen von Sumpfvögeln wateten in den Sümpfen, und in der Heide sprang der Hase, und im Heidekraut wimmelte es von Rebhühnern in großen Völkern, und es war, als ob im Herbst die Erde lebendig wurde. Nun ist die Heide nahezu vollständig angebaut. Die Sümpfe sind drainiert und trocken gelegt, und alles Wild ist weg. Die Eisenbahn ist durch die Ebene gekommen, und der runde Fabrikschornstein der Anteilsmeierei qualmt über dem Dorfe. Telegraphenstangen und Leitungskabel durchkreuzen die Landschaft wie ein Netz, denn die Bauern haben elektrisches Licht bekommen und treiben ihre landwirtschaftlichen Maschinen mit dem Dynamo. Ich, der ich das alte stille Land gekannt habe, gestehe, daß ich die Verwandlung nicht ohne Wehmut betrachten kann; ich habe später ähnliche primitive Dörfer in Rußland wiedergesehen und dadurch begreifen gelernt, welche Fülle an Poesie durch die Modernisierung des alten Himmerlandes verloren gegangen ist. Andererseits muß ich mir selbst sagen, daß gerade diese Modernisierung es ist, die den russischen Bauern fehlt. Erst wenn die Schornsteine der Meierei auch dort qualmen werden und die Steppe ein Märchen aus verschwundenen Tagen sein wird, erst dann ist auch dort die Entwicklung in ihre Rechte getreten.

Wie ist nun der ästhetische Eindruck so einer jütländischen Bauernlandschaft, die in 30 Jahren aus ihrer altdänischen, geradlinigen Einfachheit gerissen wurde und im Tempo der modernen Industrie zur neuzeitlichen Landwirtschaft übergegangen ist. Der erste Eindruck ist greulich, aber der Preis für den Verlust des alten, stimmungsreichen Idylls ist durch neue und vorteilhaftere Erwerbsmöglichkeiten nicht zu teuer bezahlt. Man kann nicht in einem Museum leben, ohne etwas zum Leben zu haben. Die Verwandlung war eine Notwendigkeit. Jeder andere Gesichtspunkt ist absurd und senti-

mental, aber man hätte die Verwandlung mit Geschmack durchführen können. Das ist nicht geschehen. Der Stil der Modernisierung oder richtiger der Mangel an Stil wird gekennzeichnet durch den Charakter des Übergangsartigen, Provisorischen in einem geradezu peinlichen Grade. Die Nachwelt wird mit Bedauern diese Stilperiode betrachten, „die Stationszeit", wie man sie in Zukunft vielleicht nennen wird.

Es sind nämlich die kleinen Eisenbahnhaltepunkte an den neu angelegten Schienenwegen, von denen der Schrecken sich ausgebreitet hat. Je weniger man davon spricht, desto besser. Diese häßlichen roten Flecken, deren Stilanstrengungen in der Richtung von Glasfenstern, Zinkspitzen, Zement und Blech gehen, verbreiten sich über die Landschaft an Stelle der alten strohgedeckten, niedrigen Bauerndörfer. Von den Stationsorten breitet sich schlechter Geschmack nach jeder Richtung hin unter der Bevölkerung aus, sowohl hinsichtlich der Kleidung wie der Eßwaren. Wer Bescheid wissen will über Einzelheiten in dieser Verwandlung, die sicherlich ein wichtiges ethnographisches Phänomen ist, kann im übrigen in meinen Himmerlandsgeschichten Näheres finden, deren Inhalt ich hier nicht wiedergeben will.

Wenn diese Übergangszeit einmal verschwunden sein wird und man wirklich gezwungen sein wird, diese Stationsorte alle auf einmal abzubrechen, steht nichts mehr im Wege, um eine neue landwirtschaftliche Schönheit dadurch zu schaffen, daß man das neue agrarische Milieu durch Verschmelzung mit seinen neuen industriellen Produktionsmitteln schafft. Nur darf das Prinzip nicht sein, den Stil der Großstadt auf das Land zu verpflanzen. Auf dem Schuldkonto des Stationsortes steht gerade diese nach jeder Richtung hin vergiftete Nachahmung der Stadt, daß sie einen Stadtcharakter da schaffen will, wo er durchaus nicht hingehört; und dies wiederum wurzelt in dem Platt-auf-dem-Bauch-liegen des kleinstädtischen Kleinhändlers vor der Stadt und vor allem, was stadtmäßig ist; kann er nach der Natur der Sache nicht zur Stadt kommen, so soll die Stadt zu ihm kommen. Ich kenne Beispiele von Bestrebungen, die einem unwillkürlich an den Stilschwindel in amerikanischen Städtegründungen denken lassen und an Potemkinsche Kulissenkunststücke.

Die Stadt für sich und das Land für sich. Im selben Augenblick, wo man mit ruhigem Sinn und Geschmack für seine eigene Umgebung, und nicht für die Umgebung anderer, anfängt, auf dem Lande zu bauen und zu wohnen und sich mit allen modernen Bequemlichkeiten einzurichten, und mit allem, was eine maschinell betriebene Agrarwirtschaft erfordert, wird der Stil sich von selber einfinden.

Wie dieser neue Stil sich im einzelnen ausnehmen wird, kann man nicht gut im voraus wissen. Eine vernünftigere Architektur auch in Hinsicht der Farben in einer gegebenen Landschaft würde schon sehr viel bedeuten. Man könnte ja auch die Einwohner belehren und im schlimmsten Falle Verbote erlassen. Fabrikschornsteine sind keine so häßliche Vegetation in der Landschaft, als man eine Zeitlang glaubte. Auch Telegraphenstangen können einer sonst auf Meilen hinaus öden Landschaft einen stimmungsvollen Ausdruck von Perspektive geben, sie sind wie eine Prozession in das Unendliche. Aber die Leitungen wird man im übrigen bald in die Erde eingraben, wie man es bereits in den Städten tut. Die schweren Masten mit einer Unzahl von Querstangen, die Doppelkämmen gleichen, und mit denen man sowohl die Stationsorte wie die westamerikanischen Parvenüstädte schmückt, können ohne Schaden zum alten Eisen geworfen werden.

Wer erinnert sich heute noch daran, daß Straßen und Dächer in den großen Städten vor knapp 10 Jahren dicht übersponnen waren mit Telephondrähten, die sich wie breite Gürtel über die Dächer spannten und mit Kabeln, die herabhingen wie schwarze Bogen von Lianen im Urwald. Welch ein Geschrei über ihre Unschönheit und über den Himmel, den man dadurch entweihte! Lag nun nicht eine gewisse Poesie darin, war es nicht altmodisch und schön im Grunde? An Sommertagen, wenn die Sonne wie eine kupferne Flamme in dem Gürtel glitzerte und die Gestalt eines Telephonarbeiters sich hoch oben über den Dächern in den Telephontürmen zeigte, da, wo tausend Fäden sich begegneten wie im Netz einer Spinne; in schwarzen Nächten, wenn ein 24-Stunden-Sturm seinen Einfall in die Städte machte und oben im Telephonnetz heulte und pfiff, wie wenn Tausende von kleinen Teufeln aus wären und herumflögen. O, man soll vorsichtig sein mit dem, was man als Poesie bezeichnet. Oft ist es nur das, was nicht mehr da ist.

In dieser Hinsicht lehren uns die Städte, die doch eine Art Landschaft sind, außerordentlich viel. Feststehende Rubriken sind die sentimentalen Artikel in den Zeitungen über die alten Stadtteile, die verschwinden. Jeder zeilenschindende Journalist kann sehen, daß die von der Zeit patinierten Häuser schön sind. Wer weiß, ob die Zeit, in der sie gebaut wurden, sie nicht abscheulich fand?

Stil ist kein absoluter Begriff. Man kann ihn nicht ohne weiteres dekretieren. Er ist ein Produkt von Zeit, Umständen und Geschmack. Nicht immer wirken die drei Faktoren gleichzeitig aufeinander. In der Entwicklung ist ein spontanes Element, für das die Gegenwart keinen Blick haben kann. Wir müssen hoffen, daß es kräftig und positiv auf den Stil der Großstädte der Gegenwart wirkt, denn wissen können wir es nicht. Jeder, der reist, weiß, wie rasend schnell und wie allgemein überall die Technik die Landschaft umprägt. Die Züge gehen in großen Schleifen über die höchsten Berge hinweg, oder sie schlüpfen gerade quer durch sie hindurch. Es scheint fast so, als ob die Alpen mehr als Staffage für eine Eisenbahnreise zu betrachten sind wie als übermächtige Natur. Kein Fluß ohne den Blick auf Brücken, und im übrigen, wie schön ist z. B. der Rhein, wo eine Brücke hinter der andern liegt, in der Ferne verschwindend wie kolossale Larven auf der Wanderschaft, ohne Weg vor sich. Und wie schön ist ein Straßenbahnwagen, der wiegend näher kommt, die schräge Kontaktstange hinter sich herschleppend, oben gegen den Draht gedrückt. Aber warum das ausmalen, was alle wissen. Das ist das Leben, in dem wir leben. Es ist das gleiche überall, das gleiche Gepräge, das die Technik verleiht. Die Straßenbahnwagen in Yokohama, beladen mit kleinen, schwarzhaarigen Puppenfrauen, sind und bleiben Straßenbahnwagen.

Das ist das, was so verzweifelt sein soll, aber ich glaube wirklich, daß gerade in der technischen Einförmigkeit man den Trost suchen muß, denn die Einförmigkeit endigt damit, daß sie gar keinen Eindruck mehr macht. Alle diese Fahrzeuge werden einmal über die ganze Welt hinweg vorhanden sein, und so wird man einfach dazu kommen, sie nicht mehr zu sehen. Zu viel Hantierungen, zu viel Beschäftigung mit dem Stil des Technischen kann daher auch mit der Zeit eine Gefahr werden. Ein technisches Hilfsmittel erreicht die Form, die durch seine höchste Vollendung unwillkürlich bestimmt wird. Dann ist es fertig und hat seinen Stil. Im übrigen macht es sich dadurch verdient, daß es außerhalb der allgemeinen Aufmerksamkeit liegt. Man ist doch niemals auf die Idee gekommen, ein Fahrrad zu ornamentieren oder zu

vergolden, zum Gebrauch für feine Leute. Ein Fahrrad ist ein Fahrrad, ganz gleich, ob ein König oder ein Arbeiter darauf fährt.

Wenn die Technik innerhalb der Begrenztheit ihres Wesens in Funktion gesetzt ist und im übrigen vergessen, geradeso, wie unser körperlicher Organismus motorische Bewegungen „vergessen" hat (wir beschließen ja nicht jeden Schritt, den wir tun), so wird die Landschaft wieder zu ihrem Rechte kommen. Wir werden sie in einem andern Tempo sehen als bisher, und wir werden die Gelegenheit haben, mehr von ihr zu sehen als bisher, wir werden gezwungen sein, den Rahmen für unser Schönheitsempfinden zu erweitern, aber zu glauben, daß das allgemeine Aussehen der Erde durch die Technik verhäßlicht werden würde, wäre eine ebenso veraltete Redensart wie damals, als man auf Parke und Gärten schimpfte, weil ihre Ordnung im Gegensatze zu dem vermeintlichen Mangel an Ordnung im Walde stand, gerade, als ob die Bäume aufhörten, Bäume zu sein, selbst wenn sie gepflegt und beschnitten wurden.

Vor etwa 10 Jahren besuchte ich Hankow, damals eine der ehrwürdigsten und bevölkertsten Großstädte Chinas, und es war, weiß Gott, eine wunderliche Stadt. Keine Türme, keine Wagen auf den Straßen, dagegen aber eine mausgraue Ebene von niedrigen Dächern und einem unendlichen, sich dahinschleichenden Rinnsteinstrom von Menschen, der durch die schmalen Gassen floß. Seit dieser Zeit ist die Stadt einmal abgebrannt, und nun ist es eine Fabrikstadt. Nur englische reisende Damen werden den Verlust dieses alten Menschennestes beklagen, das zum Himmel schrie mit seinem Elend und seinem Gestank.

Der Vogel Phönix, der Chinas Vogel ist, wird aus eigenem Antriebe den Scheiterhaufen besteigen als ein Symbol der alten, durch mittelalterliche Mauern eingezwängten Städte, und aus der Asche wieder emporsteigen als ein Symbol moderner offener Großstädte, durch deren Straßen der Verkehr brüllt.



PROFESSOR PETER BEHRENS, BERLIN: DIE ZUSAMMENHÄNGE ZWISCHEN KUNST UND TECHNIK.

SELBST beim Rückblick auf die hervorleuchtenden Epochen der Geschichte müssen die Ergebnisse menschlichen Gestaltungsdranges auch unserer Zeit standhalten. Es darf anerkannt werden, daß sie nicht hinter denen anderer Zeiten zurückstehen, wenn auch ihre Eigenschaften von anderer Art sind. Die imposantesten Äußerungen unseres Könnens sind die Resultate der modernen Technik. Die Fortschritte der Technik haben eine Höhe des materiellen Lebens geschaffen, wie sie so hoch in der Geschichte bisher noch nicht erreicht war. Allerdings ist es bis jetzt nur das materielle Leben, das erhoben wurde, nicht das kulturelle, denn eine Einheit von den materiellen und geistigen, d. h. seelischen Werten, konnte noch kaum zum Formausdruck werden.

Ein Leben ohne den materiellen Nutzen der modernen Technik und ohne ihren rastlosen Fortschritt kann nicht mehr gedacht werden. Obgleich es

somit fast den Anschein hat, als ob die Geistesrichtung unserer Zeit eine rein intellektuelle sei, zeigt doch eine andere Seite unseres öffentlichen Lebens, wie sehr wir von einem Schönheitsbedürfnis beherrscht werden. In allen künstlerischen Fragen besteht das größte Verlangen nach Bildung, Betätigung und Entwicklung. Keine Zeit hat wohl soviel Gelegenheit gegeben, Musik zu hören, so viele Kunstsammlungen, Theater und Kunstvereine gehabt, wie die heutige. Und unter allen Kunstgattungen ist wieder die bildende Kunst — zu der ja auch die Architektur und das Kunstgewerbe gehören — voran, was neben vielem anderen die übergroße Anzahl der Kunstausstellungen und der Zeitschriften, die für dieses Gebiet sorgen, beweisen. Aber trotzdem trägt das öffentliche Leben nicht die Zeichen einer gereiften Kultur, weil die beiden Gebiete der Technik und der Kunst sich kaum berühren, und zwar da am wenigsten berühren, wo sie es am meisten sollten, nämlich im Hochbau und in den Erzeugnissen der Großindustrie.

Der Architekt sucht für seine Bauten den ästhetischen Gehalt auch heute noch meistens aus dem Formenschatz der vergangenen Jahrhunderte, ohne die aussichtsvollen Hinweise, die die moderne Konstruktion für die Formgestaltung gibt, zu berücksichtigen, während der Ingenieur bei seinen Bauten in Eisen das Interesse an der Konstruktion findet und in diesem durch rechnerische Tätigkeit gewonnenen Resultate sein Ziel erreicht zu haben glaubt. Ebensowenig wird bei den Erzeugnissen der Großindustrie, die doch in immer größerem Maße Teile unserer Umgebung werden, die Form anders als nach der billigsten Herstellung und durch den Geschmack des Werkmeisters bestimmt. So fallen unsere Blicke in der engeren wie weiteren Umgebung überall auf Disharmonie. Auf der einen Seite Romantik suchende Formgebung, auf der andern Seite eine unseren heutigen Bedürfnissen angepaßte, ohne Rücksicht auf ästhetische Form durchgeführte Zweckerfüllung.

In den letzten Jahren hat sich eine neue gewerbliche Kunst entwickelt, deren ernstes Streben und deren geschmacklicher Wert nicht bezweifelt werden kann. Diese Neubelebung der angewandten Künste ist das erfreulichste Zeichen für die ästhetische Produktionskraft unserer Zeit. Um so bedauerlicher ist es, daß die beiden wichtigen Interessengebiete, das der Kunst und der Technik, unüberbrückt nebeneinanderliegen und durch diesen Dualismus unsere Zeit nicht die Einheitlichkeit in ihrer Formerscheinung gewinnt, die die Bedingung und das Zeugnis zugleich für einen Stil ist, denn unter Stil verstehen wir doch nur den einheitlichen Formausdruck, den die gesamten Geistesäußerungen einer Epoche ergaben. Die Einheitlichkeit in den sämtlichen Erscheinungen, nicht aber der besondere oder gar absonderliche Charakter eines Kunstwerkes ist das Ausschlaggebende.

Von seiten der neubelebten angewandten Kunst wird dadurch die Neigung zu einer solchen Einheitlichkeit bekannt, indem das konstruktive Moment für jedes Erzeugnis als eine formbeeinflussende Eigenschaft geschätzt wird.

Der Ingenieur dagegen hat sich gleichschreitend mit dem Aufschwung seiner Technik immer mehr von den künstlerischen Tendenzen abgewandt. Es ist verständlich, daß die enorme Entwicklung, die die Technik nahm, alle Kraft und Hingebung für sich beanspruchte und nicht gleichzeitig daran gedacht werden konnte, ästhetische Probleme zu lösen.

Trotzdem wird aber die Erscheinung wahrgenommen, daß auch die Werke des Ingenieurs einer bestimmten Schönheit nicht entbehren. Es sei nur der großen eisernen Hallen gedacht, die durch ihre weitgespannten Überdachungen gewiß den Eindruck der Großartigkeit geben. So können wir uns auch bei

den vom Ingenieur errichteten einfachen Zweckbauten, vor allem aber bei den Maschinen selbst, eines gewissen ästhetischen Eindruckes, den sie durch ihre oft kühne und folgerichtige Konstruktion ausüben, nicht entziehen, obgleich keine Konzeption nach künstlerischen Prinzipien dabei vorwaltete und also der ästhetische Erfolg ein zufälliger ist. Die Erscheinung erklärt sich dadurch, daß diese Werke eine Pseudoästhetik in sich tragen, indem sie eine Gesetzmäßigkeit, nämlich die der mechanischen Konstruktion, verkörpern. Es ist die Gesetzmäßigkeit des organischen Werdens, die auch die Natur in all ihren Werken offenbart. Die Natur ist aber nicht Kultur, und so kann auch die alleinige menschliche Erfüllung nur zwecklicher und materieller Absichten sie nicht schaffen. Und nichts ist natürlicher, als daß bei aller und wahrhaft begeisterter Anerkennung der Errungenschaften der Technik und des Verkehrs, die Sehnsucht nach dem Ideal-Schönen dennoch in uns laut wird und wir nicht daran glauben wollen, daß von nun ab nur mehr die Befriedigung, die durch die Exaktheit und äußerste Zweckmäßigkeit hervorgerufen wird, an die Stelle der Werte tritt, die uns seelisch beglücken und erheben können.

Es kann also nicht zugegeben werden, daß die Arbeitsresultate des Ingenieurs an sich schon Einheiten eines Kunststiles sind. Eine gewisse Schulrichtung unserer modernen Ästhetik hat zu diesem Irrtum beigetragen, indem sie die künstlerische Form aus dem Gebrauchszweck und der Technik ableiten möchte. Diese Kunstanschauung geht auf die Theorie Gottfried Sempers zurück, der den Begriff Stil durch die Forderung definiert, daß das Werk das Resultat, erstens des Gebrauchszweckes und zweitens des Stoffes, der Werkzeuge und Prozeduren, die bei der Herstellung in Anwendung kommen, sei. Die Theorie stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und ist, wie viele andere Theorien dieser Zeit, als ein Dogma der materialistischen Metaphysik anzusehen.

Freilich, wenn man sich an die kunstgewerblichen Erzeugnisse unserer Industrie der letzten Dezennien erinnert, die ausnahmslos technisch schlecht ausgeführte Maschinenarbeit (Fabrikware, wie es damals tadelnd hieß) waren, wenn man sich erinnert, wie die schlechte Arbeit und das schlechte Material durch möglichst reiches Dekor verdeckt wurde, wie es das Prinzip dieser Industrie war, Handarbeit nachzutäuschen, edles Material durch unechtes zu imitieren, so begreift man, daß die vorgefundene Sempersche Anschauung wie eine neue Wahrheit angesehen werden konnte. Aber diese Zeiten sind nun gottlob vorüber, und unsere Industrien sind heute imstande, technisch einwandsfreie Ware herzustellen, wenn der Geschmackswert auch heute noch leider nur in geringen Fällen künstlerischen Ansprüchen genügen kann. Diesem Mangel ist nun auch damit nicht zu begegnen, daß man den Fabrikanten als Rezept vorschreibt, sich nur an die äußerste Zweckform zu halten. Es erscheint im Gegenteil viel wichtiger, gerade das eigentliche Künstlerische in seinem Wesen zu begreifen.

Kunst entsteht nur aus Intuition starker Individualitäten und ist die freie, durch materielle Bedingungen unbehinderte Erfüllung psychischen Dranges. Sie entsteht nicht als Zufälligkeit, sondern als Schöpfung nach dem intensiven und bewußten Willen des befreiten menschlichen Geistes. Sie ist die Erfüllung psychischer, d. h. ins Geistige übersetzter Zwecke, wie sie sich als solche in der Musik am klarsten offenbart. Oder wie Alois Riegl dies ausdrückt: „Im Gegensatz zu der Semperschen mechanistischen Auffassung vom Wesen des Kunstwerkes muß eine teleologische treten, indem im Kunst-

werk das Resultat eines bestimmten zweckbewußten Kunstwollens erblickt wird, das sich im Kampf mit Gebrauchszweck, Rohstoff und Technik durchsetzt.“ Diesen drei letzteren Faktoren kommt somit nicht mehr jene positiv schöpferische Rolle zu, die ihnen die sogenannte Sempersche Theorie zugedacht hatte, sondern vielmehr eine hemmende, negative: „sie bilden gleichsam die Reibungskoeffizienten innerhalb des Gesamtproduktes.“

Also die Technik ist beim Prozeß der künstlerischen Form nicht ein schöpferischer Faktor, sondern als ein Teil eines großen Kräftekomplexes nur ein bestimmender, als dieser freilich von großer Wichtigkeit.

Es soll anerkannt werden, daß sowohl die neue Konstruktionsart, wie das neue Material, das Eisen, auch in künstlerischer Beziehung wichtige Faktoren sind. Als diese sollen sie auch voll gewertet werden, aber aus ihnen allein kann nicht eine neue Schönheit entwickelt werden. Wie es physikalische Gesetze gibt, so gibt es auch eine Gesetzmäßigkeit in der Kunst. Und diese, die sich seit Anfang aller menschlichen Kultur als fortlaufende Tradition gültig erhalten hat, kann auch ihr Recht für unsere Zeit nicht verlieren.

Gewiß es sind große und bedeutende Werte, die die moderne Technik uns zugeführt hat, und weil sie die höchsten Leistungen unserer Zeit darstellen, soll auch der Arbeitsweg des Ingenieurs, der so siegreich begangen worden ist, nicht abgelenkt und die Forschungsmethode nicht berührt werden, aber es ist für uns heute ein Unterschied zwischen der theoretischen Erfindungstätigkeit auf der Grundlage mathematisch gerichteten Denkens und der praktischen Produktion, die die Aufgabe hat, das vorhandene abstrakte Wissen durch plastisches Schaffen in vielgestaltete Sinneswerte umzuwandeln. Es erscheint wichtig, in der technischen Disziplin diese beiden Tätigkeitsformen voneinander zu unterscheiden, dann wird zugebilligt werden können, daß überall da, wo es sich nicht um die Erfüllung ganz neuer Bedingungen handelt, unter den vielfachen erprobten Konstruktionsmöglichkeiten und zulässigen Materialien d i e Formen zur Anwendung kommen, die einen ästhetischen Eindruck begünstigen. Damit würde dann ein Schritt nach der Seite der Geschmacksäußerung getan werden, allerdings noch nicht die ästhetische Produktion aufgenommen sein, denn das Schaffen künstlerischer Formen, seien es einfache oder solche in komplizierter Anordnung, ist keine Tätigkeit, die ohne weiteres mit etwas gutem Willen und Geschmack gelingt, sondern sie ist auch auf dem Gebiete der Technik ein Teil von der höchsten menschlichen Lebensäußerung, der Kunst.

Kunst ist etwas anderes als Geschmack. Kunst ist das Neuergebnis schöpferischer Kraft. Geschmack ist durch gute Gewöhnung erlernte sichere Wahl aus vorhandenen Formen. Ein jeder kann und sollte Geschmack erlernen. wie in früheren geschlossenen Stilepochen Geschmack tatsächlich Allgemeingut war und dadurch die untergeordnetsten Gegenstände an der Formschönheit ihrer größeren Vorbilder teilnahmen. Wenn auf jedem Gebiet das Dilettantieren allem ernsten Wollen und Können feindlich entgegensteht, so ist es in der Kunst dann von um so größerem verderblichen Einfluß, wenn sie sich anschickt, sich der Kraft zuzugesellen, die unserer Zeit das Gepräge gibt.

Es ist eine Frage von größter Wichtigkeit, von Bedeutung für die Geschichte menschlicher Kultur, ob und wann es gelingen wird, die großen technischen Errungenschaften unserer Zeit selbst zum Ausdruck einer reifen hohen Kunst werden zu lassen. Das heißt mit andern Worten: ob unsere natürlichen Lebensäußerungen durch Einheitlichkeit einen Stil bedeuten werden.

Es ist öfters zu hören gewesen, wir gingen einem Eisenstil entgegen. Wie schon anfangs erwähnt wurde, entsteht kein Stil aus der Konstruktion oder dem Material allein. Es gibt keinen materialistischen Stil und hat keinen gegeben. Die alles umfassende Einheit einer Zeit geht aus einem weit größeren Bedingungskomplex hervor, als ihn diese beiden Faktoren allein repräsentieren könnten.

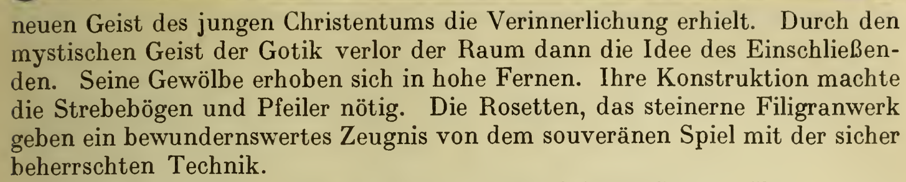
Die Technik kann nicht dauernd als Selbstzweck aufgefaßt werden, sondern sie gewinnt gerade an Wert und Bedeutung, wenn sie als vornehmstes Mittel zu einer Kultur erkannt wird. Eine reife Kultur aber redet nur durch die Sprache der Kunst.

Es sind von kunstliebender Seite große Hoffnungen, einen Stil zu gewinnen, an die eigenwillige individualistische Entwicklung des Kunstgewerbes, die sich seit Ende der neunziger Jahre in Deutschland vollzogen hat, geknüpft worden. Und wenn auch das Talent, das hinter diesen verschiedenartigsten Kunstäußerungen stand, keineswegs verkannt werden soll, so ist aber darauf dann zu sagen: Es kann keinen individualistischen Stil geben!

Nicht eine persönliche und individuelle Geschmacksneigung schafft die umfassende Einheit der Formen, die in der Geschichte als prägnante Merkmale vor aller Zeit bestehen, sondern sie gehen aus dem großen Bedingungskomplex unserer Zeit hervor, zu dem als wichtigste Faktoren die technischen Wissenschaften gehören. Unsere ernsteste Aufgabe ist darum, der entwickelten Technik zu einer künstlerischen Qualität zu verhelfen, um damit gleichzeitig das Kunstwollen durch die Technik zu großen Taten zu realisieren.

Ich versuchte zu zeigen, daß Kunst und Technik ihrem Wesen nach zwei sehr verschiedene Geistesäußerungen sind, und daß es ein ästhetischer Trugschluß ist, wenn man glaubt, aus der äußersten und knappsten Zweckerfüllung allein könnte das Schönheitsmoment von selbst entstehen, und nun fordere ich, Kunst und Technik zu einer Tat zu verschmelzen. Hierin liegt kein Widerspruch. Es erscheint mir notwendig, die beiden geistigen Tätigkeiten wohl voneinander zu trennen, sie aber zusammen einem gemeinsamen Ziel entgegenzuführen, dem Ziele, das bisher in der Geschichte den sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck im Stil fand. Aus der Geschichte können wir erkennen, wie das Zusammenwirken von großem technischen Können und tief empfundener Kunst den Stil für eine Periode zeitigte. Wir können beobachten, daß niemals eine neu erfundene Technik die besondere Formgebung veranlaßte, sondern daß diese aus dem Geiste der Zeit heraus entstand, und daß der Formwille stets die Technik fand und erfand, die ihm nötig erschien.

Auch heute durchqueren wir nicht große Landstrecken während eines Mittagsmahles, weil wir die Dampfmaschine erfunden haben, sondern wir haben diese erfunden, weil die Überwindung von Raum und Zeit unser Wunsch war. Und so war es zu allen Zeiten. Wenn wir uns an die Pyramiden der Ägypter erinnern, so sehen wir, ein wie ungeheuerer Drang nach Monumentalität eine Technik schuf, die die Hebung und Fortbewegung so großer Lasten durch kleine Kräfte ermöglichte. Die Griechen, obwohl sie die Grundzüge der theoretischen Mechanik besaßen, legten bei ihren Bauten das Schwergewicht nicht auf die Konstruktion, sondern auf die ästhetische Seite. Die politische Begabung der Römer wird durch ihre Technik erkennbar. Sie schufen Bauten, die durch ihre Ausdehnung ihr weltliches Machtbewußtsein dokumentierten, und erfanden dabei die Konstruktion des Bogens. Eine Tat, die für die ganze folgende Zeit von größter Bedeutung war. Den Bogen zum Formsymbol zu vertiefen, blieb aber erst der romanischen Zeit vorbehalten, die durch den



neuen Geist des jungen Christentums die Verinnerlichung erhielt. Durch den mystischen Geist der Gotik verlor der Raum dann die Idee des Einschließenden. Seine Gewölbe erhoben sich in hohe Fernen. Ihre Konstruktion machte die Strebebögen und Pfeiler nötig. Die Rosetten, das steinerne Filigranwerk geben ein bewundernswertes Zeugnis von dem souveränen Spiel mit der sicher beherrschten Technik.

Die Renaissance. Sie zwingt die Technik wieder zu ihrem Willen. Durch festgefügte Quadern breitflächig tragende Mauern. Hier wie dort: immer ist das bestimmte Kunstwollen das Primäre, und immer fand und gab die Technik willig Mittel des Ausdruckes her.

Bei einer solchen Betrachtung wenden wir uns mit Interesse unserer eigenen Zeit zu und fragen uns, welche Bedingungen mit einem heutigen Kunstwollen übereinstimmen könnten. Eine Antwort hierauf wäre die Klarlegung eines Stiles für unsere Zeit. Ein Stil ist nur rückblickend in bestimmtem Zeitabstand von einer in sich abgeschlossenen Epoche erfaßbar. Die Bedingungen für unsere Zeit sind uns nicht bekannt, sie können nur intuitiv empfunden werden. Wir wissen nur, daß es niemals eine einzige Bedingung, sondern ein Komplex von materiellen und psychischen Bedingungen war, der die Formgestaltung bestimmte. Also wird sich auch in der heutigen Zeit aus der Technik allein kein Stil entwickeln.

Die Technik bei ihrem hohen Werte, den wir auch für die Kunst fühlen, wird erst dann fruchtbringend im kulturellen Sinne sein, wenn sie sich jenen, uns heute noch unbekannten Dingen anpaßt, die wir intuitiv empfinden und in ihrer Wirkung mit Rhythmus bezeichnen könnten. Das Musikalische, das Einfach-Rhythmische ist ein wesentliches Moment künstlerischer Gestaltung. Rhythmus ist eigentlich Zeitmaß, ein Maß der Bewegung. Aber es scheint berechtigt, diese Bezeichnung auch für die bildende Kunst in Anspruch zu nehmen, wenn man geneigt ist, sie als Ausdruck bewegten Geisteslebens aufzufassen. Wir empfinden einen andern Rhythmus in unserer Zeit als in einer der vergangenen.

Es bleibt eine unbeantwortete Frage, ob heute trotz der Resultate der Technik mehr oder Bedeutenderes gearbeitet wird als zu Goethes Tagen. Aber sicher ist die Art des Lebens anders geworden. Eine Eile hat sich unserer bemächtigt, die keine Muße gewährt, sich in Einzelheiten zu vertiefen. Wenn wir im überschnellen Gefährt durch die Straßen unserer Großstädte jagen, können wir nicht mehr die Details der Gebäude gewahren. Ebensowenig wie vom Schnellzug aus Städtebilder, die wir im schnellen Tempo des Vorbeifahrens streifen, anders wirken können als nur durch ihre Silhouette. Die einzelnen Gebäude sprechen nicht mehr für sich. Einer solchen Betrachtungsweise unserer Außenwelt, die uns in jeder Lage bereits zur steten Gewohnheit geworden ist, kommt nur eine Architektur entgegen, die möglichst geschlossene, ruhige Flächen zeigt, die durch ihre Bündigkeit keine Hindernisse bietet. Wenn etwas Besonderes hervorgehoben werdens soll, so ist dieser Teil an das Ziel unserer Bewegungsrichtung zu setzen. Ein übersichtliches Kontrastieren von hervorragenden Merkmalen zu breit ausgedehnten Flächen. Oder ein gleichmäßiges Reihen von notwendigen Einzelheiten, wodurch diese wieder zu gemeinsamer Einheitlichkeit gelangen, ist notwendig. Daß für das Ziel solcher rhythmischen Absichten das Eisen und die dieses Material beherrschende Technik von großer Bedeutung ist, bleibt außer Frage.

Das Eisen hat den heutigen Erfolg der Statik begünstigt, nämlich das Minimum an Material für eine Konstruktion ermitteln zu können. Der Vorteil

des Eisenmaterials liegt in der Festigkeit ohne Massenwirkung. Es hat gewissermaßen eine entmaterialisierende Eigenschaft. Aber hierin liegt gleichzeitig eine Gefahr für die Architektur. Wir kennen die Eisenkonstruktionen bei Hochbauten, die wie dünne Stabgerüste oder fadenscheinige Rahmenwerke wirken. Ein Beispiel für die Körperlosigkeit der Eisenkonstruktion ist der Eiffelturm. Heute ist es unmöglich, ihn im Vergleich mit erhabenen Bauwerken des Altertums als schönes Monument zu empfinden. Der Eindruck ist der eines nackten Gerüstes. Dabei enthält er — wie mir von fachkundiger Seite gesagt worden ist — aus Schönheitsgründen mehr Material, wie für seine reine Konstruktion notwendig gewesen wäre. — Die Aufgabe der Architektur ist und bleibt aber für alle Zeiten nicht ein Enthüllen, sondern Raum einzuschließen, zu umkleiden. Architektur ist Körpergestaltung.

Dagegen kann auch nicht das die Mauer auflösende Prinzip der Gotik angeführt werden. Gewiß ist ihre Tendenz ein Durchbrechen der Raumabschlüsse, aber sie führte zur Überhöhung der Gewölbe, zum Spitzbogen, und dieselbe Idee spricht sich im Grundriß aus, indem er zur langgestreckten Halle wurde. Doch alles dieses geschah aus dem mystischen transzendentalen Geiste der Zeit heraus innerhalb architektonischer Gesetzmäßigkeit auf der Grundlage abgewogener Raumdisposition. Gerade in den Bauhütten der Gotik wurde von allen Zeiten wohl am meisten die auf geometrischem System beruhende Gesetzmäßigkeit der künstlerischen Raumgestaltung geübt. Es war nur eine Tendenz, den Raum zu durchbrechen gegenüber der romanischen Bauweise. Ein relatives Resultat, kein wirkliches in diesem Sinne. Ein Erstreben des Zieles innerhalb des baulichen Gedankens, innerhalb der architektonischen Proportionalität.

Die Körperlosigkeit der Eisenkonstruktion wird bei unseren modernen Bauten oft noch durch die notwendig ausgiebige Verwendung des Glases erhöht. Eisen und Glas entbehren in ihrer Erscheinung des Voluminösen der aus Steinen geschichteten Mauern. Es gibt natürlich Mittel, um auch mit diesen Materialien dem Verlangen nach Körperlichkeit zu entsprechen, denn die Technik paßt sich ja stets dem Kunstwollen an. Es ist eine vornehme Aufgabe unserer Zeit, die modernen Materialien und die moderne Konstruktion den architektonischen Gesetzen dienstbar zu machen. Erst wenn wir sie erfüllen, wird es uns gelingen, den Eindruck der Stabilität zu erwecken. Ohne das würde trotz der rechnerisch beweisbaren Festigkeit im Eisen dem an Sinnfälligkeit gebundenen Auge die ästhetische Stabilität, die etwas anderes als die Konstruktion ist, verborgen bleiben. Die Konstruktionen des Ingenieurs sind das Ergebnis mathematisch gerichteten Denkens. Niemand wird rechnerisch ihre Festigkeit anzweifeln, aber es ist etwas anderes, ob für das Auge ein dynamischer Ausdruck s i c h t b a r wird, und somit eine ästhetische Forderung erfüllt wird, wie sie z. B. restlos beim Dorischen Tempel erfüllt ist. Wir haben uns freilich schon an den Eindruck mancher modernen Konstruktion gewöhnt, aber ich glaube nicht daran, daß die auf mathematischem Wege berechnete Stabilität für das Auge sinnfällige Wirkung bekommen wird. Das hieße sonst soviel als eine Kunst auf intellektueller Basis, was einen Widerspruch in sich bedeuten würde.

Es interessiert ferner die Frage: Wie entstehen industrielle Gebäude, die Anspruch auf kulturelle Bewertung haben? Alle Bauwerke der früheren Epochen stammen aus einer Hand, und die Baumeister ersannen und verwirklichten den Schönheitsausdruck und die großartige Konstruktionsidee zugleich. So baute Lionardo, der Künstler, Festungswerke und Kriegsmaschinen.

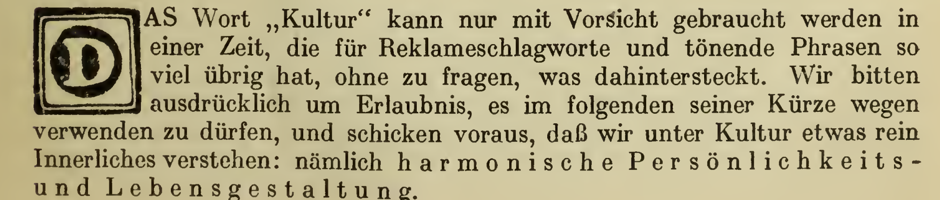
Unsere Zeit ist eine andere geworden. Weder der Künstler noch der Ingenieur kann heute mehr verschiedene Spezialberufe in sich vereinigen. Wenn seinerzeit die Enzyklopädie des Wissens ein übersichtlicher Bereich war, so liegt heute gerade die Stärke unserer Leistungsfähigkeit im Spezialisieren.

Das Ingenieurfach ist ein schwerer, wissenschaftlicher Beruf, der bei den heutigen Anforderungen hohe Hingabe verlangt. Aber auch das künstlerische Schaffen ist ein Beruf für sich, der das Denken und Fühlen eines Menschen ganz ausfüllt und der, wie jeder andere Beruf, ein langes Studium und fortlaufendes ungeteiltes Interesse verlangt.

Es ist wahrscheinlich, daß sich bald, und wenn wir eine allgemein befestigte künstlerische Tradition wieder erhalten haben, ein besonderer Beruf, den man mit Ingenieur-Architekt bezeichnen könnte, ausbilden wird; die nächste Zukunft wird aber wohl ein enges Nebeneinanderarbeiten von Künstler und Ingenieur nötig machen. Dabei soll weder der Baukünstler noch der Ingenieur der Untergeordnete sein. Alles Große, das in der Welt geschaffen worden ist, ist nicht ein gewissenhaftes Berufsergebnis gewesen, sondern der Tatkraft großer und starker Persönlichkeiten zu danken. Es erscheint mir gleichgültig, ob die Konzeption für bedeutungsvolle, zeitgemäße Werke aus der Initiative eines technisch veranlagten Architekten oder eines rhythmisch empfindenden, künstlerisch veranlagten Ingenieurs hervorgeht, oder ob ein Dritter, ein weitsichtiger Organisator, die grundlegende Idee gibt und den Baukünstler und den Konstrukteur zu sich und seinem Werke zieht. Die moderne Entwicklung, die über das wohlgeordnete Kleinstadtidyll weit hinaus die Weltstädte zu einem unorganisierten Wirrnis zu führen droht, stellt neue Aufgaben an die Baukunst, die nur in einer Synthese von moderner Technik und künstlerischem Können erfüllt werden können. Die Entfaltung monumentaler Kunst ist stets der Ausdruck eines bestimmten Machtkreises seiner Zeit gewesen. Wenn man in diesem Sinne im Mittelalter von der Kunst der Kirche, in der Barockzeit von der Kunst der Könige, bei den Formen um 1800 von bürgerlicher Kunst sprechen kann, so glaube ich, daß heute unsere reich erblühte Industrie wieder einen Machtkreis bildet, der nicht ohne Einfluß auf die Kultur bleiben kann. In einer Synthese des künstlerischen Könnens und der technischen Tüchtigkeit liegt die verlockende Aussicht, nämlich die Erfüllung unserer aller Sehnsucht nach einer Kultur, die sich in der Einheitlichkeit aller Lebensäußerungen als ein Stil unserer Zeit zu erkennen gibt.



DR. ERICH SCHAIRER, BERLIN: DIE KULTURBEDEUTUNG DES DEUTSCHEN WERKBUNDS.



DAS Wort „Kultur“ kann nur mit Vorsicht gebraucht werden in einer Zeit, die für Reklameschlagworte und tönende Phrasen so viel übrig hat, ohne zu fragen, was dahintersteckt. Wir bitten ausdrücklich um Erlaubnis, es im folgenden seiner Kürze wegen verwenden zu dürfen, und schicken voraus, daß wir unter Kultur etwas rein Innerliches verstehen: nämlich h a r m o n i s c h e P e r s ö n l i c h k e i t s- u n d L e b e n s g e s t a l t u n g.

Die sogenannte kapitalistische Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft im letzten Jahrhundert, deren materielle Voraussetzungen Maschine und Massenvolk heißen, und deren Entfesselung mit dem politischen Begriff der Gewerbefreiheit gegeben war, hat gewaltige und allgemein bekannte Leistungen quantitativen Charakters hervorgebracht; sie hat aus stillen Dörfern wimmelnde Industrieorte hervorgezaubert und aus einem armen Agrarstaat eine an Menschen und Mitteln gewaltige Weltmacht erstehen lassen.

Aber wir können bis jetzt an dieser ganzen großen Neugestaltung der Dinge keine reine Freude empfinden. Während uns Volkswirte und Statistiker in Pferdekräften, Tonnen und Mark eine riesenhafte Steigerung von Werten vorrechnen, müssen wir demgegenüber auf der anderen Seite bedenkliche Verluste feststellen: an inneren Werten, die sich nicht in Zahlen ausdrücken lassen. Denn für ein Fortschreiten der Kultur in diesem Sinne hat die kapitalistische Periode entschieden ungünstige Bedingungen geliefert. Sie ist das Gegenteil von Harmonie; sie hat in einer Weise, die manchem Gefühl barbarisch erscheinen mag, alte Ordnungen und schöne Verhältnisse gelockert, zerbrochen, auf den Kopf gestellt.

Wir reden hier nicht davon — es ist auch schon oft genug darüber geredet worden —, inwiefern die mit der neuen Wirtschaftsverfassung verbundene gesellschaftliche Umwälzung von kulturell verheerender Wirkung gewesen ist. Wir versuchen uns eine bisher weniger beachtete Sünde der glänzenden „modernen" Entwicklung zu vergegenwärtigen, nämlich die Qualitätsverschlechterung der Gebrauchsgüter und ihre schlimmen Folgen.

Daß eine solche vorhanden ist, steht außer Frage. Oder ist es nötig, eine Liste herzusetzen von all den zweckwidrigen, unbrauchbaren, unsoliden, unechten und häßlichen Dingen, von allen Surrogaten, Imitationen und Geschmacklosigkeiten, zwischen denen der Mensch der Gegenwart immer noch täglich und stündlich lebt und sich bewegt, die er anschaut und gewohnheitsmäßig gebraucht, meist ohne sich besonders darüber zu ärgern oder zu verwundern? Man versuche sich einmal von dem leidigen Bann der Gewöhnung zu befreien und mache unverschleierten Auges einen Spaziergang durch die Straßen, schaue sich dieHäuser und Schaufenster an, trete in ein Warenhaus — oder man blicke sich nur einmal in seinen eigenen vier Wänden ordentlich um: und unsere Anklage wird der Nachweisung des Tatbestandes nicht mehr bedürfen, da er gerichtsnotorisch ist.

Woher kommt all diese beispiellose Kitschigkeit und Schundhaftigkeit? Antwort: von der Lieblosigkeit gegen die Sache, anders ausgedrückt: von der Entpersönlichung sowohl der Herstellung als des Verbrauchs.

Der alte Handwerker hätte es wahrscheinlich für eine Beleidigung gehalten, wenn man ihm das zugetraut hätte, was uns Heutigen wie etwas Selbstverständliches erscheint: daß er „um des Geldes willen" arbeite. Natürlich wollte er auch auf einen grünen Zweig kommen, aber innerlich ausschlaggebend für seine Stimmung dem Beruf gegenüber war nicht die Vorstellung des Geldverdienens, sondern die persönliche Beziehung zum Objekt seiner Tätigkeit. Er war von der „Liebe zur Sache" beseelt und bezog daher seine Berufsfreudigkeit und innere Befriedigung. Es gibt Erzählungen, wie Meister sich von einem bestellten Werk ihrer Hand nach dessen Vollendung schier nicht trennen können, es gar nachträglich wieder zurückholen,

ja stehlen — Sentimentalitäten, aber charakteristisch für jene Zeit und ihre Auffassung von der Produktion. Kein Wunder, daß sich die Erzeugnisse solcher Arbeit sehen lassen konnten. Wo das Herz des Verfertigers „bei der Sache" ist, da ist Güte des Materials und edle Form in der Zweckmäßigkeit gleichermaßen notwendige Folge. Wer sein Bestes und Schönstes zu geben versucht, der will auch, daß es Dauer habe.

Es ist nun freilich nicht gleichgültig, daß beim alten Handwerker das geschäftliche Interesse genau in der gleichen Richtung wirkte wie sein Herstellungsgewissen. Denn der Besteller oder Käufer, der Konsument wollte ebenfalls ein Ding haben, an dem er möglichst lange, womöglich sein Leben lang, eine Freude haben konnte; zu dem sich ein persönliches Verhältnis gewinnen ließ. Man hatte eben früher allgemein noch unbetäubte Organe für psychische Imponderabilien und fand es nicht so querköpfig wie in unserer „Kultur"periode, daß man Dinge mit einer Seele besitzen wollte, die einem so zu sagen Freunde sein sollten, nicht bloß Gebrauchs- und Verbrauchsartikel. Man lebte noch nicht nach System J. P. Müller oder Taylor, sondern naiv und herzlich. Der Leser greife wieder einmal nach Goethes Hermann und Dorothea oder lese das Gedicht nach, das Mörike an seine Stiefel gemacht hat, wenn er uns verstehen will.

Die neue Produktions- und Wirtschaftsverfassung hat auf derartige zarte Beziehungen wenig Rücksicht genommen. Es kam die Rationalisierung des Arbeitsprozesses und das Prinzip der Lieferung für den unpersönlichen und unbekannten Markt und tötete zunächst einmal auf der Seite des Herstellenden das erwähnte Verhältnis zum Arbeitsprodukt. Von einem bestimmten Grad der Arbeitsteilung an ist ein solches für den Handarbeiter so ziemlich ausgeschlossen und verflüchtigt sich auch für den „Unternehmer". An die Stelle des Meisters, der in einer Person Erfinder, Entwerfer und Verfertiger gewesen war, trat ein Heer von Händen ohne Gehirn und Gehirnen ohne Hände; und an die Stelle der Liebe zur Arbeit trat mit psychologischer Notwendigkeit das Interesse am Ertrag der Arbeit, dem die Gewerbefreiheit freie Bahn geschaffen hatte. Der Fabrikant aber, der sich von der Werkstatt ins Kontor und ans Hauptbuch zurückzog, zwang bald auch den Handwerker vom alten Schlag, der sich noch halten zu können hoffte, ihm auf diesem Wege zu folgen. Er mußte einfach, ob er wollte oder nicht. Und der Kampf um den Markt, der für ihn zugleich der bittere Kampf ums Brot war, verschlang auch in seiner Seele die alte ideale Berufsauffassung.

Für den Markt liefern, hieß billig liefern. Auch auf Kosten der stofflichen und formlichen Qualität. Maschinenarbeit in ihrem ersten Entwicklungsstadium war ganz von selber billige aber schlechte Arbeit; und sie hat auch die handwerkliche Leistung allmählich herabgedrückt, weil Qualitätsarbeit, Einzelarbeit, maschinenlose Arbeit dreifach teurer sind. Es ist ein einfaches Rechenexempel, daß das Handwerk mit seiner verhältnismäßig viel teureren Herstellungsweise der Fabrikarbeit gegenüber in der Qualitätsverschlechterung sogar noch weiter heruntersinkt als die industrielle Konkurrenz.

Wie kam es aber, daß Billigkeit auf Kosten der Güte auf dem Markte triumphieren konnte? Weil auch beim Konsumenten die Liebe zum Gebrauchsgegenstand verloren gegangen war. Es ist nicht allein die wirtschaftlich schlechte Lage der Massenbevölkerung, die der Schundware zu ihrem Triumphzug verholfen hat. Gewiß, er wäre nicht denkbar ohne die Erscheinung des proletarischen Massenkonsumenten, für den Billigkeit an

sich im Einkauf eine fast unüberwindliche Versuchung bedeuten muß. Aber auch mit bescheidenen Mitteln muß der Käufer nicht unbedingt schlechte Ware kaufen, im Gegenteil: er fährt, genau besehen, finanziell besser, wenn er die größere einmalige Ausgabe für das Dauerhafte aufwendet. Und dann: die Geschmacksverderbnis ist weit über die Schicht des unteren Standes hinausgekommen. Sie geht letzten Endes unserer bestimmten Überzeugung nach auf das Verschwinden der persönlichen Fühlung mit den „toten" Dingen der Umgebung zurück, das seinerseits wieder mit der oberflächlich materialistischen Weltanschauung nahe zusammenhängt, wie sie die Mehrzahl unseres Volkes erfaßt hat.

Und nun gingen die verderblichen Wechselwirkungen herüber und hinüber: zwischen Produktion und Konsum, die sich gegenseitig immer tiefer herabdrücken, und zwischen äußerer und innerer Lebensverödung. Der Materialismus führt zur Vernachlässigung des Gemütslebens, diese zur Gleichgültigkeit gegen die dingliche Umgebung; die selbstverschuldete Seelenlosigkeit der letzteren wieder zur fortschreitenden Barbarei und Verdorrung des seelischen Apparats. Der Käufer entschuldigt sich bei eintretenden Bedenken mit der durchgehenden Minderwertigkeit des Angebots; der Verkäufer mit dem Ungeschmack des Publikums. Circulus vitiosus!

Eine besonders beklagenswerte Seite der Rückwirkung des Schundfabrikats auf den seelischen Zustand von Hersteller und Benützer scheint uns die Erziehung zur Unwahrhaftigkeit zu sein, die von all den Surrogaten und Imitationen ausgeht. Es ist nun einmal eine Neigung bei vielen schwachen oder schlechten Charakteren vorhanden, daß sie mehr scheinen wollen als sie sind und reicher als wahr ist; und dieser Tendenz gegenüber ist die moderne Produktion leider äußerst entgegenkommend gewesen. Beide Beteiligte am wirtschaftlichen Austauschgeschäft wünschen, daß das Objekt „etwas gleich sehe" (ergänze: was es nicht ist!); und es ist zwar nicht mathematisch beweisbar, aber als sicher anzunehmen, daß der fortwährende Umgang mit Scheinqualitäten auf den Menschen demoralisierend wirkt. Unter diese Rubrik gehört auch vor allem jene üble Nachahmung historischer Stile von Ninive bis zu Louis seize, der wir auf jedem Schritt begegnen, und zwar im Salon des Börsenkönigs, im fürstlich ausgestatteten Gesellschaftsraum des Ozeanpassagierdampfers so gut wie in der Arbeiterwohnung mit Renaissancemöbeln aus dem Abzahlungsgeschäft.

Wie gesagt: es ist ein unheimliches Hin und Her von Wirkung und Gegenwirkung, das sich im Industriezeitalter zwischen seelischen Werten bzw. Unwerten und gegenständlichen Erzeugnissen entfaltet hat, und wir wissen nicht anzugeben, von wo aus im einzelnen Fall die Abwärtsbewegung eingesetzt hat. Aber einerlei: nach den gleichen Gesetzen wird auch der Aufschwung erfolgen, dessen Anfänge wir in Gestalt einer Selbstbesinnung zunächst der Produktion, bereits aber auch des Konsums in Deutschland gegenwärtig beobachten.

Wir stehen tatsächlich im deutschen Gewerbe und Handwerk am Ende einer Flegeljahrperiode. Es ist ihm gegangen wie einem jungen Menschen, der sich nach einer strengen Erziehung und Beaufsichtigung plötzlich auf sich selbst gestellt und in eine Welt voll neuer Möglichkeiten und Bedingungen hineingeworfen sieht: da werden alle Gemüts- und Sittenschranken beiseite geworfen, es wird drauflos gelebt im vollen Kraftgefühl, unbekümmert um überkommene Ordnungen, ungerührt von angerichteten Schäden. Es ist immer töricht und kurzsichtig, wenn man einen solchen

Brausekopf mit besorgtem Elternherz wieder einfangen will oder für seine Zukunft fürchtet. Ein wenig Geduld, und er wird sich ausgetobt haben und ganz von selber ins Gleichgewicht kommen. Und so scheinen auch in der deutschen Fertigfabrikation die kapitalistischen Flegeljahre ihrem Ende zuzugehen und nach der geschmacklichen Anarchie von gestern einer geklärten und veredelten Schaffensperiode die Türe in die Hand zu geben. Seine Kulturaufgabe ist dem deutschen Herstellungsgewerbe wieder eingefallen; von neuem erstanden ist das Streben der alten Handwerkstüchtigkeit nach Durchgeistigung der Arbeit, nach Qualitätsleistung und künstlerischer Formvollendung. Es steht dahinter nichts anderes als der im Taumel ungeahnter Entwicklungen eine Zeitlang verstummte Idealismus, die Gemütsbejahung, die Kulturgesinnung des Menschen; wie wir oben definierten: der Drang nach harmonischer Persönlichkeits- und Lebensgestaltung.

Mag sein, daß die Motive zur Umkehr nicht so ganz reiner Selbstlosigkeit entsprungen sind. Das ist historisch unwahrscheinlich und nicht bloß bei Geschäftsleuten eine Seltenheit. Es wird wohl ein Zusammenhang behauptet werden dürfen zwischen dem neuen Qualitätsstreben und der bewußter und energischer erfaßten Eröffnung von Weltmarktsperspektiven bei verhältnismäßiger Beruhigung des großen Kampfes um den inneren Markt. Im Wettbewerb der Völker läßt sich für uns Deutsche mit Dutzendleistungen, gar mit „billig und schlecht" kein führender Platz erobern.

Oder zweitens: die Unterbietung des Preises ist allmählich bis zu dem Punkte der äußersten Möglichkeit getrieben worden — jetzt tritt mit zwingender Notwendigkeit die Überbietung der Qualität an ihre Stelle im wirtschaftlichen Wettstreit. Das aber ist die einzige kulturell fruchtbare Form dieses Wettstreits: und darum schließt sich in dieser Phase künstlerischer und nationaler Idealismus in freudiger Mitarbeit mit dem privaten praktischen Interesse zusammen.

Das neuerwachte Gewissen der deutschen gewerblichen Produktion, die Verschwörung zur Wiedereinführung der entflohenen guten Geister der deutschen Werkkunst heißt: Der deutsche Werkbund.

Seine Gründung fällt in den Herbst des Jahres 1907, wo sich in München eine Anzahl von Industriellen, Handwerkern, Künstlern und Volkswirten zusammenschlossen, um unter dem Wahlspruch Durchgeistigung der deutschen Arbeit den Kampf gegen die herrschende Qualitätsverschlechterung zu organisieren und für stoffliche Gediegenheit und künstlerische Formgestaltung in allen Zweigen der Herstellungskunst zu wirken. Da er als Mitglied nur aufnimmt, wen die Jury auf Grund von Leistungen als würdig erachtet hat, so ist die Zahl dieser weit geringer, als wir es von anderen Organisationen der modernen Wirtschaftsverfassung gewöhnt sind, die auf einfachere Formeln gebracht werden können. Sie beläuft sich zurzeit auf rund 1400. Aber es sind Namen von bekanntem guten Klang darunter, die mehrere Einheiten aufwiegen; und gerade die scheinbar disparate Mischung von künstlerischen und industriell-handwerklichen Elementen, die in ihm vorhanden ist, bietet eine Gewähr für den Erfolg seines Bestrebens, das zerrissene Verhältnis zwischen Kunst und Werkarbeit wiederherzustellen. Muthesius, Theodor Fischer, Bruno Paul sitzen im Vorstand neben dem Direktor der Delmenhorster Ankerlinoleumwerke, Gustav Gericke, dem Goldschmied Peter Bruckmann-Heilbronn und dem volkswirtschaftlichen Verkünder des Qualitätsgedankens: Friedrich Naumann. Die Stelle des Ge-

schäftsführers bekleidet der Türkenpolitiker und Organisator des deutschen Gedankens im Orient, Dr. Ernst Jäckh in Berlin.

Der Werkbund ist ebensowohl Ausdruck bereits erwachter und erstarkter reformatorischer Strömungen als Missionsgesellschaft zur energischen weiteren Ausbreitung des neuen werkkünstlerischen Katechismus. Der Vergleich mit der kirchlichen Reformation ist insofern passend, als es sich auch hier nach einem Worte Braungarts um Neubelebung eines verschütteten alten Zustands handelt: um Neubelebung „des abhandengekommenen Gefühls für das Selbstverständliche in der Materialbehandlung und Formgebung". Das „Selbstverständliche" ist neben der Zweckmäßigkeit — stofflicher und formlicher — eben die Q u a l i t ä t in beiden Beziehungen: Materialechtheit, Materialgerechtigkeit; Veredlung und Vergeistigung der gegenständlichen Erscheinung.

Die Bedeutung der Werkbundspropaganda ist nicht abzusehen. Wir lassen es hier unberücksichtigt, was es wirtschaftlich heißen wird, wenn es dem Werkbund gelingen sollte, einen „deutschen Stil" zu schaffen, der dem deutschen Fabrikat als bestem Ausdruck modernen Lebens und Erlebens einen Vorrang auf dem Weltmarkt verschaffen würde — obwohl wir optimistisch genug sind, es für erreichbar zu halten. Was wir im Rahmen dieses Aufsatzes feststellen wollen, ist die k u l t u r e l l e Bedeutung der Werkbundsarbeit. Sie besteht darin, daß eine Fülle von Arbeits- und Lebensfreude aus ihr emporsteigen wird, eine Wiedererstehung verloren geglaubter Lebensinhalte, vielleicht eine Blüte des deutschen Gemüts und Geistes, wie sie seit dem großen Umschwung der Volkswirtschaft nicht mehr zur Entfaltung gekommen ist.

Jetzt erst kann es soweit kommen, daß die Menschen sich die Maschine tatsächlich dienstbar machen, daß sie ein „Kulturfaktor" sein wird, ein williger Diener, der kostbare Menschenkraft erspart — und nicht wie bisher der Dämon, unter dessen Geißel Sklaven stöhnen. Jetzt kann die Bahn frei werden für eine Wiedergeburt von Persönlichkeiten — Herstellender und Verbrauchender — die seither unter der unwürdigen mittel- oder unmittelbaren Herrschaft des Geldes, unter einseitigen Arbeits- und Lebensbedigungen verkümmert sind. Es wird nicht von heute auf morgen kommen, das goldene Zeitalter, aber vieles wird besser werden; es wird auch nicht alles mit der gewerblichen Qualitätsverbesserung in glattem ursächlichen Zusammenhang stehen, aber Hand in Hand mit ihr — dessen sind wir gewiß — wird eine Menschenqualitätsverbesserung eintreten, nicht im Sinne des Taylorschen Haustiergedankens oder eugenischer Theorien, aber in dem Sinne, daß der Mensch sich wieder als Selbstzweck bewußt wird, als Wesen, das zu nichts anderem da ist als dazu, sich seines Lebens zu freuen. Nicht dazu, um Geld zu verdienen, weder für sich noch für andere. Wie arm sind wir doch geworden, seit wir reich wurden; wie arm an Menschentum, an Ruhe, innerer Sicherheit und Heiterkeit! Mit wieviel stolzen und ärmlichen Lügen decken wir uns und andern unsere Unbefriedigung, unsere seelische Verkrüppelung zu! Gott sei Dank, daß wir uns wieder zurechtfinden!

Die große Frage, an deren Entscheidung wenigstens vorläufig Sieg oder Niederlage des Werkbundgedankens hängt, ist die: Wird es der wiedererwachten Qualitätsgesinnung der Produzenten gelingen, den verdorbenen Geschmack des kaufenden Publikums wieder zurechtzubiegen? Werden die Söhne in der Werkkunst gutmachen können, was ihre Väter mit dem Schundfabrikat angerichtet haben?

Wohl geht auch durch die konsumierenden Kreise eine Strömung, parallel der geschilderten Umkehr in der Herstellung: nach Vertiefung und Verpersönlichung in der Gestaltung der Gebrauchsgüterwelt, nach Anschaffung gediegener, echter, beseelter Dinge, zwischen denen sichs aushalten läßt. Aber zur Massenerscheinung ist es noch ein weiter Schritt, und es fehlt noch gewaltig an der ersten Voraussetzung tiefgehender Beeinflussung der Käuferscharen: an Anschauung, an Gegenüberstellung von Beispiel und Gegenbeispiel. Der Kunstwart ist eben doch nicht so verbreitet wie eine Ullsteinsche Modezeitung!

Der einzige wirksame Weg zur Erziehung des Marktes heißt: Ausstellung. Darum hat sich der deutsche Werkbund nach bald siebenjähriger Arbeit im stillen jetzt entschlossen, den entscheidenden Schritt in die große Öffentlichkeit zu tun und das ganze gewaltige Risiko einer großen Ausstellung auf sich zu nehmen. Von Mai bis Oktober dieses Jahres wird er vor den Mauern der alten Kulturstätte Köln am Rhein, an den Ufern des deutschen Stromes, auf einem gewaltigen und wunderbar gelegenen Areal eine Qualitätsschau veranstalten, auf der das Beste und Schönste zu sehen ist, was deutsche Arbeit in diesem Augenblick hervorbringt.

Viele Erwartungen sind auf die Eröffnung der Werkbundausstellung gespannt; tausende Augen diesseits und jenseits des Rheins werden im Sommer dieses Jahres nach Köln gerichtet sein, und — hoffen wir es — was in und um Deutschland etwas wie neue Kultur heraufziehen sieht, wird die Hallen dieser Ausstellung aufsuchen.

Was ein gedankenlos benützter Ausdruck schon von manchem im Grund nebensächlichen und unwichtigen, aber auffallenden Tagesereignis behauptet hat, möge es auf die Kölner Werkbundausstellung zutreffen: daß sie ein Wendepunkt wird für deutsche Arbeit in Fabrik und Werkstätte!



DR. CHRISTINE TOUAILLON, STAINZ BEI GRAZ: ERNST LISSAUER.

DIE Anfänge dieses modernsten deutschen Lyrikers sind die typischen Anfänge jedes Neuerers. Verständnislosigkeit, Spott und Entrüstung bezeichnen den Beginn seiner Kunst, Anerkennung und Bewunderung erst seinen Aufstieg. Es ist immer dasselbe Spiel: der Kampf der Alten gegen das Neue und ihr Bestreben, die Welt für ewig auf einen Punkt festzubannen, bis schließlich Zeit und Gewöhnung den Widerstand brechen und das Neue allmählich zum Alten wird. Dabei auch immer dieselben Schlagworte: „Verrohung der Kunst" auf der einen, „Erschaffung einer neuen Kultur" auf der anderen Seite. Man staunt, wie gering noch immer die Kenntnis der Entwicklungsgesetze und der Entwicklungslinien ist. Noch immer scheint man nicht zu wissen, daß der geistige Fortschritt dem Gesetze von Aktion und Reaktion unterliegt, daß jede Strömung die entgegengesetzte hervorruft, und daß sich beide nach kurzer Zeit ausgleichen. Noch immer scheint man nicht zu wissen, daß sich die Kunst nicht auf eine starre Formel festlegen läßt, sondern daß sie sich zugleich mit der Welt verändert.

Es würde ebenfalls von geringer Kenntnis des menschlichen Wesens zeugen, wenn man sich über diese Erscheinungen wirklich wundern wollte. Wir sind eben das Produkt von Vergangenheit und Gegenwart; die eine schafft uns, die andere formt uns um. Aber diese Umformung kann nicht ohne Leiden vor sich gehen. Unser Gehirn und unsere Nerven müssen sich dem Neuen erst anpassen und diese Anpassung erzeugt eine Reihe von Unlustgefühlen. Darum sind wir unbewußt bestrebt, das störende Neue zu hemmen, ja zu verneinen. Und während wir eigentlich nur dunklen Abwehrgefühlen gehorchen, nur Diener des Trägheitsgesetzes sind, das uns schützt und erhält, glauben wir die ewige Wahrheit zu verteidigen, indem wir verstandesmäßig die Lächerlichkeit und Unmöglichkeit des Neuen dartun.

Ernst Lissauers Kunst hat heute über die Gegnerschaft der Alten triumphiert; dort wenigstens, wo wirklicher Fortschritt zu Hause ist, erfaßt man ihre Bedeutung. Schon in seiner ersten Gedichtsammlung, dem „Acker“ liegen die Keime seiner ganzen künstlerischen Persönlichkeit. Obwohl die Linien, welche von seiner Dichtung zu C. F. Meyer und Mörike führen, dort noch klar sichtbar sind, wirkt er schon durchaus modern. Noch deutlicher zeigt sein zweites Werk, „Der Strom“, wer er ist und wohin er geht.

Die Jahre der Entwicklung, die zwischen den beiden Büchern liegen, haben ihn nicht verändert sondern nur ausgestaltet. Er wurde sich über sich selbst und seine Ziele klarer, seine Vorbilder traten zurück, er wandelte alles, was er von ihnen empfangen hatte, in sich um, bis es ein unentreißbarer Teil seines Ich geworden war. Und er nahm sichtlich von Jahr zu Jahr an Fülle, Kraft und Tiefe zu. Nur leise klingen noch manchmal bekannte Töne an: Fontane in der Ballade, die althebräische Poesie im Hymnus — aber auch an sie m a h n t es uns nur, und wir fühlen, Lissauer hat von ihnen gelernt, jetzt aber ist er Meister, ist ganz er selbst.

Wenn man seine Lyrik neben die Lyrik vergangener Generationen, ja nur gegen die vergangener Jahrzehnte stellt, sieht man zwei Welten nebeneinander auftauchen. Sie ist nicht mehr, was sonst die Lyrik war: die persönlichste aller Künste; sie hat eine Wendung zum Allgemeinen gemacht. Nicht das Individuum ist ihr bevorzugter Stoff: sie wendet sich zum Universum, schildert kosmische Stimmungen, spielt mit Sonnen und Sternen Fangball und empfindet den Menschen als ein Glied des Weltalls, das nach allen Seiten begehrend und glühend seine Arme ausbreitet und in das von allen Seiten die Ströme der Unendlichkeit münden. Meisterhaft weiß der Dichter ein Gefühl von Ewigkeit und Erdenferne, von kalter Erhabenheit und unermeßlichem Glanze in uns zu erzeugen.

„Oft ist es mir“, — sagt er in seinem Gedichte „Nachgefühl“ — „ich war vormals ein Stern unter Sternen,
In das Gesetz der Himmel eingeschlossen von bannender Kraft,
Aber gelöst aus der seligen Haft,
In Fall
Durch das All,
Reise ich rastlos von Fernen zu Fernen.
Irr auf die Erde verschlagen,
Mensch unter Menschen, leb' ich nun meine Zeit,
Durch wimmelnde Mengen, von Taumel getragen,
Schimmernd,
Zertrümmernd,
Stürz' ich in jähe Unendlichkeit.“

Ist aber der Mensch unter Menschen der Gegenstand dieser Lyrik, so ist er es nicht als Einzelwesen sondern als Bestandteil der Masse. Denn nicht umsonst sieht unsere Zeit die ungeheuren Rauch- und Nebelsäulen aus Millionenansiedlungen emporsteigen; nicht umsonst hört sie täglich die Schritte des Arbeiterheeres durch die Straßen hallen und nicht umsonst dringt der gewaltige Zusammenklang der Werke, an denen Tausende schaffen, an ihr Ohr: sie lernt allmählich die Wirkung der Masse verstehen, sie vernimmt den Rhythmus der Masse, und ihre Kunst, die solange eine Kunst der Einzelerscheinung war, beginnt nun die Kraft und Schönheit der Masse zu verkünden.

Es ist begreiflich, daß in einer solchen Dichtung das soziale Element eine große Rolle spielt. Klarstes Erkennen, heißeste Hoffnung, tiefstes Erbarmen kennzeichnen Lissauers soziale Lyrik.

In einem seiner ergreifendsten Gedichte („Arbeitersage") steht er völlig auf Zukunftsboden; es ist ihm, als sei er der Bürger einer Zeit, der Kampf und Elend des Arbeiters schon zur Sage wurde; er vergleicht die Arbeiter unserer Tage mit Bergleuten: sie lebten „verbannt von den Menschen tief unter Tage", sie lösten

„Das lagernde Gold aus dem tragenden Schacht,
Erde war ihr Dach und Gemäuer,
Erde die Luft, Erde die Nacht,
Erde war der Himmel, der ob ihnen lag,
Sie hörten die Ströme rauschen, die Winde wehn,
Sie hörten die Schritte zu ihren Häupten gehn
Und wähnten, man tanze droben im Tag."

Immer und überall sieht und vernimmt der Dichter die Not, die kärglichen Freuden, die Arbeit des Proletariers. Am frühen Morgen hört er den rasselnden Schall der Uhren, die den Arbeitenden zum Werkeltag wecken; er sieht in der Vorstadt, mitten in Stein und Asphalt, zwischen Dunst, Rauch und Staub Balkone an den Häusern; auf ihnen

„aus Wein und aus Epheu geflochten Wände aus Grün,
Irdene Töpfe, drin rote Geranien und Fuchsien blühn,
Stücke Wiese und Wuchs, verwehte, verstreute,
Land der landlosen Leute."

In dieser Lyrik der Masse hat die Erotik keinen Raum. Die Eigenart der hie und da eingestreuten Liebesgedichte ist am schwächsten ausgeprägt und scheint nicht ganz aus dem Innersten des Dichters geflossen zu sein.

Auch diese Lyrik der Masse hat ihre Helden. Aber sie werden entweder durch eine Gesamtheit von Menschen repräsentiert oder sie gebieten wenigstens einer Gesamtheit. Die Bauern, die Arbeiter begeistern den Dichter zu wundervollen Gedichten — man wagt nicht sie Balladen zu nennen, weil sie sich in Inhalt, Form und Ton so ganz von dem unterscheiden, was wir Balladen zu nennen gewohnt sind —; Savonarola, Thomas Münzer, der alte Dessauer aber werden stets nur in ihrer Wirkung geschildert, in ihrer Wirkung auf und durch die Masse. Die Konflikte, die in ihnen vorgehen und die sie als Einzelwesen charakterisieren, interessieren Lissauer nicht. Wer sein ganzes dichterisches Vermögen beurteilen will, muß diese Stücke lesen. Die „Predigt Savonarolas" erklärt uns zum erstenmal die ungeheure Macht, die der Bußprediger auf seine Zeitgenossen ausübte. Auch Lenaus schönes Epos erzählte von dieser Macht, aber es zwang uns nicht, sie zu begreifen und zu empfinden.

Dazu gehören Mittel, wie seine Zeit sie nicht besaß, noch nicht besitzen konnte: Mittel, die erst die Moderne errungen hat und beherrscht. Das Zwingende, das Suggestive, das Dämonische, das Savonarola eigen war, springt aus dem Gedichte Lissauers auf uns über, wir hören den Prediger schaudernd selbst, sehen seine furchtbaren Gesichte, fühlen uns zerrissen und zerschmettert und möchten selbst in den wilden Schrei einstimmen, der tausendstimmig durch den Dom wogt, den verzweiflungsvoll abwehrenden Schrei: „Ende!"

Selbst die Stimmung, die in Lissauers Lyrik vorherrscht, ist die Stimmung der Masse. Eines seiner schönsten Gedichte diene als Beispiel:

„Straße, du Strom, breit rollend in Schotter und Sand,
Weither in grauem Glanz fließest du weit ins Land.
Uferhin wechseln dir Wiese und Fels, Weinhang und Hof, Buchenwald und Kapelle;
Immer in gleichem Maß, windunbewegt, treibst du die erdene Welle.
Und es geschieht, daß einer am Abend vom Fenster schaut,
Wie drunten dein Lauf dämmernd vorübergraut.
Und er blickt, und er horcht und er neigt das Haupt, um zu lauschen,
Und erschrickt tief ins Herz, denn er hört, Straße, du Strom, dich laut durch die Ebene rauschen."

Nicht, was die Straße für einen, sondern was sie für alle bedeutet, ist dem Dichter wichtig; nicht darauf kommt es ihm an, was eines ihrer Merkmale, das einem Menschen zufällig stark entgegentritt, für ein Gefühl erzeugt, sondern darauf, was ihr Begriff, die Summe ihrer Merkmale, in allen Menschen für Empfindungen hervorruft. Die Straße wird nicht geschildert, wie sie einem einzelnen Menschen in einer besonderen Stimmung erscheint, sondern so, wie sie sich jedem darstellen muß, der ihr Wesen, ihre Bedeutung und ihre Symbolik betrachtet.

Damit hängt die ganze Art der Naturauffassung des Dichters zusammen. Stets liegt seinen Naturschilderungen etwas Symbolisches, den Kern der Erscheinungen Berührendes zugrunde. Dabei greift er gerne zu jenen Landschaftselementen, mit denen sich die Dichtung bisher nicht beschäftigte oder er schildert sie wenigstens von einer ganz anderen Seite. Immer aber zeichnet er am liebsten bewegte Dinge oder Dinge, in denen lebendige Kraft ruht. In der Schilderung jeder Art von Bewegung ist er unerreicht; alles gelingt ihm, je selbst die Darstellung der vorbeisausenden Landschaftsbilder bei einer Bahnfahrt und ähnliche Bravourstücke einer fabelhaften Technik machen ihm keine Schwierigkeit.

Lissauers Auffassung der Umwelt ist ebenfalls ganz modern. Er nahm dabei eine vollkommene Umwertung vor. Er schaltete alle Motive, welche sonst als poetisch, d. h. als künstlerisch wirksam, empfunden wurden, aus seiner Dichtung aus, in der ja überhaupt nichts Konventionelles Raum hat. Stärker als irgendein anderer empfindet er die Allgegenwart der Poesie. Alles ist ihm Stoff für die Kunst. Die Türen, die Weckeruhren, das Telephon, die Schusterkugel: alles bildet sich in seinem Geiste um, so daß wir nicht den Staub des Tages, sondern den Kern und die Bedeutung daran erkennen. Diese unvermittelte Nebeneinanderstellung von äußerster Realistik und tiefster Symbolik erzeugt zahllose neue Möglichkeiten für die Kunst und bildet einen besonderen Reiz der dichterischen Persönlichkeit Lissauers. Hier ist er ganz in seinem Element: Wort und Bild stellen sich zugleich mit der Sache bei ihm ein; er besitzt „wirkende Kraft, die den Tag umpflügt

wie trächtige Ackerkrume", denn „mitten im Tag wittert er Ewigkeit". Indem er das unmittelbar Gegenwärtige poetisierte, durchbrach er ein scheinbar unumstößliches künstlerisches Gesetz: das Prinzip der idealen Ferne existiert für ihn nicht mehr; er weiß ohne jede Distanz dichterische Stimmung zu erzeugen.

So mancher Dichter glaubt modern zu sein, wenn in seinen Werken Fabrik und Eisenbahn, Telegraph und Luftschiff eine Rolle spielen. Lissauer aber ist es wirklich, weil er in den neuen Kräften, Motiven und Dingen, die uns umgeben, den künstlerischen, menschlichen und symbolischen Gehalt erkannt hat; denn das allein heißt wahrhaft modern sein, wenn man die Welt seiner Zeit erkennt, liebt und gestaltet. In seinen Dichtungen regt sich ein neuer Pantheismus, der sich nicht darauf beschränkt, die Natur als eine lebendige Einheit zu betrachten, sondern dem es zu Bewußtsein gekommen ist, daß auch die Dinge, die unserer Arbeit ihr Dasein verdanken und die täglich durch unsere Hände gehen, zu einem großen lebensvollen Ganzen gehören. Ihm ist jedes Ding lebendig, bis zu dem Klöppel und den alten Türen. Und seine Dichtung beginnt eine neue Mythologie zu schaffen.

Wie Lissauer in der Natur das Bewegte das Liebste ist, so nimmt ihn überall der Reiz der Bewegung gefangen. Das Reizempfänglichste an ihm ist das Gehör, nicht das Gesicht. Er steht dem Musiker näher als dem Maler — worin er übrigens das Glied einer Entwicklung ist, die in unseren Tagen immer deutlicher wird. Die zunehmende Fülle und Mannigfaltigkeit der Geräusche, die das moderne Leben so stark von dem der Vorzeit unterscheiden, bildet das Ohr stärker aus und läßt es auf feinere Nuancen reagieren als das Auge; daher auch die immer stärker werdende Aufmerksamkeit für die Laute der Natur und die zunehmende Liebe für die Musik. — Zudem stellt sich uns das Licht als das weniger Bewegte gegenüber dem Schalle dar, und auch darum schwelgt Lissauer mehr in Klängen als in Bildern. Seine Klangschilderungen sind unnachahmlich. Das Rauschen der Muschel, das Fallen des Obstes, das Knattern des Windes, das Beifallsklatschen, der tausendfach zusammengesetzte Großstadtlärm: das alles gibt er in knappen Worten unübertrefflich und überwältigend wieder. Aus seinen Musikergedichten — wohl dem Größten und Eigenartigsten, was er bisher geschaffen hat — tönt zugleich der Klang und der Geist der Bachschen, Beethovenschen und Brucknerschen Musik heraus, und ihre Persönlichkeiten wachsen gewaltig vor uns empor wie aus den kurzen, einfach scheinenden Sätzen seines Gedichtes „Auf den Taktstock" das ganze bewegte Konzertorchester mit seiner Klangfülle und Leidenschaft.

Für Lissauers Lyrik ist das Vorherrschen des Verstandesmäßigen sehr charakteristisch. Spricht die neue Zeit daraus, in der das Gefühl oder wenigstens das Schwelgen im Gefühl vor der Not und Arbeit des Tages verstummt, oder äußert sich bloß eine Besonderheit seiner eigenen Natur darin? Erst die Zukunft kann es lehren. Jedenfalls ist der Zusammenklang der Gedanken und künstlerischen Formen bei ihm überwältigend. Wie bei Goethe jedes Gefühl sogleich seinen vollendeten dichterischen Ausdruck findet, so schafft sich jede Idee, und sei sie auch noch so fein und subtil, bei Ernst Lissauer sofort ihre vollkommene künstlerische Form.

Trotzdem erschweren mancherlei formelle Schwierigkeiten vielen das Eindringen in die Schönheit und Tiefe dieser neuen Dichtung. Denn in einen neuen Inhalt kann man sich bis zu einem gewissen Grade auch verstandesmäßig hineinfinden, während eine neue Form nur dem Gefühle zugänglich

ist. Da aber bei jeder Kunst Inhalt und Form aufs Engste verbunden sind, erschließt sich am Ende auch der Inhalt dem nicht restlos, dem die Form fremd bleibt. Wir hängen noch stark an den alten Formen; sie erzeugen ein sinnliches Wohlbehagen in uns, von dem wir uns nur ungern trennen. Aber der Rhythmus unseres Lebens hat sich von Grund aus geändert; der Rhythmus unseres Empfindens hat mit ihm Schritt gehalten und der Rhythmus der Kunst, der von Beiden abhängt, muß sich ebenfalls neu gestalten, ob es uns nun lieb oder leid ist.

Die Lyrik Lissauers, wie die unserer anderen Modernsten, hat bereits mit dem alten Rhythmus gebrochen. Diese Gedichte, die so locker gebaut, so nachlässig geformt erscheinen, sind in Wirklichkeit sorgfältig gefeilte metrische Kunstwerke, in denen man ebensowenig ein Wort willkürlich durch ein anderes ersetzen kann wie etwa in den Liedern von Heine und Goethe. Ihrem Rhythmus liegt eine neue Metrik zugrunde; so strenge er ist, so schmiegt er sich doch jeder Stimmung an; jedem Gefühl gibt er sein Recht, denn er wechselt unaufhörlich wie die Empfindungen des modernen stark differenzierten Menschen.

Man vergleicht Ernst Lissauer häufig mit dem Amerikaner Walt Whitman und dem Belgier Verhaeren. Es ist wahr, alle drei stammen aus gemeinschaftlichem Mutterboden, dem Boden der modernen Kulturwelt. (Whitmans Wirksamkeit fällt freilich in eine bedeutend frühere Zeit, doch da in Amerika um die Mitte des 19. Jahrhunderts ungefähr dieselben Verhältnisse herrschten wie heute in Europa, kann man wohl trotzdem von einer gemeinschaftlichen Grundlage der drei Dichter sprechen.) Es ereignet sich also hier wieder einmal die häufige Erscheinung, daß fast gleichzeitig und ohne gegenseitige Beeinflussung ähnliche geistige Entwicklungen an verschiedenen Punkten auftreten. Whitman, Verhaeren und Lissauer haben das neue Weltgefühl, den starken Sinn für das Soziale, die Poetisierung der Gegenwart und die Ausschaltung des Erotischen gemein. Aber es äußert sich in jedem von ihnen anders und jeder ist eine vollkommen eigenartige Persönlichkeit. Dabei läßt sich an ihnen eine Stufenleiter der Form beobachten, die wohl mit der allmählichen geistigen Bezwingung des neuen Lebens durch die Menschen der Gegenwart zusammenhängt. Lissauer, der Jüngste, beherrscht die Gegenwart am vollständigsten; seine Gedichte sind Meisterwerke an Gedrungenheit und dadurch trotz der Größe und Schönheit der Verhaerenschen Lyrik noch wirkungsvoller als diese. Er beweist wieder einmal, daß die deutsche Dichtung nicht bei der Kunst vergangener Generationen stehen bleiben muß, sei diese auch noch so vollendet; daß auch unsere Zeit künstlerisch fruchtbar ist, und daß der Weg der Dichtung so unendlich ist wie die Zukunft selbst. *)

---

*) Ein großer Teil der Werke Lissauers ist im Verlage von Eugen Diederichs in Jena erschienen. Die Red.

DR. K. S. LAURILA, DOZENT AN DER UNIVERSITÄT ZU HELSINKI (HELSINGFORS), FINNLAND: RICHTUNGSLINIEN IN DER NEUEREN FINNISCHEN LITERATUR.

OBGLEICH die Wurzeln der finnischen Literatur bis in das 16. Jahrhundert zurückreichen, denn aus der Mitte dieses Jahrhunderts stammen die ersten literarischen Erzeugnisse in finnischer Sprache, die religiösen Lehr- und Andachtsbücher und die Übersetzung des Neuen und einiger Teile des Alten Testaments vom Bischof Mikael Agricola, der als „Vater der finnischen Literatur" gilt, ist doch die eigentliche finnische Kunstpoesie wesentlich ein Erzeugnis der fünf oder sechs letzten Jahrzehnte. Es ist deshalb kein Wunder, wenn die Existenz einer so jungen Literatur vorläufig nur sehr mangelhaft in das Bewußtsein der großen Kulturvölker eingedrungen ist. Immer noch sieht man, daß die finnische Literatur im Auslande und in ausländischen Sammelwerken, Nachschlagebüchern und Literaturgeschichten entweder ohne weiteres der schwedischen Literatur zugezählt oder wenigstens als ein Anhängsel derselben behandelt wird. In den tatsächlichen Verhältnissen hat eine solche Behandlung keinen Grund. Wegen der jahrhundertelangen Vereinigung mit Schweden war allerdings die schwedische Sprache tief bis in das 19. Jahrhundert hinein die alleinige Sprache der höheren Kultur in Finnland. Die großen Neuerwecker des finnischen Volkes, die Dichter J. L. Runeberg und Zachris Topelius und sogar der politische Reformator des Landes und Urheber der finnisch-nationalen Bewegung, J. W. Snellman, welche um die Mitte und nach der Mitte des 19. Jahrhunderts wirkten, bedienten sich noch der schwedischen Sprache. Doch sind auch Runeberg und Topelius, was die Gefühlsweise, Ideenrichtung und den ganzen Charakter ihrer Poesie betrifft, so sehr finnische Erscheinungen und wurzeln so tief in dem Boden ihres Heimatlandes, daß es sehr verkehrt ist, sie der schwedischen Literatur einzuverleiben. Noch weniger statthaft ist natürlich eine solche Einverleibung in bezug auf die eigentliche finnische Literatur, denn diese ist ja schon äußerlich und sprachlich durchaus eine Erscheinung sui generis.

Zum Hintergrund und zu ihrer notwendigen Basis hat die finnische Kunstdichtung die reichen Schätze der finnischen Volkspoesie, welche, vornehmlich durch die großartige Tätigkeit Elias Lönnrots entdeckt und ans Tageslicht gefördert, jetzt hauptsächlich in zwei Werken vorliegen in Kalewala und Kanteletar. Ohne die feste Grundlage, welche die Volkspoesie besonders in sprachlicher aber auch in inhaltlicher Beziehung bildet, wäre der verhältnismäßig rasche Aufschwung der finnischen Kunstdichtung gar nicht denkbar. Nur im Hinblick auf diese Volkspoesie ist zu verstehen, daß die finnische Sprache in einer so kurzen Zeit aus einer wenig kultivierten und ungelenken „Bauernsprache" sich zu der äußerst biegsamen, reichen und zum Ausdrucksmittel der allerhöchsten und feinsten Gedanken- und Gefühlsregungen brauchbaren Kultursprache hat entwickeln können, die sie heute ist. In der ganzen finnischen Literatur ist auch besonders in sprachlicher Hinsicht die Anlehnung an die Volkspoesie und an die dadurch vermittelten Schätze der Volkssprache so deutlich spürbar wie kaum in einer anderen Literatur.

Diese Anlehnung an die Volkspoesie ist deutlich spürbar schon bei dem

bedeutendsten Bahnbrecher der finnischen Kunstdichtung, Aleksis Kiwi (1834—1872). Hätte er einer großen Nationalität angehört und in einer weitverbreiteten Sprache geschrieben, würde er ohne Zweifel als eine der Größen der Weltliteratur anerkannt sein. Diese hohe Stellung wäre schon durch zwei Werke genügend gerechtfertigt, durch das Lustspiel „Nummisuutarit" („Heideschuster") und durch den Roman „Seitsemän veljestä" („Sieben Brüder"). Johann Jakob Meyer, der eine Abhandlung über die neuere finnische Literatur geschrieben hat und der als Ausländer und offenbar als sehr belesener Literaturkenner imstande sein sollte, die Dinge unbefangen zu beurteilen, zählt die „Nummisuutarit" zu den allerbesten Komödien der Weltliteratur und die „Seitsemän veljestä" zu den besten Romanen, zu derselben Klasse wie Don Quijote. Und dabei ist doch zu bemerken, daß Meyer, der selber nie in Finnland war, und dessen Kenntnis der finnischen Sprache deshalb auch notwendigerweise mehr oder weniger mangelhaft sein muß, den Saft und die Kraft der sprachlichen Ausdrucksweise und der Stilkunst Kiwis unmöglich in vollem Maße auskosten und würdigen kann. Auch muß ihm wenigstens ein Teil des Reizes verloren gehen, den eine wirklich treffende Wiedergabe einer Lokalfarbe und eine meisterhafte Schilderung zeitlich und örtlich bestimmter eigenartiger Verhältnisse den Landsleuten eines Dichters und besonders den Landsleuten Kiwis gewährt.

Auf eine ausführlichere Schilderung und Würdigung der Werke Aleksis Kiwis, der, obgleich zumAnfang der finnischenLiteraturentwicklung gehörend, doch noch heute deren originellste und bedeutendste Gestalt ist, will ich hier doch nicht eingehen. Auch übergehe ich hier die Entwicklung unserer Literatur von Kiwi ab bis zum Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Hier handelt es sich ja darum einiges über die neuere finnische Literatur zu sagen, und die neuere finnische Literatur rechnen wir ungefähr vom Jahre 1880 ab.

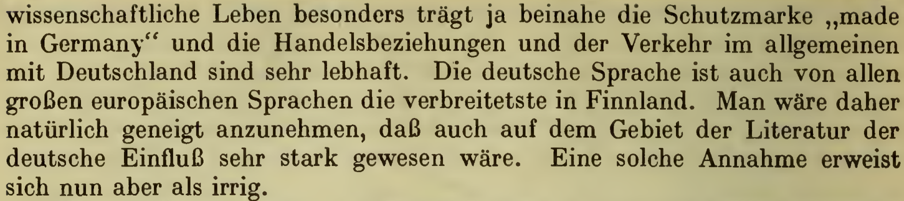
Der Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts bildet in der Tat in mehrfacher Beziehung einen Wendepunkt in der Entwicklung der finnischen Literatur. Bis dahin war die Arbeit auf dem Gebiet der Literatur wesentlich Gründerarbeit gewesen. Es galt ja überall Wildnis urbar zu machen, Bahnen zu brechen sowohl in sprachlicher Beziehung wie auch in bezug auf die dichterischen Formen. Diejenigen Schriftsteller, die nach 1880 kommen, finden meistens schon etwas Fertiges oder wenigstens ein irgendwie eingefahrenes Geleise vor, sie können sich auf die Arbeit der Vorgänger stützen und zeigen auch deshalb im Durchschnitt eine größere künstlerische Reife und Gewandheit als jene ersten Gründer und Bahnbrecher. Aber noch in einer anderen Beziehung bildet das Jahr 1880 einen Wendepunkt. Erst von dieser Zeit ab tritt nämlich die finnische Literatur in eine engere Fühlung mit den literarischen Strömungen draußen in der großen Welt und wird durch diese Strömungen merkbarer beeinflußt.

In dem Folgenden werde ich mich hauptsächlich darauf beschränken, flüchtig auf die wichtigsten fremden Einflüsse hinzuweisen, welchen die neuere finnische Literatur unterworfen gewesen ist, und auf die Hauptströmungen, die sich in ihr geltend gemacht haben. Dies, glaube ich, wird die Leser der „Dokumente" mehr interessieren als eine Aufzählung und Besprechung der Werke einzelner Schriftsteller, die doch den Lesern der „Dokumente" völlig unbekannt sind und den meisten wohl auch unbekannt bleiben werden.

Wenn von den Einflüssen die Rede ist, denen die neuere finnische Literatur unterworfen gewesen ist, muß man allererst zwei etwas auffallende Tat-

sachen feststellen. Man würde wohl meinen, daß von fremden Literaturen die schwedische und die deutsche die finnische Literatur am stärksten hätten beeinflussen müssen. Die schwedische Sprache ist immer noch, trotz der großen Eroberungen, die das Finnische auch als Sprache der gebildeten Klasse gemacht hat, die „zweite einheimische Sprache" in Finnland. Sie wird von allen Gebildeten, auch von den finnisch redenden, wenigstens verstanden, weshalb die schwedische Literatur uns unmittelbar zugänglich ist und tatsächlich in Finnland von allen ausländischen Literaturen am meisten gelesen wird. Dazu kommt noch die geographische Nähe, die Jahrhunderte lange politische Vereinigung und die daraus folgenden gemeinsamen Schicksale, die starke Rassenmischung und eine sich auf alle diese Faktoren gründende Kulturgemeinschaft. Da sind schon Gründe mehr als genug, die es nahelegen, a priori eine starke Beeinflussung von der Seite der schwedischen Literatur auf die finnische anzunehmen. Tatsächlich ist aber der Einfluß der schwedischen Literatur auf die Gestaltung der neueren finnischen sehr schwach gewesen, viel schwächer als der Einfluß einiger anderen entfernteren Literaturen. Von den etwas älteren schwedischen Schriftstellern hat vor allen Viktor Rydberg befruchtend auf die finnische Kultur im allgemeinen gewirkt. Er ist sehr viel in Finnland gelesen worden, sowohl in Original als in Übersetzung, und von vielen in Finnland wurde er zu einer Zeit beinahe als unser eigener Dichter betrachtet. Aber direkte Spuren seiner Einwirkung in der finnischen Literatur lassen sich meines Wissens nicht nachweisen. Von den ganz modernen schwedischen Schriftstellern war natürlich August Strindberg in Finnland sehr gut bekannt. Er hatte und hat immer noch in gewissen Kreisen auch begeisterte Bewunderer. Aber auch sein direkter Einfluß auf die finnische Literatur ist ziemlich belanglos. Abgesehen von Gustaf Fröding, dessen Einwirkung auf einige finnische jüngere und allerjüngste Lyriker teilweise sogar allzu deutlich spürbar ist, hat nur Selma Lagerlöf einen bedeutenderen Einfluß auf die finnische Literatur ausgeübt. Dieser Einfluß ist vornehmlich deshalb als einigermaßen bedeutend zu bezeichnen, weil er sich bei einem der eigenartigsten und kraftvollsten von unseren neueren Schriftstellern nachweisen läßt, nämlich bei dem im Jahre 1913 verstorbenen Johannes Linnankoski. Außer ihm noch bei mehreren kleineren Schriftstellern. Doch ist auch der Einfluß Selma Lagerlöfs keiner tief eingreifenden Art. Unsere Schriftsteller haben von Selma Lagerlöf eigentlich keine neuen befruchtenden und neugestaltenden Ideen bekommen, sie haben sich vielmehr von ihr nur einige Stileigentümlichkeiten und „Kunstgriffe" angeeignet. — Im ganzen kann man sagen, daß der von Schweden herrührende Einfluß auf unsere neuere Literatur so gering gewesen ist, daß man ihn ruhig ausschalten könnte, ohne daß etwas Wesentliches an der Gestaltung der neueren finnischen Literatur geändert würde. Hält man diese Tatsache vor Augen, sieht man erst ein, wie grundverkehrt es ist, die finnische Literatur als ein Anhängsel der schwedischen zu behandeln.

Noch geringer ist der von Deutschland herrührende Einfluß gewesen. Man wird wohl keine bedeutungsvolle Seite an der neueren finnischen Literatur, keine Wendung in ihrer Entwicklung angeben können, die nachweisbar deutschem Einfluß zuzuschreiben wäre. Wenig bedeutend ist auch der deutsche Einfluß für die Entwicklung der einzelnen Schriftsteller gewesen. — Diese Tatsache ist auffallend. Denn im allgemeinen ist die neuere finnische Kultur sehr stark gerade deutschem Einfluß unterworfen gewesen. Das



wissenschaftliche Leben besonders trägt ja beinahe die Schutzmarke „made in Germany“ und die Handelsbeziehungen und der Verkehr im allgemeinen mit Deutschland sind sehr lebhaft. Die deutsche Sprache ist auch von allen großen europäischen Sprachen die verbreitetste in Finnland. Man wäre daher natürlich geneigt anzunehmen, daß auch auf dem Gebiet der Literatur der deutsche Einfluß sehr stark gewesen wäre. Eine solche Annahme erweist sich nun aber als irrig.

Man wird nun fragen: Von welcher Seite ist denn die neuere finnische Literatur beeinflußt worden, da gerade diejenigen Einflüsse entweder gänzlich oder fast gänzlich fehlen, die nach apriorischen Gründen die stärksten hätten sein müssen?

Die neuere finnische Literatur ist besonders stark durch die norwegische, weniger durch die dänische, dann durch die französische und russische Literatur beeinflußt worden.

Von den norwegischen Schriftstellern haben natürlich die drei ersten Größen von universaler Bedeutung, Ibsen, Björnson und Lie, den stärksten Einfluß auf die finnische Literatur ausgeübt, neben ihnen aber auch andere gleichzeitige norwegische Schriftsteller, wie z. B. Kielland und Garborg. Am eingreifendsten ist wohl der Einfluß Ibsens gewesen. Nicht in dem Sinne, daß er direkte Nachahmer gefunden hätte wie in manchen anderen Ländern. Er wurde aber für unsere junge aufstrebende Literatur ein Wegweiser, für unsere Schriftsteller ein Wecker, gewissermaßen ein Kolumbus, der neue Länder entdeckte und neue poetische Werte aufschloß. Weil sein Einfluß von so allgemeiner und tief dringender Art gewesen ist, ist es möglich, daß die Bekanntschaft mit den Werken Ibsens auch für solche finnische Schriftsteller epochemachend werden konnte, die selber keine Dramatiker waren und ihrer Natur nach so sehr von Ibsen abwichen, daß sie ihn unmöglich in ihrer eigenen Produktion zum direkten Vorbild nehmen konnten. So geht z. B. aus einigen Äußerungen unseres hervorragendsten und künstlerisch reifsten Erzählers, Juhani Aho, hervor, daß die Bekanntschaft mit den Werken Ibsens auch nach seiner eigenen Meinung gewissermaßen einen Wendepunkt in seiner dichterischen Entwicklung bezeichnet. Und was Juhani Aho von sich selbst bezeugt, dürfte in der Hauptsache von der ganzen finnischen Dichtergeneration gelten, deren bedeutendster Vertreter er ist.

Am deutlichsten spürbar ist der Einfluß Ibsens bei Frau Minna Canth (1844—1897), die nach Aleksis Kiwi der bedeutendste dramatische Schriftsteller in der finnischen Literatur ist. Ihre ersten dramatischen Versuche „Murtovarkaus („Der Einbruch“) und „Roinilan talossa“ („Auf dem Hof Roinila“), zu denen beiden der Stoff aus dem Bauernleben genommen ist, sind noch sehr unreife und unselbständige Erzeugnisse, nach uralten konventionellen Rezepten gebaut und von einer oberflächlich romantisierenden Auffassung in der Schilderung des Volkslebens zeugend. Aus diesem romantischen und konventionellen Schlummer erwacht doch bald die reich begabte Schriftstellerin und wird, so Frau sie auch ist, zum energischsten Vertreter und Verfechter der modernen Ideen und Tendenzen in der finnischen Literatur der achtziger und Anfang der neunziger Jahre. Und dieses Erwachen Minna Canths ist ohne Zweifel zu einem sehr beträchtlichen Teil dem Einfluß Ibsens zuzuschreiben. Durch die Dichtung und in der Dichtung soziale Mißstände enthüllen und besonders für die Befreiung der Frau wirken, wird von nun an zur Losung Minna Canths. Diesen beiden Aufgaben sucht sie sowohl in der Form des Dramas wie in der der Novelle gerecht zu werden, und zwar

zunächst durch das Vorbild Ibsens angeregt und begeistert. Doch ist das erste Drama Minna Canths „Työmiehen vaimo" („Die Frau des Arbeiters"), in dem die beiden neuen Tendenzen, die soziale und die feministische, zum Ausdruck kommen, künstlerisch noch sehr unreif und mangelhaft. Die Verfasserin ist so sehr von ihren neuen Ideen ergriffen, daß sie sie nicht beherrscht, sondern von ihnen beherrscht wird. Sie will uns um jeden Preis ein Lebensbild vor Augen führen, das möglichst deutlich und möglichst stark zugunsten ihrer neuen Tendenzen spräche, d. h. die ungerechte und unterdrückte Lage der Frau und der Unterklasse möglichst grell veranschaulichte. Und um dieses Ziel zu erreichen, scheut sie sich auch nicht vor den gröbsten Übertreibungen, psychologischen Unwahrscheinlichkeiten und Einseitigkeiten und schießt zugleich natürlich über das Ziel. Mit jetzigen Augen gesehen, macht deshalb dieses erste soziale Tendenzstück Minna Canths einen sehr unnatürlichen und durchaus konstruierten Eindruck. Aber zu seiner Zeit war das Stück doch ein Ereignis. Damals genügte es schon, wenn nur die Absicht der Verfasserin erkannt wurde. Eine solche Absicht schon war damals eine Tat, und zwar sogar eine entzündende Tat. Die künstlerisch mangelhafte Form, in der diese Absicht ausgedrückt wurde, wurde damals weniger berücksichtigt. — In ihren späteren Dramen, besonders in „Papin perhe" („Die Pfarrfamilie"), „Sylvi" und „Anna-Liisa", erreicht Minna Canth schon auch eine bedeutende technische Vollendung. Auch in den Novellen ihrer literarischen Reife ist die technische Fertigkeit sehr groß. Diese dramatische Technik hat Minna Canth nun wiederum in erster Linie von Ibsen gelernt, obgleich nicht verschwiegen werden darf, daß der hochverdiente Gründer und vieljährige Leiter der finnischen Nationalbühne, Kaarlo Bergbom, ihr nächster Lehrmeister in dieser Beziehung war.

Der Einfluß Björnsons, Lies und der anderen Norweger ist nicht ebenso tiefgreifend gewesen wie der Ibsens. Auch ist er nicht ebenso deutlich im einzelnen nachweisbar, aber doch außer jedem Zweifel. Sowohl in bezug auf die Stoffwahl als auch auf die künstlerische Technik sind Björnson und Lie auch nachweisbar einzelnen finnischen Schriftstellern vorbildlich gewesen, ganz abgesehen von dem viel weittragenderen und tieferen Einfluß den sie durch ihre poetische Anschauungsweise und durch ihre Persönlichkeit im allgemeinen ausgeübt haben. Privatim hat Juhani Aho einmal bei Rede von fremden Einflüssen dem Schreiber dieser Zeilen geäußert, daß Björnson ihm gewissermaßen behilflich gewesen sei, seinen eigenen und eigentlichen Pfad in der Literatur zu finden. In den jungen Jahren hatte nämlich Aho meistens der Beruf eines Lyrikers vorgeschwebt, und in etwas mühsam zusammengebrachten Versen suchte er seinen Stimmungen und inneren Erlebnissen Ausdruck zu geben. Die Bekanntschaft mit Björnsons Bauernnovellen hatte ihm gewissermaßen die Augen eröffnet und ihm die Einsicht gebracht, daß er eigentlich das in der Ferne suchte, was ihm ganz nahe lag. Und so ließ er die hochtrabende Verskunst fallen und griff in urwüchsiger naturfrischer Prosa in das alltägliche, ihm so vertraute Leben seiner nächsten ländlichen Umgebung. Neben Juhani Aho hat besonders Teuvo Pakkala, der anziehende Schilderer des Lebens der Kinder und der kleinen Leute aus den Arbeitervierteln der Küstenstädte Nord-Finnlands, von der norwegischen Literatur Anregungen bekommen, wohl zunächst von Jonas Lie, mit dem er eine große Geistesverwandtschaft zeigt. Derselbe stille und tiefe Jonas Lie, der draußen in Europa durchaus nicht so bekannt und geschätzt ist, wie er sein sollte, hat auch wohl Juhani Aho Anregungen gegeben. Besonders eine

von den feinsten Erzählungen Ahos, „Papin tytär“ (deutsch erschienen unter dem Titel „Ellis Jugend“) scheint mir zu einer solchen Annahme zu berechtigen. In dieser Erzählung behandelt Aho gewissermaßen die „Frauenfrage“, aber nicht tendenziös, sondern als reiner Künstler, d. h. er schildert das Schicksal einer Pfarrerstochter vom Lande, deren reiches und feines Innenleben verödet wird, weil sie, durch die Verhältnisse und Vorurteile gezwungen, einen Mann heiraten muß, den sie nicht liebt. Obgleich diese Erzählung wie die ganze Produktion Ahos überhaupt so deutlich das Gepräge einer selbständigen, eigenartigen Dichterpersönlichkeit trägt, wie poetische Werke es nur können, ist doch die Ähnlichkeit mit der Art und Weise, in der Lie entsprechende Themata z. B. im Roman „Familijen paa Gilje“ behandelt, daß man wohl berechtigt ist, irgendwelche Impulse von der Seite Lies bei Aho anzunehmen.

Wenn von dem französischen Einfluß die Rede ist, darf nicht so sehr an eine Beeinflussung bestimmter einzelner finnischer Schriftsteller durch bestimmte einzelne französische gedacht werden als vielmehr an eine Kollektivbeeinflussung. Die in der französischen Literatur der achtziger Jahre herrschenden Strömungen und Anschauungen haben auf die finnische Literatur im allgemeinen weckend und anregend gewirkt. Das Schlagwort Naturalismus ist ja der gewöhnliche Sammelname für diese Strömungen. Soweit unter Naturalismus eine auf scharfe Observation sich gründende getreue und treffende Wirklichkeitsschilderung verstanden wird, war die Sache selbst allerdings nichts Neues in der finnischen Literatur. Schon Aleksis Kiwi war ein Vollblutsnaturalist gewesen, denn in der treffenden Wiedergabe der ungeschminkten Alltagswirklichkeit steht er noch heute unübertroffen da. Aber er war ein unbewußter Naturalist, er schilderte das Leben so aus gesundem künstlerischen Instinkt, ohne zu ahnen, daß er dabei eine bestimmte künstlerische Auffassung befolgte und Vertreter einer bestimmten Kunstrichtung war. Was Kiwi und viele andere vor ihm und gleichzeitig mit ihm in anderen Ländern instinktiv betrieben hatten, das wurde nun Ende des 19. Jahrhunderts in Frankreich zu einem bewußten, systematisch entwickelten und methodisch anwendbaren Glaubensbekenntnis und zu einer ästhetischen Weltanschauung erhoben. Und in diesem Sinne war der von Frankreich kommende Naturalismus auch für die finnischen Schriftsteller etwas Neues. Sie sahen nun, daß hinter der künstlerischen Verfahrungsweise, die ihnen eigentlich von Hause aus so heimisch war, und die sie besonders bei Aleksis Kiwi so meisterhaft angewandt fanden, viel mehr steckte, als sie geahnt hatten: eine ganze umwälzende ästhetische Weltanschauung, eine neue ästhetische Theorie von unabsehbarer Tragweite. Es wurde ihnen jetzt auf einmal klar: diese Art und Weise das Leben zu schildern, die ihnen so nahe lag, die sie aber als eine „unpoetische“ und deshalb ästhetisch unerlaubte gescheut hatten, diese war gerade die richtige: so mußte eben geschildert werden! Und wie anregend und befruchtend diese Einsicht wirkte, zeigen die historischen Tatsachen. Es erwachte infolge der naturalistischen Strömung in der finnischen Literatur der achtziger Jahre eine sehr rege Schaffenslust, ein energischer Eifer, die so lange arg vernachlässigte gewöhnliche Wirklichkeit poetisch wiederzugeben. Und im allgemeinen kann man sagen, daß dieser Eifer bei uns meistens gute Früchte zeitigte. Die krankhaften Begleiterscheinungen des Naturalismus sind in der finnischen Literatur verhältnismäßig wenig bedeutend. Dagegen hat der Naturalismus eine Menge gute Schöpfungen hervorgerufen, ja sogar Schöpfungen von bleibendem Wert.

Beispielshalber weise ich nur auf zwei Erzeugnisse dieser Periode hin, auf „Rautatie" („Die Eisenbahn") von Juhani Aho und auf „Oulua soutamassa" („Teerfahrer auf dem Oulufluß") von Teuvo Pakkala. Alle beide dürfen als Schulbeispiele der naturalistischen Kunstrichtung gelten, alle beide haben aber zugleich schon den Rang klassischer Werke in der finnischen Literatur, besonders das erstere. Beide sind in hohem Grade typisch für die naturalistische Kunstauffassung besonders in der Beziehung, daß in beiden die Fabel beinahe gleich Null ist. In ihnen „geschieht" nichts, d. h. nichts Besonderes. Sie sind also in vollem Sinne das, was die naturalistische Theorie verlangte: nur Abschnitte aus dem gewöhnlichen Verlauf des alltäglichen Lebens. Pakkala schildert eine ganz gewöhnliche Bootfahrt auf dem Oulufluß der Bauern des nordfinnischen Hinterlandes, die das Produkt ihres Waldes, den Teer, auf langen Booten die Stromschnellen hinab nach der Küstenstadt Oulu transportieren. Juhani Aho wiederum erzählt, wie ein einsamer Kleinbauer aus dem Inneren Finnlands und seine Frau, von Neugier getrieben, eine Wanderung unternehmen, um die neugebaute Eisenbahn anzusehen, deren Existenz sie von vornherein gar nicht für möglich halten können. In beiden ist die Behandlungsweise alles. Und was dies betrifft, sucht besonders das Werk Ahos seinesgleichen in der Weltliteratur.

Juhani Aho, Teuvo Pakkala und neben ihnen der Lyriker und Kritiker Kasimir Leino waren in erster Linie die Vermittler der französischen Strömungen in Finnland am Ende des 19. Jahrhunderts. Alle drei sind auch unmittelbar in Frankreich selbst zur Schule gegangen, doch ohne ihre Selbständigkeit einzubüßen. Höchstens könnte man von Kasimir Leino sagen, daß wegen vieler Berührung mit dem Auslande und mit ausländischen, besonders französischen Strömungen die nationale Färbung bei ihm ziemlich dünn und durchsichtig geworden ist. Es ist aber möglich, daß seine Eigenart von Hause aus keine starke war. Dagegen ist die Eigenart Ahos und Pakkalas durch den französischen Einfluß keineswegs gefährdet worden. Beide wurzeln tief und fest im heimatlichen Boden. Was Juhani Aho betrifft, hat man bisweilen vermutet, daß besonders Daudet und Maupassant ihm zu Lehrmeistern gedient hätten. Zu dieser Vermutung ist man wohl besonders deshalb gekommen, weil Aho ein anerkannter Meister der kleinen Novelle („Späne" nennt er sie selbst) ist, die auch von Daudet und Maupassant gepflegt wurde. Technisch mag wohl Aho von ihnen dieses und jenes gelernt haben. Mit Daudet hat er außerdem auch eine gewisse Geistesverwandtschaft, sodaß auch innere und tiefere Anregungen von dessen Seite denkbar sind. Von der Seite Maupassants aber schwerlich. Schon die Stoffe, die Aho in seinen „Spänen" behandelt, sind ja meistens ganz verschieden von denen Maupassants und auch Daudets. Aho ist ein „Waldmensch", ein unvergleichlicher Dichter der Naturstimmungen, mit einem so feinen Naturgefühl, daß er unter den modernen Kulturmenschen in der Beziehung kaum seinesgleichen hat. „Stadtleben" und Erscheinungen des Kulturlebens im allgemeinen behandelt er in seinen Spänen äußerst selten. Er lebt in ihnen in dem „Naturzustand". Daudet und besonders Maupassant dagegen sind „Stadtmenschen", sie kennen gar nicht solche Zustände und Verhältnisse, die Aho in seinen Spänen hauptsächlich behandelt. Sie schildern Erscheinungen des kultivierten Lebens, Maupassant besonders noch mit Vorliebe Erscheinungen der Hyperkultur und krankhafte Perversitäten. Wo so tiefe Gegensätze vorliegen, wie besonders zwischen Aho und Maupassant, da kann auch die Beeinflussung nur äußerlicher Art sein, wenn sie überhaupt stattgefunden hat.

Wenn wir vom russischen Einfluß in der neueren finnischen Literatur reden, meinen wir hauptsächlich den Einfluß Leo Tolstois. Auch Turgenjew, Dostojewskij und noch andere mögen wohl nicht so ganz ohne Einfluß auf die finnische Literatur geblieben sein, aber jedenfalls ist ihr Einfluß mehr mittelbar, verborgen und deshalb schwer nachweisbar. Der Einfluß Tolstois dagegen ist sehr direkt und offenbar. Er bezieht sich, wie zu erwarten ist, wesentlich auf den Inhalt, nicht auf die dichterische Form und Technik. Es ist die Weltanschauung Tolstois, die finnische Schriftsteller beeinflußt hat. Sie hat auch solche Schriftsteller beeinflußt, die wegen ihrer vorherigen Entwicklung und Ideenrichtung für eine solche Weltanschauung wie die Tolstois eigentlich hätten unempfänglich sein sollen. Ich denke hier speziell an Minna Canth. Ihrer Veranlagung und ihrer ganzen vorherigen Entwicklung nach war sie eine Vertreterin einer positivistisch-naturwissenschaftlichen und irreligiösen Weltanschauung und so hatte sie sich auch in ihren meisten Werken gezeigt. Ihr letztes Drama aber „Anna Liisa", zeigt sich plötzlich von einem tief religiösen Geist durchdrungen. Anna Liisa, eine Bauerntochter, die in ihrer frühesten Jugend ein Verhältnis mit dem Knecht ihres Vaters gehabt und die Frucht dieses Verhältnisses erstickt hat, steht im Begriff, einen von ihr geliebten tüchtigen Bauer zu heiraten. Durch vierjährigen tadellosen Wandel in bitterer Reue und demutvoller Tugend glaubt sie das in kindlicher Unwissenheit begangene Verbrechen gesühnt und vor Gott und ihrem Gewissen ein Recht zu einem friedlichen Glück zu haben. Da erscheint aber der ehemalige Knecht und will — offenbar nur nach dem Gelde Anna Liisas begierig — seine alten Rechte geltend machen. Da Anna Liisa ihn aber entschieden zurückweist, enthüllt er ihr schweres Geheimnis den Eltern und dem Bräutigam. Er erreicht dadurch jedoch nicht das, was er bezweckt hatte, denn vor den zur Verlobungsfeier versammelten Menschen bekennt Anna Liisa plötzlich ihr Verbrechen und unterwirft sich willig der gesetzmäßigen Strafe. — Daß diese plötzliche Umwandlung, die Minna Canth in ihrem letzten Stück zeigt, dem Einfluß Tolstois zuzuschreiben ist, steht außer jedem Zweifel. Nicht allein seinem Ideengehalt, auch seinem Bau und seinen Charakteren nach zeigt „Anna Liisa" eine so große Ähnlichkeit mit dem Drama Tolstois „Die Macht der Finsternis", daß es kaum mehr als ein völlig selbständiges Stück gelten darf. Es zeugt nur von der gewaltigen Einflußfähigkeit der Weltanschauung und Persönlichkeit Tolstois, daß sie so völlig umwandelnd auch auf eine solche Person haben wirken können, die nach allem ihnen eigentlich hätte entgegengesetzt sein sollen.

Der Einfluß Tolstois in der finnischen Literatur beschränkt sich jedoch nicht auf diese allerdings auffallende, aber immerhin mehr gelegentliche Beeinflussung Minna Canths. Auch damit ist die Sache nicht erledigt, wenn wir noch hinzufügen, daß auch viele andere finnische Schriftsteller von den Ideen Tolstois mehr oder weniger berührt gewesen und daß diese Ideen außerdem auf die allgemeine Meinung nicht ohne Einwirkung geblieben sind. Das Wichtigste ist zu erwähnen, daß wir in der finnischen Literatur einen noch lebenden Schriftsteller haben, der ein treuer direkter Jünger Tolstois ist und der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, für die Ideen Tolstois auch literarisch zu wirken. Dieser Schriftsteller ist Arwid Järnefelt. Sein erster, künstlerisch hochstehender Roman „Isänmaa" (1893) („Vaterland") verrät noch keine bestimmte ethische oder religiöse Tendenz, wenigstens nicht deutlich. Er schildert vielmehr sehr objektiv, nur mit dem Auge des Künstlers gesehen, die finnisch-nationale Begeisterung, welche sich infolge der

weckenden Tätigkeit J. W. Snellmans besonders der akademischen Jugend bemächtigt hatte. Allerdings zieht durch den ganzen Roman ein verborgener Unterstrom von skeptischer Melancholie, die am Ende in eine stille resignierte Entsagung und Nächstenliebe ausklingt. Aber deutliche Tolstoische Töne findet man in diesem Roman noch nicht. Die Überraschung war deshalb groß, als der junge, durch Geburt, soziale Stellung, Bildung und Begabung zu einer glänzenden sowohl politischen wie literarischen Laufbahn vorausbestimmte Verfasser im folgenden Jahre (1894) unter dem Titel „Heräämiseni" („Mein Erwachen") ein Beichtbuch veröffentlichte, in dem er mit rücksichtsloser Offenheit seine von sittlichen Verirrungen reiche Vergangenheit enthüllte und sich zur Lehre Tolstois bekannte. Seitdem hat Järnefelt, der auch in seinem Leben die Ideen Tolstois praktisch zu verwirklichen versucht hat in Novellen, Romanen und Dramen, teils auch in direkt belehrenden Schriften unermüdlich für die einmal angenommene Weltanschauung gewirkt. Bald laufen die von Järnefelt vorgeführten Lebensbilder darauf hinaus, vor allem die Notwendigkeit einer individuellen Bekehrung und Läuterung und eines Verzichts auf Macht, Ehrenstellung, Reichtum und irdische Güter überhaupt zu veranschaulichen. Alle persönlichen „Ichtriebe", „der Wille zur Macht" und zur persönlichen Selbstförderung überhaupt sollen getötet werden. Das wahre Glück wird nur so erreicht, daß man aufhört, das eigene Glück zu suchen, und in der Förderung des Glücks der anderen seine Lebensaufgabe erblickt. In anderen Werken wiederum hat die große Reform des Menschenlebens eine mehr soziale und praktisch bestimmtere Form. Oft scheint nämlich Järnefelt ein gutes Stück Heil schon in einer gerechten Bodenreform im Sinne Henry Georges zu erblicken. Wo ein so glühender Eifer vorliegt, auf den Willen der Menschen bestimmend zu wirken, sie zu einer Reform zu bewegen, da liegt immer die Gefahr nahe, daß die schönliterarische Darstellung die Form einer Beweisführung und einer Moralpredigt bekommt, begriffsmäßig, unanschaulich und tendenziös wird. Dieser Gefahr ist auch Järnefelt nicht immer entgangen. Doch muß man zugeben, daß Järnefelt oft auch künstlerisch sehr wirkungsvolle und ergreifende Formen für seine Ideen gefunden hat. So z. B. in den Novellensammlungen „Menschenschicksale" und „Das Meer des Lebens", in dem historischen Drama „Titus", teilweise auch in den großen Romanen („Helena", „Die Brüder", „Kinder der Mutter Erde" usw.).

* * *

Der gleich im Anfang gestellten Aufgabe gemäß habe ich hier vor allem auf die wichtigsten fremden Einflüsse kurz hinweisen wollen, welche sich in der neueren finnischen Literatur geltend gemacht haben. Ich meine nämlich, daß ein solcher, wenn auch flüchtiger Hinweis den Ausländern am besten zur Orientierung dienen kann. Dann wissen sie wenigstens, mit welchen ihnen bekannten Faktoren sie in der finnischen Literatur zu rechnen haben, und die Stellung dieser Literatur in der Weltkultur wird ihnen leichter klar werden.

Es braucht nun wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß diese fremden Einflüsse allein die finnische Literatur nicht gebildet und bestimmt haben. Die fremden Einflüsse sind nur wie Winde, die bald vom Westen, bald vom Osten kommen und einen See in Bewegung setzen, darin Wellen und Strömungen hervorrufen. So haben auch in der finnischen Literatur bald die westlichen, bald die östlichen Winde Bewegungen und Strömungen hervorgerufen, aber das, was bewegt wurde, kam nicht von auswärts, das war

unser eigen. Die Substanz, aus der die Literatur sich bildet, kam aus dem heimatlichen Nährboden. Auch ihr Wachstum war in erster Linie von heimatlichen Verhältnissen abhängig. Fremde Einflüsse haben nur mitbestimmend auf dieses Wachstum gewirkt.

Überhaupt wurzeln die finnischen Dichter fest im heimatlichen Boden, auch diejenigen, die sonst gar nicht so besonders fest gebaut und originell sind. Ausländischen Vorbildern wird nicht viel nachgejagt. Und auch diejenigen, welche sich bis zum Europäertum emporgehoben haben und alle Winde des literarischen Lebens der großen Welt spüren, verlieren dabei doch gewöhnlich nicht ihr eigenes Ich. Dies gilt besonders von Juhani Aho, dem bedeutendsten unter den gegenwärtigen finnischen Schriftstellern. So viel Anregungen er auch besonders von den Norwegern und Franzosen empfangen haben mag, im Grunde ist er doch ein durch und durch finnischer Schriftsteller geblieben, der nur in finnischen Verhältnissen und aus finnischen Verhältnissen verständlich und erklärlich ist. Ein großer Teil seiner Produktion kann auch schwerlich von Ausländern völlig verstanden und gewürdigt werden. So z. B. seine großen kulturgeschichtlichen Romane „Panu“ und „Kevät ja Takatalvi“ („Frühling und Nachwinter“), viele von seinen „Spänen“ und Pietistenschilderungen usw.

Nun gibt es aber in der finnischen Literatur noch Schriftsteller und Richtungen, die von fremden Einflüssen überhaupt unabhängig sind. So ist z. B. der bedeutendste Lyriker der neueren Literaturperiode J. H. Erkko (1849—1906), der übrigens kein besonders tiefer und origineller, aber durch seine Wärme und Aufrichtigkeit sympathisch wirkender Dichter war, eine durchaus finnische Erscheinung. Auch der begabteste von den jetzigen finnischen Lyrikern, der formgewandte und oft sehr wirkungsvolle, aber innerlich etwas zerfahrene Eino Leino, der zwar mit allen Strömungen in Europa Fühlung sucht und hat, dürfte in seiner Eigenart doch aus keinen bestimmten ausländischen Vorbildern oder Strömungen abgeleitet werden können.

Auch unter den Prosaikern gibt es manche, die so ziemlich unberührt von fremden Einflüssen ihre eigenen Wege wandern und nur aus heimatlichen Verhältnissen zu erklären sind. So ist wohl z. B. Santeri Ivalo, dessen Erstlingswerke allerdings deutlich das Gepräge der naturalistischen Richtung tragen, in seiner weiteren Entwicklung von ausländischen Strömungen wesentlich unberührt geblieben. In seinen zwar etwas nüchternen, aber sehr gediegenen und mit Recht beliebten Romanen bewegt er sich meistens auf dem Gebiet der vaterländischen Geschichte, wo freilich Nachahmung ausländischer Vorbilder auch nicht so leicht in Frage kommen kann. Und von den Prosaikern ist noch ein sehr kerniger und kraftvoll eigenartiger Schriftsteller zu nennen, nämlich der schon genannte Johannes Linnankoski, der auch nur im heimatlichen Boden wurzelt und von ausländischen Strömungen ziemlich unberührt ist.

Aber es war ja nicht meine Absicht hier bloße Namen aufzuzählen. Die genannten sollen ja nur zur Exemplifizierung und Illustration des Gesagten dienen. Ein Verzeichnis der finnischen Schriftsteller — nicht einmal der bedeutendsten — sollte hier nicht gegeben werden. Es kam ja nur auf die Richtungslinien an.

Eine für die finnische Literatur eigentümliche Erscheinung muß noch erwähnt werden. Das sind die sog. Volksschriftsteller. Eigentlich sind ja die meisten finnischen Schriftsteller „Volksschriftsteller“ in dem

Sinne, daß die aus den unteren Volksschichten und besonders aus dem Bauernleben genommenen Stoffe bei weitem vorwiegen. Romane, Novellen und Dramen, welche das Leben der gebildeten Klasse und besonders das der gebildeten Stadtbewohner schildern, sind in der finnischen Literatur vorläufig verhältnismäßig selten. Aber wir reden nun noch von „Volksschriftstellern" in einem spezifischen Sinne. Damit meinen wir Männer aus dem Volke selbst, gewöhnlich Bauern, Autodidakten, die ohne eigentliche Schulbildung sich zu Schriftstellern emporgehoben haben und auch als Schriftsteller meistens immer noch in ihrer früheren Umgebung und in ihren früheren Verhältnissen bleiben. Auch darum schon ist ihr Stoffkreis gewöhnlich ziemlich beschränkt. Sie schildern meistens nur das Leben ihrer engeren und engsten Heimat — sind also „Heimatkünstler" im strengsten Sinne des Wortes. Aber dieses ihnen so wohlbekannte Leben schildern sie dann gewöhnlich desto wahrheitsgetreuer, mit echter starker Lokalfärbung, oft ganz mit photographischer Genauigkeit. Historisch sind diese Volksschriftsteller als Nachfolger der früheren Volksdichter zu betrachten, die schon zu der Zeit Poesie pflegten, produzierten und vertraten, wo es noch keine Kunstpoesie in finnischer Sprache gab. Der bekannteste von den Volksschriftstellern der neueren Literaturperiode ist Pietari Päivärinta (geb. 1827, gest. 1913), ein Landküster aus Nord-Finnland, von dem einige Erzählungen auch in deutscher Übersetzung erschienen sind (bei Reclam). Technisch ist er noch ziemlich kunstlos. Auch hat er von Natur kein echt künstlerisches Temperament. Seine Erzählungen machen auch deshalb einen durchweg nüchternen Eindruck, den die deutlich bemerkbare belehrende und moralisierende Tendenz noch verstärkt. Doch wirken sie durch ihre Schlichtheit und ihren sittlichen Ernst erfrischend und sind auch kulturhistorisch bedeutungsvoll. Einen höheren Grad von künstlerischer Reife zeigt schon der bedeutend jüngere Santeri Alkio, aber die höchste Stufe unter den Volksschriftstellern vertritt doch Kauppis-Heikki, der in seiner Jugend Knecht bei dem Vater Juhani Ahos war und von diesem die ersten Impulse zu schriftstellerischer Tätigkeit bekam. In bald humorvollen, bald düsteren und packenden Novellen und Romanen hat Kauppis-Heikki das Leben seiner Heimat, des nördlichen Savo im Inneren Finnlands, geschildert, und mehrere von seinen Büchern gehören zu den besten Schilderungen des Volkslebens, die wir haben, und würden wohl, in große Kultursprachen übersetzt, auch draußen in der großen Welt als beachtenswerte und höchst interessante literarische Erscheinungen gelten können.

Literatur (nur die den Ausländern zugängliche berücksichtigt). Eine vollständige Bibliographie der finnischen Literatur („La littérature finnoise") ist von V. Vasenius herausgegeben und erstreckt sich jetzt bis zum Jahre 1906. — Von Finnländern geschriebene Darstellungen der finnischen Literatur sind in fremden Sprachen zugänglich, wenigstens zwei: Von Eliel Aspelin in dem Sammelwerk „Finnland im 19. Jahrhundert" (in mehreren Sprachen) und von E. N. Setälä in der „Kultur der Gegenwart" (Teil I. Abt. IX Die osteuropäischen Literaturen). — Vom Standpunkt des Ausländers haben die finnische Literatur behandelt E. Brausewetter: Finnland im Bilde seiner Dichtung und Dichter (Berlin 1899) und Johann Jacob Meyer. Vom Lande der tausend Seen (Leipzig 1910).

Ins Deutsche übersetzt sind einige Werke von Pietari Päivärinta, Juhani Aho (Novellen, Ellis Jugend, Ellis Ehe, Panu u. a.), Arwid Järnefelt, Johannes Linnankoski (Das Lied von der glutroten Blume) u. a.

MAGISTER E. HOLMBERG, BIBLIOTHEKAR AN DER STADTBIBLIOTHEK ZU ABO (FINNLAND): DIE BIBLIOTHEKSTÄTIGKEIT IN FINNLAND.


NTER den Volksbildungsorganen, deren sich das finnische Volk bedient, ist die Bibliothek in letzter Zeit an die erste Stelle herangerückt. Und das allgemeine Interesse, womit man von allen Seiten her der Arbeit für dieses Kulturmittel entgegenkommt, sowohl in der großen Öffentlichkeit, den kulturellen Vereinen, Behörden, der Volksvertretung wie sogar in Regierungskreisen, scheint ihr eine reiche Entwicklung zu verkündigen.

Zwar sind die Bestrebungen, dem Volke einen guten Lesestoff zu bieten, hier wie anderswo immer mit der Volksbildungsarbeit überhaupt Hand in Hand gegangen; doch bezeichnet aber hinsichtlich des Bibliothekswesens der Zeitpunkt vor etwa zehn Jahren den Anfang einer neuen Epoche. Daß hierbei hauptsächlich der amerikanische Einfluß sich geltend gemacht, entweder direkt oder durch Vermittlung der skandinavischen Länder, ist offenbar.

Die Bibliothek wird nicht mehr als etwas wenn auch Nützliches, dennoch mehr oder weniger Zufälliges und Einzelnes im Bildungssystem der Nation betrachtet, sondern als etwas Zentrales und Wesentliches. In den Diskussionen über Volkspädagogik beanspruchen die Debatten über die Bibliotheksfrage einen immer weiteren Raum, und es scheint, als hätte man überhaupt eine vollkommen richtige Auffassung von der gebührenden Stellung der Bibliothek in der Kulturorganisation des Volkes.

Die neue Bibliotheksbewegung ist ziemlich unabhängig von der größten Bibliothek des Landes, die der Universität, emporgewachsen und auch von denen anderer gelehrter Organisationen. Hier wie in manch anderem Lande kann man von seiten der gelehrten Bibliothekare hinsichtlich der demokratischen Bibliotheksbestrebungen eine gewisse Abgeneigtheit feststellen, die ihren Grund zu haben scheint in einem tiefgewurzelten Mißtrauen in die Fähigkeit der Laienbibliothekare, mit dem technisch-wissenschaftlichen Teil der Aufgabe umzugehen.

In den Städten scheint die Arbeit für Reformierung der älteren mehr oder weniger versäumten Volksbücherei nach englisch-amerikanischen Vorbildern recht allgemein zu sein. An der Spitze steht die Hauptstadt, der ausgezeichnete Kräfte zur Verfügung stehen. Doch haben auch die größeren Provinzstädte angefangen sich zu regen und bedeutende Summen für diesen Zweck bewilligt. An einigen Orten sind zur Förderung der Sache recht beträchtliche Donationen gemacht worden, u. a. in Abo, wo der bekannte Mäzen, Fr. von Rettig, eine ansehnliche Bibliothek hat errichten lassen und sie der Stadt nebst dem Bücherschatz geschenkt hat.

In der Provinz ist die Arbeit zur Förderung des Bibliothekswesens auf verschiedene Organe verteilt worden, auf die Volksschule, die Kulturvereine und Behörden. In etlichen Volksschulen gibt es Schülerbüchereien, die öfters sich zu öffentlichen entwickelt haben. Die Kultur- und Jugendbünde, die fast in jedem Dorfe vorhanden sind, und die eine Pionierarbeit der Kultur ausführen etwa wie die amerikanischen Frauenklubs, die Abstinenz- und Arbeitervereine, sowie die vielen ökonomischen Verbände mit ideeller Färbung, haben alle die Bibliothekssache in ihr Programm aufgenommen. Neben

diesen haben die Behörden schon lange die Bibliotheken unterstützt, und in letzter Zeit sind kommunale Bibliotheksorganisationen im Werden. Diese bestehen aus einer zentralen Behördenbibliothek und Bezirksbibliotheken, gewöhnlich in den Volksschulen. Die Behörde ernennt eine Bibliothekskommission nebst einem kommunalen Bibliothekar, der das Ganze überwacht.

Die Bibliothekstätigkeit in den Landgemeinden wird wesentlich durch recht tatkräftige Vereine unterstützt, die „Volksbildungsgesellschaft" und die „Freunde der schwedischen Volksschule", welche Bibliotheksbüros errichtet und Bibliothekare angestellt haben. Auch existiert ein allgemeiner Bibliotheksverein.

Als gewissermaßen etwas ganz Isoliertes ist auch die Tätigkeit der Studenten erwähnenswert. Die Studenten schicken eine Menge wandernder Büchereien aus und fördern durch direkte Gaben die Bibliothekssache.

Das letzte und vielleicht bedeutendste Glied in der Kette ist die — wahrscheinlich — in Aussicht gestellte Zentralbibliothek des Landes. Der Landtag hat wiederholt wegen der Frage petitioniert. Jetzt ist sie endlich so weit vorgeschritten, daß die Regierung nunmehr ein Komitee zur allseitigen Erörterung der Sache gebildet hat.



GASTON SAUVEBOIS, PARIS: DRAMATISMUS.

IN den letzten 20 Jahren entstanden in Frankreich an 35 neuer Dichterschulen. Jede davon hoffte und hofft noch heute, zur Führung gelangen zu können. Sie haben sehr wenig Popularität, aber sie existieren darum nicht weniger und der zukünftige Literaturhistoriker wird sie nennen müssen. Und eigentlich ist ihre Vielheit kein Beweis einer Vielseitigkeit unserer heutigen Literatur, denn im Grunde streben sie alle eine und dieselbe Ausdrucksform an.

So mitgliederarm diese einzelnen Schulen sind, so habe ich sie dennoch immer mit dem ihnen gebührenden Interesse betrachtet, ohne freilich zu glauben, daß eine von ihnen die anderen besiegen und über das Schrifttum herrschen, bzw. unserer Epoche ihren besonderen Stempel aufdrücken werde. Was ihnen in meinen Augen am meisten schadet, das ist offengestanden ihre Sucht, Systeme zu bilden. Jede von ihnen beansprucht, mit einem Schlag eine vollständige und vollkommene Auffassung des Weltalls zu bringen und die Literatur in eine bestimmte Anzahl von Prinzipien für ewige Zeiten zu zwängen. Nur sehr junge Leute können in so abgeschmackter Anmaßung so Unwahrscheinliches wollen. Sie möchten alles umändern, was vor ihnen gewesen ist, die Welt ist ihnen nirgends neu genug. Aber der Geist weht, wo er will und man muß ihm folgen, statt ihn zu nasführen. Ohne Zweifel könnten die Jungen es wissen, daß die großen Schulen, wie die romantische und die naturalistische, nicht am grünen Tisch gegründet wurden und daß ihre Gesetze erst offenbar wurden, nachdem man sie sich aus ihren Werken herauskristallisierten.

Doch indes die fünfundrdeißig Literaturkeimstätten sich die Ehre streitig machten, den Naturalismus abzulösen, entfaltete der Zeitgeist sein großes

Programm und zeigte seinen poetischen Charakter. Die herrschenden Ideen hoben sich allmählich ab, das Gefühl bildete sich dafür, der Verstand begriff den Willen, der es trieb.

Mit der Literatur gingen übrigens auch die anderen Künste zusammen, die Wissenschaften, alle intellektuellen Kräfte der Welt. So wird es möglich, die schaffenden Tendenzen, die uns beleben, zu erkennen und das Werk zu überblicken, an dem wir bauen.

Nach der Romantik und dem Naturalismus tritt der Dramatismus auf den Plan. Mir liegt das jüngst erschienene Buch Henri Martin Barzuns über dies Thema: „Das Zeitalter des Dramas" *) vor.

Der Autor erblickt in allen den verschiedenen Strömungen, für die unsere Zeit einen Ausdruck findet, einen roten Faden: den Konflikt, die unausgesetzte Reibung ungezählter miteinander in Fehde liegender Kräfte . . . . Es ist dies keine neue Schule, kein neues System, keine neue Erfindung, keine Formel und kein geheimnisvoller Schlüssel, auch kein Glaubensbekenntnis; sondern einfach die heutige Art, die Welt zu verstehen, die Art von heute, zu sehen, zu fühlen.

Fast möchte ich es aussprechen, daß wir alle heute Dramatiker sind, ohne es zu wissen.

Barzun steht mit seiner These nicht allein. Fast gleichzeitig mit ihm hat Prof. Ernst Bovet von der Universität in Zürich das Ergebnis seiner zehnjährigen Forschungen bekanntgemacht, das dahin lautet, daß sich die Literatur eines jeden Landes in große gleichwertige Perioden gliedere und daß jede dieser großen Perioden regelmäßig in drei Hauptabschnitte zerfalle, in drei Kunst- und Gedankenformen: Erstens die Lyrik, die ganz Jugend und Schönheit ist, dann das Epos, das Besitz und Sieg verherrlicht, und zum Schluß das Drama, das Sieg und Weltall einander gegenüberstellt und nun einen neuen Kampf beginnen läßt: die Vorbahnung neuer Werte und eines neuen Zeitalters. — So war die Romantik durchwegs lyrisch; der Naturalismus ist episch; wir selbst, schließt Prof. Bovet, stehen mitten in der dramatischen Periode.

Dichtung, sagt Barzun, ist, wie wir alle wissen, Erkenntnis. Die erste Dichtung, die instinktiv von menschlichen Lippen strömt, ist einfacher Psychologie. Der Mensch singt seine Freude am Leben und das, was ihn in der Natur unmittelbar umgibt. Vielleicht vermißt er sich schon, das Weltall erkennen zu wollen? — In der Tat ist die Tendenz der Dichtung die, die Weltentstehung zu begreifen. Aber sie verfügt in den ältesten Zeiten nur über grobe empirische Mittel und mit jeder religiösen oder philosophischen Umwälzung steht die poetische Welterkenntnis in Frage: bis zu dem Tage, da die Wissenschaft uns eine genügende Anzahl fundamentaler Sicherheiten beschert haben wird.

Aber der Mensch erkennt immer mehr seinesgleichen. Er feiert ihrer aller Existenz und der Einheitssang hebt an (le chant collectif, nach H. M. Barzun). Griechenland und Rom haben uns Wundervolles in dieser Art hinterlassen. Unseren Tagen war es vorbehalten, das allerschärfste Solidaritätsprinzip auszubilden. Und schon sind wir so weit, jenes Gemeinfühlen, das in den Werken eines Zola, eines Verhaeren, eines Rosny des Älteren und mancher anderen so stark zum Ausdruck kommt, zu einer intensiven Empfindung des Universums auszuweiten —, wie die Bergsonsche Meta-

*) Verlegt bei Figuière, Paris.

physik und ein erneuter Idealismus sie begünstigen. Aber da Erkennen zum Besitz werden will, prallen in uns Universum und Menschheit einerseits und unser so vergängliches individuelles Sein andererseits hart aufeinander. Es entsteht der furchtbarste und großartigste Konflikt: das Drama unserer Ohnmacht gegenüber Weltall und Ewigkeit. Antagonismen des Endlichen und des Unendlichen, des Lebens und des Todes, des Vergänglichen und des Unvergänglichen. Zur gleichen Zeit, wo wir die Welt erfassen, entgleitet sie unseren Händen, unserm Geist, unserm Herzen und dies ist die Tragödie unseres Geschicks.

Gewiß wird man einwenden, daß diese Auffassung nichts Neues habe. Im Prinzip auch wirklich nicht! Es ist schon lange her, daß der Prediger Salomo daraus seine erhabenen Lamentationen schöpfte. Aber der springende Punkt ist, daß u n s e r e Epoche neuerdings dieselbe Geistesverfassung erlangt hat und daß sie ihre literarische Produktion der dramatischen Weltauffassung verdankt. Alle Epochen empfinden nicht gleich. Einige vergessen das Jenseits, um sich dem Materialismus zu weihen, dem puren Erdenglück; andere wollen nur die Tat und finden keine Zeit zum Träumen; andere noch nähren den Skeptizismus und die Ironie und noch andere schweigen sich in gänzlichem Verzicht aus.

Man wird heute keineswegs leugnen, daß alles in und um uns dramatisch ist. Die Religionen sind tot, Stimmen haben sich erhoben, die den Sturz der Wissenschaft prophezeien, und von neuem fühlen wir das Geheimnis uns von allen Seiten umgeben, noch beklemmender durch alle erlittenen Mißerfolge, es zu durchdringen. Die übermächtige Sehnsucht, zu g l a u b e n, quält unsere ernüchterten Seelen.

Die Gesellschaft steht gleichzeitig vor großen und gefährlichen Umwälzungen. Die Klassengegensätze werden von Tag zu Tag unerbittlicher. Der Sozialismus reißt die Massen zur gewaltsamen Revolution fort. Aber die europäischen Nationen stehen einander nicht mehr bloß mit den Waffen in der Hand gegenüber. Ja, vor 20 Jahren grüßte man sogar das Morgenrot des allgemeinen Friedens. Noch ist es nicht so weit. Noch ist unsere Epoche allzu dramatisch! Wie stünde die L i t e r a t u r, dieser Spiegel des Lebens, nicht auch in diesem Zeichen? Selbst als Befreierin von Not und Albdruck muß sie selbst doch Not und Albdruck kennen und vorerst erprobt haben.

So ist es wohl gerechtfertigt, unsere Ära die des Dramas zu nennen. Und wenn selbst der Dramatismus sich nicht mit ebenbürtigem Glanz der Romantik und dem Naturalismus anschlösse, so dürfte man ihn doch nicht, glaube ich, verkennen als den Ausdruck des gegenwärtigen Gefühls- und Geisteslebens.



RENÉ CALVIN, PARIS: EINE GRIECHISCH-HEIDNISCHE RENAISSANCE IN DER FRANZÖSISCHEN LITERATUR.

SEIT einiger Zeit läßt sich ein auffallendes Interesse in der Kulturwelt Europas für hellenistische Probleme konstatieren. Vor allem sind es die D i c h t e r, die griechische Stoffe wählen. Und sie tun dies mit einem Parallelismus, der verblüfft, mögen sie nun in Petersburg, Berlin oder Paris dichten. Und doch haben sie unterein-

ander keinerlei Verständigung, die einzelnen wissen voneinander gar wenig, der Bazillus liegt eben in der Luft; unstillbarer Schönheitsdurst und Sehnen nach vergangener Schönheit gehört zu den Charakteristika einer Epoche, die nach sozialen Idealen ringt und wie an den unbestimmten Hoffnungen der Zukunft, so auch im Anschauen der versunkenen „goldenen Zeit" Kraft sucht.

Vor einigen Jahren gab uns Pentscho-Slaweykoff, der bedeutendste Schriftsteller Jung-Bulgariens, „Phryne", ein Werk von hohem Wert, trotz seiner Formmängel und zahlreicher innerer Widersprüche. Er pflanzte damit den Kult des rein körperlichen Schönen, wie er das griechische Altertum erfüllte, mitten ins Lager des nationalen Fanatismus und eröffnete seinen Landesbrüdern weitere, menschlichere Horizonte. Er erwies der poetischen Fruchtbarkeit seines Vaterlandes einen ungeheuren Dienst. Eine ganze Pleiade von Balkandichtern ließ seitdem ihre Leiern zu den von Slaweykoff ausgelösten Rhythmen erklingen.

In Rußland haben sich nahe an 30 junge Dichter um die Fahne des Hellenismus geschart und den Namen „Musageten" angenommen.

Daß große deutsche Dichter nach Griechenland wandern und von Griechenland singen, brauchen wir deutschen Lesern nicht mitzuteilen.

Italien hat seine Verkünder heidnischer Ideale, ebenso Belgien (Verhaeren!), Holland.

In England werden die Ideale des griechischen Heidentums von einigen entschlossenen Soziologen und Moralisten vertreten.

Am ausgeprägtesten ist die genannte Bewegung in Frankreich. Ihr Führer ist der Dichter Fernand Mazade.

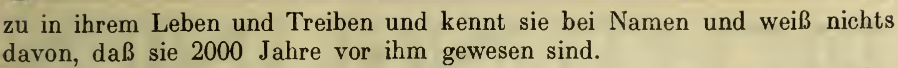
Seine vier poetischen Arbeiten: „Die Bäume Griechenlands", „Athena", „Bacchus und die Nymphen" und „Apollo" fanden einen allgemeinen freudigen Willkomm auch bei den großen konservativen Blättern (Figaro, Débats) und in der ganzen übrigen französischen Tagespresse, die christlichen Zeitschriften inbegriffen (Revue hebdomadaire, Revue Critique).

Fernand Mazade als Dichter ist Grieche. Er wandelt durch die Straßen von Athen und Delphi, durch das thessalische Land und zwischen den arkadischen Bergen. Seine Gesänge sind zum Rauschen der Feigenbäume und Oliven an der Quelle, zum Ruf der Jäger und Hirten, zum Schrei der Satyrn und Bacchanten gestimmt. Es war dem Griechen eigentümlich, sich die alten Götter und Helden lebendig vorzustellen; für ihn gab es keinen Alltag, alles war Abenteuer und konnte Begegnungen mit jenen auslösen. Und ein Teil dieses hellsehenden Götterbewußtseins wirkt auch in F. Mazade.

Unendlich lieblich ist die Vision des kleinen „Bocksfußes", den er im Walde ausgestreckt findet, mit seinen gespaltenen Hufen und gestrählten Haaren, und der unter den blauen Glockenblumen zu schlafen scheint, während auf seinen Hörnern sich Vöglein ausruhen. Aber plötzlich wird alles klar! Die Augen sind gebrochen, auf dem gestockten Blut um seinen Mund sitzen goldene Fliegen. . . . .

„Je remarquai soudain qu'il avait les yeux mornes,
Que sa bouche saignait, pleine de mouches d'or:
Et je m'enfuis, saisi d'une terreur sans bornes.
Dieux grands! se pourrait-il qu'un petit dieu fût mort?"

Aber auch den einfältigen Winzern, den listigen Vogelstellern, den lieblichen Gymnasten, den hochgelehrten Kurtisanen sieht der Dichter



zu in ihrem Leben und Treiben und kennt sie bei Namen und weiß nichts davon, daß sie 2000 Jahre vor ihm gewesen sind.

Aber auch ihn kennen die Schäfer und die Bildner, und er ist einer der ihren. . . . .

„Le long de la rive fleurie,
Que résonne le tympanon !
Les imagers savent mon nom;
Les bergers savent ma patrie.“

Und sei es nun die Ebene, in der zwischen Pappeln der lichte Fluß sich hinschlängelt, sei es der Felsengrat, wo die braunen Wurzeln des Mandelbaumes sich ankrallen, F. Mazade weiß die zarteste wie die erhabenste Landschaft vor uns aufzubauen.

Aber sein Hellenismus stellt sich in direkten Gegensatz zu Verfechtern des Heidentums als einer Religion hemmungsloser Freiheit, wilden, chaotischen Egoismus. Es ist eine bejahende Kunst- und Weltauffassung im Sinne des Maßes und der Harmonie. So, wie er die Zeilen aufs sorgsamste mißt, mit denen er seine Bilder umgibt, so kennt das Gesetz seiner Lebensfreude nur Rhythmus, keine Abgründe. In seiner zugleich naiven und kräftigen Freude am Schönen, die frei von jeder Dekadenz ist, glaubt er das Geheimnis des Griechentumes wiedergefunden zu haben, und die vielen „Jungen“, die sich um den Dichter scharen und wie er zu singen anheben, bestätigen, wenigstens für ihr Teil, daß der Fund ihnen glücklich, zu mindest beglückend erscheint. (Wir nennen: Charles Le Goffic, Gauthier-Villars, Henri Clouard, Jean-Marc Bernard, Francis Eon, Henry de Bruchard, Emile Cottinet, Xavier Mirgot usw.).

Noch eine kleine Gedichtprobe, die wir ungekürzt bringen, möge für sich selbst sprechen:

Les Saules.

Le long de la rivière aux frémissantes eaux,
Ils paraissent marcher à côté des roseaux
Dès que souffle le vent capricieux d'automne.
Ils sont si délabrés que leur vigueur étonne;
Et l'on sourit de voir que, bossus, laids et vieux,
Ils portent un feuillage exquis, jeune et joyeux.
Quand midi brille et brûle, on trouve, sur la mousse
Epandue à leur pied, l'ombre ondoyante et douce
Que pour faire la sieste aime le pastoureau.
Ils donnent au vannier le flexible rameau
Qui va créer la nasse ou former la corbeille.
Dans leur tronc crevassé loge souvent l'abeille;
Parmi leur frondaison se balance le geai;
Et quelquefois, le soir, sous un ciel orangé,
On distingue de loin, entre leurs branches basses.
L'heureuse nudité de deux nymphes qui passent.

RICHTUNGLINIEN DES FORTSCHRITTS

VON PROFESSOR DR·R·BRODA·PARIS

WAS KANN DER „BUND FÜR ORGANISIERUNG MENSCHLICHEN FORTSCHRITTS“ LEISTEN?



EIT ich an gleicher Stelle im gleichen Monat des Vorjahres das Aktionsprogramm des Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts entwickelte, ist die Tätigkeit des Vereins in mehreren Beziehungen begonnen worden und hat die Praxis selbst bereits die ersten Argumente für und wider die einzelnen Betätigungsmöglichkeiten gebracht.

Die Arbeiten, welche dereinst, wenn der Bund aus der Gründungsphase in die Sphäre definitiver Arbeit eingetreten sein wird, seine zentrale Linie bilden werden, die Stellungnahme zu den Fortschrittsproblemen der Zeit, die Anregung zur Anpassung der sozialen Verhältnisse an ihre ökonomische und anthropologische Grundlage, wo immer selbe noch nicht stattgefunden: All das kann naturgemäß erst begonnen werden, wenn jene zentrale Kraftstelle für internationale Kulturpolitik, die wir schaffen wollen, wirklich bestehen wird. Zunächst kann es sich bloß um vorbereitende Aufklärungsarbeit handeln und diesem Zweck sollen die gegenwärtigen Arbeitslinien des Bundes dienen:

1. die Herausgabe der „Dokumente des Fortschritts“,
2. die Herausgabe programmatischer Schriften (von denen bisher zwei, das „Fortschrittsideal“ und „Kulturaufgaben des Jahrhunderts“, erschienen sind),
3. die Veranstaltung von Diskussionsabenden zur Aufklärung der Mitglieder über das Programm des Bundes,
4. die Veranstaltung von Sonntagsfeiern, in welchen das Fortschrittsideal als Quelle seelischer Erbauung verwertet wird.

Diese letztere Übung, die bis jetzt erst in unserer Wiener Ortsgruppe zur Geltung kam, ist zur Lösung eines so scharf abgegrenzten Problems — der Herstellung einer höheren Synthese zwischen dem Wahrheitsimperativ der Wissenschaft und der psychischen Menschheitstradition, auf die sich in der Vergangenheit all die unzähligen positiven Religionen gestützt haben — bestimmt, daß die Behandlung der Frage, inwieweit diese Sonntagsfeiern dem psychischen Bedürfnis unserer Mitglieder genügen, wohl besser Gegenstand eines besonderen Aufsatzes sein dürfte. In unserer nächsten (den Fragen der Moral und der Religion gewidmeten) Nummer will ich darum eine gesonderte Behandlung dieses schwierigen Problems versuchen und in der vorliegenden nur die Daseinsberechtigung der drei erstgenannten Arbeitsmethoden des Bundes erweisen.



I. „Dokumente des Fortschritts.“

Unsere Zeitschrift ist bekanntlich schon im Jahre 1907, fünf Jahre vor Begründung des Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts, ins Leben getreten, so daß ihm scheinbar eine innere Anteilnahme an derselben, ein diesbezügliches Verdienst, nicht zugesprochen werden kann.

In Wahrheit war es der gleiche Gedanke, der nunmehr im „Bunde“ seine vereinsmäßige Verkörperung findet, der bereits damals die Begründung der Zeitschrift inspirierte und in den programmatischen Aufrufen des Jahres 1907 seinen klaren Ausdruck fand. Ehe wir an die Schaffung einer Kraftstelle zwecks Regelung und Zusammenfassung der wirren Strebungen, die heute den organischen Fortschritt der Menschheit ausmachen, herantreten konnten, mußte eine Schar von Menschen gesammelt werden, für welche der Gedanke des Menschheitsfortschritts eine lebendige Realität darstellt, welche in allmonatlicher Betrachtung all der unzähligen Einzelfortschritte in allen Ländern allmählich, eben an Hand dieser unmittelbaren empirischen Realität, die anschauliche Vorstellung vom Vorhandensein großer zeitgeschichtlicher Strömungen (die gewisse organische Veränderungen im Menschheitsorganismus mit sich bringen) gewinnen sollten. Dieser Zweck konnte nur durch eine Zeitschrift erreicht werden, die eben diese Einzelfortschritte darstellen und durch Einteilung derselben nach gewissen Kulturkategorien ihre vereinheitlichte Erfassung erleichtern würde. Dies die Gesichtspunkte bei der Gründung der „Dokumente des Fortschritts“.

Sie sollten zugleich durch die Aneinanderreihung des unendlich Vielen, das bei allen Völkern an fortschrittlicher Arbeit geleistet wird, dem Leser die Mitfreude am Fortschritt geben, das Wertvolle auch in der Arbeit der fremden Kulturnationen aufdecken, Sympathie für dieselben wecken, den Begriff des solidarischen Kulturfortschritts der Völker klären, den Wunsch, den Anteil des eigenen Volkes am Weltfortschritt zu heben, stärken, die Ehren*pflicht* jedes Volkes, das seinige zum Menschheitsfortschritt beizutragen und die Ehrenpflicht jedes einzelnen, sein eigenes Scherflein hierzu beizusteuern, erfassen lassen: Die „Dokumente des Fortschritts“ sollen die Mitfreude am Fortschritt beleben und den Gedanken der Fortschrittspflicht verbreiten.

Eben durch diese Bemühungen ließen sie einerseits in ihrem Leserkreise eine Schar von Menschen erstehen, welche den Kern des neuen Bundes zu bilden vermochten; andrerseits dienten sie durch Erweckung von Fortschrittsfreude und Fortschrittspflichtbewußtsein an sich als Selbstzweck bereits den Zielgedanken des Bundes.

II. Andere Publikationen.

Die Broschüre über das „Fortschrittsideal“ war zur Darlegung der theoretischen Grundlagen unserer Bestrebungen bestimmt, die Monographie über die „Kulturaufgaben des Jahrhunderts“ der praktischen Anwendung des Grundgedankens auf all die vielfältigen Probleme des sozialen Lebens.

III. Diskussionsabende.

Diesen Veranstaltungen, die bisher nur an wenigen Orten, so in der Wiener Ortsgruppe, ins Leben getreten sind, ist in erster Linie das Hauptargument entgegengehalten worden (das auch dem Bunde als solchem — wenn schon mit

minderer Schärfe — entgegengehalten wird), daß all die einzelnen Kulturbestrebungen, all die Bemühungen um die Lösung dieses oder jenes sozialen Spezialproblems ohnehin in arbeitsteiligen Spezialvereinen gepflegt würden, daß eigene Spezialzeitschriften für jedes Problem bestünden, daß die Begründung des Bundes, welcher all die Fortschrittsbestrebungen zusammenfassen, der „Dokumente des Fortschritts", welche allen fortschrittlichen Bestrebungen dienen wollen, einen entwicklungsgeschichtlichen Rückschritt von der Periode der Arbeitsteilung zurück zu der Epoche, bevor jene Differenzierung einsetzte, darstelle. Das Argument hat für den ersten Anblick etwas sehr Bestechendes, aber bei näherem Eindringen finden wir, daß gerade die Idee der Arbeitsteilung, die gewiß einen wertvollen soziologischen Fortschritt bedeutet, zugunsten unserer Einführung spricht; denn Spezialzeitschriften können eben nur demjenigen etwas bieten, der dem speziellen Fachgebiet sein Leben gewidmet hat, der die Vorkenntnisse besitzt, die termini technici kennt, um ihre Darbietungen zu begreifen, der infolge seiner Berufsstellung oder seiner ganz besonderen Neigung hinreichend viel Interesse an die Lektüre der Spezialartikel heranbringt. Für die große Masse der Gebildeten und über sie hinaus für die — dank den Volksuniversitäten täglich wachsende — Masse der Autodidakten ist es einerseits wertlos, bloß Kenntnis einer Reformbewegung sich anzueignen — etwa sich bloß mit den Methoden der Tuberkulosebekämpfung vertraut zu machen —, über alle andern sozialen Wohlfahrtsbestrebungen jedoch unorientiert zu bleiben; andererseits ist es ihnen durchaus unmöglich, sämtliche Spezialzeitschriften oder auch nur einen wesentlichen Bruchteil derselben zu lesen und sich etwa durch eigene Mühen aus dem Wust des gelehrten Materials die wenigen für Aufbau eigener sozialer Anschauungen wertvollen Sätze herauszuschälen. Diese Spezialarbeit wird in arbeitsteiliger Weise von den Redakteuren unserer Zeitschrift geleistet. Ihre Daseinsberechtigung gegenüber den Spezialzeitschriften besteht in der Zusammenfassung der wichtigsten, in den Spezialzeitschriften eingehend behandelten und begründeten Forschungsresultate zu einer einheitlichen, anschaulichen, für jedermann faßlichen Übersicht über den menschheitlichen Fortschritt.

Und dasselbe gilt auch für die Diskussionsabende der Ortsgruppen unseres Bundes. Gewiß wäre es theoretisch möglich — wenigstens in den ganz großen Städten —, daß der einzelne jeden Abend des Monats einem andern Spezialverein widmet, also z. B. einen Abend einem Antialkoholverein, einen zweiten einem Wohnungsreformverband, einen dritten einem Verein für Tuberkulosebekämpfung, einen vierten einem Verband für Bekämpfung der Rauch- und Staubplage, einen fünften einem Lärmschutzverein, einen sechsten der Gesellschaft für gesetzlichen Arbeiterschutz, einen siebenten einem sozialpädagogischen Verein, einen achten einer Gruppe für ethische Kultur, einen neunten dem Monistenbunde, einen zehnten einem sozialpolitischen Verband, einen elften einem Bodenreformverein, einen zwölften der Friedensgesellschaft, einen dreizehnten dem Verband für internationale Verständigung, einen weiteren dem Frauenstimmrechtsverband usw. usw. Der Verfasser dieser Zeilen hat es in manchen Perioden seines Lebens so gehalten und die einzelnen Jahre außerdem in verschiedenen Ländern der Erde verbracht, um die Spezialverbände auch in ihrer nationalen Differenzierung kennen zu lernen; aber der Masse der Gebildeten ist solche Widmung ihrer Zeit und ihrer Kraft an das Studium von Spezialvereinen und in Spezialvereinen offenbar nicht zuzumuten, und wenn auch bei sehr vielen Gebildeten ein durch-

aus universelles Interesse für alle oder die meisten der obgenannten Bestrebungen vorhanden ist, kann sich doch der einzelne nur einigen wenigen widmen und klagt mit Recht darüber, wenn immer neue Vereine Forderungen an seine ohnehin schon stark in Anspruch genommene Zeit und seine im Übermaß in Anspruch genommene Börse stellen.

Häufig entschließt man sich dann dazu, sich bloß für einige dieser Bestrebungen zu interessieren, und zwar für diejenigen, zu denen man zufällig, z. B. durch einen persönlichen Freund, dringend eingeladen wird. Die einzelnen Vereine haben dadurch schwachen Besuch, ihre Reden finden nur bei den wenigen Mitgliedern und nicht bei der großen Masse der fortschrittlich gesinnten Gebildeten Widerhall. Jeder arbeitet in seiner kleinen Ecke und läßt sich auf seinem Spezialgebiet von den organisierten Interessentenverbänden schlagen, so der Antialkoholverband vom Alkoholkapital, der Friedensverein vom Rüstungskapital, der sozialpolitische Verein von den Unternehmerverbänden usw., während eine Zusammenfassung all derjenigen, welche dem Fortschritte, insoweit er ihnen als solcher bewiesen wird, in all seinen Verästelungen dienen wollen, eine große Macht darstellen würde, die den einzelnen Machtgruppen, welche die von der fortschrittlichen Entwicklung bedrohten Interessen vertreten, überlegen wäre.

Um wieder zum Problem der Aufklärung des einzelnen zurückzukehren, ist es für ihn offenbar von Wert, wenn ein allgemeiner Verband ein systematisches Aufklärungsprogramm bezüglich aller Fortschrittsprobleme entwirft, Fachleute, welche die einzelnen Spezialdisziplinen wissenschaftlich bearbeitet haben, kommen läßt und je einen oder mehrere Abende im Jahre jedem einzelnen dieser Fortschrittsprobleme widmet und so universelle Bildung vermittelt, die deshalb nicht oberflächlich und kritiklos ist, weil sie sich eben auf die Darlegung der Forschungen, die von den einzelnen Fachmännern vorgenommen worden waren, stützt. Die Verantwortung für Auswahl dieser Fachmänner und für kritische Bewertung des von den einzelnen Gruppen und Tendenzen Geleisteten und Vorgeschlagenen kann offenbar besser von der Leitung eines solchen Gesamtverbandes getragen werden als vom einzelnen Gebildeten, der naturgemäß bloß ganz oberflächlich auf Grund der rhetorischen Begabung des einzelnen Redners oder der bestechenden Kraft des einzelnen Arguments zu urteilen vermag.

Die ideale Aufklärungsmöglichkeit über den Menschheitsfortschritt, die ideale Methode zur Erweckung der Mitfreude am menschheitlichen Fortschritt liegt also offenbar einerseits in der Lektüre einer Zeitschrift, welche die Ergebnisse der Einzelbestrebungen einheitlich und klar zusammenfaßt, andrerseits in Diskussionsabenden eines Verbandes wie eben des Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts, die, einheitlich disponiert, mit möglichster Ausnutzung der Zeit und Schonung der Kraft der Mitglieder einen Überblick über die verschiedenen Fortschrittsbewegungen geben.

Denjenigen, die infolge ihres Temperaments, ihrer Neigung, ihres Berufes trotzdem für eine oder mehrere Einzelbestrebungen ein ganz besonderes Interesse haben, bleibt es unbenommen, die allgemeine kulturpolitische Schulung, wie sie im Bunde gegeben wird, durch die Spezialschulung eines Spezialvereins zu ergänzen; ihnen jedoch wie allen andern würde durch den Bund der allgemeine, geklärte Überblick über das gesamte Gebiet der menschheitlichen Fortschrittsbewegung erschlossen.

Auch die Behandlung der einzelnen Probleme kann eine andere werden, wenn nicht mehr bloß die Abhilfenotwendigkeit gegenüber jedem einzelnen

Übelstande vom Standpunkte der unmittelbar Betroffenen aus untersucht wird, z. B. die Notwendigkeit des Frauenstimmrechts vom Standpunkte der durch die Vorenthaltung des Stimmrechts geschädigten weiblichen Berufsinteressen, sondern wenn an jedes Problem zugleich der Gesichtspunkt der organischen Vervollkommnung der menschlichen Gattung herangetragen wird — also in dem erwähnten Einzelbeispiel die in Finnland und Australien erwiesene Förderung der Mäßigkeit und des Kinderschutzes durch das spezielle Interesse der weiblichen Abgeordneten für diese Fragen — oder in Fragen des Arbeiterschutzes die Förderung der Rassegesundheit durch entsprechende Arbeiterschutzmaßregeln usw.

Je mehr sich in den Gruppen durch klärende Aussprache über die einzelnen Fragen und durch Aufdeckung der inneren Zusammenhänge, die sie miteinander verbinden, eine klare Gesamtstimmung der Mitglieder ausprägt, je mehr sich das Programm des Bundes, wie es in seinen programmatischen Kundgebungen vertreten wird, in wirkliche, lebendige Stellungnahme all seiner einzelnen Gruppen und Mitglieder umsetzt, eine desto klarere Richtungslinie für praktische Forderungen wird sich auch für die politischen Fortschrittsparteien, welche sich auf den Fortschrittsgedanken berufen, aber eine wissenschaftliche Vertiefung desselben, eine Erforschung all der Notwendigkeiten, die sich vom allgemeinen Gedanken ableiten lassen, bis jetzt vermieden haben, abzeichnen. Dem Bunde selbst wird für lange Zeit hinaus bloß eine Aufklärungsarbeit zufallen können, erst in späterer Zukunft, wie eingangs erwähnt, die Funktion eines Zentrums von kulturpolitischen Anregungen. Die praktische Durchsetzung aller Forderungen muß naturgemäß überwiegend in den Händen der politischen Parteien in den einzelnen Ländern bleiben; ihnen aber kann einerseits die internationale Erfahrung, andrerseits die wissenschaftliche Vertiefung der einzelnen Probleme zwecks klarer und systematischer Ausarbeitung ihrer Programmpunkte geliefert werden. An die Stelle der vagen Vertretung der in der Luft liegenden Forderungen als Fortschrittsforderungen würde damit die präzise Umgrenzung des Fortschritts als eines biologisch und soziologisch erfaßten Komplexes ganz bestimmter Entwicklungstatsachen treten.

Die Gruppen des Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts werden also zunächst die Schulung der Mitglieder und die Schaffung einer vertieften Fortschrittsgesinnung zu pflegen haben; sie können andrerseits Gedanken und Erfahrungen aus ihrem Mitgliederkreise und ihrer Stadt sammeln, welche in den „Dokumenten des Fortschritts“ und in unserer nächsten erweiterten Schrift „Kulturaufgaben“ erscheinen und so unseren Freunden in der weiten Welt vermittelt werden sollen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von einem der nächsten Monate ab wird in den „Dokumenten des Fortschritts“ jeden zweiten Monat eine Zusammenstellung von Anregungen und Erfahrungen bezüglich eines speziellen Einzelproblems erscheinen. Während einerseits die Redaktion durch Rundfragen Anregungen von Fachmännern und praktische Erfahrung von Leitern von Spezialverbänden sammeln wird, sei andrerseits an unsere Gruppen die Bitte gerichtet, durch Mitteilung der wichtigsten in ihrem Rahmen gehaltenen Referate, der wichtigsten in ihrer Stadt gemachten Erfahrungen, gleichfalls einen Beitrag zu dieser Reihenfolge zu liefern. Wir haben vorläufig das nachstehende Programm für 11 Gruppen von Aufsätzen aufgestellt, von denen je in eine jeder zweiten Nummer der „Dokumente des Fortschritts“ erscheinen soll:

1. Durch welche Maßnahmen ließe sich der Alkoholismus in den breiten Volksschichten wirksam bekämpfen?
2. Wie läßt sich der Jugendverwahrlosung steuern?
3. Wie können den Bewohnern der modernen Großstadt gesunde Wohnungen zu entsprechendem Preise geboten werden?
4. Wie läßt sich moderne Hochkultur in den breiten Volksmassen verbreiten?
5. In welcher Weise können die Bedürfnisse, deren Befriedigung — soweit Gläubige in Frage kommen — die gottesdienstlichen Versammlungen der Religionsgemeinschaften dienen, für die andern psychologischen Gruppen befriedigt werden?
6. Auf welche Gesichtspunkte ließe sich ein wissenschaftlicher Moralunterricht aufbauen?
7. Ist die gemeinschaftliche Erziehung beider Geschlechter zu empfehlen?
8. Würde die Teilnahme der Frauen am politischen Leben demselben neue Kräfte zuführen?
9. Wie lassen sich die schweren Rüstungslasten mindern oder beseitigen?
10. Läßt sich der Streik mit seiner Zerstörung produktiver Werte durch eine andere Methode der Regelung von Arbeitskonflikten ersetzen?
11. Wie läßt sich das Problem der Kartelle, Trusts und sonstiger Privatmonopole lösen?

Eben zum Zwecke der Mitarbeit an dieser Zusammenstellung wie auch zum Zwecke systematischer Schulung der Mitglieder könnte jede der Gruppen für ihre ersten 11 Diskussionsabende das vorstehende Programm festhalten.

Auch die Mitglieder des Instituts für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen könnten zu diesen Versammlungen herangezogen werden und auch die Methode des Instituts insofern zur Geltung kommen, als die Auslandserfahrungen in jeder der erwähnten Sphären durch einen Vertreter des Instituts anhand der in den „Dokumenten des Fortschritts“ aufgespeicherten oder von unserem Generalsekretariat gelieferten Materialien dargelegt werden.

Im übrigen hätte sich die Tätigkeit der Bundesgruppen naturgemäß ganz selbständig zu entwickeln, ohne die Verantwortlichkeit des Instituts oder seiner Gruppen dabei irgendwie zu engagieren; denn während die letzteren nach wie vor dem wissenschaftlich neutralen Gesichtspunkt einer Darstellung ausländischer Kulturerfahrung dienen sollen, geht eben das Programm des Bundes weit über solche wissenschaftlich-neutrale Tätigkeit hinaus, will er praktische Kultur- und Sozialpolitik treiben *).

*) Wie bereits wiederholt mitgeteilt, ist im übrigen zwischen beiden Vereinen ein Vertrag geschlossen worden, dem zufolge die Mitglieder des Instituts für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen ihre Aufnahme in die Mitgliederlisten des Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts beantragen können, ohne irgendwelche Zuschlagsbeiträge zu zahlen. Man wolle solche Anmeldungen an das Sekretariat des Bundes: 59, rue Claude-Bernard, Paris gelangen lassen. Dem Bunde ist es von großem Wert, eine Übersicht über den Umfang seiner Freunde zu gewinnen, auch wenn dieselben nicht in materieller Beziehung, sondern nur mit dem moralischen Gewicht ihrer Sympathie sich unserer Bestrebung zugesellen.



KORRESPONDENZEN

ORIENTPROBLEME

FERNAND FARJENEL, PARIS: DIE CHINESISCHE REVOLUTION.


EIT 2 Jahren ist China in revolutionärer Gärung und nunmehr scheint diese jene typische Phase einer vorübergehenden Militärdiktatur durchlaufen zu sollen, wie wir sie ja etwa von der französischen Revolution her kennen.

Eigenartige und bedeutsame historische Bilder hat diese Bewegung gebracht und im folgenden sei an Hand persönlicher Erinnerung von jenen Ereignissen, die sich während meines Aufenthaltes in China im Jahre 1911 abgespielt haben, ein kurzer Abriß gegeben.

Am 10. Oktober 1911 brach die Revolution in Wutschang am Yanktsekiang aus, 1200 km von der Küste. Wutschang ist Hauptstadt der beiden Zentralprovinzen Hu-nan und Hu-pre, die sich von je durch den unabhängigen Geist ihrer Bewohner ausgezeichnet haben. Die Mandschu-Dynastie entsandte von Norden her eine Heeresmacht, um die Bewegung zu unterdrücken, zahlreiche Kämpfe fanden in Budschau und seiner Umgebung statt, vor allem auch um den Besitz der Nachbarstadt Hankau und diese ging in Flammen auf. Ich konnte die Ruinen einer Stadt durchwandern, die kurze Zeit vorher 800 000 Menschen gezählt hatte.

Von den zentralen Provinzen dehnte sich die Bewegung nach dem ganzen Süden des Reiches aus. Bald trat in Nanking eine Versammlung von Delegierten der Provinziallandtage zusammen (drei Delegierte pro Provinz) und eine provisorische Regierung ward eingerichtet. Sunjatsen landete am 25. Dezember in Schanghai und 4 Tage nachher wurde er von der Nationalversammlung zum Präsidenten der Republik gewählt.

Der kaiserliche Hof, ohnmächtig in seinem Widerstande, wandte sich an den früheren Vizekönig Juanschikai und bekannt sind ja die klugen Schachzüge, vermöge welcher er die kaiserliche Dynastie zur Abdankung veranlaßte und sich selbst später zum Präsidenten der Republik proklamieren ließ. Am 10. März 1912 leistete er einen feierlichen Eid auf die Verfassung der geeinten Republik China.

Dieselbe sieht alle verfassungsmäßigen Freiheiten der führenden Kulturvölker vor: Gewissensfreiheit, Preßfreiheit, Unverletzbarkeit des Hauses, Trennung der richterlichen von der ausführenden Gewalt.

Ein provisorisches Parlament wurde aus 126 Delegierten der Provinziallandtage gebildet und alle gesetzgeberische Gewalt an dasselbe übertragen.

Alle diese Entwicklungen begegneten dem ungläubigen Staunen von seiten der europäischen Bewohner der chinesischen Handelsstädte. Sie alle waren derart von der Überlegenheit der weißen Rasse und der Unfähigkeit der gelben, sich europäische Hochkulturinstitutionen anzueignen, überzeugt, daß man die rasche Wandlung kaum begriff.

Es war übrigens sehr interessant, den psychologischen Wurzeln dieses fehlenden Kontaktes zwischen den Europäern und der Bevölkerung nachzugehen. Sie kennen eben nicht die Sprache des Landes und begnügen sich mit jenen kaufmännischen Beziehungen zum Eingeborenen, welche in englischer Sprache abgewickelt werden können. Sie vermögen kein chinesisches Buch, keine der 700 chinesischen Zeitungen zu lesen und von allen Ereignissen des chinesischen Lebens kamen ihnen nur solche, die sich auf offener Straße in Gestalt von Revolten abspielten, zum Bewußtsein. Nur die Missionäre, welche die Sprache des Landes verstehen und mit dem chinesischen Volke in wirklicher Fühlung stehen, bildeten eine rühmliche Ausnahme.

So können wir begreifen, welch mangelhafte Kenntnisse wir in Europa vom Leben eines Volkes besitzen, auf dessen Boden immerhin 40 000 Europäer ihren ständigen Wohnsitz haben.

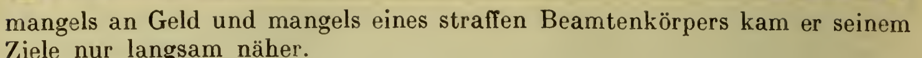
Die Geschichte zeigt klar, daß große Erschütterungen ihre lange Vorgeschichte haben und auch für China gilt dies, sowenig man auch in Europa von den Vorboten der Revolution vernahm.

Ganz neue geistige, soziale und religiöse Ideen hatten sich in den letzten 20 Jahren der chinesischen Jugend bemächtigt; vor allem die Studenten, die von amerikanischen und japanischen Hochschulen nach China zurückkamen, verbreiteten dort die Ideen der Freiheit und Selbstverwaltung.

Auch der chinesische Kaufmannsstand gab sich dieser Idee gefangen und in Schanghai z. B., das etwa 1 Million Einwohner zählt, habe ich kaum je einen Kaufmann gesehen, der nicht hinter seinem Ladentisch eine politische Zeitung liegen hatte, um in gelegentlichen Geschäftspausen hineinzublicken. Und schon die Titel dieser Zeitungen gaben ein Programm: „Die Freiheit", „Die Volksrechte", „Der Volksschrei" sind die Namen einiger dieser Zeitungen. Während ich den Yanktsekiang hinauffuhr, konnte ich mir viele Blätter der benachbarten Provinzen verschaffen. Alle standen auf dem Boden der Proklamierung der Menschenrechte, viele waren sozialistisch und beschäftigten sich zustimmend oder im einzelnen kritisierend mit den Theorien von Karl Marx.

Auch viele populäre Darstellungen der französischen Revolution waren im Umlauf. So konnte die Idee der Volkssouveränität sich der breitesten Massen bemächtigen. Auch zu den Bauern drang sie, vor allem aber war es dort der Unwille über die drückenden Steuern der alten Monarchie und die korrumpierte Rechtspflege, die den revolutionären Sendboten günstige Aufnahme gewährleistete. Im übrigen hatten ja im chinesischen Bürgerstande seit jeher mächtige Zünfte und Korporationen bestanden, mit weitgehender Selbstverwaltung und das monarchische Prinzip hatte eigentlich trotz seiner glanzvollen Ausprägung in der Hauptstadt niemals wirkliche Kraft in der Seele des Volkes, vor allem, seitdem eine fremde Dynastie in Peking regierte. Die militärische Niederlage der kaiserlichen Truppen genügte, um allüberall die republikanische Idee zum Siege zu führen.

Während des Jahres 1912 war die provisorische Nationalversammlung mit der Ausarbeitung des Wahlgesetzes beschäftigt, sie bestellte einen Senat von 274 Mitgliedern und ein Abgeordnetenhaus mit deren 596. Der erstere sollte von den Provinziallandtagen, die ja bereits zur Zeit des Kaiserreiches bestanden, beschickt, das letztere in indirektem Stimmrecht erwählt werden. Auf 800 000 Einwohner sollte ein Abgeordneter kommen. Während dieser Verhandlungen suchte bereits Juanschikai seinem Plane einer Diktatur näherzukommen. Er ließ wichtige Posten mit Vertrauenspersonen besetzen, aber



mangels an Geld und mangels eines straffen Beamtenkörpers kam er seinem Ziele nur langsam näher.

Als Wichtigstes mußte es ihm darum erscheinen, sich durch ein im Ausland zu plazierendes Anlehen Geld zu verschaffen und damit die Mittel für Bezahlung einer dienstwilligen Armee und für die Gewinnung des Beamtenkörpers. Zuerst hätte es sich um eine Anleihe von mehr als einer Milliarde Mark handeln sollen, dann wurde sie auf eine halbe Milliarde Mark herabgesetzt. Aber die Verhandlungen zerschlugen sich zunächst ob der drückenden Kontrollbedingungen, welche die ausländischen Diplomaten China auferlegen wollten und welche dasselbe in eine Art Ägypten vom Standpunkt der europäischen Anleiheverwaltung verwandelt hätte.

Die Parlamentswahlen fanden dann zu Beginn 1913 statt und ergaben eine starke republikanische Mehrheit im Abgeordnetenhaus und Senat. Diese Mehrheit hatte den klaren Plan, sich jedem Diktaturversuch Juanschikais zu widersetzen und ebenso dem Ausland gegenüber Recht und Würde der Nation zu wahren.

Am 20. März, kurz vor Zusammentritt der Kammern, wurde der Führer dieser republikanischen Partei, der als Ministerpräsident der ersten parlamentarischen Regierung in Aussicht genommen worden war, in Schanghai ermordet. Intime Freunde des Präsidenten erwiesen sich in dieser Affäre als kompromittiert.

Dies war das Vorspiel. Als das Parlament am 8. April tatsächlich zusammentrat, begann sofort der Kampf. Man verlangte den Prozeß gegen die Mörder des Führers; der Präsident widersetzte sich.

Anderseits kam es zu lebhaften Debatten bezüglich der auswärtigen Anleihe; die Kontrollrechte, welche für Rußland ebenso wie für die anderen europäischen Mächte gefordert wurden, fanden lebhaftesten Widerspruch, vor allem bei den Vertretern der nördlichen Provinzen und der Mandschurei, welche die Gefahr eines russischen Eindringens in China nur allzu klar erfaßten.

Juanschikai versuchte einen Teil des Parlaments für sich zu gewinnen, indem er die Partei Tsinputang (Fortschrittspartei) begründete. Er versuchte auch durch Bestechung einen Teil der republikanischen Mehrheit abzusplittern: Alles vergebens. Mehr und mehr schwand sein Einfluß und man nahm bereits in Aussicht, nicht ihn, sondern eine andere Person, zum definitiven Präsidenten der Republik zu wählen. Die Kandidatur von Sunjatsen und des Generals Hoanking, der im Jahre 1911 die Truppen der Revolution zum Siege geführt hatte, wurden in den Vordergrund geschoben.

Hätte die Verfassung auch weiter in normaler Weise funktionieren können, so wären die Diktaturträume Juanschikais zu endgültigem Scheitern bestimmt worden. Dieser aber, ehrgeizig bis zum äußersten, wollte sich keinesfalls diesem Schicksale fügen. Nachdem er sich an die Stelle des Kaisers gesetzt, wollte er keinesfalls auf die Macht verzichten.

Der Kampf begann. Juanschikai kümmerte sich nicht weiter um die Stimmungen, um die Protestresolutionen des Parlaments. Er stützte sich auf die Männer des alten Regimes, die er an die Spitze von Armee und Polizei zu stellen wußte.

Trotzdem begriff er sehr wohl, daß ein Staatsstreich notwendigerweise eine neue Revolution mit sich bringen müsse, daß die Republikaner, welche die erste Revolution zu siegreichem Ende geführt, zweifellos zu den Waffen greifen würden, um die Freiheit zu verteidigen, daß die Südprovinzen zu

ihnen halten würden. Zu solchem Bürgerkriege bedurfte man aber viel Geld und so wandte er sich denn neuerdings an das Ausland, um Geld zu erhalten.

Seit Ende 1911 bestand bereits ein Bankenkonsortium, das im Einvernehmen mit der Diplomatie Englands, Deutschlands, Frankreichs und Amerikas vorging. Rußland und Japan traten nun dieser Gruppe gleichfalls bei, allerdings mit Vorbehalten gegenüber solcher Hilfeleistung, welche China militärisch auch ihnen gegenüber gestärkt hätte.

Amerika zog sich dann zurück, wie man sagt, um prinzipieller Bedenken des Präsidenten Wilson gegenüber der antirepublikanischen Politik der amerikanischen Freistaaten willen. Mit dieser Fünfmächtegruppe verhandelte und einigte sich nun Juanschikai. Er gewann die russischen Sympathien, indem er die äußere Mongolei an Rußland auslieferte, die Sympathie der anderen Mächte durch Gewährung von Monopolkonzessionen. Am 26. April wurde der Anleihevertrag von 500 Millionen Mark von ihm und seinen Ministern gezeichnet, was jedoch keineswegs im Sinne der Verfassung rechtsgültig war. Die republikanische Verfassung des Landes forderte in der Tat die Zustimmung des Parlaments zur Gültigkeit jedes Anlehens. Kammer und Senat jedoch erhob lebhaften Widerspruch und erklärten ausdrücklich, daß die Anleihe niemals anerkannt werden würde. So ergab sich eine Interessengemeinschaft zwischen Juanschikai und den fremden Mächten, deren beiderseitige Interessen vom Parlament bedroht wurden. Da die monarchischen Staaten an und für sich, zum Teil wenigstens, bereits allzu geneigt waren, eine Beseitigung der republikanischen Verfassung, welche für ihre asiatischen Besitzungen ein bedenkliches Beispiel bieten konnte, gern mit anzusehen, so gaben sie den Diktaturgedanken Juanschikais ihre offene Unterstützung. Man händigte denn auch Juanschikai sofort einen Teil des Anlehensbetrages aus, etwa 150 Millionen Mark, genug, um die Armee des Staatsstreiches zu besolden. Über 200 Millionen wurden zur Schuldentilgung überwiesen und nicht weniger als 100 Millionen als Kommissionen für diverse Vermittler verwandt.

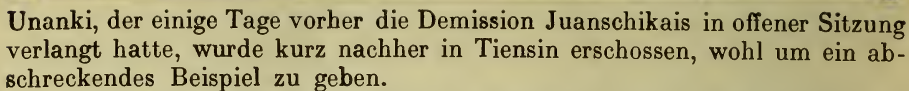
Juanschikai benutzte in folgerichtiger Weise das neue Werkzeug, das er gewonnen hatte. Er ließ seine gut bezahlten Truppen gegen Süden rücken, ließ die Gouverneure der Provinzen durch seine Vertrauensleute ersetzen, erzwang die Revolution als Gegenschlag gegen seine Gewalttaktik.

Die Provinziallandtage des Südens sandten denn auch bald, genau so wie sie es am Beginn der ersten Revolution getan hatten, Delegierte nach Schanghai und Nanking und ließen die Absetzung Juanschikais proklamieren. Sie richteten ferner einen Aufruf an die auswärtigen Mächte, der ungehört verhallte.

Mehr als ungehört: Die europäischen Bankiers vermehrten noch die Summen, die periodisch an Juanschikai zu bezahlen waren, auf daß er noch rascher die Verfechter des Gesetzes niederschlagen könne.

Das Kriegsglück war denn auch den regulären Truppen hold. Die Südprovinzen wurden unterworfen und ein Preis auf den Kopf aller bedeutenden republikanischen Führer ausgesetzt. Zum Teil gaben sich sogar die europäischen Organe in chinesischen Hafenstädten her, gegen Geld diese Preisausschreiben zu veröffentlichen.

Das Pekinger Parlament wurde so zu einem Schatten herabgedrückt, auch die Zahl seiner Mitglieder verminderte sich. Viele flohen, einzelne wurden erschossen und am 6. Oktober wurde unter den Drohungen des Diktators eine Scheinwahl abgehalten, welche 507 Stimmen zu seinen Gunsten für die definitive Wahl zum Präsidenten ergaben. Ein Parlamentsmitglied,



Unanki, der einige Tage vorher die Demission Juanschikais in offener Sitzung verlangt hatte, wurde kurz nachher in Tiensin erschossen, wohl um ein abschreckendes Beispiel zu geben.

Trotz allem blieb das Parlament in gewissem Grade fest gegenüber der auswärtigen Anleihe und gegenüber dem Vertrage, welcher die Mongolei an Rußland auslieferte. So schritt denn Juanschikai am 4. November zum offenen Staatsstreich, erklärte die Mandate der republikanischen Abgeordneten für ungültig, befahl die Auflösung der republikanischen Komitees in ganz China, soweit seine Macht reichte, dabei vorgebend, daß er ausschließlich wegen des Widerstandes, den die Republikaner dem Vertrage mit Rußland und der Anleiche entgegensetzten, handle, keineswegs, um eine wahre Diktatur zu gründen.

Trotzdem ist dieselbe heute zweifelsohne als die Staatsform Chinas anzusehen. Die Republik besteht nur mehr dem Namen nach, das Land ist in den Händen des Usurpators, der seine Macht weder einer monarchischen Tradition, noch dem Willen des Volkes verdankt, sondern im wesentlichen ausländischer Hilfe. Für wie lange?

Am 4. November ist der Vorhang nach dem zweiten Akt der Revolution gefallen. Die chinesische Freiheit besteht nicht mehr, aber der Wunsch nach Freiheit lebt fort und wie lange mag es währen, bis er wieder siegreich durchbricht?



ISMAËL HAMET, EH. ALGIER: DER ISLAM UND EUROPA.

ALL jene Europäer, die bis jetzt sich für das Erwachen der mohammedanischen Volksmassen interessierten, die ihre Entwicklung von sehr verschiedenen Standpunkten aus anteilnehmend verfolgten, fragen sich heute, welcher Art wohl innerhalb des Islam der Rückschlag jener Ereignisse ist, die sich seit einigen Jahren auf der Bühne der Welt abspielen.

Man weiß, daß die Mohammedaner, mächtig angezogen von der Kultur des Westens, schon lange vor den Erfolgen der Japaner davon träumten, ihr Wirtschafts- und ihr Geistesleben ganz den Bedingungen der Gegenwart anzupassen, und daß sie bei ihrem Ringen nach Fortschritt und nach Verbesserung der heimischen Zustände die Kultur der vorgeschrittensten Völker sich zum Vorbilde nahmen. Frankreich, England und Deutschland waren es, deren Verhältnisse ihnen als liebstes Beispiel und als Muster dienten, sie fühlten sich angeeifert durch die Ermutigung und die Billigung, deren Stimmen aus diesen großen Reichen zu ihnen gelangten, aus diesen Nationen, wo die geistige Elite, die am freiesten von allen Vorurteilen der Rasse und des Glaubens ist, im eigenen Fortschritte bloß einen Gewinn für die Zivilisation, ein Unterpfand des Friedens und der allgemein menschlichen Solidarität erblickt.

Die Mohammedaner schritten also tapfer vorwärts, eifrig bemüht, zu beweisen, daß ihrer Religion fälschlich die Schuld an dem politischen Nieder-

gange und an der Unwissenheit, in die die Völker verfallen waren, zugeschrieben worden war, zu beweisen, daß ihre Sätze, wenn sie dem Geiste anstatt dem Buchstaben nach gedeutet werden, in vollständiger Übereinstimmung mit den Lehren der modernsten Wissenschaft sind.

Haben sie wohl geglaubt, daß der Beifall hervorragender Männer unter den Europäern, der Beifall der unabhängigen Geister gleichbedeutund mit der Zuneigung der ganzen Nationen wäre? Haben sie zugleich mit der Ermutigung, die die intellektuelle Elite ihnen zukommen ließ, die wirksame Hilfe der führenden Kräfte der großen europäischen Völker eskomptiert? Haben sie bei ihrem Eifer für Kultur und Fortschritt eine Ära des reinen Friedens erwartet, frei von all jenen Interessenkonflikten, die die Nationen gegeneinanderhetzen und selbst brudermörderische Kämpfe entfachen können?

Es ist wahrscheinlich, daß die gebildeten Schichten der Mohammedaner nur wenig solchen Illusionen ergeben waren, aber damit soll nicht gesagt sein, daß sie nicht etwa dazu beigetragen hätten, sie im Schoße der Massen zu nähren, besonders innerhalb jener Mittelklassen, bei denen man kein Mittel unversucht lassen darf, sie an neue Ideen zu fesseln, wenn es gilt, sie um ein weniges nach vorwärts zu bringen. In diesen Mittelklassen und in den tieferen Schichten des Volkes gab es wirklich Kräfte des Widerstandes, durch Anhänglichkeit an die Tradition verursacht und auch durch jenen unvernünftigen Widerwillen gegen alle von auswärts erborgten Neuerungen durch jene Xenophobie, die in der Ignoranz ihren mächtigsten Helfershelfer, ihre geschäftigste Hilfstruppe findet; Kräfte des Widerstandes, die, mit einem Worte, aktiver Konservatismus waren, eine konservative Gesinnung, die bloß die Zeit und der Erfolg nach Generationen mildern und abschwächen kann.

Derart war die wechselseitige Haltung der fortschrittlichen und der konservativen Elemente innerhalb des Islam, als 1906 die Proklamation einer konstitutionellen Regierung der Türkei erschien, auf dem Fuße gefolgt von der Absetzung Abdul Hamids und der Thronbesteigung seines Nachfolgers Mohammed V.

Diese ebenso bedeutsamen als unerwarteten Ereignisse fanden im ganzen Islam starken Widerhall; überall war bei den Intellektuellen, den fortschrittlichen Elementen Triumph, Jauchzen und Frohlocken; überall herrschte im Volke tiefempfundene Freude. Für die ersteren waren sie die Belohnung ihrer Mühen, ein Zeugnis, das die Tatsachen der Richtigkeit ihrer Ansichten ausstellten, der Erfolg der Anleihen, die sie bei den nichtmohammedanischen fremden Kulturen gemacht hatten; sie bedeuteten den Eintritt der mohammedanischen Völker in den Kreis der großen modernen Nationen, das Aufkeimen der hehren Blüten, die dem Blute der englischen und der französischen Revolution entsprossen sind, der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit auch auf türkischem Boden. Für das Volk waren sie eine Rechtfertigung des Vertrauens in die Fortschrittler und die Modernisten. Und in der Tat, der Morgen der türkischen Revolution fand alle Ottomanen, verschieden durch Rasse, durch Glauben und durch Sektenzugehörigkeit, als Brüder vereint im Zeichen der neuen Regierung; sie scharten sich um das Banner des Propheten und verpflichteten einander das Türkische als Nationalsprache zu betrachten.

Wie ein Lauffeuer pflanzte diese Begeisterung sich nach allen mohamme-

danischen Reichen fort; nicht etwa darum, weil sie politisch mit der Türkei solidarisch empfunden hätten, sondern darum, weil sie in den jüngsten Ereignissen günstige Auspizien für ihre eigene Zukunft sahen, ein Unterpfand, das ihnen willige Mithilfe dort bringen sollte, wo jetzt noch Sträuben und Zurückhaltung war, das Bahnen eröffnen sollte fernen Zielen zu, die man bis jetzt noch für unerreichbar gehalten.

Diese Auffassung herrschte bei den Muselmanen, ganz besonders bei jenen der fernen Reiche, zum Teil dank ihrer Unkenntnis der inneren Schwierigkeiten, die die junge Türkei bedrängten, der geheimen Übereinkünfte der europäischen Nationen, die gegen sie gerichtet waren, der Interessenkonflikte, die überall verborgen lagen, und vielleicht auch dank ihrer Unkenntnis der Anziehungskraft, die die schwachen und wenig exploitierten Reiche unfehlbar auf die modernen Nationen mit intensiver Produktion und heftigem Expansionsdrang ausüben.

Mohammedaner aus Algier, ihrer Habe durch Schwindler und Industrieritter aller Nationen beraubt, gedrängt durch üble Ratgeber, machten sich auf, eine Zuflucht in Syrien zu suchen, den gleichen Weg verfolgend, den einst ihr berühmter Landsmann, der Emir Abd el Kader, gezogen war. Sie trafen hier auf Glaubensgenossen aus Bosnien und der Herzegowina; aber getrogen wie sie durch die Gleichgültigkeit der türkischen Regierung, enttäuscht, bar aller Hilfsmittel und ohne Schutz wie sie, ließen sie sich durch ihren Konsul repatriieren. Ihr Beginnen erregte einiges Aufsehen und ganz besonders ihr Mißgeschick. Die konstitutionelle Türkei war also nicht die ältere, mündige und reiche Schwester, die die schutzsuchenden, bedürftigen Brüder mit offenen Armen empfängt, sie stützt und tröstet? Die Brüderlichkeit aller Moslims untereinander war also unvereinbar mit den politischen Interessen der großen modernen Reiche?

Der Angriff der Italiener auf Tripolis war für den Optimismus der Mohammedaner ein neuer Schlag. Dieser Überfall, der von allen unabhängigen großherzigen und gerechten Geistern Europas, die nicht im Banne der führenden Politiker stehen, als den geheiligten Prinzipien der Brüderlichkeit der Nationen und den Grundlagen, auf denen der Weltfrieden ruht, zuwiderlaufend angesehen wurde, rief allen Moslims am Gestade des Mittelmeeres die Zeiten der Kreuzzüge zurück.

Von den Unwissenden und von den einfachen Seelen, die überall die Mehrzahl bilden, wurde die Gleichgültigkeit der europäischen Nationen gegen die Gerechtigkeit und die religiöse Duldung, die offenbar schon veraltete Begriffe waren, als ein Zusammenschluß der Christen gegen die Mohammedaner gedeutet, und dieser Krieg ward als eine Unbilligkeit, ja als Freveltat empfunden, als ein Rückfall in die früheren Kämpfe des Kreuzes gegen den Halbmond. Das Erwachen war grausam genug, und so wie alles, was einer Verfolgung des Glaubens oder der Rasse gleicht, stets die lebhaftesten Reaktionen auslöst, so hatte auch dieser Krieg bei den Mohammedanern aller Länder zur Folge, daß die Bande der Solidarität, die der gemeinsame Glaube in Zeiten des Mißgeschickes und der Verfolgung knüpft, sich fester und fester schlangen.

Diese Empfindungen der Brüderlichkeit und der Solidarität drückten sich, den vorhandenen Möglichkeiten entsprechend, aus; sie waren so stark und tief, daß mangels eines besseren Objektes die Gaben zum roten Halbmond gingen; alte Frauen in Algerien und in Tunis verkauften ihren letzten

Notpfennig, die Schmuckstücke aus massivem Silber, die einstmals die Mitgift der Neuvermählten gewesen waren, und die im Alter als Pfand zu dienen pflegen, um in den Tagen der äußersten Not darauf zu borgen.

Aber die Geschehnisse überstürzten sich und brachten die mohammedanische Volksseele in immer größere Verwirrung; es kamen die Ereignisse vom Golf von Gabes, der Aufruhr in Djellaz, in Tunis, die Maßregeln der französischen Behörde gegen die geistige Elite der jungen Tunesier, die nicht kaltes Blut bewahren konnten angesichts der Haltung der Italiener in Tunis während des italienisch-türkischen Krieges, und die sich bei ihren Verwahrungen und Protesten so weit hinreißen ließen, auch gegen das französische Protektorat Mißtrauen und Argwohn zu äußern. Das Volk sah aber nur das eine, daß diese strengen Maßregeln sich gegen jene richteten, die es seinerzeit zum Fortschritt zur rückhaltlosen und aufrichtigen Hingabe an Frankreich aufgerufen hatten; und vielleicht haben zahllose Leute damals daraus geschlossen, daß es keinen Zweck hat, in den Schulen der Europäer zu lernen und ihnen Bürgschaften für geistige Verschmelzung und Interessengemeinsamkeit zu geben. Die Stimmung, die durch diese Reihe von vielleicht unrichtig verstandenen, aber jedenfalls stark kommentierten Tatsachen geschaffen wurde, verstärkte sich noch durch die Abdankung des Sultans von Marokko, Monlay Abd el Hafid, die Proklamation des französischen Protektorates über einen Teil des Scherifenreiches, die Schwierigkeiten und die Mysterien des französisch-deutschen und des französisch-spanischen Übereinkommens.

Nun kam der Balkankrieg. Türkische Erfolge wie jene des Krieges von 1897 hätten zweifellos die fatalen Eindrücke, die die letzten Jahre den mohammedanischen Volksmassen gegeben hatten, wieder ausgelöscht. Aber, siehe da, es ergab sich, daß der Virus, den die Jungtürken in die Armee eingeführt hatten, dieselbe desorganisierte, daß sie keinen Zusammenhalt, keine Führer, weder Intendanten noch Ärzte hatte. Von vier Armeen zugleich unmittelbar nach den in Tripolis aufgebotenen Anstrengungen angegriffen, weichen die türkischen Truppen bis an die äußerste Grenze des ottomanischen Besitzstandes in Europa zurück. Diese Mißerfolge, die die Presse Europas mit Äußerungen lebhafter Freude begleitet, vernichten die letzte Hoffnung; denn man hatte in der Thronbesteigung eines konstitutionellen Sultans, in dieser neuen Regierungsform, die alle türkischen Untertanen, einerlei welcher Rasse, welchem Glauben, welcher Sekte sie angehören, auf die Basis vollständiger Gleichheit stellt, ein Unterpfand der Solidarität mit den großen europäischen Nationen sehen wollen, ein Unterpfand, das gegebenenfalls die großen Reiche zu Schützern des neuen jungen Staates machen sollte und in der Folge zu den Verteidigern aller Mohammedaner, die zu irgendeinem unter ihnen im Untertänigkeits- oder Protektoratsverhältnisse stehen.

Jene Mohammedaner, die europäische Zeitungen von klerikaler Richtung oder aus den Kolonien lesen, und die zu Verallgemeinerungen und zu rascher Entmutigung hinneigen, haben geglaubt zu verstehen, daß sie sich selber überlassen werden, daß die Solidarität der christlichen Völker gegenüber dem Halbmond sich eben aufs neue betätigt durch eine Rückkehr zu Zuständen und Stimmungen, die man von Europa längst überwunden glaubte. Die einen zogen sich ganz in sich selbst zurück, indem sie in der Resignation wehmütigen Trost für die unwiederbringlichen Verluste suchten; die anderen — ganz ebenso wie in alten Zeiten durch Mißgeschick oder durch eigene Fehler

geschwächte Stämme sich freiwillig zu Vasallen mächtigerer Stämme machten, um nicht ganz vernichtet zu werden — suchen an ihrem Gesichtskreis mit allen Kräften den starken Freund, der ihnen seinen Schutz und Schirm leihen soll.

Diese Unruhe und Verwirrung der Geister läßt sich an mancherlei Zeichen erkennen, die in gewissen Teilen des südlichen Arabiens und Kleinasiens geschehen oder sich vorbereiten. Separatistische Ideen keimen und verbreiten sich hier; der Geist des Nationalismus, der am Ursprunge der Balkanwirren steht, erhebt sein Haupt und ernste Ereignisse künden sich für eine nähere oder fernere Zukunft hier an.

Man sagt ja, daß die arabischen Zeitungen dieser Länder sich nicht scheuen zu schreiben, daß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge Gelehrte, Juristen, Schriftsteller, mit einem Wort, alle Männer von einer gewissen Bedeutung sich zusammengefunden haben, um zu beraten, auf welche europäische Nation man seine Blicke richten solle, um Schutz und Schirm zu erbitten. Wenn man den arabischen Zeitungen Glauben schenken darf, so wäre man in diesen Meetings zu dem Schlusse gelangt, daß England das Reich ist, dessen Arme zum Schutze der Muselmannen am weitesten sich auftun dürften, das am besten gesinnt und auch am mächtigsten sei.

Dieser Zustand der Dinge enthüllt eine tiefgehende Unruhe, die zum mindesten von den Köpfen Besitz ergriffen hat; diese Unruhe kann möglicherweise vorübergehend sein, aber die Stunde ist ernst und bedeutsam für alle jene, die sehen, wie ungewiß die nächste Stunde ist, und welch undurchdringliche Schleier sie heute noch verhüllen.

Es wird zweifellos von Nutzen sein, hier ein Wort über die Institution zu sagen, die man mit „Kalifat“ oder mit „Kalif“ bezeichnet, indem man darlegt, was in der Theorie diese beiden Termini bedeuten sollen, und was in der Realität der Welt der Tatsachen aus ihnen geworden ist. Nach der Definition des arabischen Geschichtsschreibers Ibn Khaldoun ist der „Kalif“ der Stellvertreter des von Gott selber inspirierten Propheten (Mohammed), betraut mit der Aufgabe, den Glauben zu erhalten und seiner sich zu bedienen zur Herrschaft über die Welt. Der Kalif hält in seiner Hand mithin das, was die Araber „die zweischneidige Macht“ nennen, das heißt, die weltliche wie auch die geistige Gewalt.

Das Gesetz, das sich auf die Übereinkunft aller Gefährten des Propheten und ihrer Jünger stützt, hat es jeder Gemeinschaft zur heiligen Pflicht gemacht, einen Kalifen zu haben. Beim Tode Mohammeds einigten sich seine Gefährten dahin, den Schwur der Treue Abou Bekr darzubringen und ihm die Leitung ihrer Angelegenheiten zu übertragen. Dieses Beispiel wurde später befolgt, und niemals blieb die Bevölkerung führerlos sich selber überlassen. Die Wahl Abou Bekrs durch die bedeutendsten Vertreter der Nation hat die Frage der Wahl mittelst Wahlstimmen aufgerollt, die bei den Arabern bisher sehr wenig üblich war. Die Wahlentscheidung durch Stimmenmajorität ward durch den Kalifen Omar eingeführt, der, nachdem er seinen eigenen Sohn zum Tode verurteilt hatte, vier seiner Gefährten dazu bestimmte, seinen Nachfolger zu wählen, und ihnen sagt: „Im Falle einer Meinungsverschiedenheit unter euch wird die Stimmenmehrheit entscheiden.“

Die von einem Kalifen geforderten Eigenschaften sind zahllos und durch das Herkommen geregelt; die bedeutsamsten waren: Kenntnisreichtum, Rechtschaffenheit, die Schärfe und der richtige Gebrauch der Sinne, die

Übung und Gewandtheit aller Glieder, die die volle Tätigkeit von Geist und Körper bedingen und endlich die Herkunft durch Geburt aus dem arabischen Stamme Koreïsch, der den ersten Rang in Hedschas einnahm, und dem auch Mohammed entsprungen war.

Der Kalif kann seines Amtes entsetzt werden durch die gleichen Faktoren, die ihm zur Macht verholfen haben, wenn es klar wird, daß er die erforderlichen Qualitäten nicht mehr aufweisen kann. Fernerhin darf es auch nicht zwei Kalifen zu gleicher Zeit geben, ausgenommen, eine so große Entfernung oder derartige materielle Hindernisse lägen zwischen ihnen, daß die Autorität des einen Kalifen sich in dem Lande des anderen unmöglich fühlbar machen könnte.

Dies sind die wichtigsten Grundsätze, die die Institution des Kalifates regeln. Es geht daraus klar hervor, daß der Kalif in keiner Art mit einem Papste zusammengeworfen oder verglichen werden kann. Der Kalif ist ein Laie, der von Laien gewählt wird; er kann abgesetzt werden und gilt durchaus nicht als unfehlbar; schließlich hängen die Grenzen, innerhalb derer er seine Macht ausübt, von räumlicher Entfernung und von materiellen Hindernissen ab, während es doch niemals mehr als einen einzigen Papst geben kann.

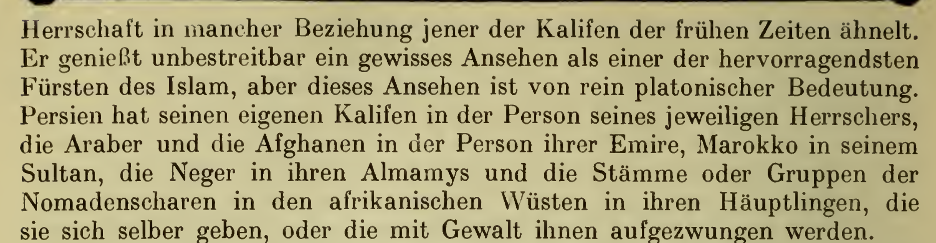
Nach dieser Feststellung erübrigt es noch zu sagen, was aus dem Kalifat im Laufe der Jahrhunderte geworden ist. Die Kriege, die die syrischen Parteigänger des Statthalters von Damaskus Moawija aus dem Geschlechte der Omajaden und die arabischen Freunde Alis, des legitimen Kalifen entfachten, die widerrechtliche Usurpation des Statthalters, der mit Waffengewalt die erbliche Dynastie der Omajaden begründete, bedeuteten eine brüske Verletzung der Gesetze, auf die das Kalifat gegründet war.

Immerhin auch mit den Omajaden und den Abbasiden und bis in das XIII. Jahrhundert der gewöhnlichen Zeitrechnung war es die Araberrasse, war es der Stamm der Koreïsch, der in seinen Reihen die Würde des Kalifates innehatte; aber als dieser Stamm durch Wohlleben geschwächt war, und als er seine Kräfte verzettelte in der Regierung aller Teile des Reiches, da verlor er seinen inneren Zusammenhalt und ließ sich seiner höchsten Würde durch fremde Prinzen, durch Perser und andere Asiaten im Oriente berauben und durch Berberfürsten im Okzident.

Der Kalif nannte sich Sultan, wenn es mehr als einen zeitgenössischen Kalifen gab, und mohammedanische Nationen, die, räumlich weit voneinander getrennt, niemanden fanden, der die vom Kalifen erforderten Eigenschaften besessen hätte, sahen sich gezwungen, diese Würde jenen zu übertragen, die aus eigener Machtvollkommenheit die Führerschaft an sich rissen.

Diese Unzulänglichkeiten des Kalifates rufen heute den Mohammedanern die Worte Mohammeds ins Gedächtnis: „Mein Volk wird nach mir nicht mehr als 30 Jahre gottesfürchtigen Lebens führen" und jenes andere Wort: „Gott entzieht den Menschen nicht die richtige Erkenntnis, aber er ruft jene zu sich, die sie besitzen, und wenn ein Land derart der weisen Männer ermangelt, so küren seine Bewohner Unwissende zu Führern, die irren und andere mit sich in den Irrtum führen.

Man wird sich fragen, was denn also heute aus der Institution des Kalifates geworden ist, und wen man etwa jetzt als Kalifen ansprechen dürfte. Aus der Geschichte erhellt, daß es einen Kalifen der Mohammedaner im wahren Sinne des Wortes schon seit sehr langer Zeit nicht mehr gibt. Der gegenwärtige Sultan der Ottomanen kann es den wichtigsten und bedeutsamsten Anforderungen der Institution nach nicht sein, obwohl seine konstitutionelle



Herrschaft in mancher Beziehung jener der Kalifen der frühen Zeiten ähnelt. Er genießt unbestreitbar ein gewisses Ansehen als einer der hervorragendsten Fürsten des Islam, aber dieses Ansehen ist von rein platonischer Bedeutung. Persien hat seinen eigenen Kalifen in der Person seines jeweiligen Herrschers, die Araber und die Afghanen in der Person ihrer Emire, Marokko in seinem Sultan, die Neger in ihren Almamys und die Stämme oder Gruppen der Nomadenscharen in den afrikanischen Wüsten in ihren Häuptlingen, die sie sich selber geben, oder die mit Gewalt ihnen aufgezwungen werden.

Es drängt sich mithin der Schluß auf, daß der Sultan der Türkei, der Schah von Persien, der Sultan von Marokko, der Emir von Afghanistan und andere Fürsten weltliche Herrschgewalt nur in ihren eigenen Ländern besitzen; was die geistliche Herrschaft anbelangt, so teilen sie dieselbe mit zahllosen Weisen und Gelehrten, mit den Scheiks der Araber, den Scherifs von Mekka, deren sittliche und intellektuelle Persönlichkeit von der öffentlichen Meinung zuweilen als heilig angesehen und gepriesen wird.

Wenn starke Völker durch die schlimmsten Prüfungen nicht vollständig aufgerieben werden, so gehen sie gereift, gebessert, gestählt, klüger und besser eingedenk ihrer wahren Pflichten, daraus hervor. Es hat auch niemals in der Geschichte noch einen Krieg gegeben, durch den nicht Sieger wie Besiegte unendlich viel zu lernen gehabt hätten.

Wie immer auch die Zukunft der Türkei sich nun gestalten mag, eine Rückkehr zur absolutistischen Regierungsform eines Abdul Hamid ist vollständig ausgeschlossen; es steht zu hoffen, daß die schweren Schicksalsschläge neue Männer auf die Bühne rufen werden, die das, was vom türkischen Reiche übrig geblieben ist, neuschaffen wollen und können. Angenommen sogar, daß dieses geschwächte, gedemütigte Reich ganz und auf immer verschwinde, vom Erdboden ausgelöscht würde, so werden doch die anderen Nationen, über denen die Fahne des Propheten flattert, in deren Seele die Lehren dieser Zeit mit feurigen Lettern eingegraben sind, an seinem Beispiel lernen, um ihr Streben in die richtigen Bahnen zu lenken. Sie werden zu den stärksten persönlichen Anstrengungen, zur Anspannung aller Energien getrieben werden in eben dem Maße, in dem sie es als Notwendigkeit empfinden, die Fehler, die Irrtümer, die Schwächen ihrer türkischen Glaubensgenossen zu vermeiden und ihrerseits unermüdlich für eigene fortschrittliche Entwicklung zu sorgen.

Dies darf man zum mindesten wünschen, glühend wünschen im Interesse der Zivilisation und der Aufrechterhaltung des Friedens.



INTERNATIONALE TENDENZEN

CHRONIK

„ZUR internationalen Kulturbewegung“*): Die vielfachen Beziehungen der verschiedenen Völkergruppen untereinander haben ein Interesse für internationale Kulturprobleme gezeitigt, das immer größeren Kreisen zum Bewußtsein kommen muß und das durch eine immer wachsende Aufmerksamkeit für die Eigenart fremder Entwicklung gekennzeichnet ist. Das Interesse teilt und verdoppelt sich: einerseits vertiefte Erkenntnis dereigenen Einheit, andererseits ein Hineinwachsen in die geistige Entwicklung größerer Einheiten, die durch ganze Völkergruppen gebildet werden. Dieses gilt ebensosehr für die Kreise, die die Entwicklung bestimmen, als auch für die Studierenden, welche durch sie bestimmt werden. Ihnen vor allem ist durch die internationale Zusammensetzung der Studentenschaft Gelegenheit geboten, in das innere Wesen des Fremdländischen einzudringen und dadurch die Interessensphäre über den eigenen Kreis hinaus zu erweitern.

Das sind die Voraussetzungen, die der Entstehung des Jahrbuchs zugrunde lagen, das einerseits der weitgegliederten Differenzierung innerhalb der Studentenschaft Rechnung tragen, aber gleichzeitig über diesen engeren Rahmen hinausgehen soll. Anregung zu neuen Gedanken und Vermittlung von Kenntnissen, die nur unmittelbar gewonnen werden können, soll der Zweck des Jahrbuchs sein. Eine einseitig betonte Tendenz kann mit diesen Absichten nicht verbunden werden. Die geistigen und wirtschaftlichen Entwicklungsrichtungen verschiedener Kulturgruppen, ausführliche Darstellungen über wissenschaftliche und volkswirtschaftliche internationale Organisationen, Bedingungen und Grenzen einer internationalen Verständigungsmöglichkeit — diese Gesichtspunkte werden für den Inhalt des Jahrbuchs maßgebend sein. Dabei wird das Hauptgewicht auf jene Momente gelegt werden, die das Gemeinsame verschiedener Kulturgruppen betonen und etwaige Gegensätze in der Entwicklung als divergierende Eigentümlichkeiten auffassen.

Von diesen Gesichtspunkten wird sich der Inhalt in dem Sinne ordnen, daß den Beiträgen allgemeiner Bedeutung, die die Wechselwirkungen der verschiedenen Völkergruppen behandeln, solche angegliedert werden, welche die entwicklungsgeschichtliche Notwendigkeit internationaler Arbeitsgemeinschaft betonen.

I.

1. Prof. Karl Lamprecht, Leipzig: Zur Einführung.
2. Prof. Mead, Boston: Kant und die moderne Friedensidee.
3. Prof. A. Friedländer, Frankfurt a. M.: Die Bedeutung der Suggestion im Völkerleben.
4. Bergrat Gothein, M. d. R.: Weltwirtschaft und Weltpolitik.
5. Dr. jur. M. Pohle: Moderne Staatsauffassung.
6. W. Demelt: Probleme der Weltgeschichtsschreibung.

II.

1. Henry Lafontaine, der diesjährige Nobelpreisträger, über „Union des Associations internationales“.
2. Dr. Pachnicke, M. d. R.: Interparlamentarische Union.
3. J. Grand-Carteret, Paris: Über die Gesellschaft „Pour mieux se connaitre“.

*) I. Jahrbuch der Internationalen Studentenvereine an deutschen Hochschulen.

4. Langdon Davis, London, über die englischen „Garton-Foundations“.

III.

Daran schließt sich eine weitere Gruppe von Beiträgen an, die sich mit den Entwicklungsrichtungen innerhalb der Studentenschaft verschiedener Länder befaßt.

1. Prof. Jorga, Bukarest: Kulturideale der Studentenschaft in Rumänien.
2. Redakteur Giuseppe Prezzolini, Florenz: Entwicklungsrichtungen der Studentenschaft in Italien.
3. Dr. K. Brunner, Innsbruck: Nationalismus und Internationalismus in Österreich.
4. Edgar Herzog: Bericht über den VIII. Kongreß der Internationalen Studentenvereine in Ithaka, New-York, im August 1913.
5. Cornelius Bergmann: Das Studium der Ausländer an deutschen Universitäten und die internationalen Studentenvereine.

Voraussichtlich werden Bücherbesprechungen und kurze Notizen den Inhalt vervollständigen *).

Verband der internationalen Studentenvereine an deutschen Hochschulen.

C. Bergmann.



Preisausschreiben des deutschen Verbandes für internationale Verständigung: Der deutsche Verband für internationale Verständigung hat beschlossen, um auch in den Kreisen der studierenden Jugend seine Ideen fruchtbar zu machen, Themen zu wissenschaftlicher Bearbeitung aufzustellen und für deren Bearbeitung Preise auszusetzen.

Als Thema für das Jahr 1913/14 wurde bestimmt: „Der Einfluß des modernen Verkehrs, insbesondere der Postverbindungen und des Welthandels auf die politischen Beziehungen der Nationen.“ Die beste Arbeit über dieses Thema erhält den Preis von 1500 Mark.

Die zweitbeste Arbeit erhält den Preis von 500 Mark.

Für weitere tüchtige Arbeiten werden 200 Mark verteilt.

Laufen keine genügenden Arbeiten ein, so behält der Verband sich Zurückstellung der Preise für ein späteres Jahr vor.

An der Konkurrenz können sich Studierende aller Fakultäten, welche zur Zeit der Veröffentlichung an einer deutschen Hochschule immatrikuliert oder als Hörer eingetragen sind, beteiligen. Der Ausweis der Immatrikulation oder Hörerschaft ist dem Kuvert beizulegen, in welchem sich Namen und Adresse des Studierenden eingeschlossen finden.

Die Arbeiten sind mit Motto und in Kuvert verschlossenem Namen und Adresse bis spätestens 1. Januar 1915 an Herrn Professor Dr. Piloty in Würzburg durch die Post frankiert und eingeschrieben einzusenden.

Als Preisgericht ist ein Kollegium von drei dem Verbande angehörigen deutschen Hochschullehrern bestellt.

Die Verkündigung der Preisgerichtsurteile erfolgt durch die Korrespondenz des Verbandes und außerdem bei genügender Angabe der Adresse des Preisträgers auch an diesen persönlich.

Dr. *John Mez.*

*) Der Preis des Jahrbuchs soll für Subskribenten ca. 2 Mark betragen. Es soll von der bekannten Verlagsfirma K. F. Koehler, Leipzig, herausgegeben werden. Notwendig ist allerdings, daß sich eine genügende Anzahl Subskribenten findet; denn ohne die Erfüllung dieser Vorbedingung wäre das Risiko der Herausgabe ein allzu großes. Wir bitten deshalb alle die, die unseren Bestrebungen Interesse entgegenbringen, durch die Bestellung von Exemplaren das Erscheinen des Jahrbuchs zu ermöglichen.

Die internationale Hilfssprache Ido: Die internationale Hilfssprache Ido ist nicht das Erzeugnis eines einzelnen Erfinders, sondern beruht auf der Gemeinschaftsarbeit von Weltsprachlern verschiedener Länder. Die vorbereitenden Schritte hierfür hat die „Delegation zur Annahme einer internationalen Hilfssprache“ getan, welche im Jahre 1907 nach einer mehrwöchigen Sitzung in Paris unter dem Präsidium von Prof. Ostwald ein nach bestimmten Gesichtspunkten abgeändertes Esperanto empfahl. Die weitere Entwicklung und Ausbildung der Sprache zu ihrer heutigen Form hat die später begründete „Uniono por la Linguo Internaciona“ durch ihre Akademie geleitet. Die öffentliche Einzeldiskussion und die Beschlüsse der genannten Akademie sind in der Zeitschrift „Progreso“ niedergelegt, welche gleichzeitig die Anwendung der Sprache auf verschiedenartige allgemeine und fachwissenschaftliche Themen pflegt.

Bei der Aufstellung und Durcharbeitung des Ido sind besonders folgende Gesichtspunkte maßgebend gewesen:

1. Es sollen die Lettern des einfachen deutsch-englisch-romanischen Alphabetes benutzt werden, ohne die einzelnen Sprachen eigentümlichen und ohne besonders erfundene diakritische Zeichen (Akzente usw.).

2. Die formale Grammatik soll bei möglichster Einfachheit alle diejenigen unterschiedlichen Sprachfunktionen erfüllen, welche den natürlichen Sprachen zu Gebote stehen.

3. Ebenso soll die Wortableitung durch Vor- und Nachsilben eine eindeutige Regelung erfahren und den unterschiedlichen Begriffsableitungen der natürlichen Sprachen entsprechen. Es hat sich herausgestellt, daß 57 verschiedene, konsequent angewandte Suffixe alle Ableitungsfunktionen der natürlichen Sprachen decken.

4. Für die Wortauswahl ist ein bestimmter Maßstab anzuwenden, indem wortstatistisch für jede Bedeutung die internationalste Form zu suchen ist, wobei nicht die Anzahl der Sprachen, sondern die Anzahl von Menschen des europäisch-amerikanischen Kulturkreises berücksichtigt werden muß.



SOZIALHYGIENE

CHRONIK

HYGIENE der Lüftung: Der Schlußpassus in der Notiz Georges Costes in der Nummer 8 des sechsten Jahrganges (Seite 537) veranlaßt mich um Aufnahme dieser berichtigenden Zeilen in eine der nächsten Nummern der Zeitschrift zu bitten:

Wenn man sich gegen die Forderung Dr. Evans' „bei — 10° C. außen bei geöffneten Fenstern in den Schulen zu unterrichten“, sträubte, war und ist dies heute noch ganz in der Ordnung.

Diese Lüftungsmethode ist ungesund, außerdem sehr teuer und unwirtschaftlich.

Die Heizkörper müßten bei derartiger Lüftung, um zu verhüten, daß die den Außenwänden zunächst sitzenden Kinder nicht dauernd kalte Füße haben und sonstige gesundheitliche Schäden davontragen, unbedingt in den Fensternischen aufgestellt

werden. Der Vorgang der Lufterwärmung ist bei dieser Anordnung dann folgender: Die durch das geöffnete Fenster eintretende kalte Luft fällt beim Eintritt direkt auf die warmen Heizflächen, erwärmt sich an diesen, steigt wieder in die Höhe und tritt oben durch das geöffnete Fenster, ohne das „Mehr an Sauerstoff" allen Rauminsassen (oder mindestens nicht allen gleichmäßig) zugeführt zu haben, wieder ins Freie. Durch die Erwärmung der ungenutzt wieder entweichenden Luft wird Verschwendung getrieben. Wenn die Heizflächen an den Innenwänden aufgestellt werden, muß die schwere, kalte Luft den Weg vom Fenster, dicht über dem Fußboden, zu den Heizflächen hin machen. Bei kalter Außentemperatur werden dadurch allgemein kalte Füße, Schnupfen und Erkältungen hervorgerufen werden.

Ganz anders das Lüftungsverfahren, das heute in fast allen neueren Schulen, Hörsälen, Versammlungsräumen usw. angewendet wird.

An geeigneter Stelle wird gute, frische Luft von außen entnommen, gut gefiltert, in einer Heizkammer (mit weitgehender Ausnutzung der Heizflächen und wirtschaftlichem Betrieb) auf etwa + 20 C. erwärmt und mittels Elektromotor oder Dampfturbine angetriebenem Bläser in überreichlicher Menge in die von Menschen besetzten Räume gepreßt. Meistens wird so viel Luft eingepreßt, daß über dem Fußboden der Aufenthaltsräume noch ein geringer Überdruck gegenüber der Außenluft bzw. den Korridoren vorhanden ist; also nur Luft austreten, aber keine kalte Luft eintreten kann.

Die Menschen sitzen in derart gelüfteten Räumen stets in einem mit guter, erwärmter Luft gefülltem Druckraum. Kalter Zug, Erkältungen, kalte Füße usw. sind ganz unmöglich. Bei einer guten Lüftungsanlage darf im Winter und Sommer (Sommers: mechanische Luftkühlung) kein Fenster geöffnet werden.

Im übrigen werden in Deutschland reine Fensterlüftungsanlagen für Versammlungsräume, Schulen usw. kaum mehr und wie ich aus der Fachpresse (vgl. z. B. die Jahrgänge des „Gesundheitsingenieur" Verlag Oldenbourg, München) weiß, auch in Amerika nicht ausgeführt.

In Amerika wurden die Unzulänglichkeiten der sog. Fensterlüftungen und Lüftungen mit natürlichem Auftrieb allgemein früher eingesehen als in Deutschland und früher Drucklüftungsanlagen gebaut als bei uns. Auch heute lüftet der Amerikaner viel kräftiger (maximal: 15 maliger Luftwechsel pro Stunde) als wir uns ängstlich vor „Zug" fürchtenden Deutschen gewöhnt sind. Eine stündliche 5 malige Lufterneuerung des Kubikinhaltes der Räume ist bei uns die maximale Grenze.

Die schädigende Wirkung der nicht gewechselten Raumluft ist übrigens nicht, wie von Laien vielfach angenommen, auf Zunahme von Kohlensäure und Abnahme von Sauerstoff zurückzuführen; die schädlichen Luftbestandteile sind noch nicht erkannt. Da die Ausatemluft von + 37° C das Bestreben hat, in die Höhe zu steigen, schlug Prof. Evans auf einem kürzlich gehaltenen Vortrag vor, die Temperatur unserer Aufenthaltsräume auf ca. + 15° C zu erniedrigen, wobei sich hauptsächlich die Damen dichter kleiden müßten. Durch dieses Verfahren soll erreicht werden, daß die Ausatemluft sich oben in den Räumen (außerhalb der Atemzone) sammelt und von da abgeführt wird.

Mögen die in der Notiz G. Costes mitgeteilten Resultate der Forschungen Dr. Evans' auch in Deutschland die Bedeutung kräftiger Zufuhr frischer Luft in von Menschen besetzte Räume helfen einsehen lehren.

Ingenieur Paul Beck,
Hamburg.



VERKEHRSFRAGEN

CHRONIK

PROBLEME des Weltverkehrs: Im vorliegenden Werke habe ich den Versuch gemacht, einige der bedeutsamsten und meistumstrittenen Probleme des heutigen Weltverkehrs nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu behandeln und an Hand einer Diskussion des vorliegenden Tatsachenmaterials ein leidlich sicheres Urteil darüber zu gewinnen. So habe ich dem heißumkämpften Problem der deutschen Eisenbahngemeinschaft das einleitende Kapitel gewidmet. Es folgt eine Erörterung des Kanaltunnels zur besseren Verbindung Englands mit dem Festland und der verschiedenen Pläne, die Reise zwischen Skandinavien und Mitteleuropa zu vereinfachen und zu verbessern. Ein weiteres Kapitel gilt dem Bodensee und seiner künftigen Stellung im mitteleuropäischen Verkehrsleben nach Vollendung der Rheinkanalisierung. Es folgt ein mehr theoretisch interessantes Kapitel über die „Transkontinentalen Schiffahrtswege durch Europa". — Drei weitere Abschnitte gelten asiatischen Problemen, dem Endpunkt der Bagdadbahn am Golf, den künftigen Entwicklungsmöglichkeiten Kiautschous zum Haupthafen Ostasiens nördlich der Jangtsemündung und dem alten, noch ungelösten Plan der Überlandbahn nach Indien. Der nächste Teil beschäftigt sich mit den afrikanischen Nord-Süd- und West-Ost-Überlandbahnprojekten, und das letzte besonders umfangreiche (96 S.) Kapitel ist dem „Problem des Panamakanals" gewidmet, das ich nach allen in Betracht kommenden Seiten wissenschaftlich-objektiv zu formulieren bemüht war. Daß bei allem Bestreben, nur die Tatsachen für sich sprechen zu lassen (lediglich im Bagdadbahn-Kapitel habe ich einen politischen Seitensprung gewagt), manche individuelle Auffassung die Darstellung gefärbt haben wird, ist mir wohl bewußt, und manche Einzelheit dürfte durch künftige Tatsachen berichtigt werden. Der Hauptzweck des Werkes liegt aber in der Klärung weltwirtschaftlicher Fragen, die bisher von der wissenschaftlichen Erfassung und Vertiefung noch allzusehr vernachlässigt geblieben sind. Als ein Baustein zum werdenden Gebäude der Weltwirtschaftswissenschaft ist das Werk denn auch dem Vorkämpfer der Weltwirtschaftslehre Herrn Prof. B. Harms in Kiel gewidmet.

Dr. *R. Hennig*,
Berlin.

*) „Probleme des Weltverkehrs", Berlin-Wilmersdorf, H. Paetel G. m. b. H., 1913. — 320 Seiten. 5 Mk., geb. 6,50 M.



Die Funkentelegraphie im Eisenbahnverkehr: Welch große Bedeutung die Funkentelegraphie für die Rettung von Menschenleben und Schiffen auf hoher See besitzt, hat sich beim Untergang der „Titanic" und beim Brande des Dampfers „Volturno" wiederum mit besonderer Deutlichkeit gezeigt. Für die Sicherung des Eisenbahnverkehrs war bis jetzt die drahtlose Telegraphie noch nicht angewandt worden. Indessen sind in letzter Zeit auf der Delaware-Lackawanna-Eisenbahn in Amerika Versuche damit angestellt worden, die sehr erfolgversprechend ausgefallen sind. Gerade in den Vereinigten Staaten, wo die Eisenbahnen oft stundenlang durch fast unbewohnte Strecken führen, wo oft tagelange Bahnfahrten zur Überwindung der

riesigen Entfernungen notwendig sind, wird die Einrichtung der drahtlosen Telegraphie im Eisenbahnverkehr große Dienste leisten und auch wesentlich zur Sicherheit und Annehmlichkeit des reisenden Publikums beitragen können. So könnte z. B. ein durch ein Naturereignis oder sonstwie gefährdeter Zug durch ein Funkentelegramm zum Stehen gebracht werden, der Zugführer könnte vom Zuge aus während der Fahrt Mitteilungen über Wagenbedarf, etwa eingetretene Unfälle, Maschinendefekte oder dergleichen machen, der Reisende könnte unterwegs Nachrichten erhalten und absenden usw. Bei Zerstörung der Bahntelegraphenleitungen könnte durch drahtlose Mitteilungen von Station zu Station und an die Zugführer der Verkehr aufrecht erhalten werden, was besonders in den von Stürmen und Orkanen öfters heimgesuchten Gegenden von großer Wichtigkeit wäre.

Die Versuche werden zurzeit auf der Strecke Scranton (Pennsylvanien) und Binghampton (New York) angestellt. In einem Sonderabteil eines Eisenbahnwagens wurden die notwendigen Apparate eingebaut, über dem ganzen Zug wurde eine horizontale Antenne angelegt, so daß der fahrende Zug mit den beiden genannten Stationen in Verbindung steht. Wenn diese Versuche dauernden Erfolg versprechen, werden weitere Funkenstationen in Elmira, Buffalo und Hoboken bei New York errichtet. Auf jeden Fall eröffnen diese Versuche großartige, neue Perspektiven für die Entwicklung des Eisenbahnverkehrs, insbesondere für die Sicherheit der Reisenden. Ob nun der drahtlose Telegrammverkehr dem seit Jahresfrist auf der Eisenbahnlinie London-Brighton mit Erfolg eingerichteten drahtlosen Telephonverkehr zwischen dem fahrenden Zuge und den Stationen überlegen sein wird oder umgekehrt, bleibt noch abzuwarten. Aber die Zeit scheint nicht mehr fern zu sein, wo man vom fahrenden Eisenbahnzuge aus mit seinen Angehörigen in der entfernten Heimatstadt jederzeit in Verbindung treten kann.

Dr. John Mez,
Freiburg.



Ein neues System unterseeischer Telegraphie wurde kürzlich, wie Dr. L. Caze in der Pariser „Revue“ mitteilt, von Klupathy und Berger entdeckt. Es handelt sich um den Transport der Energie in der Form tönender Wellen. Das ganze Schiff bildet den Resonanzboden, den man durch ein entsprechendes Erregungsmittel in Schwingungen versetzt. Die Schwingungen setzen sich im Wasser fort, und während wechselnder Zeitspannen hört man beim Aufnahmsposten Geräusche.

Um diese Schwingungen hervorzurufen, kann man unterhalb der Wasserlinie einen gepannten Draht an die Schiffswände schlagen lassen oder einfach in der Mitte des Schiffes eine metallene Säule, an der bewegliche Stäbe befestigt sind, anbringen.





Verantwortlich für die Redaktion Erich Lilienthal, Berlin-Wilmersdorf. — Alle Manuskripte sind an die Deutsche Redaktion, Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 92 zu richten. — Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen Rückporto beiliegt.
Druck von Georg Reimer in Berlin W. 10.

Umschlag und Ausstattung zeichnete Lucian Bernhard, Berlin.

INSTITUT FÜR INTERNATIONALEN AUSTAUSCH FORTSCHRITTLICHER ERFAHRUNGEN.

An die Herren Vorsitzenden und Sekretäre der autonomen Ortsgruppen unseres Vereines.

Die Tätigkeit mehrerer Gruppen unseres Vereins hat nun bereits so vielseitige Resultate ergeben, so viele Möglichkeiten erschlossen, und es sind in den konstituierenden Versammlungen andererseits soviel wertvolle Anregungen vorgebracht worden, daß es heute tunlich erscheint, ein viel weiter ausgebreitetes Programm von Betätigungsmöglichkeiten für unsere autonomen Ortsgruppen aufzustellen, als dies vor einem Jahr an gleicher Stelle geschah.

Wenn ich im folgenden versuchen will, alle diese Möglichkeiten zu skizzieren, so treffen sie naturgemäß nicht in ihrer Gesamtheit auf jede einzelne Ortsgruppe zu; sondern der Gruppenvorstand muß beurteilen, welche Bedürfnisse in seiner Stadt bestehen, und wie groß die Kräfte sind, welche die Gruppe zu ihrer Befriedigung aufwenden kann.

Die Auskunftserteilung über ausländische Erfahrungen, z. B. wird nur in größeren Städten, die bereits eine Reihe von Spezialvereinen, die an solchen Fragen Interesse nehmen, besitzen, in Aktion treten können. — Die Veranstaltung von „Diskussionsabenden" wieder dürfte in größeren Städten, wo Spezialvereine sich der Untersuchung der einzelnen Themata ausschließlich widmen (z. B. Alkohol- oder Wohnungsreform-Frage) als entbehrlich und bei der vielfachen Inanspruchnahme der Mitglieder auch schwer durchführbar erscheinen, während sie in kleineren Orten als willkommene Gabe wertvolle Anregungsmöglichkeiten bieten können.

Jede Anregung aus der Praxis heraus, jeder ergänzende Vorschlag zum nachstehenden wird mir willkommen sein, ich werde ihn gern an gleicher Stelle der nächsten Nummer veröffentlichen.

Die Betätigungsmöglichkeiten der Ortsgruppen.

1. Die klassische Betätigung der Gruppe liegt naturgemäß in der Berufung ausländischer Vortragender resp. in der Veranstaltung von Versammlungen, in welchen die von der Zentralstelle unseres Institutes entsandten Persönlichkeiten das Wort ergreifen können.

Der zweckmäßige Vorgang ist folgender:

Der Vorstand der Gruppe stellt fest, welches Problem am Orte besonders nach Klärung verlangt; er gibt es im Frühling an unser Generalsekretariat bekannt, auf daß dieses sich im Sommer mit Herren, welche Auslandserfahrungen zur Klärung des Problems beibringen können, in Verhandlung setze.

Ist ihre Entsendung beschlossen, so kann die Gruppe die Versammlungen entweder im eigenen Rahmen veranstalten oder im Einvernehmen mit einem befreundeten Verein vorgehen.

Honorare und Reisespesen der Vortragenden werden im allgemeinen von der Zentralstelle des Institutes ohne jedwede Belastung für die Gruppe getragen. Dies hat jedoch naturgemäß zur Voraussetzung, daß die Gruppe eine beträchtliche Anzahl von Institutsmitgliedern mit regulären Jahres-

beiträgen besitzt. Einzelne der neugegründeten Gruppen zählen nur ganz wenige solcher „Institutsmitglieder“ und bestehen der Mehrzahl nach aus Mitgliedern des „Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts“, also außerordentlichen Mitgliedern (mit einem Beitrage von 5 resp. 3 M. pro Jahr). Solche Gruppen mögen allerdings eine nützliche Betätigung im Sinne der weiter folgenden Möglichkeiten enthalten, doch sind ihre an die Zentralstelle gelieferten Beiträge naturgemäß nicht hinreichend, um ausländische Vortragende auf Institutskosten zu entsenden. Solche Gruppen müssen also versuchen, sich mit befreundeten lokalen Verbänden, die einen Reisekostenbeitrag zu leisten imstande sind, zwecks gemeinsamer Veranstaltung der Versammlung ins Einvernehmen zu setzen.

In den letzten Jahren haben wir, wie für neu eintretende Persönlichkeiten hier bemerkt sei, unter anderem Vortragsreisen nachstehender Redner veranstaltet:

Justizminister Castberg (Christiania),
Dr. v. Ursin, eh. Vizepräsident des finnischen Landtags (Helsingfors),
Prof. Agache (Paris),
Miß C. D. Corbett (London), | Miß Stanbury (London) | Miß Sheepshanks (London) } drei Führerinnen der englischen Frauenbewegung,
Generalsekretär Johnson (London),
Prof. Regnault | Prof. Blondel | Generalsekretär Jean Jacques Caspar | Abbé Paul Naudet, | Dramatischer Schriftsteller Paul Hyacinthe Loyson } Paris,
Frl. Prof. Lydie de Pissargevsky (Petersburg),
Abgeordneter Emile Vandervelde, Vorsitzender des Internat. sozialistischen Bureaus (Brüssel),
Lic. Traub (Dortmund),
Dr. Penzig (Berlin),
Dr. Alfons Fischer (Karlsruhe),
Prof. Dr. Hercod (Lausanne),
Dr. Erik Veidl (Wien),
Graf Skarczinski (Petersburg).

2. Eine Reihe unserer Ortsgruppen hat neben den großen öffentlichen Versammlungen, in denen ausländische Redner das Wort ergriffen, die Veranstaltung von internen Diskussionsabenden, an denen nur die Mitglieder und geladene Gäste teilnahmen, systematisch gepflegt.

In der Regel waren dieselben in erster Linie dazu bestimmt, den gedanklichen Inhalt der einzelnen Hefte der „Dokumente des Fortschritts“ herauszuarbeiten und zu vertiefen. Wenn z. B. das Januar-Heft der D. d. F. die Methoden der Bekämpfung des Alkohols behandelt, so ernennt die Gruppe, sei es aus ihrer Mitte, sei es aus dem Kreise der Fachleute ihrer Stadt, einen Referenten und Korreferenten, welche die Statistiken und sonstigen Nachweise der Nummer in anschaulicher Weise im Kreise der Mitglieder zu vertreten übernehmen, worauf sich die allgemeine Diskussion anschließt (so z. B. in der Gruppe zu Essen).

In den nächsten Monaten könnten solche Diskussionsabende z. B. der Veranschaulichung der Probleme der Verstaatlichung, wie sie in der Februar-Nummer behandelt wurden, oder der Trennung von Kirche und Staat, wie die April-Nummer sie von verschiedenen Seiten verschieden beleuchten wird, gewidmet werden.

Die Gruppen in Gera, Sonneberg, Abo, Le Havre usw. haben öffentliche oder geschlossene Versammlungen einberufen, in denen die Fortschrittsnotwendigkeiten der Zeit, in bloß loser Anlehnung an die Dokumente des Fortschritts, von sachkundigen Referenten behandelt wurden.

Diese Veranstaltungen fallen eigentlich weniger ins Arbeitsbereich des Institutes als vielmehr in das des „Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts". Da aber in den Gruppen ohnehin zumeist Instituts- und Bundesmitglieder zusammenarbeiten, kann es für durchaus angemessen gelten, daß sich die Ortsgruppen des Institutes für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen auch diesen allgemeinen Fortschrittsfragen widmen. Eine Verbindung der beiden Methoden kann ja leicht in der Weise hergestellt werden, daß der Referent die betreffenden Fortschrittsfragen ganz allgemein und der Korreferent die gleichen Fragen vom Standpunkte der Auslandserfahrungen, auf die Forschungen unseres Institutes gestützt, behandelt. Wenn es sich z. B. um die Alkoholbekämpfung handelt, kann der Referent die Erfahrungen der deutschen Mäßigkeitsbewegung beleuchten, der Korreferent die Ergebnisse des Alkoholverbotes in Neuseeland und die im Gefolge desselben sich ergebende Verminderung der Kriminalität untersuchen. Oder wenn die Trennung von Kirche und Staat behandelt wird, so mag ein Redner die Vorteile der Reform vom Standpunkte des freigesinnten Christen, ein anderer den Wert der Einrichtung vom Standpunkte des Freidenkers aus beleuchten, ein dritter an der Hand der in den Dokumenten des Fortschritts gegebenen Daten nachweisen, welche Ergebnisse das tatsächliche Bestehen dieses Rechtszustandes z. B. in Amerika gezeitigt hat.

Die Herren Sekretäre der Gruppe seien noch besonders ersucht, Berichte über solche Diskussionsabende (in knappster Fassung) an unser Generalsekretariat zwecks Veröffentlichung in den Dokumenten des Fortschritts (blaue Seiten) einzusenden.

Erscheint ein Referat, wie es an solchen Diskussionsabenden erstattet wird, durch seine Ideen oder tatsächlichen Nachweise besonders wertvoll, so mag es uns auch zwecks Veröffentlichung im redaktionellen Teile der „Dokumente des Fortschritts" übermittelt werden.

Ein praktischer Ratschlag: Man wähle für diese Diskussionsabende keine großen kostspieligen Säle, sondern ein kleines Vereinszimmer oder noch besser eine Privatwohnung. Massenbesuch kann nicht erwartet werden und liegt auch nicht im inneren Wesen dieser Abende. Fehlt er jedoch, so fühlt man sich in einem großen Raume naturgemäß ungemütlich, während 15 bis 20 Personen, die im Hause eines Freundes um einen Tisch versammelt sind, sich in angenehmster Weise durch rege Zwiesprache über ein für alle interessantes Thema wechselseitig klären können.

In Essen und Wien hat sich dies dank der freundlichen Gastfreundschaft, die von Damen des Vorstandes gewährt wurde, schön bewährt.

3. Auch die Einrichtung eines L e s e z i m m e r s durch unsere Pariser Ortsgruppe hat sich gut bewährt. — Wir stellen gern auch unseren ausländischen Gruppen Broschüren und Zeitschriften aus demselben leihweise zur Verfügung, auf daß die Gruppenmitglieder sie einsehen können. Man wolle sich dieserhalb an das Generalsekretariat wenden.

4. Die nächstliegende Betätigung der Gruppe nach außen hin, als einer gemeinnützigen, für das geistige Wohl der Stadt wirkenden Institution, liegt in der A u s k u n f t s e r t e i l u n g ü b e r s o z i a l e u n d k u l t u r e l l e A u s l a n d s e r f a h r u n g e n an Spezialvereine, Behörden und Persönlichkeiten ihrer Stadt (wie an anderer Stelle dieser Nachrichten näher ausgeführt).

Die Gruppe erbietet sich zu solcher Auskunftserteilung in einem an die betreffenden Vereine usw. gerichteten Rundschreiben. Laufen die Anfragen ein, so gibt die Gruppe sie an unser Generalsekretariat in Paris weiter, das dieselben an unsere Fachgelehrten in den betreffenden vorbildlichen Ländern zur Beantwortung übermittelt. Das von ihnen geschaffene Material wird dann durch unser Generalsekretariat an die Gruppe retourniert, die es dem auskunftsuchenden Verein zur Verfügung stellen kann.

5. Unsere Gruppen sind auch dazu bestimmt, Aufklärung über ausländische Kulturentwicklung in weite Kreise ihrer Stadt zu tragen, und zwar geschieht das am zweckmäßigsten durch Veröffentlichung von Noten in der lokalen Presse.

Der Vorstand der Gruppe berate darüber, welche sozialen oder kulturellen Fragen für die öffentliche Meinung seiner Stadt gerade von aktuellem Interesse sind. Er wende sich dann an unser Generalsekretariat in Paris mit der Bitte, ihm ausländische Parallelerfahrungen, deren Kenntnis zur Klärung dieser Probleme beitragen könnte, namhaft zu machen und das Belegmaterial zu liefern.

Unser Generalsekretariat sendet hierauf dieses Material an den Vorstand der Gruppe, der dasselbe seinerseits zu einem Artikel oder einer Notiz verarbeitet und letztere dann Redaktionen seiner Stadt zum Abdruck übermittelt.

Oder aber der Gruppenvorstand sendet die von ihm verfaßte Note nach Paris zurück und gibt gleichzeitig die Adresse der Redaktion an, an welche dieselbe von Paris aus, gezeichnet von Persönlichkeiten des internationalen Vorstandes, gesandt werden soll.

6. Nimmt der Vorstand einer Gruppe an der Aufklärung der öffentlichen Meinung seiner Stadt über eine schwerwiegende Tagesfrage besonderen Anteil, so geselle er den Zeitungsartikeln die Herausgabe von Broschüren (in Verwertung des vom Generalsekretariat zu erbittenden Materials) sowie die Veranstaltung von Versammlungen zu.

Unsere Breslauer Ortsgruppe hat z. B. die Initiative für die Bildung einer Kommission übernommen, welche die Heimarbeiterverhältnisse in Schlesien und die Möglichkeit einer gesetzlichen Regelung (auf Grund der australischen und englischen Erfahrungen) studieren soll.

Unsere Bremer Ortsgruppe hat eine Versammlung zwecks Klärung der öffentlichen Meinung über die Möglichkeit eines Moralunterrichtes einberufen, unsere Wiener Ortsgruppe mehrere Versammlungen zur Erörterung des Proportional-Wahlrechtes, über welchen Gegenstand sie auch eine Broschüre herausgab.

7. Besonders tätige Gruppenvorstände können noch weiter gehen und die Initiative zur Begründung lokaler Institutionen nach ausländischen Mustern ergreifen. So ist an dieser Stelle schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß unsere Dortmunder Ortsgruppe sich in wertvoller Weise an der Begründung einer Volksuniversität beteiligt hat, ähnlich den Instituten, wie sie in Norwegen seit langem eine wertvolle Tätigkeit entfalten; ferner, daß unsere Aschaffenburger Gruppe seit Monaten damit beschäftigt ist, die Begründung einer Volksbibliothek vorzubereiten, deren Bücher die Gedanken und Erfahrungen des In- und Auslandes zur Kenntnis der Aschaffenburger Bevölkerung bringen sollen. Bereits an 2000 Bände sind angeschafft worden, die Eröffnung der Bibliothek wird bald erfolgen.

8. Andere Gruppen haben uns bereits wertvolle redaktionelle Hilfe für die „Dokumente“ gegeben, indem sie Untersuchungen über beispielgebende Entwicklungen und Errungenschaften ihres Landes einleiteten.

So haben unsere finnländischen Ortsgruppen eine wertvolle Untersuchung über jene sozialen Einrichtungen Finnlands angestellt, welche die moralische Widerstandskraft des finnländischen Volkes, in seinen Kämpfen um Erhaltung der nationalen Unabhängigkeit gestärkt haben; die Untersuchungen werden demnächst in den „Dokumenten" veröffentlicht werden.

9. Solche Gruppen, welche in Hauptstädten ihren Sitz haben, können insofern Einfluß auf die Gesetzgebung ihres Landes zu gewinnen suchen, als sie an staatliche Behörden und Parlamentsmitglieder Nachweise über Auslandserfahrungen, die Schlüsse auf die Möglichkeit einer im Inlande geplanten Reform zulassen, überreichen.

Unsere Wiener Gruppe hat so Nachweise über die Ergebnisse der australischen und englischen, mit Festsetzung von Minimallöhnen für die Heimarbeiterschaft befaßten Lohnämter, den Mitgliedern des Arbeitsbeirates, welche eine parallele österreichische Regierungsvorlage zu begutachten hatten, überreicht; unsere Pariser Ortsgruppe hat zu der von der französischen Regierung geplanten Invaliditätsversicherung in einer öffentlichen Versammlung sowie durch Herausgabe von Broschüren, kritisch Stellung genommen und sich hierbei auf die Ergebnisse des englischen Invalidengesetzes gestützt.

Unsere Brüsseler Ortsgruppe hat der belgischen Regierungsvorlage für die Neuregelung der Beziehungen zwischen Schule und Kirche gegenüber auf die Ergebnisse des weltlichen Moralunterrichtes in Frankreich verwiesen.

Unsere Berliner Ortsgruppe hat beschlossen, zu den großen sozialen Fragen, welche die parlamentarischen Körperschaften Deutschlands beschäftigen werden, eine auf die Erfahrungen des Auslandes gestützte kritische oder anregende Stellung einzunehmen und entsprechende Kundgebungen durchzuführen.

Auch Provinzialstädte können übrigens in analoger Weise Stellung zu Fragen der städtischen Politik nehmen, z. B. Vorschläge zur Einführung einer Arbeitslosenversicherung nach den ausgezeichneten Vorbildern des englischen Staates und der belgischen Städte machen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein reiches Feld von Betätigungsmöglichkeiten.

Mögen die Vorstände unserer Gruppe eingehend darüber beraten, was davon sich gerade für ihren engeren Kreis schickt, mögen sie diese Zeilen in ihrer nächsten Sitzung zur Debatte stellen. Mögen sie sich dann vertrauensvoll an unser Generalsekretariat in Paris wenden und um Material über die Erfahrungen des Auslandes ersuchen.

Mögen sie so mehr und mehr zu wertvollen Vermittlern deutschen reformatorischen Dranges und ausländischer Reformerfahrungen werden, überallhin Anregungen ausstreuen und eine freie Brise von fernen Ländern und Meeren, fernen Geisteskämpfen her in die Mauern ihrer Städte wehen lassen.

Der Generalsekretär
R. Broda.

Liste der neugewählten Ortsgruppenvorstände (seit dem 21. Januar 1914).*)

S c h w e r i n:

Konstituierung der Ortsgruppe am 21. Januar.

Vorstand: Dr. Hermann Türk, Vorsitzender,
Geheimrat Hennemann, Beisitzer,
Hermann Strauß, Schriftführer, Bergstraße 75 I.

H a m b u r g:

Konstituierung der Ortsgruppe am 22. Januar.

Vorstand: Dr. Marcus, Rechtsanwalt, Hamburg-Großborstel, Violastraße 10, 1. Sekretär,
Dr. L. Stein, 2. Sekretär,
Dr. Ernst v. d. Porten, Schatzmeister,
Frl. Carola Ehlers,
Rektor Höft,
Willy Minde,
} Beisitzer.

K i e l:

Konstituierung der Ortsgruppe am 24. Januar.

Prov. Vorstand: Frau Emilie Förster, 1. Sekretärin, Holtenauer Straße 4,
Ernst Mechern, 2. Sekretär,
Ing. Franz Schierwäger,
Rechtsanwalt Dr. Spiegel, Stadtverordneter,
Johannes Liethmann,
Georges Poppe,
} Beisitzer.

B r e m e n:

Ergänzungswahlen zum Vorstand am 25. Januar.

Neuer Vorstand: Edwin Korschus, Staderstraße 24, 1. Sekretär,
A. Brinkmann, Ingenieur,
A. Haverkamp,
} 2. u. 3. Sekretär,
Frau J. Rassow,
H. Borcherding,
Dr. O. Rehm,
Dr. v. d. Porten,
} Beisitzer,
H. Storm, Delegierter des Bundes techn.-industr. Beamter.

O s n a b r ü c k:

Konstituierung der Ortsgruppe am 26. Januar.

Vorstand: Dr. Rißmann, Leiter der Hebammenlehranstalt, Vorsitzender,
H. Schorn, Hoflieferant,
Ernst Diefendahl, Schillerstr. 35
Frl. Paula Schwarz,
} Sekretäre,
Pfarrer Dr. Pfannkuche,
Clara Goldschmidt,
} Beisitzer.

*) An die bei jeder Gruppe angegebene Adresse (des Vorsitzenden oder Schriftführers) sind Beitrittsanmeldungen oder Anfragen zu richten.
Siehe auch die in der Januar- und Februarnummer veröffentlichten Listen.

Elberfeld-Barmen:

Konstituierung der Ortsgruppe am 27. Januar.

Vorstand: Paul Helbeck, Vorsitzender,
Rechtsanwalt Gustav Brück, Berliner Straße 116, 1. Schriftführer,
Rudolf Schuffert, 2. Schriftführer,
Frau Ph. Jäckel, Oscar Schweißfurth, } Beisitzer.

Duisburg:

Konstituierung der Ortsgruppe am 28. Januar.

Vorstand: Ing. Fritz Herrmann, Cecilienstraße 3, 1. Sekretar,
Rechtsanwalt Saul, 2. Sekretär,
Ing. M. Hanisch, Dipl.-Ing. Emil Hofmann, Kaufmann Ernst Lehmann, } Beisitzer.

Die Ortsgruppe Duisburg nahm den Titel „Freie Vereinigung für Kulturwissenschaft" (Ortsgruppe Duisburg des „Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts") an, will jedoch auch die Ziele des Instituts gemeinsam mit denen des Bundes pflegen.

Leipzig:

Frau Annie Pevsner trat vom Vorsitz der Gruppe zurück und Herr Prof. Dr. Paul Beck, Leipzig-Gohlis, Friedrich Carlstraße 25, wurde zum Vorsitzenden der Gruppe gewählt.

Gera:

An Stelle von Herrn Chefredakteur Dombrowski, der nach Leipzig übersiedelte, übernahm Herr Lehrer Joh. Staudte den Vorsitz der Geraer Gruppe.

An die Vorstände der autonomen Ortsgruppen.

Um allen Fachvereinen, Behörden und öffentlich tätigen Personen die Einholung von Auskünften über die Marterien unseres Forschungsbereiches anheimzugeben resp. unsere Gruppen in die Lage zu setzen, solche Auskunft anzubieten, haben wir eine große Anzahl von Zirkularen nachstehenden Inhalts herstellen lassen:

Sehr geehrter Herr!

„Wir beehren uns mitzuteilen, daß das Institut für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen, dessen Hauptbureau sich in Paris, 59 Rue Claude Bernard, befindet, auch in unserer Stadt eine Ortsgruppe begründet hat, deren ergebenst endgefertigter Sekretär bereit ist, jedwede Anfrage über soziale und kulturelle Auslanderfahrungen, die in Ihr Arbeitsbereich fällt, entgegenzunehmen.

Sie wird an unseren Fachreferenten im bezüglichen Lande zwecks Beantwortung resp. Materialbeschaffung weitergegeben werden und die Erledigung dann wieder durch mich erfolgen.

Unsere Auskunftserteilung erfolgt im allgemeinen kostenlos; wir genügen so unserm gemeinnützigen Vereinszweck.

Andererseits wären wir Ihnen aufrichtig dankbar, wollten Sie durch Anschluß an unsern Verein — an einem von Ihnen zu bestimmenden Zeitpunkte — dessen Ziele fördern."

Für das Institut für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen

Der Sekretär der Ortsgruppe zu:

Wir haben eine große Anzahl dieser Zirkulare an unsere Ortsgruppensekretäre zur Versendung an Vereine, Behörden und Persönlichkeiten ihrer Stadt übermittelt und halten deren noch mehrere zur Verfügung unserer Gruppen. Man wolle sie — zusammen mit Tätigkeitsberichten unseres Vereins — an alle Interessenten zur Versendung bringen. Das Sekretariat.

Aus dem Leben unserer Ortsgruppen.

Bericht über die Generalversammlung der Bremer Ortsgruppe.

Am Sonntag den 25. Januar 1914 wurde die Jahres- und Generalversammlung der Bremer Ortsgruppe unter persönlicher Leitung des Generalsekretärs, Herrn Prof. Dr. R. Broda-Paris, im Hôtel de l'Europe abgehalten. Nach Eröffnung der Versammlung gegen 9 Uhr abends und Begrüßung der Erschienenen durch Herrn Prof. Broda erstattete der Leiter der Bremer Gruppe, Herr E. Korschus, den Jahresbericht.

Zu bemerken ist daraus, daß am 5. November 1913 ein Vortragsabend vor Mitgliedern und geladenen Gästen veranstaltet wurde, an dem Herr Lehrer J. H. Müller über „Religions- und Moralunterricht" sprach. Außerdem wurden Noten in der Presse über den Moralunterricht in Frankreich veröffentlicht.

Herr Prof. Broda gab darauf Anleitungen, wie sich in planmäßiger Weise ein reiches Arbeitsfeld schaffen lasse und machte im Anschluß daran folgende Vorschläge, die einstimmig Annahme fanden:

1. Es sind Zirkulare an bremische Vereine und Bürgerschaftsmitglieder zu senden, worin die Bremer Gruppe sich zur Auskunftserteilung erbietet über alle Fragen, mit denen sich das Institut für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen und der Bund für Organisierung menschlichen Fortschritts beschäftigen.
2. Es sind die Pressenoten über die Fragen, die die Öffentlichkeit beschäftigen, fortzusetzen.
3. Es sind öffentliche Diskussionsabende zu veranstalten.

Zum Schluß fand Neuwahl bezw. Ergänzungswahl des Vorstandes statt. (siehe die Zusammensetzung des neuen Vorstandes in der vorangehenden Liste).

Mit Worten des Dankes an den bisherigen Vorstand und mit der Aufforderung, im neuen Jahre erfolgreiche Arbeit zu leisten, schloß Herr Prof. Broda um 11¾ Uhr die Sitzung. E. Korschus,
1. Sekretär.

Satzungen der Ortsgruppe Dortmund.*)

§ 1. Die zu Dortmund wohnhaften Mitglieder des „Instituts für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen" schließen sich zu einer autonomen Ortsgruppe zusammen. Die Ziele der Ortsgruppe sind die gleichen wie die des Instituts selbst: Die sozialen und kulturellen Erfahrungen des Auslandes sollen zum besseren Verständnisse der Lösungsmöglichkeiten heimischer Probleme herangezogen werden. Die Ortsgruppe stellt sich speziell zur Aufgabe, diese Methode auch für Behandlung lokaler Fragen heranzuziehen.

§ 2. Allen in Dortmund und Umgegend wohnhaften Mitgliedern des Instituts steht das Recht zu, der Ortsgruppe als Mitglieder beizutreten. Wer in die Ortsgruppe aufgenommen wird, erlangt dadurch auch die Mitgliedschaft beim Institut.

---

* eine Fassung, die auch für andere Gruppen wohl verwendbar wäre (siehe auch das in der Septembernummer 1913 veröffentlichte Modell eines Ortsgruppenstatuts). Der Generalsekretär.

Der Jahresbeitrag beträgt 15 Mark, für Lehrer, Studierende und Arbeiter 10 Mark, wofür die Mitglieder sämtliche Veröffentlichungen des Instituts einschließlich der Monatsschrift „Dokumente des Fortschritts" erhalten, das Auskunftsbureau des Instituts unentgeltlich benutzen und die in seinem Archiv befindlichen ausländischen Zeitschriften unentgeltlich entleihen dürfen, zu den Vorträgen freien Zutritt haben sowie an allen Unternehmungen der Gruppe teilzunehmen berechtigt sind.

§ 3. Wer einen einmaligen Beitrag von 250 Mark leistet, wird als „Gründer" alljährlich im Organ des Instituts verzeichnet und ist von weiteren Jahresbeiträgen befreit; die Namen der „Stifter", die einen einmaligen Beitrag von 400 Mark leisten, werden in gleicher Weise alljährlich in den „Dokumenten des Fortschritts" kundgetan. Gründer und Stifter erhalten für Lebenszeit die Veröffentlichungen des Instituts.

§ 4. Die Mitgliedsbeiträge von 15 Mark werden derart geteilt, daß 12 Mark an die Zentralleitung nach Paris zu übersenden sind, wofür die Veröffentlichungen geliefert, die Auskünfte und Materialien beschafft und die Honorare der Vortragenden bestritten werden; die restlichen 3 Mark verbleiben der Gruppe für ihre lokalen Unternehmungen.

Beiträge von 10 Mark werden derart geteilt, daß 8 Mark an die Zentralleitung zu senden sind, 2 Mark der Gruppe verbleiben.

Von Gründerbeiträgen von 250 Mark verbleiben 150 Mark (von Stifterbeiträgen 250 Mark) der Gruppe, 100 (bzw. 150) Mark sind nach Paris für Versendung der Veröffentlichungen auf Lebenszeit zu übermitteln.

§ 5. Personen, welche die „Dokumente des Fortschritts" nicht regelmäßig zu beziehen wünschen, können der Gruppe als außerordentliche Mitglieder mit einem Beitrag von 3 Mark für das Jahr beitreten. Hiervon sind 1,50 Mark nach Paris zu senden, wofür die Januarnummer der „Dokumente des Fortschritts" sowie die vom Institut ausgegebenen kurzgefaßten Propagandabroschüren an das betreffende Mitglied geliefert werden. Der Restbetrag von 1,50 Mark verbleibt der Gruppe.

§ 6. Sonstige Einnahmen der Gruppe verbleiben dieser.

§ 7. Austrittserklärungen müssen bis zum 1. Dezember zu Händen des Schriftführers der Ortsgruppe oder des Generalsekretariats in Paris abgegeben werden, andernfalls bleibt die Verpflichtung zur Beitragszahlung für das nächste Jahr bestehen.

§ 8. Zur Leitung der Gruppe sind die Versammlungen und der Vorstand berufen.

§ 9. Die Versammlung tritt nach Bedarf, mindestens aber allvierteljährlich zusammen; Ort und Zeit wird durch den Vorstand bestimmt.

§ 10. Der Vorstand besteht aus 4 Mitgliedern, die alljährlich in der ersten Versammlung gewählt werden, einem Vorsitzenden, zwei Schriftführern und einem Schatzmeister.

§ 11. Der zweite Schriftführer besorgt den Verkehr mit dem Generalsekretariat des Instituts in Paris. Dem Schatzmeister obliegt die Einziehung der Mitgliederbeiträge, die Abführung der Anteile an das Institut und die Bestreitung der Ausgaben der Gruppe.

§ 12. Zur Änderung der Satzungen bedarf es der Zustimmung des internationalen Vorstandes des Instituts. Dieser ist, wenn Aufrufe oder Unternehmungen der Gruppe in offenbarem Widerspruche zu den allgemeinen Bestrebungen des Instituts stehen sollten, zum Einspruch und, wenn diesem nicht Folge geleistet wird, zur Auflösung der Gruppe berechtigt. Doch bleibt der Gruppe das Recht der Berufung an die Generalversammlung ohne aufschiebende Wirkung.

§ 13. Überschreitet der Mitgliederstand der Gruppe die Zahl 50, so ernennt sie einen Vertreter mit Sitz und Stimme im internationalen Vorstand des Instituts.

§ 14. Die Vorstandsmitglieder üben ihr Amt als Ehrenamt aus.

§ 15. Für die Verpflichtungen der Gruppe haftet nur deren Vermögen. Löst sie sich endgültig auf, so sind ihre Vermögensbestände an das Institut abzuführen.

Ortsgruppe Essen-Ruhr.

Unter freundlicher Mitwirkung der Fortschrittlichen Volkspartei und des Reichsvereins liberaler Arbeiter und Angestellten veranstalteten wir in diesem Wintersemester im Hotel „Vereinshaus" den zweiten öffentlichen Vortragsabend, der, obgleich an dem Abend des 13. Januar cr. hier nicht weniger als 10 ähnliche Kundgebungen stattfanden, wieder sehr stark besucht war.

Als Redner hatten wir Herrn Professor Blondel-Paris gewonnen, der über „Soziale und politische Strömungen in Frankreich" sprach. Der Redner gab einen geschichtlichen Rückblick über die politische Entwicklung Frankreichs seit der Revolution von 1789, um dann auf die Parteikonstellationen der Gegenwart einzugehen. Im Volke vertrete man den Grundsatz, „es dürfe zwischen Volk und Regierung kein besonderes Mittelglied geben", welche Auffassung jedoch den maßgebenden Parteibildungen keineswegs in das Konzept passe. Die vier Parteibildungen: Monarchisten, Republikaner, Radikale und Sozialisten einschließlich ihrer Nuancen gelangten zur Darstellung. Unter den Sozialisten gebe es Kollektivisten und Antikollektivisten. Die Syndikalisten hätten ihren Höhepunkt erreicht. Aus dem politischen Wirrwarr klärten sich zwei Hauptströmungen durch, nämlich: Liberalismus und Sozialismus, die bis auf weiteres gewiß auch die Signatur der Tagespolitik bilden würden. An diese Darlegungen, die geistreich und fesselnd waren, schlossen sich die sozialpolitischen Charakters. Hier zeigte sich der Herr Referent als Verehrer Deutschlands, das gerade in der Sozialgesetzgebung für alle Staaten, also auch für Frankreich, vorbildlich zu bezeichnen sei. Besonderes Interesse erweckte der Hinweis, daß die sogenannte gelbe Arbeiterbewegung, die sich in Deutschland zurzeit so breit macht, im Lande ihres Ursprungs, Frankreich, völlig bedeutungslos geworden. Reicher Beifall lohnte die eindrucksvollen und lehrreichen Ausführungen. Auch verlief dieser Abend durchaus harmonisch und schön! Noch lange werden wir an ihn denken. Besonders gedankt sei Herrn Professor Blondel-Paris und allen Freunden, die ernstlich mitarbeiteten, um eine so imposante Veranstaltung durchführen zu können!!

Der Sekretär:
Paul George.

Ortsgruppe Leipzig.

Die Ortsgruppe des Instituts in Leipzig veranstaltete gemeinsam mit andern sozialen Vereinigungen, der gemeinnützigen Gesellschaft, dem Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, den Vereinen für Mutterschutz und für Frauenstimmrecht und der Leipziger Friedensgesellschaft, einen Vortragsabend, an dem Professor Dr. R. Broda über das Thema: „Soll der Fortschritt der Menschheit auch künftig dem Zufall überlassen bleiben" sprach. Dem Vortrage folgte eine sehr rege Diskussion. Nach dem Vortrage fand eine Besprechung der Mitglieder über die weitere Tätigkeit der Ortsgruppe statt, an der sich auch die Mitglieder der anderen Vereine zahlreich beteiligten. Prof. Broda referierte über die Tätigkeit und die Entwicklung

in anderen Ortsgruppen und wies besonders auf die an anderen Orten sehr erfolgreich gepflegten Diskussionsabende im engeren Kreise hin, die einerseits einen festeren Zusammenschluß, andererseits, eine bewußtere Arbeit und größere Aktionskraft nach außen bewirkten. Eine zweite überaus wichtige Arbeitsaufgabe sei auch, zeitlich und lokal bedingte Interessen dadurch zu vervollständigen, indem man der Presse Artikel über ähnliche Entwicklungsfragen in anderen Ländern zur Verfügung stellt. Das Material für derartige Zwecke kann von dem Institut in Paris bezogen werden. Sehr lebhaft wurde eine Anregung vom Schriftsteller Herrn W. Achilles besprochen, der den versammelten Vertretern der einzelnen Vereine vorschlug, ein Kartell der schon bestehenden Vereine zu gründen, da es ja doch im Sinne des Instituts sei, Organisationsarbeit zu leisten. Es sei dieses auch für die praktische Arbeit von großer Bedeutung, da es durch Arbeitsvereinigung und Arbeitsteilung eine Kräfteersparnis erziele, die gerade auf dem Gebiet sozialer Arbeit eine Zersplitterung in einzelne Richtungen vorbeuge und von einer Zentrale aus fruchtbringend gestaltet werden könne. Die Vertreter der einzelnen Vereine nahmen diesen Vorschlag mit Interesse auf, so daß gegenwärtig eine Organisation ähnlicher und wesensverwandter Vereine bevorsteht, die sich in ihrer nächsten Sitzung schlüssig werden wird, wie und in welcher Form sie sich in die einzelnen Gebiete teilen will. In den engeren Vorstand der Ortsgruppe wurden Frl. J. Kölbel und Dr. Gottlieb zugewählt. Der weitere Ausschuß wird sich aus den Vertretern der einzelnen Vereine zusammensetzen. Dem differenzierten Charakter entsprechend, wird sich auch die weitere Arbeit gestalten.

C. Bergmann,
Schriftführer.

Ortsgruppe Stettin.

Bericht über die Gründung der Stettiner Ortsgruppe des Instituts für den internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen.

Einer Einladung des Herrn Prof. Dr. Broda folgend, fanden sich am Sonntag, den 18. Januar 1914, nachmittags 4 Uhr, im Preußenhof etwa 20—25 Herren und Damen zusammen. Herr Prof. Dr. Broda hatte folgende Tagesordnung angesetzt:

1. Mitteilungen des Generalsekretärs über die Betätigung der anderen Gruppen des Vereins im Deutschen Reich und in Österreich.
2. Debatte über die Betätigungsmöglichkeit der Stettiner Gruppe.
3. Beitrittserklärungen zur Gruppe.
4. Vorstandswahl.

In Punkt 1 der Tagesordnung sprach Herr Prof. Dr. Broda über die Ziele und Bestrebungen des Instituts und über die Tätigkeit in den einzelnen Ortsgruppen. Er erwähnte folgende vier Arten der Betätigungsmöglichkeiten: 1. Veranstaltung von Diskussionsabenden, 2. Heranziehung von ausländischen Vortragsrednern, 3. Bearbeitung der Presse, 4. Beteiligung an sozialen Aktionen.

Auf Punkt 2 der Tagesordnung wurde in der Diskussion eigentlich weniger eingegangen als auf die Frage, ob hier überhaupt eine Ortsgruppe wünschenswert sei. Diese Frage wurde unter bestimmten Vorbehalten mit ja beantwortet. An dieser Diskussion nahmen außer Herrn Prof. Dr. Broda vor allem die Herren Dr. Berndt, Kunze und Reichstagsabgeordneter Vogtherr teil. Nach längerer Debatte wurden schließlich alle vier Betätigungsmöglichkeiten angenommen, und zwar 1—3 einstimmig und 4 mit 8 gegen 3 Stimmen.

Bei Punkt 3 der Tagesordnung meldeten sich folgende Herren und Damen als Mitglieder:

1. Herr Birckenstaedt,
2. Herr Wieler,
3. Herr Heidenreich,
4. Fräulein Heidenreich,
5. Herr Liebig,
6. Herr Schirrmeister,
7. Herr Köhler,
8. Herr Dr. Körner,
9. Herr Brandt,
10. Herr Kunze,
11. Herr Dr. Levy,
12. Herr Paatzsch.

Mitglieder waren schon Herr Dr. Berndt und Herr Görte.

Bei Punkt 4 der Tagesordnung wurden von Herrn Prof. Dr. Broda folgende Mitglieder vorgeschlagen: Vorsitzender: Herr Dr. Berndt. Schriftführer: Herr Paatzsch. Beisitzer: Fräulein Heidenreich, Herr Birckenstaedt, Herr Dr. Körner. Nachdem festgestellt war, daß dieser Vorstand nur ein vorläufiger sein solle und der endgültige Vorstand in der nächsten Mitgliederversammlung gewählt werden solle, werden die vorgeschlagenen Mitglieder gewählt und nehmen sämtlich die Wahl an. Hiermit schloß die konstituierende Versammlung um 6 Uhr.

Der Vorstand trat dann noch zu einer Besprechung zusammen und beschloß, am Montag, den 26. Januar zusammenzukommen.

Der Vorstand.
I. A.:
G. Paatzsch, Schriftführer,
Stettin, Poststraße 43 b I.

Paris, am 22. Februar 1914.

Wir haben in der Januarnummer eine Liste von Spenden veröffentlicht, die uns zur Deckung unseres Defizits im Jahre 1913 zugekommen sind. Sie beliefen sich auf 1251 francs 30 cent. Nachstehend eine ergänzende Liste der seither an uns eingesandten Summen:

Prof. Ribbert, Bonn	5	Mk.	= 6	fr.	20	cent.
Bankdirektor Steinberg, Bonn	10	,,	= 12	,,	40	,,
A. Blech, Berlin	5	,,	= 6	,,	20	,,
v. d. Leeden, Berlin, mit spez. Widmung für die Berliner Ortsgruppe	50	,,	= 62	,,	—	,,
Hermann Heller, Berlin	5	,,	= 6	,,	20	,,
W.	40	,,	= 49	,,	60	,,
H. Wiesener, Hamburg	1	,,	= 1	,,	24	,,
Dr. Eberhard Brauer, Leipzig	10	,,	= 12	,,	40	,,
Dr. Prochownik, Hamburg	5	,,	= 6	,,	20	,,
Frau Annie Pevsner, Leipzig	25	,,	= 31	,,	—	,,
Georg Schmiedl, Wien	3	,,	= 3	,,	10	,,
Dr. Ernst Broda, Wien	50	Kr.	= 52	,,	20	,,
Helene, Broda, Wien	10	,,	= 10	,,	40	,,
Helene Bauer, Wien	10	,,	= 10	,,	40	,,
Alfred Maiss, Oderberg	7	,,	= 7	,,	28	,,
Senator Martinet, Paris			5	,,		
Marquis Visconti-Venosta, Rom			20	,,		
Summe der Spenden			1553	fr.	12	cent.

Allen Spendern unsern wärmsten Dank! *)

Der Schatzmeister: Gaston Sauvebois.

*) Sollten uns noch Spenden zukommen, so werden wir in der Mainummer eine abschließende Liste veröffentlichen.

Das französische Gesetz zum Schutze der Heimarbeiterinnen.

Unser Institut hat bekanntlich im Dezember 1911 ein Buch herausgegeben, in welchem die beispielgebenden Ergebnisse der australischen und englischen Lohnämter, welche Minimallöhne für die Heimarbeiter vorsehen, auseinandergesetzt und Nutzanwendungen für eine gleichgerichtete Gesetzgebung auf dem europäischen Festlande gezogen werden. Unser Verein hat zu gleicher Zeit 12 000 Broschüren in deutscher und französischer Sprache über den gleichen Gegenstand unentgeltlich verbreitet und in einer Reihe von Zeitungsaufsätzen, Versammlungen und persönlichen Interventionen bei maßgebenden Persönlichkeiten für die Heimarbeitersache gewirkt.

Ist auch der Erfolg in Deutschland bis jetzt ausgeblieben und die Reform auch in Österreich noch in weitem Feld, so hat sich andererseits in Frankreich ein schöner Erfolg erzielen lassen. Ein Mitglied unseres Vereinsvorstandes, Abgeordneter Aimé Berthod, arbeitete als von der französischen Deputiertenkammer erwählter Berichterstatter ein Heimarbeiterinnen-Schutzgesetz aus, welches die gesetzliche Festlegung von Minimallöhnen vorsieht und dieselben in origineller Weise durch Herbeiziehung der Gewerkschaften kontrollieren läßt. Gleichzeitig vertrat er als Leiter unserer Versammlungen und in den Leitaufsätzen der „Documents du Progrès" den gleichen Gesichtspunkt, und wurde derselbe am 15. November von der französischen Deputiertenkammer mit großer Stimmenmehrheit angenommen.

Bei der Siegesfeier, die alle Freunde des Gesetzes zu Anfang Dezember vereinte, nahm Berthod denn auch Gelegenheit, auf die vielen Anregungen, die er für Ausarbeitung des Gesetzes aus den Publikationen unseres Vereins empfangen, öffentlich hinzuweisen.

Eine scheinbare Schwierigkeit für die endgültige Verabschiedung des Gesetzes ergab sich jedoch im Januar, da der Senat nicht, wie man angenommen hatte, den Entwurf der Deputiertenkammer einfach zur Kenntnis nahm, sondern eine eigene Untersuchung einleitete, um über eventuelle Verbesserung des Gesetzes schlüssig zu werden. Der Präsident der zuständigen Kommission, Senator Boucher, früherer Handelsminister, berief denn zu diesem Zwecke unseren Generalsekretär, Professor Broda, am 15. Februar zu sich, und in einer längeren Konferenz wurde die Übereinstimmung der Ansichten bezüglich einer Reihe von möglichen Verbesserungen des Gesetzes konstatiert. Insbesondere soll sich der neue Gesetzentwurf noch enger als der Entwurf der Deputiertenkammer an das australisch-englische Vorbild anschließen. Es sollen wahre Lohnämter geschaffen werden, welche die Minimallöhne für die einzelnen Stücklohnarbeiten präzise festlegen und publizieren und dem Gerichte somit eine klare Basis für seine Entscheidungen liefern.

Senator Boucher erklärte auch unserem Generalsekretär, er teile seinen Standpunkt, daß die Möglichkeit der Zivilklage im Falle der Nichteinhaltung der Minimallöhne nicht ausreiche; er werde die Einfügung von Geldbußen in das Gesetz für den Fall solcher Übertretungen veranlassen. Die Übersicht im Buche von Professor Broda über die englischen und australischen Lohnämter habe ihm viele Anregungen für seine Arbeit gegeben und er werde sie im einzelnen bei Redigierung des Gesetzes verwenden.

Die Entscheidung des Senats bezüglich des definitiven Textes muß, sei es im Sinne der Vorschläge des Senators Boucher, die sich ganz eng an die Vorschläge unseres Vereins anlehnen, sei es im Sinne des Entwurfes der Deputiertenkammer, der in loserer Beziehung zu denselben steht, in den nächsten Wochen erfolgen.

Das Sekretariat.

BUND FÜR ORGANISIERUNG MENSCHLICHEN FORTSCHRITTS.

Freitag, den 30. Januar fand in der Wohnung der Schatzmeisterin der Wiener Gruppen des „Instituts“ und des „Bundes“, Frau Helene Bauer ein von diesen Gruppen veranstalteter, dem Problem der Alkoholbekämpfung gewidmeter Diskussionsabend statt, der zahlreichen Besuch aufwies. Dr. Friedjung, der Sekretär der Wiener Gruppe des „Bundes“, eröffnete den Abend mit einer Ansprache, in der er Zweck und Programm dieser Diskussionsabende darlegte. Darauf referierte Dr. Daum über „Wege der Alkoholbekämpfung“, Dr. Neumann über „Trinkerfürsorge“. An diese Referate schloß sich eine zweistündige sehr lebhafte Diskussion.

Ministerialrat Baron Pražák gab in Ergänzung des Referats Dr. Neumanns eine anschauliche Schilderung der Schwierigkeiten, denen die private Trinkerfürsorge begegne, und beklagte es, daß in Österreich bisher erst zwei Trinkerheilanstalten beständen. Ein Gesetz über die Errichtung von Trinkerheilstätten sei daher dringend nötig. Auch sei es lebhaft zu wünschen, daß das von der Regierung bereits zweimal eingebrachte und auch schon im Ausschuß durchberatene Entmündigungsgesetz, das auch eine Entmündigung wegen Trunksucht vorsieht, endlich vor das Plenum des Abgeordnetenhauses gelange und beschlossen werde.

Auf eine Anfrage der Frau Rudolfine Sperber gab hierauf Dr. Daum genauere Auskunft über den in der österreichischen Schul- und Unterrichtsordnung vorgesehenen Alkoholunterricht.

Frau Schmiedl besprach die geringen Aussichten der rein privaten Abstinenzbewegung in Österreich, die vom Staate ganz ohne Unterstützung gelassen werde; immerhin habe die Abstinenzbewegung unter der Arbeiterschaft Erfolge erzielt und die Abschaffung des Trinkzwanges bei Arbeiterveranstaltungen erwirkt.

Frau Dr. Hochsinger bezweifelte den Erfolg der Prohibitivgesetzgebung z. B. in den Vereinigten Staaten, worauf Dr. Ernst Broda auf die glänzenden Erfolge des Alkoholverbots in Neuseeland hinwies, wobei er das von Sir Robert Stout in den Dok. d. Fortschr. publizierte statistische Material mitteilte.

Dr. Friedjung bedauerte die Stellungnahme mancher Ärzte, die noch immer Alkohol ordinieren.

In der weiteren Diskussion wurde von Georg Schmiedl die Frage aufgeworfen, inwieweit einem Übel wie dem Alkoholismus, das in der ganzen Atmosphäre des Kapitalismus wurzle, mit den Mitteln der persönlichen Belehrung und Hilfeleistung entgegengewirkt werden könne, worauf Dr. Neumann mit einer Darlegung der regen und erfolgreichen Tätigkeit der in der Zentralstelle der Alkoholgegnervereine zusammengeschlossenen, jedes Jahr Alkoholgegnertage abhaltenden Organisationen erwiderte. Nachdem noch Frl. Braun, die die Rolle der Frauen im Kampfe gegen den Alkohol beleuchtete, Frau Helene Bauer und Oberarzt Dr. Steingöttner gesprochen hatten, schloß Dr. Friedjung die Versammlung mit einem Dank an die Anwesenden für deren eifrige und ergebnisreiche Beteiligung an der Diskussion.

Das Sekretariat.



DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS

INTERNATIONALE REVUE

7·JAHR 4·HEFT



VERLEGT BEI GEORG REIMER : BERLIN

Bund für Organisierung menschlichen Fortschritts

Hauptbureau: 59, Rue Claude Bernard, Paris

Um die Ziele des Bundes zu konkreter Veranschaulichung zu bringen, seien im nachstehenden einige jener Bestrebungen genannt, welche er als Anwendungen seines Grundgedankens organischen Menschheitsfortschritts betrachtet, welche er mit allen ihm zu Gebote stehenden Aktionsmitteln fördern will:

1. Planmäßige Fürsorge für Gesundheit und Veredelung der Rasse. — Bau billiger und gesunder Volkswohnungen — Gartenstadtbewegung. — Tuberkulosebekämpfung. — Gesetzgebung zur Bekämpfung der Trunksucht durch Verbot besonders schädlicher alkoholischer Getränke (nach dem Beispiel des Schweizer Absinthverbotes). — Pflege gesundheitsfördernder Sportsübung innerhalb entsprechender Grenzen. — Bekämpfung der Rauch- und Staubplage. — Arbeiterschutzgesetzgebung, um die Gesundheitsgefährdung der Arbeiter, besonders auch der Frauen und der Kinder, durch überlange Arbeitszeit, Gebrauch gesundheitsschädlicher Substanzen (Phosphor usw.) zu verhindern.

2. Fürsorge für geistige Heranbildung der Massen. — Unentgeltlichkeit des Unterrichts, unentgeltliche Verabreichung der Lehrmittel, warmes Frühstück, warme Beschuhung und Bekleidung an bedürftige Kinder (wie in Frankreich). — Stipendienerteilung an alle begabten Volksschüler, um ihnen den Besuch höherer Schulen zu ermöglichen (wie in Neuseeland). — Volkshochschulen (wie in Norwegen und Dänemark).

3. Verbesserung der sozialen Konstitution der Völker durch eine von wissenschaftlichen Gesichtspunkten geleitete Politik sozialer Reformen, durch planvolle Verstaatlichung und Verstadtlichung der hierfür reifen Produktionszweige. — Förderung der Genossenschaftsbewegung.

4. Bewegung für Ersatz des Faustrechtszustands zwischen den Völkern durch ein Rechtssystem, analog der Überwindung des Faustrechtszustandes zwischen den Individuen durch Ausbildung eines Zivil- und Strafrechts, wie sie die vergangenen Jahrhunderte gebracht haben; Förderung der Bewegung zur Schaffung internationaler Gesetzgebung, Verwaltung und Gerichtsbarkeit.

5. Heranziehung aller Talente in der Frauenwelt durch Erweiterung der Frauenbildung und Wegräumung aller Hindernisse, welche der Berufsbetätigung der Frau auch auf höchsten geistigen Stufen entgegenstehen; Heranziehung der Frauen als Wählerinnen und Gewählte zum politischen Leben, um dieses so durch ihre spezifische Kompetenz für pädagogische und humanitäre Fragen, ihre Betonung altruistischer Gesichtspunkte zu bereichern.

6. Forschungs-Institute zum Zwecke systematischer Erweiterung menschlicher Erkenntnis; Förderung des technischen Fortschritts auf jede, den öffentlichen Körperschaften mögliche Weise.

7. Heranziehung moderner wissenschaftlicher Gesichtspunkte zur Reformation des Strafrechts (Jugendgerichte, bedingte Verurteilung, lebenslängliche Anhaltung von Gewohnheitsverbrechern.

Wer diese Ziele fördern, wer eine zentrale Kraftstelle für internationale Kulturpolitik schaffen will, trete unserem Bunde bei!

DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS

Internationale Revue

Herausgegeben von Prof. Dr. R. Broda in Paris
in Verbindung mit Erich Lilienthal in Berlin

7. Jahr 4. Heft



Organ des Instituts für intern. Austausch fortschrittlicher Erfahrungen u. des Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts

Verlegt bei Georg Reimer in Berlin W. 10

Jährlich 11 Hefte für 10 Mark – Einzelheft 1 Mark

INHALT:

Dieses Heft ist vornehmlich Problemen der moralischen Entwicklung gewidmet.





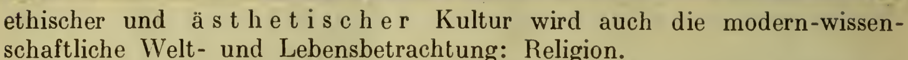
PREDIGER G. TSCHIRN, PRÄSIDENT DES BUNDES FREIRELIGIÖSER GEMEINDEN DEUTSCHLANDS, BRESLAU: DIE FREIRELIGIÖSE BEWEGUNG IN DEUTSCHLAND UND IHRE ZUKUNFT.

UNTER all den freiheitlichen Organisationen, die aus dem Geistesfortschritt der verschiedensten modernen Kulturvölker hervorgegangen sind, nimmt die freireligiöse Bewegung in Deutschland eine eigenartige Stellung dadurch ein, daß sie — wie ihr Name besagt — die Freiheits- und Fortschrittstendenz auf das religiöse Moment gründet, das sonst von den modernen Denkern vielfach direkt und prinzipiell abgelehnt, ja schlechthin bekämpft wird.

Die Religion — menschheitsgeschichtlich betrachtet — tritt uns als natürliches Phantasiereich entgegen, als Sage und Dichtung, als Dichtung, welche den Zusammenhang aller Dinge je nach dem Stande der Völkerentwicklung intellektuell und ethisch erfassen möchte. Heut sind wir aus der naiven Kindheitsepoche der unbewußten Dichtung, der unfreien, dogmatischen Religion, da die Menschen vor den Geschöpfen ihrer eigenen Phantasie zitternd-gläubig knieten, herausgewachsen zum Bewußtsein unserer dichterischen Weltgestaltung, zur freien Religion, zum Mündigwerden der Menschheit. Ein ungeheurer Umschwung, bei dem es erklärlich ist, wenn wir im Jugendüberschwang des sich mündig fühlenden Denkens die Bilder der Phantasie, die Gewebe der Kindheitsdichtungen zerreißen und zerstören möchten, um nur die „reine" Vernunft, die „reine" Moral unabhängig als solche emporzuheben.

Aber kommt die Phantasie und Dichtung nicht gerade erst zu ihrem Wert und natürlichen Recht, wenn sie frei und bewußt schaltet? wenn sie über die Stufe des Traum-Schaffens hinauswächst? Erfüllt so die Religion nicht erst ihre natürliche Aufgabe, wenn sie den denkenden Menschen zur dichterischen, ästhetischen Weltbetrachtung anleitet? Ist die ästhetische Kultur nicht neben und mit der intellektuellen Kultur und der ethischen Kultur gleichwertig?

Die moderne Weltanschauung als solche ist ebensosehr von Vernunft und Wissenschaft, wie von Phantasie und Dichtungskraft getragen. Der reine Gedanke vermag das Ewig-Unendliche nicht zu durcheilen. Dichterische Gestaltung muß zu Hilfe kommen, um uns das Grenzenlose lebendig, gegenständlich, einheitlich zu machen als: Universum. Ohne Phantasie wäre die Vernunft trocken, nüchtern, arm; mit ihr verbunden wird sie genial, erfindungsreich, geht sie durch Irrung den kühnen Forscherweg zur stets neuen Entdeckung der Wahrheit. — Das reine Moralgesetz für sich allein bliebe desgleichen trocken, nüchtern und arm, wenn unser Selbstgefühl und unser Mitgefühl nicht feurig belebt würde von der Kunst, unser eignes Idealbild vor uns hinzustellen, von der Kunst, uns in das Empfindungsleben der Anderen hineinzuversetzen, von der Phantasiekraft, über unsern Tod hinaus zu den Enkelgeschlechtern, zu den Früchten unserer Fortschrittsarbeit hinzuschauen; daß wir begeistert der besseren Zukunft entgegenstreben, die wir ahnend malen, für die wir unser Leben freudig hoffend ausströmen. — Durch die Mitbetonung des künstlerisch-bildenden Moments in der Vernunft und Moral, durch das Ineinanderwirken von intellektueller,



ethischer und ästhetischer Kultur wird auch die modern-wissenschaftliche Welt- und Lebensbetrachtung: Religion.

Ein Dichterphilosoph war es, der kraft seines feurig beflügelten Geistes die ungeheure Gedankenkühnheit und die ungeheure moralische Stärke gehabt hat, alle Himmel zu durchbrechen, das unendliche Weltall zu erobern und, voll seines Schauens, dem Inquisitionskerker und Flammentode Trotz zu bieten: Giordano Bruno! Von ihm her nahm und entwickelte Baruch Spinoza seinen Satz von der einen göttlichen Substanz: Deus sive natura! Gott oder Natur! Von daher empfingen die deutschen Denker und Dichter jene Anregungsfunken, daß Schiller Gott gleich Natur setzte und eine Religion außerhalb aller Konfessionen bekannte; daß Goethe an Schillers Schädel die „Gott-Natur" verehrte, Goethe, der „große Heide", der für die Auserlesenen eine Art Ur- und Vernunftreligion statuierte; daß desgleichen sogar ein Theologe wie Schleiermacher den Manen Spinozas opferte und es für Religion hielt: das Universum anzuschauen. So setzte die Idee einer freien menschheitlichen Religion ihre Wurzeln im deutschen Volke.

Deutschlands moderne Kultur hängt ferner in besonderer Weise von Luthers Reformation ab. Der Protestantismus ist zur geistig-führenden Macht im Volksleben geworden. Ein gewaltiger Bruch und Fortschritt innerhalb des Christentums ist die lebendige Erfahrung grade des deutschen Volkes. Die hat sich auch den schon genannten und anderen geistesverwandten Denkern und Dichtern Deutschlands tief eingeprägt. Daher finden wir bei ihnen vielfach den Gedanken, daß nach dem römischen Katholizismus, der Kirche Petri, und nach dem Protestantismus, der Kirche des Apostels Paulus, ein neues, drittes, Johanneisches Christentum kommen werde als Religion des Geistes und der Liebe. Vor allem ist so auch der Einfluß der Kantschen Philosophie bedeutsam gewesen.

Auf den dunklen Pfaden allmählicher innerer Einwirkung, die vom allgemeinen Zeitenfortschritt kräftig gefördert wurde, drangen die Ideen der vor einem reichlichen Jahrhundert lebenden genialen Denker in weitere Kreise des deutschen Volkes. Gegenüber der neu erwachsenen politischen und kirchlichen Reaktionsherrschaft erhob sich deshalb in den Jahren 1845 bis 1847 eine stürmische religiös-freiheitliche Bewegung; am gewaltigsten im Katholizismus, so daß selbst der Papst in Rom fast eine neue „Reformation" befürchtete; doch tiefgreifend auch im Protestantismus. Aus ersterer entstanden mehrere hundert „deutschkatholische Gemeinden", die sich vom Papst und von der römischen Kirche lossagten und selbständig ein allgemeines zeitgemäß fortschreitendes Christentum proklamierten; aus letzterer erwuchsen nahe an hundert „freie Gemeinden", die den Protestantismus als Freiheitsprinzip auch gegenüber Bibel und Bekenntnis anwendeten und sich ebenfalls zu einem fortschrittsfreudigen, antikirchlichen, undogmatischen Christentum bekannten, teilweise auch schon darüber hinaus zu einer natürlichen Vernunft- und Menschheitsreligion ohne christliche Färbung. 1847 wurde den Freigemeindlern der Weg gewiesen, als Einzelpersonen gesetzlich aus der Kirche auszuscheiden.

Die „deutschkatholischen" und „freien Gemeinden", über die Verschiedenheit der konfessionellen Herkunft hinweg ihre Geistesverwandtschaft fühlend, schlossen sich 1850 zu einer interkonfessionellen „Religionsgesellschaft freier Gemeinden" zusammen. Aber direkt bei dieser Bundesschließung wurden sie von der Reaktion, die ein paar Jahre abwartend gezögert hatte, mit Polizeigewalt überfallen und auseinandergesprengt. Sie hatten nun fast

ein Jahrzehnt lang die Schrecknisse einer echten Religionsverfolgung zu erdulden, da man von oben her offen den Vorsatz bekannte, das Dissidentenwesen mit allen gesetzlichen Mitteln auszurotten. In Betonung des Heiles auf Erden, statt der Jenseitshoffnungen, hatten die freigemeindlichen Redner schon damals öfter die Klänge der sozialen Botschaft hören lassen, und mancherlei Einrichtungen sozialer Hilfe traten ins Leben. Dafür wurden die Gemeinden als Vereine, welche den sozialen und politischen Umsturz bezweckten, zur gewaltsamen Vernichtung verurteilt, wobei Regierung, Gerichte, Polizei und Militär miteinander in Aktion traten, um selbst Einzelmitglieder der Gemeinden in ihrem Beruf, in ihren Privatwohnungen zu treffen und selbst Kinder im Unterricht auseinanderzujagen. Die Prediger gingen im Gefängnis aus und ein; viele wurden außer Landes getrieben (wodurch diese Bewegung sich auch nach Nordamerika verpflanzte), eine Reihe von Gemeinden wurde zu Tode prozessiert oder direkt gewaltsam aufgelöst; der allergrößte Teil erlag tatsächlich der Vernichtung des Totgetretenwerdens.

Aber ein Bruchteil blieb unbesieglich, unausrottbar. An den Hauptstätten der Bewegung hielten Hunderte oder auch nur Dutzende zäher Freigemeindler mit religiöser Glut und Märtyrerfreudigkeit die Fahne ihrer Überzeugung fest. Einzelne Prediger gründeten sich an den Orten ihrer Wirksamkeit eine neue Existenz in einem anderen Beruf, als Kaufleute, Fabrikanten, Landwirte, Mühlenbesitzer usw., um der Sache trotz allem dienen zu können. Beträchtliche Überreste der anfänglich so vielversprechenden Bewegung erhielten sich also, bis die gewaltsamste Wut der Verfolgung nachließ. Als in Preußen 1858 Wilhelm I. als Prinzregent zur Herrschaft kam, löste er sich von dem orthodox-reaktionären Parteigetriebe, wodurch für die freien Gemeinden eine Wende zum Bessern kam. Sie konnten ihre Tätigkeit im Versammlungs- und Unterrichtswesen wieder aufnehmen, sich organisieren, eigene Hallen bauen usw. Im Jahre darauf, 1859, schlossen sie den heut noch bestehenden „Bund freier religiöser Gemeinden Deutschlands" auf dem Boden des Grundsatzes: „Freie Selbstbestimmung in allen religiösen Angelegenheiten."

Doch die Volksbegeisterung von 1845 für eine große religiöse Reform war verraucht. Es galt für die geschwächten freien Gemeinden, in mühsamer Kleinarbeit sich zu behaupten. Und selbst dies blieb durch die Wandlungen des inneren Volkslebens unsagbar schwer. Von 1864—1871 kam ein Jahrzehnt der Kriege, das alle Interessen ausschließlich für die schicksalsschweren blutigen Ereignisse und ihre Folgen in Anspruch nahm. Wie sollte die Öffentlichkeit sich dabei um freie Gemeinden kümmern! Nach 1871 brachten die Gründerjahre das allgemeine Erwerbsfieber als charakteristische Volkstendenz; brachten das Anwachsen der Sozialdemokratie, welche durch den ausschließlich politischen Kampf voll Glut und Eifer einen nahe erhofften Umschwung aller Dinge herbeiführen wollte; brachte die katholische Zentrumspartei mit all den Erregungen, die zu diesen politischen Konstellationen gehörten. Das wirtschaftspolitische Interesse verschlang das geistig-religiöse völlig, die Freigemeindler standen unbeachtet in der Ecke; man zuckte die Achseln über die unpraktischen „Ideologen". Kein Aufschwung, vielmehr weiterer Rückgang der freireligiösen Bewegung bis in die 80er Jahre vorigen Jahrhunderts war die Folge der Zeitgeschichte. An einem Punkte zeigte sie indessen bedeutsame Kraft: die freien Gemeinden haben selbst in der Zeit des Sozialistengesetzes, wo die Partei- und Klassengegensätze am leidenschaftlichsten widereinander tobten, bürgerliche und proletarische Kreise

in ihrer Organisation zusammengehalten, trotz vereinzelter innerer Konflikte. Diese tatsächliche Leistung an religiöser Verbindung in Zeiten des größten politischen Hasses kann kaum hoch genug bewertet werden und gibt einen nicht zu übersehenden Fingerzeig auch für die Zukunft.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als aus den großen Stürmen der realpolitischen Kämpfe noch immer für niemanden die Küste des gelobten Zukunftslandes auftauchte, als man sich auf die Notwendigkeit der verinnerlichten Arbeit an der Menschheitserziehung mehr und mehr einrichtete, stieg auch die „Ideologie" langsam wieder an Wert und gewann Raum in der Öffentlichkeit. Nach der Gründung des internationalen Freidenkerbunds 1880 folgte die des deutschen Freidenkerbunds 1881. Anfang der 90er Jahre rüttelte der Oberstleutnant von Egidy einen großen Teil des deutschen Volkes mit seinem „Einigen Christentum" auf. Von Amerika und England herüber fand die „Ethische Bewegung" Echo in Deutschland. Gleichzeitig mit dem allen begannen auch die freien Gemeinden an Kräften zu wachsen. Es schadete ihnen nichts, daß nun eine neue Ära staatlicher Bedrückung in dem führenden und größten deutschen Staate, in Preußen, anhob.

Hier war seit dem Regierungsantritt Wilhelms I., seit 1859, das Freigemeindetum zwar immer noch in gesetzlicher Rechtlosigkeit gelassen worden, während hessische, badische und sogar bayerische Gemeinden juristische Körperschaftsrechte empfingen, aber doch ließ man die Tätigkeit der freireligiösen Gemeinden auch in Preußen einigermaßen unbehelligt, insbesondere den von ihnen eingerichteten Religionsunterricht. Die Kinder der freigemeindlichen Dissidenten wurden infolgedessen allgemein von dem Besuch des konfessionellen Religionsunterrichts in der Schule dispensiert, entsprechend den verfassungsmäßigen Bestimmungen und dem einfachen Prinzip der Gewissensfreiheit. Aber 1892 verordnete der preußische Kultusminister Graf Zedlitz, daß die Befreiung der Dissidentenkinder von der Teilnahme am Konfessionsunterricht jedesmal dem „behördlichen Ermessen" unterliege, das über den freireligiösen „Ersatzunterricht" zu befinden habe. Darnach wurde in Berlin der Jugendunterricht der freireligiösen Gemeinde und der humanistischen Gemeinde einfach verboten. Als Dr. Bruno Wille und Frl. Ida Altmann ihre Unterrichtstätigkeit trotzdem fortsetzten, kamen beide in Haft ! Die freireligiösen Kinder wurden regierungsseitig trotz mannhaften Widerstrebens des Berliner Magistrats durch Bestrafung der Eltern gezwungen, am konfessionellen Religionsunterricht der evangelischen oder katholischen Schulen teilzunehmen, d. h. in Berlin und außerdem an allen Orten, wo kleinere freireligiöse Gemeinden keinen allwöchentlichen Unterricht veranstalten konnten; allen anderen größeren Freigemeinden (in Königsberg, Danzig, Breslau, Magdeburg, Nordhausen, Frankfurt a. M., Wiesbaden usw.) wurde der Religionsunterricht nicht nur belassen, sondern die daran teilnehmenden Kinder erhielten auch weiterhin Dispensation vom konfessionellen Schulreligionsunterricht. Nur machte sich auch hier vielfach die Verfolgungstendenz in schärferer polizeilicher Überwachung und in einer Reihe von Prozessen gegen freireligiöse Redner und Vorstände bemerkbar.

In den anderen größeren deutschen Staaten, wo ja die freien Gemeinden Körperschaftsrechte besitzen, ist auch die Unterrichtsfrage toleranter geregelt. Hessen und Baden stellt sogar freireligiöse Lehrer nach dem Prozentsatz der freireligiösen Kinder direkt staatlich an. In Bayern ist der freireligiöse Moralunterricht jüngst an verschiedenen Orten von der Regierung neu genehmigt worden. Dagegen hat sich ein Zentrumssturm erhoben, und

nach den dadurch veranlaßten Erklärungen des Frhrn. v. Hertling und des bayerischen Kultusministers darf man auf die Weiterentwicklung dieser Angelegenheit in Bayern gespannt sein. — Die „deutschkatholischen Gemeinden" Sachsens haben von Anfang an eine Art kirchlicher Anerkennung gefunden, sind deshalb aber staatlich gebunden und eine Organisation für sich.

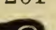
In Preußen hat die Volksschulvorlage 1906 der Kirche noch mehr Gewalt über die Schule verliehen, als sie ohnehin schon besaß. Da aber zeigte sich das vorher bereits begonnene Erwachen des Volkes zu geistigen Freiheitsidealen. Gegenüber der neuen Verkirchlichung der Volksschule erhob sich seit 1906 die Kirchenaustrittsbewegung, die bisher wesentlich nur als innere Propaganda der freireligiösen Gemeinden existiert hatte, zu vervielfachter Stärke und zu einem Faktor im öffentlichen Leben. Inzwischen ist der Monistenbund noch auf den Plan getreten, um vornehmlich die akademisch-bürgerlichen Kreise zum Bekenntnis einer freiheitlichen, wissenschaftlichen Weltanschauung aufzurufen, und seit 1911 hat das Komitee Konfessionslos die Kirchenaustrittsbewegung voll Eifer und Geschick organisiert, so daß diese wie eine ganz neue Volksmacht in die Erscheinung tritt.

Das alles beweist mit erfreulicher Stärke das große Wachstum der freigeistigen Interessen im deutschen Volke, weist aber zugleich ein Bild wachsender Zersplitterung eben dieser Interessen. Daraus ergibt sich die Frage, ob für die freireligiöse Bewegung keine Schwächung resultiert. Die Buntfarbigkeit des allgemeinen freigeistigen Strebens ist wohl — zumal bei der deutschen Eigenart — eine notwendige Folge des größeren Reichtums an idealistischen Triebkräften überhaupt. Das Freigemeindetum hat nun vom Anfang seiner Geschichte an durch manche Diskussionskämpfe hindurch streng daran festgehalten, sich auf keinerlei einseitige, etwa wissenschaftlich-dogmatische Richtung hin zu binden, sondern auf der Grundlage der „freien Selbstbestimmung" und der „fortschreitenden Erkenntnis" jede eigen-persönliche Überzeugung willkommen zu heißen: Materialismus, Idealismus, Monismus, Atheismus, Pantheismus oder auch philosophischen Monotheismus, etwa nach Kant. Auf vollkommene Freiheit und entsprechende Vielgestaltigkeit der Überzeugungen ist es also durchaus eingerichtet; so ist es auch bisher gerade unter der Konkurrenz neuer geistesverwandter Organisationen während der letzten 20 Jahre ganz bedeutend gewachsen. Die größeren Gemeinden haben sich an Mitgliederbeständen verdreifacht bis verzehnfacht. Die Zahl aller freien religiösen (deutschkatholischen, freiprotestantischen) Gemeinden beträgt zurzeit in Deutschland ein volles Hundert, wovon die Hälfte im „Bunde freier religiöser Gemeinden Deutschlands" organisiert sind. Die Gesamtseelenzahl ist im letzten Jahrzehnt von etwa 30 000 auf etwa 50 000 gestiegen. An Grundstückswerten und Kapitalien besitzen die freien Gemeinden zusammen insgesamt wohl über eine Million Mark und sie verausgaben jährlich 100 000 bis 150 000 Mark für Besoldungen und Propagandatätigkeit aller Art. Über 50 Prediger, Redner und Lehrer stehen beruflich in ihrem Dienst. Der deutsche Freidenkerbund hat sich seinerseits während der letzten Jahrzehnte immer näher der freireligiösen Bewegung verbündet, hauptsächlich in der Frage des Kirchenaustritts und der Jugenderziehung. Wenn der Monistenbund einerseits und der Zentralverband proletarischer Freidenker andererseits mit starkem, oft in die Augen springendem Erfolge sich mehr oder minder der Rücksichtnahme auf die gesellschaftlich getrennten Klassen und Stände anpaßte, so begrüßen wir

auch diese Erfolge gern und hoffen noch auf ihr größeres Wachstum, ohne von der freudig-festen Zuversicht zu lassen, daß am Ende, wie am Anfang, die brüderliche Versöhnung der Klassengegensätze in der kommenden Geisteskultur, im freien religiösen Menschheitsbewußtsein enthalten sein wird, d. h. wir wahren die Richtung unserer Tätigkeit und unser ganzes Gemeindeleben dahin, alle Volkskreise in gleicher Weise heran- und zusammenzuziehen, und glauben an die erfolgreiche, siegende Zukunft dieses Prinzips, trotzdem sich der praktischen Verbrüderung der verschiedenen Gesellschaftsklassen tatsächlich zurzeit noch große Schwierigkeiten entgegenstellen.

Unser Gemeindeleben war in früheren, schwereren Zeiten ein starker menschlicher Einigungsfaktor und soll es weiter bleiben. Eine „Gemeinde“ ist eben etwas Anderes, Festeres, als irgendwelcher „Verein“. Sie hat Familiencharakter, weil sie Familien umfaßt, Väter, Mütter, Kinder und Enkelkinder; weil sie ganze Menschenleben durchwärmt und miteinander verschmilzt. Die Kindheit, wenn nicht schon eine Begrüßung des Neugeborenen stattgefunden hat, kommt zu ihr in den Unterricht. Die Schulentlassenen empfangen die lebenslang unvergeßliche Jugendweihe, in welcher alljährlich die stärkstbesuchte, gemütvollste Gemeindefeier sich abspielt, eindrucksvoller selbst als die Einbescherungsfeier zu Weihnachten. Braut und Bräutigam schließen ihren Ehebund unter der Weihe des freireligiösen Lebensideals. An den Gräbern der Toten, vor den Ohren der weinenden Leidtragenden erklingt das zum Frieden und zur Ewigkeit aufrichtende Wort der freien Religion und desgleichen gemeinsam für alle Gemeindemitglieder alljährlich am Totensonntage. Die alten religiösen Naturfeste, Weihnacht, Ostern, Pfingsten, üben ihre Anziehungskraft, die an keine konfessionellen Grenzen gebunden ist. Das Amt des freireligiösen Predigers, der nicht als geweihter Diener Gottes oder Diener Christi zu den Gemeindemitgliedern hinab spricht, sondern als Vertrauensmann ihrer besten Überzeugungen mitten unter ihnen steht, mit ihnen verwächst in Pflege ihrer Kinder, wie im Gedenken ihrer Toten, ist ein köstliches, zukunftsreiches Amt, das die freien Gemeinden durch Kampf und Sturm der tiefsten Geisteswandlungen hindurch, über Abgründe der Glaubensumwälzungen hinüber wohl für alle Zeit geschaffen haben.

Das dem deutschen Volke eingeborene religiöse Bedürfnis, die Sehnsucht nach der von Haeckel und tausendfach sonst proklamierten „Religion des Wahren, Guten, Schönen“ kommt auch jetzt wieder bei der anschwellenden Kirchenaustrittsbewegung vielfach zu lebendigem Ausdruck. Von den verschiedensten Seiten wird jetzt in der Presse betont, daß den Massen aus der Kirche Ausgeschiedener ein Ersatz an Innen- und Gemeinschaftsleben geboten werden müsse. So treten ganz gewaltige Zukunftsaufgaben und -aussichten direkt und unmittelbar an die freireligiösen Gemeinden heran. Um diese entsprechend bewältigen zu können (durch Vermehrung der Unterrichtsveranstaltungen, Neuanstellung von Predigern und Lehrkräften, Unterstützung neu entstehender Gemeinden usw.), wird entscheidend wichtig und nötig sein, daß ihre pekuniäre Leistungsfähigkeit sich hebt. Vielleicht trägt hierzu — angesichts der den Freireligiösen so vielfach gemachten Schwierigkeiten und der andererseits von der Zeit selber ihnen zugewiesenen großen Arbeitsaufgaben — die erwachende Hinneigung des öffentlichen Interesses und daraus entspringende Hilfsbereitschaft neu interessierter Personen bei. Der Bund freier religiöser Gemeinden Deutschlands ist soeben 1913 endlich, und zwar einwandsfrei, ins hessische Vereinsregister



eingetragen worden und damit rechtsfähig *). Von Bedeutung für die öffentliche Kenntnisnahme ist es auch, daß die Bundesversammlung 1913 in Wiesbaden erstmalig ein gemeinsames Lehrziel für den freireligiösen Unterricht aufstellte. Die betreffenden kurzen Thesen lauten:

1. Die Kinder sollen bei der Entlassung aus der Schule die religiösen Zustände, Richtungen und Gebräuche, die ihnen im Leben begegnen, einschließlich der Satzung und der Geschichte der Freireligiösen Gemeinden, wenigstens in den Grundzügen, kennen und verstehen und in ihrer geschichtlichen Herkunft achten.

2. Sie sollen ein möglichst klares Weltbild auf wissenschaftlicher Grundlage, sowohl nach seiner naturwissenschaftlichen (Entstehung des Sonnensystems, Erdgeschichte, Entwicklung der Lebewesen), als nach seiner kulturgeschichtlichen Seite (Entwicklung der technischen Kultur, der sozialen Lebensgemeinschaften und der sittlichen Ideale) besitzen.

3. Sie sollen zu dem Willen erzogen werden, ihr Einzelleben der Höherentwicklung der Menschheit zu weihen; sie sollen es als ihre Ehre und ihr Glück betrachten, auch in ihrem persönlichen Leben die höchsten sittlichen Ideale zur Darstellung zu bringen.

Für den Dienst, welchen freireligiöse Gemeinden den geistesverwandten Organisationen leisten können, ist ein Charakteristikum in München von sprechender Bedeutung. Dort sind Monistenbund, Ethische Kultur usw. mit der freireligiösen Gemeinde zu einem festen „Kartell" verbunden. Dies Kartell hat Dr. E. Horneffer als Dozenten angestellt zur Abhaltung regelmäßiger Sonntagsvorträge und zur Erteilung des Jugendunterrichts; letzterer aber findet namens der Gemeinde als freireligiöser Unterricht statt. Um der sachlichen und um der Rechtslage willen dürfte ein ähnliches Zusammengehen anderer Organisationen mit der freireligiösen Gemeinde an manchen Orten Deutschlands wohl künftig desgleichen notwendig werden. Und wenn nicht nach dem Vorbilde, so doch nach Analogie der freien Gemeinden werden monistische, ethische u. a. Vereinigungen allmählich auch einzelne kultusähnliche Einrichtungen voll menschlich-freiheitlicher Bedeutung schaffen, zur Feier der Geburt und Schulentlassung der Kinder, Ansprachen zur Eheschließung, am Grabe, Anstellung von Berufspädagogen usw. So dürfte die freireligiöse Bewegung auch indirekt hinüberwirken in die neuentstandenen und neuartigen Kulturverbände aller Schattierungen und auch auf diesem Wege mit den kommenden Jahrzehnten je länger je mehr ihren Wert dokumentieren, daß sie eine historisch dauernde Fundamental- und Zentralstellung innehaben.

Zu unabsehbaren Konsequenzen weist vollends der Gedanke hin, daß die protestantische Kirche wohl kaum noch länger als eine oder zwei Generationen zusammenhalten wird; der Gegensatz zwischen modernem Liberalismus und mittelalterlicher Orthodoxie in der Kirche ist zu groß geworden und klafft immer weiter (Jatho, Traub!), als daß so verschiedene Weltanschauungs- und Kulturtendenzen sich noch lange gemeinsam in ein und derselben Kirchenorganisation betätigen könnten. Wenn im Laufe dieses Jahrhunderts die Trennung des kirchlichen Liberalismus von der Orthodoxie

---

*) Den derzeitigen Bundesvorstand bilden: Prediger Tschirn-Breslau (Vorsitzender), Reichstagsabgeordneter Vogtherr-Dresden (Kassierer; beide geben das wöchentlich erscheinende Bundesorgan „Die Geistesfreiheit" heraus), Rechtsanwalt Dr. Hochstaedter-Frankfurt a. M., Prediger Dr. Maurenbrecher-Mannheim, Stadtrat Dr. Penzig-Berlin.

erfolgt, wenn dadurch und durch die Kirchenaustrittsbewegung usw. auch die Trennung von Kirche und Staat verwirklicht wird, wenn das unglückselige, aus äußeren Gründen beobachtete, aber seinem innersten Wesen ganz zuwider gehende Festhalten des Liberalismus am Gebilde des „Landeskirchentums“ ein Ende nehmen wird, dann erstehen vor unserem Zukunftsblick eine werdende Menge freier kirchlich gerichteter Gemeinden, die sich eventuell mannigfach zusammengruppieren. Sie werden sich gewiß nicht der jetzigen freireligiösen Bewegung einfach anschließen; sie werden ihren eigenen liberalprotestantischen Standpunkt festhalten. Aber damit tun sie nur das, was die jetzigen freireligiösen Gemeinden vor 70 Jahren ganz ähnlich auch getan haben; und deshalb werden sie auch einen ähnlichen Entwicklungsgang nehmen, wie letztere. Über den Rahmen des einzigauserwählten Christentums und des einzigartigen, unvergleichlichen Vorbildes Christi hinaus werden ihre religiösen Kulturfortschritts- und Menschheitstendenzen allmählich wachsen zu allgemeineren, erweiterten Idealen. Die schon vorhandene freireligiöse Bewegung mit ihrem inhaltsreichen Lebensgange dürfte dabei nicht ohne jeden historischen Einfluß bleiben und wird ihrerseits von den neuen Gestaltungen, Anregungen und Kräften ebenso gern lernen und sich befruchten lassen, wie sie ihre gewonnenen Erfahrungen zur Nutznießung und gegenseitigen Verständigung darbietet. Das freireligiöse Gemeindetum überhaupt und im allgemeinen hat jedenfalls unübersehbar große Aussichten vor sich. *Die freie Gemeinde ist die religiöse Organisation der Zukunft, sofern man die Religion nicht ganz als besonderes Moment im Volksleben ausschaltet.*

Über Deutschland und die christlichen Kulturkreise hinaus schauen wir aber noch andere freie religiöse Regungen: den Unitarismus, den Neo-Buddhismus, der leise durch die Länder schreitet; die seit Kaiser Akbar dem Großen in Indien unter dem Namen „Brahmosomadsch“ zu einer allgemein menschlichen Religiosität strebende Bewegung; den „Behaismus“, der seit einigen Jahrzehnten von Persien aus eine gleiche Tendenz verbreitet; moderne philosophische Richtungen in der mohammedanischen Religion usw. Unter fremdklingenden Namen aus fernen Weltteilen erhebt sich tief-gemeinsames Drängen der verstreuten Menschheit. Noch kennen diese so räumlich-sprachlich weit getrennten freireligiösen Bewegungen einander kaum; aber wird unsere Zeit der internationalen Kultur, der internationalen Kongresse sie nicht in kommenden Jahrzehnten näher zusammenführen, daß sie in freudigem Staunen sich gegenseitig die Hand reichen und sich wunderbar stärken zu neuer, noch nie so aufgequollener Begeisterung? — Man verarge es uns Freireligiösen sonach nicht, wenn wir in unserer bescheidenen Organisation Vorarbeiten und Keime des Größten sehen, was sich denken und kaum in Worte kleiden läßt; wenn wir Zukunftsperspektiven voll dämmernder Weite schauen, davor das Herz in freudigen Schauern erbebt; wenn wir durch irdische Glaubenshoffnungen uns stark fühlen, wie nur je die Jünger Christi oder Mohammeds sich an überirdischen begeisterten. „Religion“ liegt nicht hinter uns, ist nicht erkaltet und überwunden in der alt gewordenen Menschheit; das wahrhaft religiöse Zeitalter liegt noch vor uns, jetzt, wo die Menschheit eben aus wundergläubiger Kindheit die Augen zu staunender Erkenntnisahnung aufschlägt und dem Jugendlenz, dem großen Maientag entgegenblüht, der erst alle Knospen der Poesie und Schönheit im freien Geistessonnenschein zum Springen, zur Entfaltung bringt.

Ich kehre am Schlusse meiner Zukunftsausblicke zum Anfange meiner Darlegungen zurück: daß ein neues religiöses Zeitalter sich nicht nur in einer neuen Welterkenntnis und neuen Menschheitsethik, sondern auch in einer neuen künstlerischen Kultur betätigen muß. Von dieser wird weit weniger gesprochen, als von neuer Weltanschauung und Moral, weil man eben im gärend-kritischen Übergangsalter der Menschheit von der Kindheit zur reifenden Jugend die rechte Einschätzung des Phantasieschaffens, die harmonische Ergänzung der Lebensstimmung zu einer „Religion", so vielfach für den Augenblick verloren hat. Auf dem harten Boden der Not und der bitteren Kämpfe kann sich auch das Blütenreich der Kunst und ästhetischer Schöpfungen noch nicht entfalten. Aber wenn die freie Religion als harmonisch-dichterische Welt- und Lebensanschauung das Meer ist, zu welchem alle historischen Einzelreligionen hinströmen, dann muß auch ein Zeitalter der Kunstkultur kommen, das noch nicht dagewesen ist. Wie die Kunst eine ganze religiöse Lebensrichtung verklärt und krönt, so wird sie ihrerseits von letzterer durchleuchtet und beflügelt zu ihrer höchsten Leistung. Religiös war die hohe Kunst des Mittelalters, eines Michel Angelo und Rafael; religiös die klassische Kunst der Griechen, eines Phidias und Homer, die Tempel, Pyramiden und anderen religiösen Denkwürdigkeiten sind unvergleichliche Museen rings um die Erde, ragen auf dem Boden des Christentums, des Islams, des Buddhismus; auf dem Boden altägyptischer, altperuanischer und mexikanischer Kultur, wie auf dem der Naturvölker und des Eiszeitmenschen. Schon die befruchtende Vermählung all dieses religiösen Kunstschaffens zur allgemeinsamen, erhöhenden Menschheitstendenz in der freien Religion der Kulturvölker — welche Kinder titanischer Poesie, welche Bilder voll erhabenster Bedeutung wird sie hervorbringen? Neue Hallen und Tempel der Erdenreligion warten darauf, gebaut zu werden, in denen Mohammed, Christus und Buddha, Konfuzius und Moses, Plato und Giordano Bruno, Luther und Goethe als Apostelgestalten symbolisch leuchten. Die vollendetsten Kunstschöpfungen sind — wie im klassischen Zeitalter Griechenlands — aus idealer Naturverehrung hervorgegangen. Wann aber stand die Natur als Kunstwerk und als Künstlerin so hoch, wie in dem jetzt erst beginnenden Zeitalter, welches den Glanz aller Götter zur Krone des Universums zusammenwebt? Welche Ströme erhabener Schönheit entfließen dem lebendigen All, das heut und künftig frei-religiös verehrt wird? Die Sphärenmusik des Pythagoras klingt heut der Kulturmenschheit aus den leuchtenden Reigen der Sterne noch anders, als einst den einsamen Denkern. „Die Musik ist die Melodie, deren Text die Welt ist", sagt ein glückliches Wort Schopenhauers. Der neue größere Text wird neue größere Melodien schaffen. Kann das Antlitz des Zeus dem Antlitz des Universums gleichkommen, das ein künftiger Phidias schaut und schafft? Und welche Göttin sollte das Bild der „Mutter Erde" überstrahlen, das aus tiefer, religiöser Schau geformt wird? Statt der Adams- und Evagestalten offenbarte sich das Getriebe der Urmenschen, um demnächst in künstlerischer Darstellung sinnvoll den Gang unseres Geschlechts zu veranschaulichen. Statt des aus dem Paradies verstoßenen will der neue „Mensch" in die Kunst einziehen, der aus der Erde wächst, um nach den Sternen zu greifen; der Mensch der Arbeit, der Sieger und Eroberer, der Fausts Geist und des Prometheus Kraft aus seinem Bilde ahnen läßt. Das Heldenmotiv, der Siegfriedsang, den Richard Wagner aus der germanischen Mythologie neu erstehen ließ, soll sich höher und höher heben, das Getön des Kampfs mit dem Drachen und mit dem Überdrachen, voll blutigen Leids, doch sieg-

reich sich lösend und erlösend in der schwer errungenen, darum desto herrlicheren Endharmonien.

Sind es nur Träume, die ich hier als Zukunftsausblicke male? Doch wohl nicht! Zu viel schon vorhandene Wahrheit spricht aus ihnen; zu viele Keime der Wirklichkeit drängen in ihrer Richtung. Und mag die faktisch vorhandene freireligiöse Bewegung im Verhältnis zu ihren Idealen noch so klein und dürftig aussehen, diese innere Spannung reißt sie nur desto mächtiger empor. Hier ist auch ein Glaube, welcher Berge versetzt; und er ist treu genug durch 70 Jahre bewährt worden; ja, vielfach neu gekräftigt und gestärkt worden durch Neuerscheinungen in Wissenschaft und Geschichte, an die vor jenen Jahrzehnten noch nicht zu denken war. Wir sehen zum Vergleiche gern hin auf die ersten Christengemeinden. Denn eine mindestens ebenso große Geistesumwälzung, wie jene, tragen wir im Schoße unseres Bewußtseins. Viel dürftiger ist das äußere Bild des Christentums, 70 Jahre nach dem ersten Pfingstfest, als die heutige Gestalt unserer freireligiösen Bewegung. Wir glauben nicht, drei Jahrhunderte auf den siegreichen Durchbruch der freireligiösen Idee warten zu müssen, und glauben nicht, für denselben eines Kaisers Konstantin zu bedürfen. Aber die Grenzen, vor denen die christliche Mission versagte, die chinesische und mohammedanische Mauer usw., glauben wir in wenigen Jahrhunderten überwunden von der freien Menschheitsreligion, deren arm-bescheidene und doch so hoffnungsreiche Vorarbeiter und Vorkämpfer wir sein und bleiben wollen.



DR. MAX MAURENBRECHER, MANNHEIM: KONFESSIONSLOSER MORALUNTERRICHT ODER KULTURGESCHICHTLICHER RELIGIONSUNTERRICHT?

ES ist in der breiteren Öffentlichkeit noch nicht sehr beachtet worden, daß in unseren heutigen freireligiösen Gemeinden in Deutschland sich langsam und halb unbewußt ein neuer Stil des Moralunterrichtes herausgebildet hat, der so anders ist, daß er kaum mehr diesen Namen verdient oder wenigstens von dem, was man in Frankreich und in den angelsächsischen Ländern unter diesem Namen versteht, deutlich unterschieden werden muß. Und zwar unterscheidet sich dieser neue Stil von der älteren, im Ausland herrschenden Form des Moralunterrichtes sowohl im Stoff wie in der Methode wie auch in den Prinzipien, die ihm zugrunde liegen. Mit einem Wort kann man den Unterschied deutlich machen, wenn man sich entschließt, zu sagen, daß unser Unterricht wieder mehr Religionsunterrricht als reiner Moralunterricht ist. Freilich bleibt er von dem, was man in den Kirchen Religionsunterricht nennt, himmelweit unterschieden.

Der Unterricht in den freireligiösen Gemeinden ist ja zunächst davon ausgegangen, daß er Religionsunterricht war. Soweit wir uns aus dem heute noch vorhandenen Material überhaupt ein Bild davon machen können, wie die erste Generation freireligiöser Prediger von 1845 bis etwa 1870 unter-

richtet hat, sehen wir, daß sie sich in wesentlichen Stücken noch an den Typus des liberalen evangelischen Religionsunterrichtes hielten: Biblische Geschichten, Jesus, Bergpredigt, Nächstenliebe und dazu das naturwissenschaftlich begründete Weltbild ihrer Zeit, das der evangelische Religionsunterricht noch meist verschwieg. Dann kam die Erweiterung, daß der religionsgeschichtliche Stoff sich auch über die anderen Religionen ausdehnte und damit die biblische Beschränkung verlor, und daß „die Moral" als ein einheitliches, selbständiges, in allen Religionen gleichmäßig vorhandenes, rein menschliches und allgemein-menschlich erfahrungsgemäß zu begründendes Gebilde erschien. Der freireligiöse Unterricht bekam damit drei Ziele, die innerlich unverbunden gleichberechtigt nebeneinander standen: er sollte naturwissenschaftlich die Entwicklungslehre bringen, die ja die übrige Schule noch immer ihren Zöglingen beharrlich verschwieg; er sollte religionsgeschichtlich die Vielgestaltigkeit der Religionen und die Einheitlichkeit der in den verschiedenen Religionen gelehrten Moral enthüllen; und er sollte schließlich unabhängig von aller Metaphysik und „Religion" einen Komplex von Regeln des Handelns und Unterlassens den Zöglingen als klug und berechtigt erweisen und sie nach Möglichkeit an ihre Befolgung gewöhnen. In diesem dritten Ziele war auch der freireligiöse Unterricht ein reiner Moralunterricht nach ausländischem Muster geworden.

Dieser Unterricht hat sich literarisch in zwei verschiedenen Typen dargestellt, in den Lehrbüchern von Bruno Wille und Georg Schneider, jene erschienen im Anfang der neunziger Jahre, diese nach jahrelanger Vorbereitung im Jahre 1904. Wille bildet mehr den historischen, Schneider mehr den systematischen Typus aus. Wille gibt die Geschichte der großen Religionen und bei jeder eine Sammlung der in ihr überlieferten moralischen Sprüche. Schneider beginnt mit einer Tugendlehre für die Kleinen, die durch Tierfabel, Familiengeschichten und Sinnsprüche illustriert wird, geht dann zur kursorischen Behandlung der biblischen und der Kirchengeschichte über, bietet dann ein System der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre und der Moral, ausdrücklich gegliedert in allgemeine und spezielle Tugendlehre, mit normativ formuliertem Lehrspruch und Veranschaulichungsmaterial aus biographischer Anekdote, Legende, Ballade und ethischer Dichtung, und schließt mit einem erweiterten Rundgang durch die Religionsgeschichte. Verbindungslinien zwischen den drei Gebieten der Naturwissenschaft, der Religionsgeschichte und der Tugendlehre zu ziehen, bleibt dem Belieben des das Lehrbuch benutzenden Lehrers überlassen.

Gegen diese Art des freireligiösen Religionsunterrichtes nun hat sich in den letzten Jahren an verschiedenen Stellen eine Reaktion bemerkbar gemacht, die nach einer Neuorientierung und strafferen Zusammenfassung, nach einem einheitlichen Ziel und nach größerer Wärme und Anschaulichkeit drängt. Literarisch ist davon noch wenig hervorgetreten. Aber Versuche, zu etwas Neuem zu kommen, werden von verschiedenen Persönlichkeiten an vielen Stellen gemacht. Zuerst hat Ernst Horneffer in München einen völlig neuen Lehrplan veröffentlicht (im Juli- und Augustheft der Tat 1911, auch separat). Dann hat der Vorsitzende des Bundes freireligiöser Gemeinden, Gustav Tschirn in Breslau, 1912 sein „Lehrbuch" herausgegeben, das zwar dem Willeschen noch einigermaßen ähnlich ist, aber in seiner entschiedenen Ablehnung der abstrakten moralischen und naturphilosophischen Systematik und in seinem Zurückgreifen auf die großen

Stoffe der mythischen Dichtung, der Religionsgeschichte und der deutschen klassischen Literatur doch ebenfalls eine scharfe Wendung nach der Richtung des neuen Stiles hin genommen hat. Inzwischen hatten im südwestdeutschen Verbande freireligiöser Gemeinden eingehende Beratungen zunächst über eine gemeinsame und einheitliche Zielsetzung des freireligiösen Unterrichtes stattgefunden, die zu einer Resolution des südwestdeutschen Verbandstages selbst (1912) und dann in verbesserter und geklärter Form zu einer Resolution der Generalversammlung des Bundes freireligiöser Gemeinden (1913) geführt haben. Diese Resolution behält äußerlich noch immer die Dreiteilung des Zieles bei: Religionsgeschichte, Entwicklungsgeschichte, Moral. Aber sie hat innerlich doch das erste und dritte schon ganz mit dem zweiten in Verbindung gebracht. Die Religionsgeschichte ist nur noch ein Ausschnitt aus der allgemeinen Geschichte der Kultur und der Ideale der Menschheit. Und die „Moral" ist nicht mehr ein selbständiges, neben den anderen stehendes, für sich allein begreifbares und lehrbares Wollen, sondern sie ist zur Konsequenz der Entwicklungsgeschichte geworden, ist praktische Anwendung des Gedankens, daß alles Seiende nur Sinn hat, wenn es ein höheres Werdendes aus sich herausgestaltet. So liegt in dem Begriff der Entwicklung oder der Höhergestaltung oder des schöpferischen „Dranges" (nach Schopenhauer), der in der Welt als ihr innerstes Wesen ruht, die Zentralidee, die Spitze und Grundlage und Zusammenfassung alles dessen, was in Erkenntnis und Wille das Leben der uns anvertrauten Jugend bestimmen soll.

Im Jahresbericht der Mannheimer Freireligiösen Gemeinde über das Jahr 1912 (geschrieben Anfang 1913) habe ich ausführlicher über diese Grundgedanken geschrieben. Da diese Ausführungen über den Kreis der Mannheimer Gemeinde noch kaum hinausgekommen sind, darf ich mir wohl gestatten, einige besonders wichtige Stücke daraus mit geringen Verdeutlichungen hier zu wiederholen.

„Wir sind, je länger je mehr, davon abgekommen, einen besonderen Moralunterricht zu geben, etwa in der Form, wie er in dem Lehrbuch des Predigers Georg Schneider vorausgesetzt ist, und wie er auch sonst noch vielfach geübt oder angestrebt wird. Wohl sind wir alle davon durchdrungen, daß unser Unterricht in jeder Stunde Gesinnung pflanzen soll. Aber wir haben uns davon überzeugt, daß man das besser auf indirektem Wege erreicht, als daß man die einzelnen Tugenden in begrifflich-systematischer Reihenfolge eine nach der anderen behandelt und in mehr oder weniger abstrakter Form mit den Kindern bespricht. Der eigentliche Moralunterricht pflegt aber gerade darauf auszugehen, den Kindern eine bestimmte Tugendlehre zu übermitteln, die einzelnen Tugenden in systematischer Reihenfolge durchzusprechen, und höchstens für die einzelne Tugend dann entsprechende Prosa-Geschichten oder Gedichte als Beispiel und Veranschaulichungsmaterial zu verwenden. Wir aber haben, je länger je mehr, die Erfahrung gemacht, daß ein solcher Unterricht, trotz der Fülle einzelner Geschichten und Gedichte, die in ihm behandelt werden können, im ganzen auf die Kinder einen trockenen und verstandesmäßigen Eindruck macht. Oder sie lesen die Geschichten aus dem Religionsbuch nicht anders, als wie sie die Geschichten im Lesebuch lesen, nämlich nur mit rein stofflichem Interesse, ohne weiter auf die moralische Pointe zu achten. Wenn aber dann der Lehrer in der Besprechung der Geschichte oder des Gedichtes versucht, nun allen Nachdruck auf das Moralische zu legen, dann begegnet er eben denselben Schwierigkeiten, die man aus dem deutschen Unterricht kennt, wo den Kindern regelmäßig alle Freude an der Lektüre dadurch verleidet wird, daß jedes Gelesene hinterher in eine moralische Lehre geformt werden soll.

„Zu diesem methodischen Bedenken kam aber noch eine andere Erwägung hinzu. Wir haben uns, je länger je mehr, davon überzeugen müssen, daß es auch für den freireligiösen Religionsunterricht nicht möglich ist, eine allgemeine Moral zu lehren, oder richtiger, eine moralische Gesinnung in der Jugend zu pflanzen, ohne daß diese Gesinnung mit dem Weltbild, das wir den Kindern übermitteln, innerlich verwachsen ist.

Sittliches Wollen und sittliches Handeln kann nur auf zwei Wegen im jungen Menschen kräftig werden, entweder durch tatsächliche Übung und Gewöhnung nach dem stillschweigend gegebenen Vorbild der Umgebung oder durch Einbauen des jugendlichen Bewußtseins in ein bestimmtes Weltbild, das in sich so starke Kräfte der Suggestion und der Willensspannung enthält, daß es auch die Gegenwirkung andersgerichteter Vorbilder einer stumpfen Umgebung sieghaft besteht. Der erstere Weg ist der der Familie, wo sie gesund und sittlich geblieben ist. Ihn in der Schulerziehung ebenfalls einzuschlagen, wäre der sicherste Weg zu einer gründlichen Veredelung des Nachwuchses der Nation. Aber dazu würde eine grundsätzliche Umgestaltung des ganzen städtischen Schulwesens nötig sein, wie sie Fichte und Goethe vor 100 Jahren geahnt, wie sie in unseren Tagen unabhängig voneinander Johannes Langermann in Barmen, Gustav Wyneken in Wickersdorf und Bertold Otto in Lichterfelde zu verwirklichen und zu propagieren begonnen haben, wie sie aber wirklich fruchtbar und durchgreifend nur von kommunalen und staatlichen Schulverwaltungen durchgeführt werden kann. Dieser Weg also ist uns für unsern Moral- oder Religionsunterricht zu gehen unmöglich, wo wir die Kinder doch nur ein oder zwei Stunden die Woche und nur zu rein unterrichtlicher Beeinflussung vor uns haben.

Für uns bleibt daher nur das andere übrig: daß wir die moralische Gesinnung auf eine bestimmte Weltanschauung gründen, sie aus unserem modernen entwickelungsgeschichtlichen Weltbild als dessen beste Frucht herauswachsen lassen. Es hat sich uns immer wieder ergeben, daß die ganze Entwickelungslehre, wie wir sie in den oberen Klassen vortragen, nichts weiter wäre als eine leere Sensation oder eine rein verstandsgemäße Übermittlung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, wenn sie nicht gleichzeitig der Spannung des Willens und dem Entschluß dienstbar gemacht wird, daß diese Jugend nun auch ihrerseits wieder der Zukunft dienen will. Nur von hier aus, nur als Gesinnungspflege großen Stils, nur als Unterlage für die Verantwortung und Zucht des Einzelnen in jeder Stunde seines persönlichen Lebens und für das Ideal, an einer immer steigenden Höherentwicklung der Menschheit zu arbeiten, läßt sich die Entwicklungslehre erzieherisch nutzbar machen.

„Sobald sie aber in diesem Sinn aufgefaßt und dargestellt wird, kann es neben ihr eine gesonderte und systematische Tugendlehre nicht mehr geben. Denn alle die einzelnen Tugenden, die man vom Standpunkt früherer Weltanschauungen aus aufgestellt hat, haben in dieser entwicklungsgeschichtlich bedingten Spannung des Willens nur noch relative Bedeutung. Es ist uns nicht mehr möglich, den Kindern unter allen Umständen Gehorsam, Bescheidenheit, Demut, Sparsamkeit, Zufriedenheit usw. als eine „Tugend" erscheinen zu lassen. Wir können ihnen nur noch zur unbedingten Pflicht machen, in jeder Stunde ihres Lebens sich für sich und die zukünftige Menschheit verantwortlich zu fühlen, in jeder Stunde das Stärkste und Beste zu leisten, dessen sie nach Anlage und Schicksal fähig sind. Ob das im einzelnen Falle Unterwürfigkeit oder Trotz, Selbstüberwindung oder Selbstbehauptung Resignation oder Glaube bedeutet, darüber werden wir niemals allgemein gültige Regeln aufstellen können. Das wird sich vielmehr immer nur aus dem Moment, und aus dem Gewissen des Einzelnen heraus entscheiden lassen. Darum kann unser Moralunterricht gar nicht mehr Tugendlehre im einzelnen sein, sondern er kann nur darauf ausgehen, eine große Gesinnung, einen Stolz und eine Reinheit in den Kindern zu schaffen und ihnen dann zu überlassen, wie sie sich im Leben im einzelnen behaupten werden.

„Mit dieser Erkenntnis mündet auch unser Religionsunterricht an derselben Stelle, wo auf den Höhepunkten der früheren Religionen die sittliche Anschauung gemündet ist. Die Sittlichkeit wird nicht mehr im Erfüllen einzelner Gebote oder im Ausleben einzelner Tugenden gesehen, sondern in einer beherrschenden Grundgesinnung, in einem einheitlichen Stile des Lebens; und alle einzelnen Handlungen, mögen sie äußerlich sein, wie sie wollen, werden sittlich nur noch darnach beurteilt, ob sie dieser Gesinnung entspringen oder ihr widersprechen. So hat der Apostel Paulus in einem Höhepunkt seines Lebens gesagt: „Alles, was nicht aus Glauben kommt, das ist Sünde." Die Umkehrung würde sein: „Alles, was aus Glauben kommt, ist gut", auch wenn es den überlieferten sittlichen Anschauungen der jeweiligen Gegenwart noch so sehr zu widersprechen scheint. So hat auch Kant den Satz vertreten, daß es darauf ankommt, den guten Willen zu züchten und nicht die einzelne gute Handlung. Und Schleiermacher, der große Erneuerer der Religion am Anfang des 19. Jahrhunderts, hat sogar den Satz ausgesprochen, daß für die religiöse Betrachtung auch der sittliche Wille nichts weiter ist, als Natur: das Indi-

viduum handelt so, weil es seinem inneren Wesen nach nicht anders kann; es überlegt nicht bei jeder einzelnen Handlung, ob es damit diesem oder jenem Gebot der ihm überlieferten Moral entspricht. „Adel ist auch in der sittlichen Welt; gemeine Naturen Wirken durch das, was sie tun, edle durch das, was sie sind“ (Schiller). Dieser große Stil der sittlichen Erziehung, diese Gesinnungspflege, die auf die Gesamtspannung des Willens und nicht auf die Schematisierung des Handelns im einzelnen ausgeht, soll auch in unserem Religionsunterricht unser Ziel sein.

„Wir haben daher in den Beratungen unserer Unterrichtskonferenz davon Abstand genommen, fürderhin noch die Tugendlehre weder in ihrer elementaren, noch in ihrer systematischeren Form zum besonderen Gegenstande des Unterrichtes zu machen. Vielmehr haben wir den ganzen Unterricht, soweit er Unterricht ist, von den Tatsachen der Entwickelungsgeschichte beherrscht sein lassen, und die Wirkung dieses Unterrichtes auf die Gesinnung soll entweder unausgesprochen im Stoffe selber sich vollziehen oder soll nur gelegentlich in Augenblicken besonderer Begeisterung und Erhebung vom Erzieher der Jugend in kurzen und eindringlich ernsten Worten nahegebracht oder durch Herauslocken ihrer eigenen Aussprache in der Jugend entzündet werden.“

Wer diese Ablehnung des eigentlichen Moralunterrichtes, die ich vor einem Jahre schrieb, aufmerksam liest, wird darin einen Niederschlag gerade derjenigen geistigen Entwickelungen finden, die wir in Deutschland in den letzten 20 Jahren durchgemacht haben, und die wir als einen Vorsprung vor dem Ausland empfinden. Mit Personen bezeichnet, sind es Wilhelm Wundt und Friedrich Nietzsche, die hinter dieser Darlegung stehen, sachlich ausgedrückt: die bessere Psychologie, die uns zwingt, neue Methoden zu suchen, und die bessere Philosophie, die uns das Auge dafür geöffnet hat, daß es keine bleibende „Moral“ an sich gibt, sondern nur wechselnde Willens-Maximen, und daß auch die Moral nur eine Waffe des Lebens im Kampfe um Aufstieg und Über-sich-hinauswachsen ist. Und weil wir sowohl formell besser psychologisch geschult sind, als auch vor allem das ungeheure und weltgeschichtliche Erlebnis Nietzsche gemacht haben, darum kann uns weder die französische noch die angelsächsische Art des Moralunterrichts in Deutschland heute noch Vorbild sein.

Wenn es sich nun darum handelt, die Konsequenzen aus dieser Erkenntnis für den Lehrplan zu ziehen, so kann das kaum anders geschehen als so, daß man zwar einmal in einem Schuljahr zusammenfassend die Tatsachen der Entwickelungslehre in geschlossenem Zusammenhang vor der Jugend entrollt, im übrigen aber lauter einzelne Stoffe zusammenträgt, die den Willen spannen, Bewunderung, Nachahmung, Erhebung wecken und den „Drang“ zur reineren Zukunft in der Jugend entzünden. Auch jene eine systematische Darstellung der Entwickelungslehre würde ja ihren Zweck verfehlen, wenn sie kalt und trocken nur die Tatsachen der Naturwissenschaft und Kulturgeschichte zu bieten hätte. Auch sie muß einen W i l l e n in diese Tatsachen legen, einen Glauben, wenn man so will: sie muß die dramatische Darstellung sein, wie zuerst Ordnung aus dem Chaos (Sonnensystem), dann Leben aus dem scheinbar Unlebendigen (Geologie und Urzelle), dann eine immer reichere Masse von Lebensformen (Biologie), schließlich aus einer besonders vorwärtsdrängenden und vom Schicksal begünstigten Lebensform Geist und Vernunft entstehen, und wie dann im Menschen sich die Organisation gegen das Chaos der Unwelt, der Charakter gegen die Triebe, die Sehnsucht nach einer reineren Zukunft gegenüber dem stumpfen Genießen einer gemeinen Gegenwart immer stärker entfalten. Damit ist dann die sittliche Wirkung auch dieser reinen Tatsachenlehre von selber gegeben. Aber diese systematische Entrollung der „natürlichen Schöpfungsgeschichte“ mit allen ihren religiösen und sittlichen Konsequenzen kann nur Gegenstand des Unterrichtes auf

der Oberstufe der Volksschule sein. Ich würde dafür das siebente Schuljahr vorschlagen, um das achte noch für eigentliche Gesinnungsstoffe (Lessing, Goethe, Schiller) freizubekommen. Für die früheren Schuljahre muß doch die Geschichte der religiösen Dichtung und die tatsächliche Religionsgeschichte selbst die entsprechenden Stoffe bieten. Denn gerade in ihnen hat jener sich in die Zukunft spannende Wille der Menschheit seit Jahrtausenden seine gewaltigsten und erschütterndsten Typen geschaffen.

Wir kommen damit einer Linie entgegen, die gerade aus den Erfahrungen des eigentlichen Moralunterrichtes stammt. Als nämlich Horneffer seinen neuen Lehrplan zusammenstellte, der den „konfessionslosen Moralunterricht" statt auf Tierfabel und alltägliche Anekdote wieder auf die großen mythischen und geschichtlichen Stoffe der religiösen Vergangenheit begründet hat, hatte er persönlich noch gar nicht so sehr den Gedanken, alle diese Stoffe unter den eigentlichen Entwickelungsgedanken zu stellen. Vielmehr trieb ihn zunächst die Beobachtung, daß die bisherigen Veranschaulichungsmittel des ausländischen Moralunterrichtes, Tierfabel und Anekdote, zu klein seien, um rein stofflich das Interesse der Kinder lange zu fesseln. Aus rein psychologisch-pädagogischen Gründen griff er auf die Märchen, Epen und Mythen der Vorzeit zurück, weil gerade ihr fremdartiges Kolorit sie der Jugend anziehend macht, und weil das Ewig-Menschliche in ihnen in größeren Dimensionen angeschaut werden kann. Er nahm also mit Bewußtsein die ästhetische Form als moralisches Bildungsmittel mit in Gebrauch. Damit aber vollendete er nur, was auch der bisherige Moralunterricht schon begonnen hatte. Denn auch der hatte schon eingesehen, daß man mit Kindern über die Tugenden nicht begrifflich im Stil des katholischen Katechismus oder der Ethik des Spinoza oder Paulsens sprechen könne, sondern daß man zunächst und zumeist „Geschichten erzählen" müsse. So war auch der landläufige Moralunterricht schon drauf und dran, aus einem reflektierenden Gespräch zwischen Lehrer und Schüler nach Herbartschem Vorbild wieder eine neue „Erzählstunde" zu werden, wie es der evangelische Religionsunterricht wenigstens in den unteren und mittleren Klassen immer gewesen war. Und diese Entwickelung hat Horneffer damit vollendet, daß er der „Erzählstunde" auch wieder die großen Stoffe zurückgab, die allein wirkliche Spannung zu erzeugen vermögen und die allein wert sind, der Jugend in der Feierstunde des Moralunterrichtes übermittelt zu werden.

Aber wenn unser Unterricht damit heute wieder mehr zu den Stoffen des alten Religionsunterrichtes zurückkehrt, so ist er doch von diesem alten Unterricht selbst trotzdem total unterschieden. Denn einmal kennt er keine klassische oder kanonische Religion mehr, keine „wahre" Religion, der gegenüber alle anderen falsche oder „heidnische" Religionen seien. Er kennt überhaupt „Religion" nicht als Denken und Vorstellungskomplex, als Lehre und Dogma, sondern nur als Sehnsucht und „Drang" nach höherem Leben. Alle geschichtlichen Religionen sind Ausfluß dieses „Dranges". Alle zeigen, wie dieses oder jenes Volk, diese oder jene Zeit, mit ihrem tatsächlichen Leben sich nicht zufrieden gab, sondern darüber hinausverlangte und sich daher Idealbilder des großen und starken Lebens schuf oder Anstalten, um den Schmutz des Alltags immer wieder abzuwaschen. In diesem Sinne, als Funktion der Sehnsucht, als Flügelschlag der Seele, sind alle Religionen in ihrem Ursprung wahr und echt und höchstens später durch herrschsüchtige Priester verdorben. In dem anderen Sinne aber, daß sie Unwirkliches dachten und in die leere Luft hinein schrien und hofften, sind alle falsch und widerlegt

und können uns nicht mehr Vorbild sein. Auf der einen Seite also steigen uns auch die anderen Religionen, wie Griechen, Germanen, Inder, Araber, neben die biblischen Geschichten. Auf der anderen Seite sinken auch die biblischen Geschichten für uns auf das Niveau der Mythen, Legenden und tatsächlich geschehenen Geschichte jener anderen Religionen zurück. Das ist der eine fundamentale Unterschied unsres neuen Stiles eines kulturgeschichtlichen Religionsunterrichtes von dem der alten Konfessionen.

Der andre aber ist der, daß wir auch in der Bibel an die bisherigen Stoffe nicht mehr gebunden sind. Wir brauchen nicht, weil er nun einmal zur Tradition gehört, den ganzen Ballast an rein historischem Wissen oder an phantastischen Wundergeschichten mitzuschleppen, den die „biblischen Geschichten" enthalten. Wir können diese Tradition vielmehr für unsere Jugend einfach beseitigen, wie frühere Generationen die Traditionen der Scholastik oder der klassischen Mythologie beseitigt haben; und können uns auf das Bleibende, Edle und Allgemein-Menschliche in der Bibel beschränken, dafür aber dasselbe Große, Echte und Lebenswahre auch aus den Dichtungen und Erlebnissen anderer Religionen hervorheben. Wir können so einen Unterricht bieten, der dem kirchlichen weit überlegen ist, weil alles Langweilige, Formelhafte und Lehrhafte aus ihm entfernt ist. Das Sittliche erscheint dabei zunächst einfach suggestiv als das, was die großen Menschen immer ersehnt und erstrebt haben, also letzten Endes ästhetisch, rein auf Gefallen und Mißfallen begründet. Wo es aber nötig ist, kann aus dem kulturgeschichtlichen Zusammenhang jederzeit auch das Zweckmäßige, Sinnvolle, Soziologisch-Begründete der einzelnen Maxime aufgezeigt werden, wie es der alte Moralunterricht regelmäßig getan hat. Überall aber ist die rein autoritative Begründung des Sittlichen als Gottes Gebot unmöglich geworden. Und damit ist das erreicht, was ja auch der alte Moralunterricht auf seine Weise erstrebt hat und wovon er recht eigentlich seinen Ausgang nahm.

Nehmen wir somit die echte und gute Tendenz des alten Moralunterrichtes in diesen neuen Stil hinein, so scheint mir doch der Name Moralunterricht dafür tatsächlich nicht mehr zutreffend zu sein. Nicht nur, weil der Stoff dieses Unterrichtes nun wieder wenigstens vorwiegend der Religions- und Kulturgeschichte entnommen ist, sondern vor allem, weil wir tatsächlich mehr bieten wollen als der alte Moralunterricht. Wir wollen nicht bloß sittliche Maximen pflanzen; wir wollen auch erschüttern, erheben, staunen lassen, ohne daß gleich eine moralische Maxime daraus herausspringt. Die mythische Dichtung und die Heroenlegende bis zur Matthäus-Passion hin sind nicht nur sittliche Stoffe. Sie sind auch Versuche der Menschheit, das allgemeine Getriebe der Welt und den jeder Reflexion unauflöslichen tragischen Rest alles Schicksals sich zur Anschauung und zum Bewußtsein zu bringen. Insonderheit der griechische Mythus (Prometheus, Ödipus) ist voll solcher tragischen Züge; aber auch der germanische (Baldurs Tod) und der biblische (Vertreibung vom Baum des Lebens, Kain und Abel, Turmbau zu Babel, Tod des Gottessohnes) kennt sie wohl. Und zumeist beruht gerade auf ihnen die ästhetische Kraft dieser Dichtungen. Und das ist es, was wir auch für unsere Jugend nicht missen wollen. Es ist nicht genug, moralische Maximen zu pflanzen. Es ist auch nötig, die junge Mannschaft auf die *tragischen* Konflikte zu rüsten, die keinem Leben erspart bleiben, und die in Wahrheit doch auch die größten und stärksten Stunden des Lebens bilden. Und es ist ebenso nötig, ihnen bei aller technischen und geschichtlichen Aufgeklärtheit doch auch den Sinn für das Verschleierte und für die echten Wunder im

Natur- und Geistesleben offen zu halten. Gerade weil der alte Moralunterricht oft so nüchtern und reflektiert war, hat er die Jugend kalt gelassen. Und weil wir hier eine Vertiefung und Verinnerlichung suchen, sollten wir auch den Namen: konfessionsloser Moralunterricht durch den anderen: kulturgeschichtlicher Religionsunterricht ersetzen.

Stoff und Ziel dieses Unterrichtes ist wirklich die Religion. Nicht die Lehre einer bestimmten Religion, wohl aber das Verständnis für das allgemeine kulturgeschichtliche Phänomen Religion. Wie der Kunstunterricht auch nicht nach der Schablone einer Schule oder Zeit oder eines Künstlers gegeben werden darf und doch in seinem Wesen Kunstunterricht bleibt, wenn er darauf ausgeht, den Zögling an jedem Kunstwerk gerade dasjenige Allgemein-Menschliche nachfühlen zu lassen, was diesen Künstler zu diesem Kunstwerk trieb. Erst ein solcher dogmenfreier Religionsunterricht kann den Unterricht der Kirchen wirklich ersetzen. Er aber wird auch fähig sein, ihn zu sprengen. Der alte Moralunterricht läßt, wie das Beispiel Frankreichs zeigt, den kirchlich-dogmatischen Unterricht ungefährdet neben sich bestehen.



ABBÉ PAUL NAUDET, PARIS: INWIEWEIT BEDARF DIE MORAL EINER RELIGIÖSEN GRUNDLAGE?



NICHT die Frage, ob es, theoretisch genommen, möglich sei, ausschließlich auf Vernunftgrundsätzen fußend, ein Moralsystem aufzubauen, entzweit am stärksten die Moralisten der verschiedenen Schulen; es wäre ja auch nicht gar so schwer, da ein Übereinkommen zu finden. Sondern die Frage tut es, ob die Menschheit als Ganzes — nicht etwa einige auserwählte Persönlichkeiten — fähig sei, außerhalb von jeder religiösen Idee einer Moral zweckdienlich zu gehorchen.

Religion und Moral sind keineswegs das gleiche. Ob auch viele Berührungspunkte vorhanden sind, so überwiegen doch weitaus die Unterschiedlichkeiten: Zweckunterschiede, gegenständliche Unterschiede, Unterschiede in den Gesetzen; das religiöse Gefühl entspricht Bedürfnissen und Wünschen, die weder die Moral noch jene anderen Quellen des Ideals befriedigen können: man nennt sie Kunst und Wissenschaft und wollte sie zuweilen an seine Stelle setzen. Aber man kann vor Verwechslungen warnen und deswegen doch nicht zur Trennung greifen. Wir glauben vielmehr an ein notwendiges Zusammengehen beider und daran, daß die Moral der religiösen Idée bedarf. Diese Idee erscheint uns ihre beste Stütze, der übrigbleibende Kern von allen Bollwerken, die sie verloren haben mag.

Man kann die verschiedenen Morallehren in zwei Hauptgruppen einteilen. In die wissenschaftliche Moral, die auf Beobachtung beruht und die sich gliedert in natürliche Moral, eudämonistische Moral, Nützlichkeitsmoral — welche drei Moralsysteme im Grunde eines sind — und Gefühlsmoral. Und ferner in die metaphysische Moral, die sich stützt auf die Pflicht, auf das Gewissen oder, wie die religiöse Moral, auf das immanente Gute, auf Gott.

Betrachten wir einzeln jede dieser Auffassungen.

Die erstgenannte Schule erklärt, daß ihr Moralgesetz im eigensten Interesse ihrer Jünger liege. In seinem Namen gehe die logische und notwendige Entwicklung der Menschenleben vor sich, fänden die edelsten Instinkte ihre höchste Befriedigung, die wohlverstandenen Forderungen der Natur ihre Erfüllung, das Glück seine unentbehrlichen Bedingungen.

Ich würde all dies unterschreiben, wenn die Moral eben nur Theorie wäre. Aber die Moral fordert auch Handlung. Und wer würde immer im wahren Interesse handeln? Ich weiß theoretisch, daß der Alkoholismus abstumpft und vergiftet; aber da ich bislang weder abgestumpft noch vergiftet bin und ja wohl immer aufhören kann, wenn ich will, so alkoholisiere ich mich vorläufig. Ich weiß theoretisch, daß es edel ist, für seine Pflicht zu sterben; aber wenn mir jede religiöse Vorstellung fehlt, wenn ich z. B. nicht an ein Jenseits glaube, sehe ich nicht, woher mir zur gegebenen Stunde die Überzeugung kommen soll, daß wirklich mein wohlverstandenes Interesse darin liege, mein Leben, statt es zu leben, abzutöten und den Forderungen der Natur und des Glückes zu entsprechen, indem ich meine Natur vernichte und somit jegliches Glück für immer vereitele. Sicherlich ist die Zahl der Menschen groß, denen diese Gründe für Beobachtung der Moral nicht genügen würden.

Payot, der Herausgeber des beliebten französischen Lehrbuches weltlicher Moral, schreibt: „Meist werden wir für unsere Laster grausam gestraft.“ Aber ehrlicherweise setzt er hinzu: „Wir werden auch für unsere Tugenden gestraft. — Eine beherzte Mutter, die sich bis zur Krankheit ermüdet, ist oft erschöpfter als einer, der ein ausschweifendes Leben geführt hat.“ Und Payot gesteht, daß, alles in allem, die Natur grausamer die Unkenntnis der Gesetze der Hygiene straft, als irgendwelche Vergewaltigung moralischer Gesetze *). Dazu kommt, daß die Interessen und Vergnügungen von vielerlei Umständen und Standpunkten abhängen; was für den einen Weisheit, ist für den andern Wahnsinn. Und wer da glaubt, daß er auf seine Geschicklichkeit an Stelle der Tugend rechnen dürfe, der wird im kritischen Augenblick vielleicht sich nicht darein fügen wollen, daß es eine Reihenfolge der Freuden und Interessen, über- und untergeordnete Interessen gebe und daß die Leiter, auf der sie zu rangieren haben, nicht unendlich sei.

Man hat versucht, die Moral auf die Soziologie aufzubauen. Aber sind die Familie, das Vaterland, die Menschheit um soviel weniger hinfällig als das Individuum — und welche Rolle spielen einige Jahrhunderte in der Unendlichkeit der Zeit?

Der Mensch ist nicht nur eine soziologische Maschine, er hat Neigungen und Gefühle: wenn jedoch, wie Professor Dürkheim und Professor Levy-Brühl es nannten, die Moral nur die Wissenschaft von der sozialen Praxis wäre, so wäre sie herabgedrückt zu einer Tatsachensumme, sie würde aufhören, „die Wissenschaft der Beweggründe, der Bestimmungen und der idealen Richtschnur der individuellen und sozialen Praxis“ zu sein, sie wäre nicht mehr die Moral.

Moral ohne Substrat existiert nicht. Über die Art dieses Substrats läßt sich diskutieren, aber man kann es nicht einfach fallen lassen. Und nun sind wir bei der zweiten Partei der Moralisten angelangt, derjenigen, die sich auf den Glauben ans Gewissen und an die Pflicht stützt. Erfüllte Pflicht

*) Vgl. Payot, Cours de morale, p. 212—213—239.

erfreut das Gewissen, sie gibt den Frieden, während versäumte Pflicht den Unfrieden und Gewissensbisse bringt. Folglich möge das Gewissen die Richtschnur unserer Moral, unser höchster Führer sein. So schön diese Auffassung ist, so hält sie der Untersuchung doch nicht stand. Unser Gewissen müßte vor allem unfehlbar sein. Aber erwiesenermaßen spielen Phantasie, Empfindsamkeit und das mehr oder weniger richtige Denken bei allen unsern Entschließungen und Handlungen die größte Rolle.

Zweifel und Gewissensbisse wiederum sind selten zu dem Verfehlen proportioniert. Sehr zarte Seelen leiden tiefer und für geringere Irrtümer, während große Sünder in aller Ruhe leben; und wenn Erziehung oder ein fernes Erinnern in ihnen den Widerspruch rege macht, so braucht es nicht lange, um diesem atavistischen oder suggerierten Instinkt andere kräftigere Instinkte gegenüberzustellen, die in ihrer unmittelbaren Persönlichkeit dieser schon fremderen Kräfte rasch Herr werden.

Man versuchte die These aufzustellen, daß dank der Vererbung, die moralischen Instinkte nunmehr der Rasse eingeprägt seien; man mußte einsehen, daß dies zu optimistisch gedacht war. Goyau selbst erklärte in seiner „Esquisse d'une morale sans obligation ni sanction *), daß „aller zum Bewußtsein gelangte Instinkt der Vernichtung anheimfällt“. Z. B. der Instinkt des Säugens, der dem Säugetier eingeboren ist, geht vielen Menschenmüttern völlig ab.

Was vom Gewissen gilt, gilt in noch stärkerem Maße von allem, was dem Reich der Empfindung angehört: Die Liebe zum Wahren, zum Schönen, zum Guten, zur Ehre, zu den menschlichen Gesetzen, zur Solidarität, zur individuellen oder allgemeinen Vernunft. Es ist groß gedacht, auf all dies bauen zu wollen, aber man baue eben nicht auf Sand.

Eine andere Form dieser Lehre ist die, welche das unentbehrliche Substratum in einer Art kategorischem Imperativ sucht, welcher nicht vom Gewissen, sondern von den moralischen Überzeugungen herrühre, die in den Lehren der Philosophen wie auch in den mehr oder weniger variablen Dogmen der Religionen unwidersprochen dargestellt seien. „Zwei Dinge“, sagte Kant, „sind es, deren Majestät uns mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt: der gestirnte Himmel über unserm Haupte und das Pflichtgesetz in unserm Herzen.“ Wie schön das klingt von dem Pflichtgesetz in unserm Herzen! Und doch läßt sich die allgemeine Verwirrung in der Nachsuche dessen, was die „Pflicht“ erheischt, heutzutage nicht leugnen. Ein sprechendes Beispiel dafür ist das Buch eines jungen französischen Philosophen, betitelt: „Une âme laïque.“

Ein Zweifel besteht für mich nicht: Die Moral bedarf einer Bestimmung, die über das Individuum hinausgeht. Wo diese Bestimmung fehlt, bestehen Sitten, besteht eine Naturgeschichte des Menschen, die dieses rät, jenes verbietet. Dank seiner Erziehung oder ererbter Einflüsse kann der Richter unbestechlich, der Soldat todesverachtend sein, sowie der Hund apportiert, das Pferd dem Sporn gehorcht; aber es ist schließlich doch nichts weiter als eine Tatsache, von der man nicht beweisen kann, daß sie sein müsse und daß sich darauf mit Recht eine Verpflichtung stütze. Zur Moral braucht es eben mehr. Sie setzt eine Wertung des Lebens und der Bestimmung des Menschen voraus, denn die Bestimmung, das Ende eines Wesens, macht

*) Paris 1885, S. 56.

seine Natur aus; der Mensch hat um so mehr Beweggründe für sein Handeln, je mehr dieses Endes Ende ihn interessiert. Aber keine Philosophie kann ihn dazu treiben, er braucht eine Religion, eine Lehre, die den Menschen vom Wirbel zur Zehe mit Glauben erfüllt. „Betrachten wir die Sachen, wie sie sind", schrieb Edm. Scherer im Jahre 1884; „die Moral, die gute, alte, zwingende muß absolut sein; sie will das Transzendentale; sie findet ihren Stützpunkt nur in Gott. . . . Die Pflicht ist nichtig, wenn sie nicht göttlich ist, das Leben ist eitel, wenn es mit der Ewigkeit nichts mehr zu tun hat." Scherer hatte recht; und wenn es so weit wäre, daß diese Ideen aus unserer Welt verschwinden sollten, dann wäre dies das Morgenrot einer pessimistischen Moral: Triumph der Starken, der Bejahenden, der Brutalen, Verzweiflung der Schwachen, der Trauernden, der Zarten. Man segne oder beklage es — — 20 Jahrhunderte Christentums haben unser Empfindungsleben dermaßen verfeinert, unsere Herzen so vertieft, unser Denken so erweitert, unsern Wunsch zu verstehen so auf die Spitze getrieben und in uns eine solche Begierde des Ewigen entzündet, daß wir nicht fähig sind — ich spreche von der Masse und nicht von einigen Ausnahmen — vom Leben, daß im Nichts endet, uns Regeln geben zu lassen, ja, es lebenswert zu finden. „Die Menschheit stumpft ab und verroht", sagt Herbert Spencer in Facts and Comments; „sie benutzt den Unterricht, um das Wahre und Edle zu verlernen"; und Deherme sagt: „Wir müssen es zugeben: die theologischen Moralsysteme hatten die Seelen gefangen genommen. Wir haben sie nicht ersetzt und dies ist der Schmerz unseres Zeitalters. Niemals hatte der Mensch ein solches Material zu seiner Verfügung, solche Reserven, niemals war seine Sicherheit derart gefestet, sein Auskommen ein so gleichmäßiges, und nie war er so nahe der Verzweiflung und mit aller seiner Weisheit und seinem Reichtum im Grunde so elend." Was wäre entscheidender als dieses Geständnis, dies Bedürfnis einer tiefen moralischen Revolution, deren Prinzip nicht zu finden sei, außerhalb der „theologischen Moralsysteme?"

Wir brauchen also etwas Höheres als das problematische „Interesse", als die ohnmächtige „Gesellschaft", als das unbestimmte „Gewissen", als den „kategorischen Imperativ", der nichts gebietet und nur um dieses Höhern willen unterordnen wir alle nebensächlichen Enden, von denen wir sprachen, einem einigen und allgemeinen Zwecke, dessen Mittel sie nur sind. Darum verknüpfen wir unsere Moral mit einem „Absoluten", fähig, ihr Sinn und ihre Ursache zu sein, ihr eine vorbestimmte Wahrheit zu geben, aus ihren Vorschriften etwas anderes zu machen als das Räderwerk einer seelenlosen Maschine, und vor allem dem irdischen Menschen zu einem höheren Leben zu verhelfen, indem er mitarbeiten darf an einem ewigen Werke. Um eine Stufenleiter der Werte zu bestimmen, um zu wählen zwischen den über- und untergeordneten Neigungen unserer Natur, muß es einen „höchsten Wert" geben, eine Realität, die uns unendlich überragt, die sich selbst genügt, weil sie sich selbst Ursache ist. Und so kommen wir zur religiösen Idee.

Das erbittertste Argument, das uns entgegengehalten wird, ist dieses: Ihr wollt den Menschen einem fremden Willen unterworfen wissen, seiner Selbstbestimmung entkleidet, ohne die es keine Würde gibt. Die Aussicht auf Belohnung oder Bestrafung erniedrigt, während das Vertrauen auf die Vorsehung und der Glaube an das Jenseits alle Initiative unterdrücken, aus dem sozialen Milieu herausreißen, die Einigen, die den Fortschritt zeugen, lähmen und schließlich zur Gleichgültigkeit den Erdendingen gegenüber führen und den fröhlichen Kampf ums Dasein einschläfern, ganz davon zu

geschweigen, daß die Religion, die eine Kirche und „Dogmen“ aufrichtete, den Geist um alle Impulse, die Wahrheit zu suchen, bringt.“ — —

Wir erwidern darauf, daß wir glauben, daß das moralisch Gute seinen Ursprung im göttlichen Willen habe; je moralischer der Mensch ist, um so mehr nähert er sich Gott. Und so, wenn andere sagen, daß sie das Gute tun, weil sie erkannt haben, daß es das Gute sei — und es ihnen freisteht, jeden Tag für etwas anderes einzutreten, weil sie doch keine Garantie haben, daß sie sich nicht geirrt hätten — so tun wir das Gute, weil wir glauben, daß es außerhalb unser besteht. Unsere Würde leidet hierunter nicht mehr als darunter, wenn wir zugeben, daß zwei mal zwei vier und daß die gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist. Immerhin: sollte hinter dieser Behauptung, daß man das Gute um des Guten und nicht um einer Belohnung willen tun solle, und daß eine Moral, die eine solche anerkenne, eine minderwertige sei — nicht ganz einfach eine Art Hochmut stecken — oder — meinethalben — ein förmliches Mißverstehen aller Moralität? Man weist eine Zusammenarbeit von sich, die für die Mehrzahl doch unentbehrlich ist; man greift die Moral selbst an, deren Grundprinzip die Solidarität ist.

Man kommt übrigens auf Umwegen eben wieder zu dieser so verpönten Idee der Sanktion zurück. Sonst hätte der bekannte Reformator M. Dessain nicht an dieser gleichen Stelle vor Jahresfrist geschrieben: „Die Laienmoral ist nicht so bar aller Sanktionen, wie ihre Gegner weismachen wollen.“ Und der Autor zitiert die Schrecknisse des Gefängnisses für den Übeltäter und die Auszeichnungen, die der moderne Staat seinem verdienstvollen Bürger vorbehält.

Und auch der Haß der „Dogmen“ von seiten der Laienmoralisten ist hinfällig. Was ist ein Dogma? Eine bestimmte Weisung, ein in Worte gefaßtes Fürwahrhalten, die dem Zeitlichen entrückte Form einer Gesetzgebung. Und auch die weltliche Moral hat Gesetze (Dogmen): Man hat seine Schulden zu zahlen, man darf ein anvertrautes Gut nicht für sich behalten, man darf die Frau eines andern nicht nehmen, man darf diejenige, die man zur Mutter seines Kindes gemacht hat, nicht verlassen. Die Ehegatten haben Pflichten gegeneinander, Kinder und Eltern ebenso. Wer all das nicht beobachten wollte, kann nur gleich die Flucht ergreifen auf irgendeine menschenleere Insel, sonst hüte er sich vor der Verwirklichung der „Dogmen“ der Laiengesellschaft, die er anders zu fühlen bekäme, als der Sünder die Dogmen der religiösen Gesellschaft.

Man kann uns natürlich entgegenhalten, daß es edle Menschen gibt, die ihre Güte und Moralität auf keine religiöse Idee stützen und es gewissen Gläubigen vielleicht in allem Guten zuvortun. Aber ist es auch ausgemacht, daß sie niemals religiös beeinflußt wurden? Wie, wenn sie nur die abgelösten Früchte eines Baumes wären, ohne dessen Existenz sie nie hätten werden können? So dachte Renan. Er sagte: „Unbewußt verdanken wir oftmals diesen geschmähten Formeln die Reste unserer Tugend. Wir leben von einem Schatten, vom Duft eines geleerten Gefäßes. . . . Nach uns wird man vom Schatten des Schattens leben; ich fürchte manchmal — — — —“ Und wenn die schlimmen Stunden kommen, ist es da gewiß, daß die Religionslosen ebenso aufrecht bleiben werden wie jene, die beim Sinken aller irdischen Stützpunkte immer noch einen im Himmel haben? Aber angenommen, daß diese Menschen relativ zahlreich und allen Anstürmen gewachsen seien, so bleibt doch immer bestehen, daß die Masse nicht so weit ist und daß für die Moralität dieser Masse ein religiöses Leben

unentbehrlich ist, ihre Moral müßte denn bedenklich sinken; man gründet keine Gesellschaften auf Ausnahmen.

Ich zitiere den Ausspruch des Direktors der französischen Strafverwaltung, M. Schrameck, eines Manns von großer beruflicher Erfahrung, am 21. April 1910 in einem Vortrag über die Sträflingskolonien. Von Mettray und Sainte-Foy sagte er: „Man erteilt daselbst religiösen Unterricht (Ste-Foy nimmt protestantische, Mettray katholische Sträflinge auf) und dies ist, was man auch sagen mag, ein Unterpfand der Wiederaufrichtung, das sich den anderen Vorzügen dieser Anstalten anreiht. Wenigstens denken so die Kriminalforscher der Nachbarländer und auch Amerikas. Nicht daß diese Besserungsmethode unfehlbar wäre; aber indem sie der Moral eine höhere Sanktion gibt, wirkt sie kräftiger auf den schwankenden Willen der jungen Delinquenten.“

Die Verfechter der Autonomie wehren sich dagegen, in die gleiche „Zwangsjacke“ wie authentische Verbrecher gesteckt werden zu sollen und behaupten, daß der normale Mensch außer sich selbst keinen Richter über sich brauche. Aber warum *sollte* der Mensch denn sich selbst Richter sein? Wenn es ihm nun besser gefiele, sich einfach treiben zu lassen? Selbst über Pflichten und Rechte recht lange nachdenken, heißt noch nicht sich an sie halten zum eigenen und zum Wohl der Allgemeinheit.

Die religiöse Moral hat dies vor aller andern Moral voraus, daß sie eine gottgewollte, eine zwingende ist. Dabei ist sie dem höchsten Intellekt wie dem unentwickeltsten Hirn ebenso entsprechend. Denn sie fordert eine jedermanns Mentalität angepaßte äußerste Anstrengung, sich Gott, dem Ideal, zu nähern. Vor ihr genügen nicht nur die Handlungen, sie durcharbeitet die Seelen, sie forscht die Gewissen aus, sie prüft Herz und Nieren.

Man begreift, daß die Gesellschaft praktisch diese Regel nicht vertreten könne, deren tiefste Anwendung ihr verborgen bleibt; aber die Regel besteht darum nicht weniger. Auch der Gesellschaft geschieht es zuweilen, daß sie Leute bestraft, vor denen ein Ehrenmann noch immer tief den Hut zieht und die vor Gott unschuldig bleiben. Auch das Gewissen kann zuweilen eine Handlung als Gott wohlgefällig ansehen und sich dabei irren. Aber wenn die Handlung guten Glaubens ausgeführt wurde und ihr ein ehrliches Überlegen und Prüfen vorausgegangen ist, so wird Gott, der Erzeuger des Moralgesetzes, den Irrtum verzeihen.



ALEXANDRA DAVID, DERZEIT AUF EINER FORSCHUNGSREISE IN CHINA: CHINESISCHE MORAL.



VOR 17 Jahren schrieb James Legge: „Das Idol der Überlegenheit Chinas ist nahe daran, zerbrochen zu werden.“ Heute würde man wohl nicht mehr Ähnliches schreiben, heute ist wohl kein Raum mehr für Mißachtung des chinesischen Volkes, da es sogar in jenen Beziehungen *politischer* Betätigung — in denen der Westen es überflügelt hatte — nun gleichfalls die Höhe einer demokratischen Staatsverfassung erklimmt. Der denkende Chinese begreift, daß er den militärischen

Nationen des Westens nur mit gleichen Waffen begegnen könne; er hat sein in Jahrtausenden entfaltetes pazifistisches Ideal vorübergehend zurückgestellt; er erblickt auch in unseren parlamentarischen Einrichtungen eine wertvolle Neugestaltung, die übrigens an vieles von seinen eigenen nationalen Institutionen anknüpft; aber gegenüber all dem neuen, technisch Bedeutsamen, den Gütern der Außenwelt Zugekehrten bewahrt er doch seine alte nationale Verehrung der moralischen Werte, die über all den äußeren Werten stehen. Diese moralischen Werte jedoch sind ihm nicht etwa transzendental wie dem Inder; er begreift ihren Ursprung, ihre soziale Bestimmung; seine geistigen Führer hatten einen überaus scharfen Blick für die idealen Notwendigkeiten des Zusammenlebens der Menschen. Während Indien den Typus der Askese ausbildete, sucht der chinesische Weise das Leben der Menschen ruhig und glücklich zu gestalten, das Leid möglichst von ihnen zu entfernen, zwischen ihnen höfliche und freundliche Beziehungen, eine vernunftgemäße, wechselseitige Unterstützung anzubahnen. Mag dies Ideal den einen der Größe ermangelnd erscheinen, mögen andere den „gesunden Menschenverstand", der es durchleuchtet, loben; jedenfalls ist seine Verwirklichung schwer, das haben die chinesischen Philosophen selbst begriffen, weil eben die Leidenschaft, die den ganzen Menschen durchbebt, ihm kaum zur Seite steht. Man sucht sie durch systematisches Studium zu ersetzen; durch alle Jahrhunderte ist die Moral und sind die philosophischen Schriften, welche moralische Thesen enthalten, wesentliche Objekte des Studiums in den Schulen gewesen. Ebenso spielt sie in der väterlichen Unterweisung im Familienkreise stets die erste Rolle, und schon die Mutter sucht von frühester Jugend an im Kinde den Sinn für moralische Gesichtspunkte zu wecken. So wird in der Legende erzählt, daß die Mutter des Philosophen Meng-tse dreimal ihr Haus wechselte, um für ihren Sohn ein der moralischen Entwicklung günstigeres Milieu zu finden. Sie wohnte zuerst in der Nähe eines Friedhofes, und der junge Meng-tse belustigte sich damit, die Begräbnisszenen im Spiel nachzuahmen. Die Mutter war der Ansicht, daß solches Spiel seine moralische Entwicklung gefährden könne und verließ das Haus. Ihre neue Wohnung lag neben dem Marktplatz *), und der kleine Junge gewöhnte sich daran, die Gesten der Kaufleute und ihr Schachern mit den Kunden nachzuahmen. Auch dies schien der Mutter kein günstiges moralisches Milieu zu sein; endlich fand sie eine Wohnung neben einem Schulhause, und der künftige Weise konnte so junge Knaben, die in all die Regeln der Zucht eingeweiht wurden, beobachten und in ihrer Nachahmung sich selbst entfalten. In dieser Schule endlich waren es Werke moralischen Inhalts, an denen er lesen lernte, und später wählte er moralische Probleme zum Gegenstand seiner Dissertationen.

Grundlage der chinesischen Moral ist der Begriff der himmlischen Bestimmung. Was eigentlich darunter zu verstehen sei, hat bereits im 17. Jahrhundert den Gegenstand von Streitgesprächen zwischen den Jesuiten und Dominikanern gebildet, da eine der beiden Gruppen darin den Befehl eines persönlichen Gottes zu erkennen glaubte. In Wahrheit soll damit bloß der Gedanke der natürlichen Bestimmung des Menschen, das Prinzip des Einklangs unserer Handlungen mit den Notwendigkeiten der Natur ausgedrückt werden. Von einigen Ausnahmen wie den Lehren des Yang-tschu, welcher die Rechte des Individuums und die freie Entfaltung

*) Andere Autoren sagen, das Haus sei neben einem Schlachthaus gelegen gewesen, und die Mutter Meng-tses fürchtete, daß der Anblick des Schlachtens auf den Sohn einen ungünstigen Einfluß üben könnte.

seiner Instinkte fordert, abgesehen, sah China die Bestimmung des Menschen stets in der Betätigung im sozialen Milieu, er solle ein Rädchen im großen Räderwerk des gemeinschaftlichen Lebens darstellen, hier seine Mission erfüllen; dies der hauptsächlichste Imperativ der Moral. Nicht über sich selbst hinaus sollte der Mensch sich entwickeln, nicht in ein höheres Wesen sich wandeln. Die chinesische Philosophie nimmt ihn wie er ist und versucht es, bloß aus den Elementen seines Charakters möglichst Günstiges hervorwachsen zu lassen. Kung-tse fürchtet sogar manchmal den Übereifer der Tugendverehrer, er wünscht nicht, daß wir eine Vollkommenheit suchen, die uns über das menschliche Niveau erheben würde; das allzu Hohe streift an das Absonderliche und Anormale, sagt der chinesische Philosoph, Maß und richtige Mitte sind für das öffentliche Wohl zuträglicher; der Staat hat keine Verwendung für Visionäre und Mystiker, jeder Exzeß zerbricht den sozialen Gleichklang. Er sagt: „Wer ein offenes Herz hat und den anderen Menschen die gleichen Empfindungen wie sich selbst entgegenbringt, ist moralisch. Es reicht hin, daß er niemandem zufüge, was er selbst nicht erleiden will. Er handle entsprechend den Notwendigkeiten und Möglichkeiten seines Standes. Ist er reich und angesehen, so handle er, wie eben ein reicher und angesehener Mann zu handeln vermag. Ist er arm und verachtet, so handle er entsprechend den Notwendigkeiten und Möglichkeiten seines Standes. Ist er unglücklich, so handle er wie ein Unglücklicher. Der Weise, welcher die Regeln des Moralgesetzes sich angeeignet hat, bewahrt stets hinreichend viel Selbstbeherrschung, um den Notwendigkeiten seines Standes gemäß zu handeln. Wenn er einen hohen Rang bekleidet, so quält er nicht seine Untergebenen, wenn einen niederen, belästigt er nicht seine Vorgesetzten. Er klagt weder den Himmel, noch die Menschen, noch sein Schicksal an, er ist stets gleichmütig und erwartet, daß sein Los sich erfülle. Er wandelt den Weg der Pflicht und unterläßt es, sich in waghalsige Unternehmungen zu stürzen.

Gewiß mag eingeräumt werden, daß eine vollständige Verwirklichung dieses Prinzips allzu viel Ruhe und Ebenmaß mit sich bringen, Kampf und Fortschritt lähmen würde. In der Wirklichkeit hat auch das chinesische Volk Heroen, welche neue Werte brachten, als solche verehrt.

Die hauptsächlichsten Tugenden, welche das chinesische Volk hochschätzt, sind weltliche und soziale; es sind: humaner Sinn, Gerechtigkeit, Ordnung, Aufrichtigkeit und Mut. Von ihrer allgemeinen Übung hängt der innere Frieden und das Glück des Volkes ab. Ihre Belohnung liegt in der Befriedigung, welche der Weise empfindet, wenn er entsprechend den Vorschriften der Vernunft handelt. Der Chinese der gebildeten Klassen kennt keinen anderen Beweggrund zum Handeln, kein anderes Ziel tugendhaften Lebenswandels. Nur bei jenen Mitgliedern der niederen Volksklassen, bei denen ein verzerrter Buddhismus oder Taoismus sich eingenistet hat, gibt es Furcht vor der Hölle.

Gewiß fehlt andererseits der chinesischen Moral jenes edle Feuer, das im Patriotismus lodert, jenes Mitgefühl mit dem Leid der anderen lebenden Wesen; ihr ist der Ruf Buddhas fremd; „Einer Welt der Finsternis möchte ich das Licht der Wissenschaft, des Friedens und der Weisheit bringen, die Befreiung von jedem Schmerz."

Die chinesischen Weisen haben im allgemeinen wenig Vertrauen in den menschlichen Enthusiasmus und seine schöpferische Kraft. Auch die Optimisten, wie Meng-tse, die verkünden, daß unsere Natur gut sei und in ihrem

normalen Zustande von selbst der Tugend zuneige, haben sich in der praktischen Schule ebenso pessimistisch erwiesen wie ein Hsün. Auch all die Riten des chinesischen Lebens entspringen diesem Mißtrauen. Die Weisen fürchten, daß der Mensch vielleicht aus seinem eigenen inneren Drang heraus nicht gut handeln werde, und zwingen ihn darum durch die traditionellen Gebräuche zu jener Handlungsart, die dem sozialen Besten dient. Neben der eigentlichen Moralunterweisung, welche den Menschen zur inneren Gemeinschaft mit der Tugend führen soll, besitzt China eine Art von moralischem Protokoll, das seinerseits wieder eine sekundäre Moralunterweisung darstellt und den Menschen zur Beobachtung gewisser äußerer Gebräuche, welche den inneren sozialen Notwendigkeiten entsprechen, anhält. Von der Tradition weiß man, daß sie in den notwendigen Grenzen bleiben wird; von dem Tugendüberschwang und der Leidenschaft weiß man, daß sie zum Exzeß führen. Deshalb sagt das chinesische Sprichwort: „Wenn die Hingabe für die Nebenmenschen nicht durch Riten oder Erziehung geregelt ist, dann kann sie zum Wahnsinn werden; wenn der Mut nicht in den Grenzen entsprechender Erziehung bleibt, wird er zur Auflehnung; wenn das freie Denken nicht von Erziehung geleitet wird, kann es zur Verwirrung führen.“

Dies allerdings gilt nur für die Masse; die kleine Elite der Besten, welche die Philosophie der Gebildeten klar von den anderen unterscheidet, soll nur dem letzten Wesen der Tugend gehorchen. Der Spruch sagt: „Der hochstehende Mensch hat gleiches Wohlwollen für jedermann, ist frei von Egoismus und Parteilichkeit; nur der gewöhnliche Mensch überläßt sich seinem Egoismus.“ Aber auch dieser Elitemensch soll in seiner Tugend ein gewisses Maß beachten. Khung-tse sagt auf die Frage: Was müssen wir von dem denken, der Beleidigungen mit Wohltaten vergilt? „Wenn er so handelt, vergißt er womit er eigentlich Wohltaten vergelten könnte. Haß ist mit Gerechtigkeit, Wohltaten sind mit Wohltaten zu vergelten.“

Ernster Gerechtigkeitssinn, mit Mut gepaart, gilt als schönste Tugend. Immer wieder sprechen die chinesischen Legenden von jenen weisen Männern, welche mutig vor den pflichtvergessenen Kaiser traten, nachdem sie alle vorgeschriebenen Höflichkeitsformen geleistet, mutig das gebeugte Recht verteidigten und mutig dann zum Richtplatz gingen. So heißt es von Pi-kan, der dem Kaiser Cheu-sin vorhält, wie grausam er gewesen sei, so von Chun-yu-yue, der den mächtigen Kaiser Thsinchi Hoang-ti inmitten seiner Höflinge anklagte. Aufopferung des eigenen Selbst um eines sozialen Zieles willen gilt als Pflicht. Merkwürdig ist es übrigens, daß gerade das chinesische Volk, das den Unsterblichkeitsglauben ablehnt, daß ebenso die Inder, die nur einen recht vagen, unpersönlichen Unsterblichkeitsglauben haben, sich weniger der Furcht vor dem Tode hingeben als die westlichen Völker mit ihrem ausgeprägten Unsterblichkeitsglauben.

Zum Schluß sei noch ein Vers des berühmten Buches Ta-hio zitiert: „Für hoch und niedrig gilt ein gleiches Pflichtgesetz: Selbstvervollkommnung ist die Basis jedes Fortschritts, ist für alle höchster Imperativ.“



L. G. LÉVY, RABBINER DES VERBANDES FREISINNIGER ELTERN, PARIS: DIE MORALLEHRE FREISINNIGER ISRAELITEN.

M das sittliche Verhalten in allen Dingen zu regeln, muß man von einer höchsten Überzeugung ausgehen, die das Recht hat zu sagen: „du wirst dies und das allem anderen vorziehen“. Die Überzeugung, die einzig allein Autorität besitzt, liegt im menschlichen Geiste. Er nimmt aus sich selber heraus seine Leuchtkraft und seine gesetzgeberische und schöpferische Macht.

Nun setzt der Geist neben die Erkenntnis der Existenz das Urteil über den Wert. Er stellt neben das Objekt das Subjekt, neben die Tatsache die Gerechtigkeit, neben den Determinismus die Freiheit, neben die Quantität die Qualität und neben die Brutalität die Liebe.

Wir begnügen uns nicht damit, die Tatsachen zu konstatieren, wir *beurteilen* sie von einem höheren Standpunkte aus. Wir bringen die Elemente des inneren Lebens gewissermaßen auf den Stufen einer Rangordnung unter.

Das heißt, wir messen sie an einem Ideal. Das heißt so viel als, wir halten fest, daß es etwas gibt, das aller Beurteilung nach äußerlichen Gesichtspunkten zuwiderläuft und entgegensteht, daß es nicht der Erfolg ist, der hier entscheidet, sondern daß es einen oder mehrere *absolute* Werte gibt in Beziehung auf welche alle anderen Werte eingeschätzt und beurteilt werden.

Diese Werte hat nicht der Mensch selbst geschaffen. Indem ihr den Ausspruch tut: „Ich gehorche bloß meiner eigenen Vernunft, niemandem als meinem Gewissen“, bekundet ihr die Existenz eines Etwas, das der wechselvollen, zufälligen, vergänglichen Realität der Dinge, der Individuen und der Gesellschaftsformen übergeordnet ist. Denn auch diese Vernunft, dieses Gewissen haben nicht wir selber geschaffen. Sie sind uns *gegeben*, und zwar sind sie uns in einer Unpersönlichkeit gegeben, die gerade darin ihre Würde hat, alle ausnahmslos gleichmäßig zu verpflichten und durch die trennenden Hüllen der vereinzelten Körperlichkeit hindurch die Einheit der Geister im Geiste zu bewirken.

Es ist eine Tatsache, daß es ein Etwas gibt, das uns überragt und das unsere Handlungen richtet, das uns seinen Gesetzen unterwirft, das in uns wohnt und zu gleicher Zeit die Grenzen unserer Erkenntnis übersteigt, das nicht wir sind und das doch im Innersten mit uns vereinigt ist.

Diese tiefe Realität, der wir im Innersten uns mitteilen, mit der wir Hand in Hand nach vorwärts streben können, nennen wir unseren Gott: Gott von allen antropomorphen Begriffen gereinigt, Gott, der uns nicht deshalb befiehlt, weil er der Stärkere ist, weil er uns Furcht einflößt oder uns durch grause Wunder verwirrt, sondern deshalb, weil er das absolute Subjekt ist: „Ich bin der, der ist“: „Ich bin“ (Exodus 3, 14); weil er die Vollkommenheit ist: „Seid heilig, weil auch ich heilig bin“ (Leviticus 109, 2).

Die Gleichung lautet also: sei sittlich, weil das Sittengebot göttlich ist, folge Gott nach, weil das Göttliche sittlich ist. Das Sittengesetz wird nicht durch willkürliche Gebote auferlegt, sondern durch die ihm selber innewohnende Autorität, durch seine eigene erhabene Schönheit. Es ist das Gesetz

des Geistes, mithin sowohl das Gesetz Gottes als auch das Gesetz des Menschen. Es fügt sich harmonisch in die Einheit alles Seins. Wenn man gegen das Gesetz sich versündigt, sündigt man gegen sich selber: „Ihr werdet meinen Geboten folgen durch deren Ausübung der Mensch sein eigenes Leben bewahrt (Leviticus 18, 5). Das Gesetz kennen, das heißt so viel wie die immanente Vernunft der Welt erkennen, es befolgen, heißt sich endgültig selbst wiederfinden und sich dem Tiefsten und Besten in der Natur vereinen. Sie hat nichts Mystisches, nichts Übernatürliches, diese Lehre: „Das Gesetz ist nicht im Himmel, es ist nicht jenseits der fernen Gestade des Meeres, es ist bei dir: du hast es im Munde, du hast es im Herzen, um es befolgen zu können" (Deuteronomium 30, 11—14).

Gott gehorchen und richtig handeln ist Eines. Gott gibt keine Befehle von außen, er ist ja nichts anderes als das ganze und wirkliche Leben an dem wir Teil haben durch die Vernunft, durch das Gewissen, durch die Freiheit und durch die Liebe.

Er befiehlt uns nur mit Zustimmung unseres Denkens. Unsere Moral ist also eigentlich autonom, weil sie ihre Berechtigung nur aus sich selber, aus ihrem wahren und inneren Werte herleitet.

Diese Moral ist nicht nur ihrem Ursprunge nach autonom, sondern auch im Hinblicke auf ihre Ziele. Ebensowenig wie sie von einer äußeren Macht abhängig ist, ebensowenig ist sie außenstehenden Endzwecken oder Zielen, die nicht in ihr selber liegen, unterworfen. Jedes Element von Furcht oder von Hoffnung verdirbt den moralischen Charakter der Handlung. Man muß nach der Redewendung der Schriftgelehrten des Talmud die Pflicht „in ihrem eigenen Namen" erfüllen, das heißt, um ihrer eigenen, inneren Schönheit willen. Zu Psalm 112, 1: „Selig der Mensch, der den Ewigen verehret und sich erfreuet an seinen Geboten" bemerkt Rabbi Eleazar: „Wohlgemerkt, er erfreuet sich an den Geboten und nicht an den Belohnungen, die etwa versprochen sind."

Die Belohnung könnte selber nur eine moralische sein: ein Zuwachs an innerer Würde, die Begierde, künftig noch besser zu handeln. „Das Gute zieht das Gute nach sich" sagt Ben Azaï „und dem Bösen folget das Böse, denn der Preis einer tugendhaften Handlung ist ein anderer Akt der Tugend und die Strafe einer Sünde ist die neue Sünde, die durch sie notwendig wird."

Es ist, wie wir schon oben bemerkt haben; das Gute ist identisch mit dem innersten Wesen alles Seins. „Siehe", so lesen wir im Deuteronomium 30, 15, „ich biete dir heute in der einen Hand das Leben mit dem Guten, in der anderen Hand den Tod mit dem Bösen". Das Gute tun heißt, die Wirklichkeit im Sinne eines reicheren, tieferen, fruchtbareren Lebens umzugestalten. Es ist eine Umschöpfung. „Wer immer", sagt ein Rabbiner, „eine gute Tat vollbringt, der wird ein Mitarbeiter des Herrn bei der Schöpfung."

Jede Seite des Lebens hat ihren innewohnenden unantastbaren Wert, es muß ihr nur ihre Rolle und ihr Standort in der harmonischen Ordnung des Ganzen angewiesen werden. Wenn die physischen Gesetze und die Regeln des sittlichen Lebens verschieden sind, so folgt daraus durchaus nicht, daß sie einander zuwiderlaufen. Die sinnliche und die geistige Natur bilden ein Ganzes, das in eine Zuständlichkeit gebracht werden muß, die es befähigt, die reichsten und schönsten Früchte auf dem Gebiete des Geistes, des Herzens, der Tugend und Schönheit zu tragen.

Die Askese als Leitidee des menschlichen Lebens kann nicht gebilligt werden. Warum auch sollte man die Freude wohl verdammen, die doch die

Steigerung und Blüte des ganzen Wesens ist, der Vorschmack der himmlischen Freiheit und Erfüllung? Durch den Schwung, den sie dem Leben mitteilt, ist sie ein kostbarer Förderer der menschlichen Tatkraft, die jüdische Lehre, weit davon entfernt die Freude zu verpönen, erhebt sie mitunter sogar zum Range einer Pflicht: „Und du hast dich zu freuen alles Guten, das der Ewige, dein Gott, dir gegeben hat" (Deuteronomium 26, 11). Es ist eine Zeit gegeben für den schweren Ernst, für die Konzentration und für die Strenge und eine andere Zeit für die Erholung, die Ungezwungenheit und für die frohe Laune. „Deine Buße, Reue und Zerknirschung am Fasttag", sagt Juda Halévi, „bringt dich dem Herrn nicht näher als deine Freude am Sabbat und an den Festen".

Ja, das ideale Ziel wäre, daß Pflichterfüllung nicht mehr als harte Anstrengung, als ein Opfer empfunden würde, sondern als eine natürliche und leichte Betätigung der uns innewohnenden Fähigkeiten, daß Pflicht und Freude nur ein und dieselbe Regung wären. Die sittliche Forderung muß derart in uns eindringen, daß sie eine lebendige Kraft unseres eigenen Herzens bildet; dann hat die Ausübung des Guten den Reiz der reinsten Freude. Dieses absolute Zusammenfallen findet statt in der Tzedaka. Das ist die Tugend auf dem Gipfelpunkt ihrer lebendigen Tatkraft und ihrer tiefinneren Freudigkeit; das ist die harmonische Vereinigung der Gerechtigkeit und der Liebe, das tiefste Verschmolzensein dieser beiden, deren Trennung böse Folgen nach sich ziehen kann.

Unsere Moral ist eine Lehre der Eintracht und des Friedens, die sich auf die gleichmäßige Würde aller Menschen gründet ohne Unterschied der Rasse, der Klasse, des Geschlechtes oder der Religion. Am Ursprunge steht ein einziges Paar, von dem alle Menschen abstammen; jeder trägt den Stempel des göttlichen Geistes, das heißt, die Vorstellung von einer Vollkommenheit, die ihn selber, das irdische Geschöpf aus Fleisch und Blut, unendlich überragt. „Warum", wird im Talmud gefragt, „hat Gott bei der Schöpfung nur einen einzigen Menschen gebildet." Um die friedfertige Gesinnung zu stützen, damit niemand sich berühmen könne: „Mein Vater ist aus älterem Geschlechte als der deine." Wenn nur ein einziger Mensch erschaffen ward, geschah das um uns zu lehren, daß das Leben eines Einzigen vernichten soviel heißt, wie eine ganze Welt zerstören; und daß die Rettung eines einzigen Individuums ebensoviel bedeutet wie die Bewahrung einer Welt.

All unsere Vorschriften dienen dazu, uns diese Würde des Menschen als Einzelwesen wie auch als Gruppe, als Menschheit täglich und stündlich klar vor Augen zu führen.

Wir glauben, daß der Mensch nicht nur um sein Dasein kämpft, sondern, auch um ein Leben höherer Art: er hat die Idee der Liebe, der Wahrheit, der Vollkommenheit, des Fortschrittes der Gattung. Diese Ideen sind nicht minder gegeben und tatsächlich existierend wie die Selbstsucht und der Kampf ums nackte Dasein. Das ganze Problem besteht darin, den Willen zur Macht in den Willen zur Persönlichkeit zu verwandeln, derart, daß jedermann in sich und anderen das Kind des Geistes, das Kind Gottes achtet, das, indem es sich selbst behauptet, auch alle anderen in ihrer Würde bestätigt; wenn er auf sittlichem Gebiete eine hohe Stufe erreicht, dann läßt der Adel seiner Gesinnung ihn, ferne davon dem Hochmut zuzuführen, die Entfernung schauen, die ihn vom Ideal noch trennt und treibt ihn ewig unbefriedigt zu immer neuen Anstrengungen vorwärts und aufwärts empor.

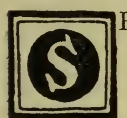
Zu ihrer ganzen Reife und Fülle kann die Persönlichkeit endlich sich nur im Schoß der Gemeinsamkeit entwickeln; der Mensch kann zu voller

„Humanität“ bloß durch das soziale Leben gelangen. Das Gesetz ward nicht an das Einzelwesen gegeben, sondern an die Gesellschaft, auf daß sie eine Gemeinschaft in Gerechtigkeit und Eintracht werde. Der Tag muß kommen, an dem die Völker der Erde ein heiliges Band umschließt, ein einziger Bund der Gewissen, die im Kulte der Wahrheit und der reinsten sittlichen Schönheit sich vereinen.

Wir arbeiten für die Näherbringung jenes Reiches, von dem die Propheten der Hebräer reden, des Reiches, in dem Frieden und Brüderlichkeit regieren werden bei weitester Verbreitung aller Kenntnisse und bei der vollendetsten Selbstbeherrschung des einzelnen Menschen. Man mag sogar eine Zeit erhoffen, wo alles in solchem Zustande des körperlichen und seelischen Gleichgewichtes sich befinden wird, daß selbst der Tod sein Zepter niederlegt und verschwindet. „Alsdann wird bereiten Jehova, der Weltenherrscher“, sagt Jesaias (25, 6), „allen Völkern auf diesem Berge ein reiches Mahl, ein Mahl mit köstlichen Weinen. . . . Wegreißen wird er auf diesem Berge den Schleier, der alle Völker deckt, den Vorhang, der ausgespannt ist über alle Nationen. Vernichten wird er auf ewig den Tod.“



PROFESSOR DR. R. BRODA, PARIS: AUS DER ETHISCHEN BEWEGUNG.



SEIT langen Jahren beschäftigt man sich in England und Amerika mit dem Problem einer schärferen und bewußteren Ausprägung der sittlichen Imperative im praktischen Leben — unabhängig von den in verschiedenen religiösen Gemeinschaften ausgebildeten sittlichen Regeln.

Es handelt sich dabei nicht sowohl um ethische Wissenschaft, wie sie von den Lehrstühlen europäischer Universitäten aus gelehrt wird, als um eklektische Auslegung praktischer Lebensregeln, wie sie von Mitgliedern religiöser Gemeinschaften sowie auch von solchen Personen, die keiner religiösen Gemeinschaft angehören, geübt werden könnten. Eine Reihe von Ethical Societies wurde in London, New York, Chicago, Boston usw. begründet, um die Übung dieser sittlichen Ideale auch in einer vom Kirchenglauben sich loslösenden Gesellschaft zu fördern und in eben diesen sittlichen Imperativen auch ein Lebensideal festzuhalten, welches die alten religiösen Vorstellungen als zentrales Besitztum der Seelen abzulösen vermöchte.

Um diese Funktionen zu erfüllen, entschlossen sich diese Gesellschaften, auch ihrerseits sonntägliche Versammlungen zu den üblichen Stunden protestantischen Gottesdienstes (11 Uhr vormittags, 7 Uhr abends) einzurichten, und speziell in New York haben dieselben allsonntäglich einen Zuspruch von mehreren Tausend Personen. Sie werden von Musik- und Gesangsvorträgen eingeleitet, dann folgt ein Vortrag über ein moralisches oder soziologisches Problem, hierauf wieder Musik und Gesang.

Die New Yorker Gesellschaft hat auch eine Schule für die Jugend eingerichtet und mehr als 600 Kinder der Mitglieder besuchen ihren Unterricht.

Die Gesellschaft hat Abteilungen in den Vorstädten und eine derselben — in Brooklyn — hat wieder einen Elternklub zum Studium der pädagogischen Fragen, einen Frauenverband für soziale Hilfstätigkeit, einen Männerklub

zur Diskussion sozialer Probleme und eine Reihe von Jugendklubs ins Leben gerufen.

In Philadelphia beschäftigt sich die ethische Gesellschaft außer mit der Abhaltung der Sonntagsversammlungen auch mit dem Betrieb der Settlements, das ist nachbarlicher Hilfstätigkeit für die armen Volksklassen. Die Gesellschaften in Chicago und St. Louis dehnen gleichfalls ihre Betätigungssphäre aus.

In London ist es wiederum vor allem die West London Ethical Society unter Leitung von Dr. Stanton Coit, in der wertvolle Versuche einer weitgehenden Anwendung des sittlichen Grundprinzips auf die psychischen Bedürfnisse der Mitglieder angestellt werden.

Zunächst werden Sonntags morgens und Sonntags abends, ferner Mittwoch abends drei Versammlungen abgehalten mit folgendem regelmäßigen Programm:

1. Orgelspiel.
2. Eröffnungsworte.
3. Gesang.
4. Stillschweigende Sammlung.
5. Hymnengesang.
6. Lesen im Textbuch.
7. Mitteilungen.
8. Vortrag.
9. Beitragssammlung.
10. Hymnengesang.
11. Schlußworte.

Unter der Leitung eines bedeutenden Musikers Kennedy Stort sind die Musikvorträge in künstlerischer Weise aufgebaut worden. Auch der Ausschmückung des Versammlungssaales ist viel Sorgfalt zugewandt worden.

Die Vorträge und Gesangstexte der Gesellschaft sind auch in Buchform erschienen; sie hat am 6. Juli 1913 den 21. Jahrestag ihrer Begründung gefeiert. Die Mitgliederzahl beträgt 587, die Jahreseinnahme 11 000 Mark.

Die genannte Gesellschaft zusammen mit einigen anderen Gesellschaften gibt eine Monatsschrift Ethical World heraus, um die Ideen der ethischen Bewegung zu propagieren.

Die amerikanischen Gesellschaften haben jede ihr eigenes Organ.

Die Bewegung hat bekanntlich auch nach Deutschland, Österreich und anderen Ländern übergegriffen und speziell in der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur eine gewisse Bedeutung gewonnen. Die psychische Grundstimmung ist jedoch nicht mehr die gleiche, indem es sich in den Ländern angelsächsischer Kultur stets um die direkte Nachfolge und Ablösung der Kirchengemeinden, d. h. um eine Bewegung handelt, welche Anspruch darauf erhebt, ihren Anhängern und Mitgliedern einen neuen Lebensinhalt zu geben, während die Gesellschaften auf dem europäischen Festlande überwiegend einen bloßen Vereinscharakter mit dem bescheidenen Anspruch allgemeiner Belehrung sowie Propagierung gewisser sozialer und moralischer Ideen angenommen haben.

Auch in Tokio wurde eine ethische Gesellschaft geschaffen, welche die Prinzipien weltlicher Moral in lebhafter Weise zu propagieren sucht.

Alle diese Gesellschaften (zusammen mit einigen Verbänden in Frankreich, England und der Schweiz), die analoge Ziele verfolgen, sind seit dem

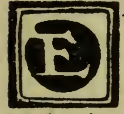
Jahre 1896 zu einem internationalen Verbande der ethischen Gesellschaften zusammengeschlossen, der seit Mai d. J. eine periodische Veröffentlichung News Letter of the international Union of Ethical Societies herausgibt.

Dieselbe beschäftigt sich insbesondere auch mit den Problemen des weltlichen Moralunterrichts. Von ihr in erster Linie ging die Veranstaltung des internationalen Kongresses für moralische Erziehung, der im Vorjahre im Haag tagte, aus.

Für die nächste Zeit ist die Veranstaltung eines internationalen Kongresses für das Studium der Probleme sexueller Moral in Aussicht genommen.



EMILE BOUTROUX, PARIS, MITGLIED DER FRANZÖSISCHEN AKADEMIE: PASCAL UND DIE GEGENWART.



IN Wort, das ich kürzlich in Schottland vernommen, drängt sich mir in den Sinn: „Alles Große auf Erden muß sterben und muß wiedergeboren werden.“ „Leben“ heißt Jugend, Wachstum, Entwicklung; und für alles Alte ist der Tod Bedingung und Vorstufe einer neuen Jugend.

Gewiß haben wir niemals aufgehört, Pascal zu lesen und ihn zu bewundern. Immerhin aber lehrte man uns in unserer Jugend in ihm den glänzenden Schriftsteller zu genießen, dessen Stil als eine so eigentümliche Mischung von Mathematik und von leidenschaftlicher Sinnesart erscheint, dessen Skeptizismus aber, der, vor sich selber erschrocken, sich blindlings in die Arme des Glaubens wirft, heutzutage doch als etwas recht Veraltetes und Anachronistisches erscheine. Man pries ihn mit lauter Stimme, nicht ohne in respektvollster Weise zu bedauern, daß er seine glänzenden Gaben als Denker, Gelehrter und Künstler keinem würdigeren Gegenstande zugewendet habe.

In den letzten Jahren aber hat sich diese Stellungsnahme von Grund, aus geändert. Was wir bei Pascal lesen, das scheint uns frisch gemünzt, wie für die Gegenwart geschrieben. Nicht mehr der Schriftsteller ist es, den wir bewundern, er ist uns ein Freund, ein Bruder geworden, wir fühlen und denken mit ihm. Er rührt, er erschüttert uns, er beeinflußt unseren Willen, unser Empfinden; Gedanken von ihm dringen in unser Gewissen, in unser innerstes Bewußtsein ein. Und dieser Vorgang spielt sich gleicherweise auf der ganzen zivilisierten Erde ab. Von allen Völkern wird Pascal mit neuerwachter Sympathie studiert und nachempfunden. Über alle Weiten des unendlichen Raumes hinweg bildet er ein Bindeglied der denkenden Geister, der Seelen.

Es ist nun die Frage: Haben wir hier nichts anderes vor uns als eine neue Bestätigung des Gesetzes vom ewigen Wechsel, vom Wellenberg und Wellental, die rhythmisch alles Lebendige beherrschen, oder: gibt es eine wirkliche und tiefe innere Übereinstimmung zwischen den Empfindungen und Gedanken eines Pascal und zwischen den seelischen Bedürfnissen des Heute, in dem wir leben.

I.

In einem sehr wichtigen Punkte ist die Geistesrichtung der Gegenwart grundverschieden von den Verhältnissen im XIX. Jahrhundert. Die Frage der Beziehungen zwischen Wissenschaft und Religion, die damals endgültig geregelt schien, wird mehr und mehr aufs neue zu einem inhaltsschweren Problem.

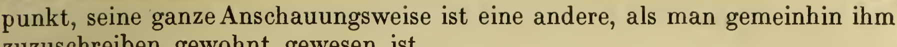
Vor kurzem noch beschied man sich damit, der Wissenschaft den Verstand, der Religion das Herz als ureigenste Domäne zuzuweisen und zwischen diesen beiden Seiten des menschlichen Geistes eine undurchdringliche Scheidewand aufzurichten. Im Reiche des Verstandes galten die Tatsachen und der Beweis; in der Sphäre des Herzens gab es Freiheit und göttliche Gnade. Zwischen den beiden galt nichts Gemeinsames, hier wurde mit ganz verschiedenem Maße gemessen. Unumschränkte Herrin in ihrem Gebiete hatte die Vernunft doch kein Recht, in Sachen des Glaubens dreinzureden oder ihn gar um seine Berechtigung zu fragen. Die jetzige Generation aber reißt diese Scheidewand nieder.

Man könnte meinen, daß z. B. in Frankreich unter der Herrschaft des Trennungsgesetzes von Staat und Kirche gegenseitige Unabhängigkeit, Freiheit, Unbeeinflussung eine der Leitideen wäre.

In Wirklichkeit aber, während offiziell Staat und Kirche vorgeben einander nicht zu kennen, schieben das natürliche und das religiöse Gewissen ihre Grenzen mehr und mehr gegeneinander vor. Wohl ist es eine Zeitlang vielen Menschen möglich gewesen, in ihrem Geist Seite an Seite reinlich gesondert, ohne sie zu vermengen, ihre wissenschaftlichen Überzeugungen und ihren Glauben zu hegen. Aber bald genug wird das tieferschürfende Denken, durch die staunenerregende Ausbreitung der Wissenschaften und durch das starke Bedürfnis der menschlichen Seele nach Einheit und Harmonie der Empfindung gezwungen, zu wählen haben zwischen Wissen und Glauben, wenn es ihm nicht gelingt, Gemeinsames, Verbindendes zwischen den beiden zu entdecken. Es genügt nicht mehr, daß das Herz laut und vernehmlich seine Ansprüche geltend macht, genau so dringend, wie die Vernunft das, was ihr zukommt, fordert: es muß erweisen, daß es in seiner Art gleichermaßen der ewigen Wahrheit teilhaftig ist, die die höchste Richtschnur für alles Irdische bildet.

Die Frage ist nun die, ob Pascal diese dringende Forderung unserer Zeit zu stillen vermag.

Nach sehr verbreiteter Meinung hätte Pascal sich angelegen sein lassen, einen Abgrund zwischen Verstand und Religion zu legen und hätte der berüchtigten Losung gehuldigt: Credo quia absurdum. Aber wie ließe sich diese Anschauung vereinen mit den so leuchtend klaren Stellen seiner Schriften, wo Pascal im reinen Denken die ganze Würde des Menschen sieht, wo er den Ansprüchen der Vernunft unumschränktere Herrschergewalt zuspricht als jedem irdischen Herrn, und wo er selber bemüht ist, uns gewahren zu lassen, daß die wahre Religion, obwohl ihrem innersten Wesen nach übernatürlich, doch durchaus vernünftig ist? „Die wahre Natur des Menschen", sagt er, „und die wahre Religion sind Dinge, deren Erkenntnis unzertrennlich voneinander ist." Und an anderer Stelle: „Wenn sie den Grundsätzen der Vernunft zuwiderliefe, würde unsere Religion absurd und lächerlich sein." Entweder also Pascal ist in schweren Widersprüchen befangen, oder sein Gesichts-



punkt, seine ganze Anschauungsweise ist eine andere, als man gemeinhin ihm zuzuschreiben gewohnt gewesen ist.

Die Wahrheit ist, daß Pascal sich nicht mit jener äußerlichen Übereinstimmung von Vernunft und Religion begnügte, bei der sich selbst die besten Geister seiner Zeit beschieden, und die Bossuet umschrieb, indem er sagte, man müsse fest die beiden Enden der Kette in der Hand behalten, wenn man auch nicht sehen könne, wo ihre Mittelglieder liegen. Seit seiner völligen Bekehrung läßt Pascal keine reinlich geschiedenen Kammern innerhalb der menschlichen Seele zu. Gedanke und Leben muß einheitlich sein. Und deshalb könnte Pascal auch nimmermehr ein Anhänger der Wissenschaft und ein Jünger des Glaubens zur selben Stunde sein, wenn es ihm nicht gelänge, in diesen beiden Formen des geistigen Lebens zwei Seiten desselben Einen, Unteilbaren, Ganzen zu sehen.

Untersuchen wir zuerst seine Methode. Man sagt uns, sie sei der Weg des Herzens. Nichts steht so fest, aber was ist darunter zu verstehen?

„Das Herz", sagt Pascal, „hat seine eigenen Beweggründe, die die Vernunft nicht kennt. Kann man sagen, daß die Logik des Herzens keine Logik ist, wenn auch sie anders geartet ist als die Schlüsse der Vernunft?"

Pascal schreibt: „Das Herz hat seine eigenen Gesetze ganz ebenso wie die menschliche Vernunft. . . . Jesus Christus und der heilige Paulus folgten den Gesetzen der Nächstenliebe, nicht denen des Verstandes."

Erinnern wir uns bei diesen Stellen der berühmten Theorie vom Unterschiede zwischen mathematischem und intuitivem Denken, und wir werden sie mühelos richtig verstehen. Intuition und Vernunft stehen durchaus nicht feindlich einander gegenüber, aber die Intuition gebraucht den Geist auf andere Weise, sie appelliert, wenn man will, an eine andere Gegend des menschlichen Verstandes als das mathematisch-logische Urteilen und Schließen. In was besteht nun im Kern der Sache die Differenz? Ich glaube, man könnte sie in folgenden Worten ausdrücken: Der mathematisch gerichtete Verstand geht von einer kleinen Anzahl von Definitionen und Grundsätzen, die abstrakt und absolut klar und deutlich umrissen sind, aus und entwickelt daraus bis ins Unendliche die Schlüsse und Folgerungen, ohne jemals wieder zur gegebenen Anfangstatsache, zur greifbaren Wirklichkeit zurückzukehren. Die Intuition dagegen geht von den gegebenen und greifbaren Tatsachen aus und will ihr innerstes Wesen, den Kern der Dinge, ihre Grundgesetze ergründen, die schwer zu gewahren, verborgen und verschlungen sind. Die erstere Denkart geht vom Endlichen aus und strebt ins Unendliche hin, die zweite geht vom Unendlichen aus und strebt, die innere Ordnung, die höchste Einheit zu finden.

Die berühmte Stelle von den Gesetzen des Herzens bedeutet also: Das Herz hat seine eigenen Gesetze, die das logisch-mathematische Denken nicht kennt, die sich aber in gewissem Grade dem inneren Sinne oder der Intuition erschließen.

Diesem inneren Sinne und nicht dem logischen Verstande kommt es zu, die Eintracht zwischen Glauben und Wissen zu begründen.

Nicht minder interessant für das zeitgenössische Bewußtsein ist der Weg, den Pascal in Verfolgung seiner Methode einschlägt.

Ich unterscheide auf diesem Wege drei Momente, die ich wissenschaftliche Induktion, religiöse Erfahrung und Experiment nennen möchte.

Der Ausgangspunkt des Physikers Pascal ist die gegebene Tatsache, die Tatsache der menschlichen Natur so, wie sie gegeben ist und in Wahrheit

existiert. Diese Tatsache scheint Elemente in sich zu schließen, die einander logischerweise widersprechen. Der Mensch im allgemeinen und als Ganzes genommen erscheint, von welchem Standpunkte immer man ihn betrachten mag, als eine arge Mischung von Erbärmlichkeit und von Größe.

Nun ist aber der Widerspruch der Antrieb, der Sporn der Entstehungsgrund aller Wissenschaft. Die Torricellische Röhre zeigt uns, wie die Natur zu gleicher Zeit den horror vacui hat und auch ihn nicht hat. Dieser Widerspruch fällt, sobald man zugibt, daß die Höhe der Quecksilbersäule bedingt ist durch die Gegenwart und die Wirksamkeit einer außenliegenden Kraft von meßbarer Größe, wie es der wechselnde Druck der Atmosphäre ist.

Ganz ebenso schwindet der Widerspruch, den die Natur des Menschen bietet, sobald man annimmt, daß diese Natur, die einfach scheint, in Wahrheit zwiespältig ist: daß sie einen Anteil mitbekommen hat von der Natur des Sünders Adam und aber auch einen Teil der Natur des Erlösers Jesus Christus.

Übrigens bleibt die Erklärung der wechselnden Höhe der Quecksilbersäule durch Torricelli eine bloße Hypothese, solange nicht das entscheidende Experiment versucht wird, das beweist, daß diese Erklärung nicht nur zureichend, sondern daß sie die einzig mögliche, daß sie die Wahrheit ist. Das Experiment auf dem Puy de Dome füllt diese Lücke aus und setzt an Stelle der Hypothese das Naturgesetz.

Ganz ebenso lassen uns die Erzählungen des Buchs der Bücher die Vorstellungen von Adam und von Jesus Christus zu Wirklichkeiten werden, die bei konsequentem Denken bloß zureichende Erklärungen für all die zwiespältigen Phänomene der menschlichen Natur gewesen wären.

Übrigens muß man denn doch bemerken, daß ein tiefgreifender Unterschied zwischen dem Ergebnis, zu dem in der Physik die wissenschaftliche Induktion gelangt, und dem Resultat, das wir bei unseren Bemühungen, die innere Natur des Menschen zu erfassen, erreichen, obwaltet. In der Physik wird eine Naturtatsache durch ein natürliches Gesetz erklärt. Bei unserem Gegenstande aber wird die Natur durch übernatürliche Geschehnisse verstanden. Die Sünde Adams ist die Übertretung eines göttlichen Gebotes, und die Gnade, die sich auf den Menschen durch das Opfer Jesu Christi ergießt, ist gewissermaßen ein Teil der unfaßbaren Gottheit selber. Sobald wir dahin gelangen, sie wahrzunehmen, sie zu empfinden, sind wir über alles Irdische auch schon unendlich hinausgehoben.

Welch seltsame Lehre, die durch die Gedankengänge, mit denen die Naturwissenschaft ihr Auskommen findet, wahrlich nicht ausreichend erklärt werden kann.

In welchem Sinne sind denn Adam und Jesus Christus Tatsachen, Wirklichkeiten? Ihre geschichtliche Existenz in der Vergangenheit ist hier ungenügend. Denn was diese beiden symbolischen Begriffe: Adam und Jesus Christus, jetzt bedeuten sollen, das ist ein gewisser Konflikt, eine gewisse Entartung, ein Fall der menschlichen Natur, ebenso wie eine Möglichkeit ihrer Wiedererhebung, die jeder menschlichen Seele angeboren ist. Ist dieser Gemütszustand nun wirklich der unserige?

Auf diese Frage antwortet bei Pascal etwas, was man als religiöses Experiment bezeichnen könnte. Befreit euere Seele von kleinlicher Sorge um irdische Dinge, die sie verdunkelt, und ihr werdet Gott in eurem Inneren finden. Diese Gottheit ist nicht ein mathematischer Begriff, sie ist nicht ein Lehrsatz, ist nicht der abstrakte Gottesbegriff der Philosophen: nein, es ist der lebendige, ewige Gott Abrahams und Jakobs. „Ich hatte mich gelöst

von ihm: er hat mich wieder gefunden. Gerechter Vater im Himmel, die Welt kennt dich nicht, aber ich, ich erkenne dich. Sei getrost, sagt Jesus, du würdest mich nicht suchen, wenn du mich nicht gefunden hättest. Ich dachte an dich in meinem Todeskampf, ich habe diese blutigen Tränen für dich vergossen. Mir liegt dein Seelenheil enge am Herzen, ich bin dir gegenwärtig immerdar, ich bin dein Freund. Jesus, mein Jesus! laß nichts von dir mich trennen! O Frieden! o Freude! o tiefe und süße Gewißheit!"

Diese Gewißheit ist wahrhaft unerschütterlich und vollkommen im Augenblick der Entrücktheit. Aber wird sie auch standhalten, wenn die visionäre Verzückung entschwunden ist? Non obliviscar sermones tuos: das war das letzte Wort Pascals an seinen Gott. Nun, da von meinem Zustande nichts als blasse Erinnerung mir geblieben ist — so fragt er sich — kann ich wohl nun mich selber noch überzeugen, daß die übernatürliche Einswerdung mit Jesus Wahrheit war, daß ihre Offenbarung sich wiederholen kann, daß sie von Dauer ist? Kann ich die anderen Menschen von der Realität des tiefen Mysteriums überzeugen?

Descartes erbaute das Gebäude seiner Metaphysik, um den Schlußfolgerungen, gestützt auf Erinnerung, jene Gewißheit zu leihen, die ursprünglich nur die Intuition geben kann. Ganz ebenso sucht Pascal eine Beweisführung zu finden, die den Bestand, die ewige und allgemeine Wahrheit jenes Verhältnisses des Menschen zu Gott verbürgen kann, das er selber in bevorzugten Momenten durch unmittelbare Intuition erleben durfte.

Er findet sie in einem gewissermaßen unpersönlichen Versuche, dessen Objekt das menschliche Leben ist.

Der Mensch in seinem natürlichen Zustande ist unfähig, in sich selber Ruhe, Freude, Frieden zu finden. Er ist voll des Zweifels, von innerem Zwiespalt geschüttelt, voll Schwachheit, Seelennot und Pein, für die er nirgends Hilfe, Heilung findet. Aber nehmet an, daß in sein Herz die christliche Religion ihren Einzug hält. Sie lehrt ihn die Wurzel seines Unbehagens darin suchen, daß das Untertänigkeitsverhältnis der Kräfte, die ihn bilden, ein verkehrtes ist.

Der Mensch besteht aus Körper, Geist und Herz. Beim gegenwärtigen Stande der Dinge dominieren Körper und Geist über das Herz. Es folgt daraus, daß letzteres nur ganz ungenügend, nur bei den vergänglichsten Angelegenheiten sich betätigen darf, die in gar keinem Verhältnis zu seinen unendlichen Fähigkeiten stehen. Die christliche Religion aber lehrt uns, daß Körper, Geist und Herz drei verschiedene Größen sind, jedoch derart, daß der Körper dem Geiste untergeordnet ist, jener aber dem Herzen, das seinerseits Gott dem Herrn gehorcht.

Und so bietet uns denn, während die philosophischen Systeme wie die der Stoiker, der Skeptiker die eine Fähigkeit der Menschen auf Kosten aller anderen überspannen, die christliche Religion die Hand, alle Kräfte der menschlichen Seele ungeschmälert zu erhalten und jeder zugleich mit der Richtung und mit den Prinzipien, die sie ihnen vorschreibt, Gelegenheit zur reichsten und freiesten Entfaltung zu gewähren.

Im übrigen ist das eine Sache der Erfahrung. „Ihr möget immerhin", sagt Pascal, „prüfen, ob das, was ich euch sage, wahr ist." Das Menschenleben versinkt in Not und Jammer, wenn es bloß unter der Gewalt der blind wirkenden Naturkräfte steht, es ordnet sich, es wird harmonisch, groß und mächtig, sobald die göttliche Gnade es führen und leiten mag.

Dies sind die sicherlich sehr fruchtbaren Anregungen und Ideen, die

wir bei Pascal zur großen Forderung der Zeit, einer Versöhnung zwischen Glauben und Wissen, finden mögen.

Es scheint aber, daß Pascal uns auch kostbare Winke in einer zweiten Angelegenheit geben kann, die heute mit ganz besonderer Lebhaftigkeit als dringend empfunden wird: ich meine das Bedürfnis nach innerer Vervollkommnung des Menschen.

Die meisten, denen die Zukunft der Religion am Herzen liegt, glauben, daß dieselbe ihre Herrschaft über verfeinerte Geister nur dann behalten kann, wenn sie ein unersetzliches Agens der inneren Erneuerung, der sittlichen Veredelung und Läuterung bildet. Und andererseits wird wohl jedermann, der die sozialen und politischen Verhältnisse des modernen Lebens durchdenkt, zu dem Schlusse geführt, daß, da alle übernatürliche Autorität heute verschwunden ist, um einer radikalen Autonomie der Individuen, der Gruppen, der Massen Platz zu machen, die positiven Gesetze künftig wohl nur mehr den Ausfluß der Wünsche und der Strömungen eben dieser Menschenmengen darstellen werden. Aber wenn die Menschen schlecht sind, wie werden alsdann ihre Emanationen gut sein können? Es ist eine leere Redensart, anzunehmen, daß in den Seelen der Masse die Liebe zur Gerechtigkeit und der Hang zum Guten das Übergewicht über den Egoismus und über die Gewalt der Triebe davontragen werde.

Allüberall fühlt man folglich das Bedürfnis an der Verbesserung nicht nur der äußeren Bedingungen des menschlichen Lebens, sondern vor allem des Menschen selber zu arbeiten, der letzten Endes sich weit eher dieser Lebensumstände bedient, denn als ihr Produkt anzusehen ist.

Nun, auch dieser zweiten Forderung unserer Zeit scheinen die Lehren und das Beispiel Pascals auf das trefflichste zu entsprechen. Die Läuterung des inneren Menschen: das war genau das Ziel, das Pascal im Auge hatte. Er machte wenig Aufhebens mit vereinzelten Handlungen von Größe, die, wenn man sie auch aufs höchste preist und feiert, nur dem Anscheine nach das Maß der gewöhnlichen Natur übersteigen, weil sie bei den meisten Menschen gewissermaßen durch nachfolgende Zeiten der Erschlaffung und des sittlichen Nachlassens kompensiert erscheinen. „Die Tugend eines Menschen darf nicht nach seinen Höhepunkten, sie muß seinem Alltage nach beurteilt werden.“ Nur eine wesentliche und nachhaltige Erhebung unseres Herzens und unseres Willens, der die Ursprungsquelle unserer Handlungen ist, kann einen wirklichen dauernden und endgültigen Fortschritt unseres sittlichen Verhaltens erzielen.

In dieser Sache vertritt Pascal einen Grundsatz, der sehr wohl Beachtung verdient, und der in seinen Augen nichts anderes als der Kern der Religion selber ist.

Man kann von zwei Gesichtspunkten aus die Bestimmung des Gesetzes betrachten, das unser Verhalten regeln soll; man kann mit den Pelagianern unsere Pflicht nach dem Begriffe bemessen, den wir von unserem Können haben. Das ist die Lehre, die ihren Ausdruck in der niedrigen Formel findet: nemo ultra posse obligatur. In diesem Falle besteht die menschliche Selbstbestimmung in einer vollkommenen Anpassung und Abdankung des freien Willens zugunsten der Realitäten.

Aber man kann auch den entgegengesetzten Grundsatz vertreten und behaupten, daß es die Bestimmung des Menschen sei, von der Idee seiner Pflicht auszugehen und, wenn auch dieselbe unerreichbar hoch erschiene, sein Können eben bis zu der Möglichkeit ihrer Erfüllung zu steigern. Und wirk-

lich, der Mensch gewahrt, daß seine Pflicht sein Können schier unendlich übersteigt. Wie kann er, ohne die erstere zu verkleinern, das zweite der Erreichung nähern! Die Religion oder das Teilhaben des Menschen an der göttlichen Gnade ist die Lösung dieses Problems.

Die Gnade kann nach den Lehren der Religion nur von oben kommen, aber sie wird bloß denen zuteil, die sie mit allen ihren Kräften suchen. Man liest in dem „Gespräch über die Verbesserung des inneren Menschen“ von Jansénius, daß, wenn es wahr ist, daß Gott in uns den Willen zu handeln und auch die Vollstreckung der Handlung bewirkt, es andererseits auch nicht minder gewiß ist, daß „wir nicht davon ablassen dürfen, mit unseren ganzen Kräften und mit aller Anstrengung, deren wir fähig sind, zu handeln“. Pascal vertritt energisch eben diese Lehre.

Man kann im großen ganzen drei Methoden unterscheiden, die er anpreist, um die Aufnahmsfähigkeit, ja das Wesen der menschlichen Seele selber abzuändern.

Die erste ist jene, die in der oft zitierten Stelle angeraten wird: „Handelt in allem so, als ob ihr glauben würdet, gebrauchet Weihwasser usw.“ „Natürlich wird eben das euch glauben machen und langsam aber sicher verdummen“, dahin wird diese Stelle nur allzuoft mißverstanden. Einige Zeilen weiter oben hat Pascal geschrieben: „Erkennet doch wenigstens euer Unvermögen zu glauben, da die Vernunft euch zum Glauben führt und ihr ihn trotzdem nicht anzunehmen imstande seid.“ Hier ist nicht die Rede davon, wie man wohl sagen hört, die Vernunft abzutöten, zu verdummen, weil gerade sie, nach Pascal, uns ja zum Glauben führt. Aber es handelt sich darum, die Leidenschaften zu zähmen, die die wahren Hindernisse sind und über die die Vernunft allein keine Macht besitzt. Es handelt sich darum, dem Geiste, der durch eine falsche Wissenschaft unter Einflüsterungen des Hochmuts verstockt geworden ist, jenes rückhaltslose Vertrauen des Kindes wiederzugeben, dem das Reich des Vaters im Himmel versprochen worden ist. Wir wissen schon, daß Pascal es übel nennt, daß man die guten Dinge als groß, hehr, erhaben bezeichnet. Das verdirbt alles, sagt er. Was ihn betrifft, er würde sie am liebsten niedrig, gewöhnlich, alltäglich nennen.

Nun denn, diese Praxis zähmt die Maschinerie, sie macht sie gefügsam und willig und befreit gleichzeitig die Seele von ihrer Herrschaft; sie kann also helfen, die Leidenschaften zu unterdrücken. Sie liefert, um das menschliche Herz abzuändern, eine Gesamtheit äußerlicher und physischer Handhaben, die, richtig angewendet, von sicherer Wirksamkeit sind.

Die zweite Methode spricht zum Verstand. Indem man von ihm den ihm zugehörigen Gebrauch macht, begnügt man sich nicht, Widerstände auszulöschen, man bringt der Seele Vernunftgründe für ihre Abänderung bei. Die Grundwahrheit, die die Intelligenz anerkennen muß, um auf das Herz einen heilsamen Einfluß ausüben zu können, ist das Mißverhältnis, das besteht, zwischen ihrer Fähigkeit zu erkennen und zwischen der Größe des Wesens, das sie erkennen will. Sie mag sich aufblähen, soviel sie will, das Wesen übersteigt d o c h ihren Horizont. Dies ist auch der Grund, weshalb die menschliche Vernunft sich nicht bei den Grundsätzen bescheiden mag, die sie mit ihren beschränkten Schlußfolgerungen und Raisonnements aufstellen kann. Um zu der letzten Ursache aller Dinge hinaufzusteigen, würde sie einer unendlichen Kette von Beweisführungen bedürfen, die sie nicht erfassen kann. Sie muß, ihre Ausdehnung und ihre Grenzen richtig erkennend, ihre Deduktionen gewissermaßen von den Schwingen der unmittelbaren

Intuition emportragen lassen, deren sie selber nicht fähig ist, die aber das Herz ihr darbietet.

Erübrigt noch der dritte Weg, ohne welchen, im Grunde genommen, die beiden ersten ungewiß und unwirksam wären: die Art, das Herz selber unmittelbar zu beeinflussen. Das Herz ist geschaffen, um eins zu werden mit Gott, das ist, mit der ewigen Wahrheit und Güte. Aber sein natürlicher Hang geht dahin, sich selber als Endzweck zu nehmen. Wie kann es den Feind überwinden, den es in sich selber trägt? Indem es sich selbst verleugnet, indem es sich hingibt. Sich in absoluter Demut ganz und gar den Inspirationen überlassen, in denen allein die Wahrheit und das Heil gelegen ist: das ist das tiefste Geheimnis. Wer den Ehrgeiz abstreift, sich selbst zu genügen, um demütig ein Arbeiter des Herrn zu werden, dem leiht Gott seine Hilfe, dem gibt er sich selber, einen Funken von göttlicher Gnade und Macht. Und alsdann ist die Seele wahrhaft verwandelt, weil sie auf ihrem eigensten Gebiete, dort, wo sie mit starken Wurzelfäden im ewigen Sein, im Weltwesen selber ruht, abgeändert, geläutert ist.

Auf diese Art kommt Pascal den brennenden Forderungen der Zeit nach innerer Läuterung, nach Versöhnung von Glauben und Wissen entgegen, auf diese Art könnte er uns helfen, könnte unseren Ansprüchen genug tun.

Und erst, wenn man in Einzelheiten sich vertiefen wollte, welche Lehren, welche Ideen, Gedanken, Einfälle fände man bei Pascal, die unsere eigensten Angelegenheiten von heute berühren, die unser Denken fördern würden!

Wir verzichten darauf, die Untersuchung hier in dieser Richtung fortzuführen; aber wir können nicht umhin, uns zu fragen, ob die Lehren Pascals in jeder Richtung auf den Geisteszustand der Gegenwart zugeschnitten sind, oder ob man in gewisser Hinsicht nicht gewichtige Einwendungen gegen sie erheben müßte.

Was die Forderung nach einer Versöhnung zwischen Glauben und Wissen anbelangt, ist es ganz klar, daß die Ideen Pascals nicht ohne weiteres auf das zeitgenössische Denken angewandt werden können. Die Beschaffenheit des Problems hat sich seither stark verändert, vielleicht auf bedenkliche Weise. Einerseits stellen die Wissenschaften, besonders die Biologie, sich heute von einer Seite dar, die von vielen für etwas absolut Neues gehalten wird. Alles, was ist, die Welt der menschlichen Seele ebensowohl wie alle äußeren Tatsachen unterliegen nach der Meinung vieler gleichmäßig der wissenschaftlichen oder mechanistischen Erklärung. Überdies hat noch speziell die Biologie in dem Begriffe der Evolution ein Prinzip gefunden, das außerordentlich fruchtbar und imstande ist, nicht nur die Beziehung der dem Anscheine nach unendlich wechselnden und mannigfaltigen Naturvorgänge zu gewissen stabilen Naturen, sondern noch überdies auch die Genesis dieser Naturen selber zu erklären. Und andererseits auf dem Felde der Geschichte erscheint uns die Zeitspanne, die das uns überlieferte Zeugnis von der Tatsache, die überliefert wird, trennt, immer mehr und mehr enorm und schwierig auszufüllen. Die kritische Forschung stellt mit jedem Tage mehr jene Geschehnisse in Frage, die als die sicher begründetsten den früheren Zeiten erschienen waren.

Folgen wir dem Beispiel, das Pascal selber gegeben, dem es gewiß ferne lag, die Augen vor den Schwierigkeiten zu schließen, die Physik und Geschichtsschreibung bringen, sondern der beim Lichte eben dieser Wissenschaften vorwärtsdringen wollte, und gehen wir vom gegenwärtigen Zustande

des menschlichen Wissens aus, um zu sehen, ob Religion und Wissenschaft wirklich vereinbar sind.

Nun, es ist sehr wahrscheinlich, daß auf diesem Gebiete die großen Leitideen, die die Theorien Pascals beherrschen, ihren Wert nicht eingebüßt haben. Man kann diese Grundsätze auf zwei Punkte zurückführen:

1. Die Wissenschaft ist in Wirklichkeit nicht ein Ganzes, sondern der Teil eines Ganzen; sie erklärt die Dinge, indem sie sich auf Grundwahrheiten stützt, die sie sich vom Herzen oder von der Intuition an die Hand geben läßt, und die gleichsam Symbole einer höheren Ordnung sind.

2. Im Menschen schlummern noch ganz ungeahnte Kräfte, die riesengroß sich entwickeln können.

Von diesen beiden Leitideen könnte dem Anscheine nach auch das zeitgenössische Denken noch sehr wohl Nutzen ziehen.

Ein Punkt, der Pascal häufig vorgeworfen wird, ist seine Anpreisung der Askese; viele sehen darin einen bedenklichen Fehler seiner ganzen Lehre.

Vielleicht aber hat man hier gar zu rasch die Sache selber und ihren Mißbrauch zusammengeworfen. Gewiß gibt es eine Art der Askese, die durchaus zu verwerfen ist: das kann keine weise Art zu leben sein, die in sich selber die Quellen des Lebens zerstört. Aber dem zugrunde liegenden Prinzipe kann und soll durchaus zugestimmt werden.

Das Wesen der Askese besteht darin, in einer Beschränkung der niederen Fähigkeiten das Mittel zu suchen, um die höheren Funktionen der menschlichen Seele zu voller Blüte zu bringen. Diese Methode beruht auf einer sehr scharfsinnigen Einsicht in den Zusammenhang der Bedingungen des menschlichen Schaffens mit dem Streben nach Erreichung idealer Ziele. Wir verfügen alle nur über eine begrenzte Summe von Energie. Wenn wir sie ganz für unser physisches Leben aufbrauchen, dann fehlt sie, wenn wir ihrer im geistigen und sittlichen Dasein bedürfen. Beschränket im Gegenteil die Intensität eures physischen Lebens in gerechtem Ausmaß und ihr werdet eine gewisse Summe von Energie freibekommen, die ihr nach Gutdünken für die Entwicklung eures inneren Lebens nutzen könnt. Und wenn sogar im Gegensatze zu so vielen Menschen, die ihr geistiges Leben über den Wünschen des Körpers vernachlässigen und vergessen, der Asket mit einigermaßen übertriebener Strenge den Körper vom Geiste beherrschen ließe, so wäre er darum doch kaum zu tadeln. Gibt es nicht Männer genug, die wir gerade darum bewundern, weil sie einer großen Sache irdische Güter und Leben freiwillig geopfert haben?

Aber, so wird man einwenden, kann denn ein gesunder Geist im kranken Körper leben?

In Wahrheit ist das enge Wechselverhältnis, das man zwischen der Gesundheit des Körpers und der des Geistes annimmt, nichts als ein Vorurteil. Wenn Juvenal schreibt: Orandum est ut sit mens sana in corpore sano, so will er damit gerade sagen, daß das eine das andere durchaus nicht notwendigerweise nach sich ziehe. Und wo es sich um Genie, um sittliche Größe handelt, dort muß man gestehen, daß die Gesundheit allein nicht mehr zureicht. Alles, was der Mensch, dieses mittelmäßige Wesen, wahrhaft Großes hervorbringt, das setzt — Pascal hat hier richtig gesehen — eine Verschiebung des Gleichgewichtes voraus.

Wir können es also im Prinzip nicht tadeln, wenn Pascal Zuflucht zur Askese nimmt: denn durch sie gelangt der Mensch, wenn er sie richtig versteht, dazu, hoch über sein eigenes Selbst hinauszuwachsen. Wohl aber

scheint es uns, daß Pascal wirklich in mancher Beziehung vom Wege der dem Menschen auf Erden bestimmt ist, abwich, verleitet durch den Willen in allem und jedem Besonderes, das Ausgezeichnetste zu leisten, den seine Schwester als wesentlichsten Zug seines Charakters angibt. Er sah nur das Äußerste, das Letzte als seiner würdig an; er war ungeduldig, es zu erreichen, es zu besitzen. Und in der Angst, auf gefährlichem Wege einen Fehltritt zu machen, suchte er vor allem anderen der Gefahr selber auszuweichen. Da er geradeso wie seinerzeit die Stoiker bemerkte, daß in gewissen Dingen die völlige Enthaltsamkeit leichter ist als mäßiger Genuß, entschied er sich eben für die Enthaltsamkeit, für die Askese.

Nun, es scheint, daß das nicht die wahre Bestimmung des Menschen hienieden ist. Es ist die Askese für ihn im Grunde nichts anderes als ein Mittel, aller Versuchung zu entgehen, allem Kampfe wider sie zu entsagen. Pascal selber hat aber gesagt: Wir arbeiten in das Ungewisse; das Leben gleicht einer Wette.

Wir müssen, wenn wir unsere Pflicht voll und ganz erfüllen wollen, auch der Möglichkeit, uns zu irren, ins Auge sehen, ja auch der Möglichkeit, einen Fehltritt zu begehen. Es ist ja mehr Freude im Himmel über den Sünder, der Buße tut, als über den Gerechten, der die Versuchung gar nicht gekannt hat. Um recht zu handeln, genügt es nicht, das sicherste Teil zu ergreifen: man muß auch dem Möglichen einen Platz einräumen, wenn die Möglichkeit in sich schön und rühmlich ist. Man muß die Verantwortung mutig auf die Schultern nehmen und auch in der Gefahr tapfer und richtig leben.

Der zweite Fehler der Lehre Pascals in unseren Augen besteht in der auf die Spitze getriebenen Geringschätzung aller Kreatur. Pascal ist derart besorgt, nur ja nicht die Kreatur an sich selber und um ihr selber willen zu lieben, sondern nur in Gott und um Gottes willen, daß er nahe daran ist, in der Welt und im Menschen nichts anderes als Objekte der Versuchung, der Verführung zur Sünde zu sehen, von denen man am besten sich ganz loslösen würde. Was wird aber unter dieser Perspektive aus den Pflichten gegen unsere Nächsten als Individuen und als Gesamtheit der menschlichen Gesellschaft, die das Gewissen unserer Zeit doch immer deutlicher als unabweisliche Forderung und als etwas Gutes, Notwendiges befiehlt?

Gewiß, kann das, was man Altruismus nennt, wenn man darunter nichts anderes versteht als die freundschaftliche Beziehung von Mensch zu Mensch, von keinem höheren Prinzip geadelt, nicht einem Menschen genügen, dessen höchstes Ziel es ist, über sich selber, über die Menschheit hinauszuwachsen. Aber man kann in der Kreatur auch etwas anderes sehen als ein von ihm losgelöstes, träges Produkt der unendlichen Allmacht des Schöpfers. Er, der sie geschaffen hat, hat sie noch heute nicht ganz und gar verlassen; durch ihn, wenn nicht durch sich selber, hat jedes Geschöpf eine gewisse Würde, einen gewissen Wert. Man kann also von Pflichten gegen die Menschen, gegen die Gesellschaft, gegen die Familie sprechen, ohne deshalb den Pflichten gegen Gott Abbruch zu tun. Die Pflichten gegen die Mitgeschöpfe können in einem höheren Sinne, der ohne Zweifel die Grenzen unseres logischen Erkennens überschreitet, nur ein anderer Name sein für unsere Pflichten gegen die Gottheit selber. Spinoza vertrat diese Lehre, und Jesus Christus sagt gerade dies. Es gibt, sagt Jesus, zwei große, alle anderen überragenden Gebote: erstens, du sollst Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, mit allen deinen Kräften; und zweitens: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Und welchen einzigartigen Wert der Anschluß des Menschen an seine

Mitgeschöpfe sogar vom Gesichtspunkte der Religion aus hat, finden wir beim Apostel Johannes Ep. 4 bestätigt, wo es heißt: „Niemand hat Gott jemals gesehen; wenn wir aber einander lieben, dann bleibet Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollkommen."

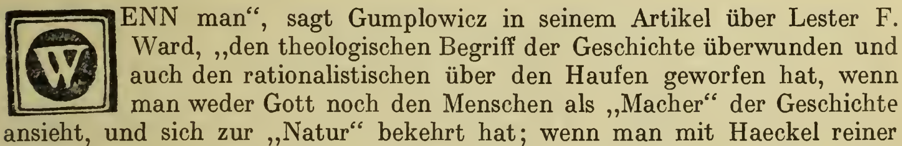
Pascal ward also von seiner Begierde, schon hienieden die absolute Vollkommenheit und Heiligkeit zu erreichen, zu Extremen geführt, die der menschlichen Natur nicht zukommen.

Um uns vor solchen Übertreibungen zu bewahren, brauchen wir uns bloß der Schlußfolgerungen zu erinnern, die er selber mit solcher Wucht gezogen und ausgesprochen hat: Sein Milieu verlassen, das heißt, aus den Reihen der Menschheit austreten. Die Größe der menschlichen Seele ist, daß sie versteht, sich in ihren Reihen aufrechtzuerhalten. Nicht höher steht es, die Menschheit hinter sich zu lassen, als in ihren Schranken groß und gut zu bleiben.

Die Grenzen der Menschheit sind ja doch schier unermeßlich weit, da die Erhabenheit eines Pascal in ihnen Raum finden konnte.



JOHANNA ODENWALD-UNGER, CHICAGO: LESTER FRANK WARD, AMERIKANISCHER PHILOSOPH UND SOZIOLOGE (EINE NEUE AUFFASSUNG DES EVOLUTIONSPROZESSES).



WENN man", sagt Gumplowicz in seinem Artikel über Lester F. Ward, „den theologischen Begriff der Geschichte überwunden und auch den rationalistischen über den Haufen geworfen hat, wenn man weder Gott noch den Menschen als „Macher" der Geschichte ansieht, und sich zur „Natur" bekehrt hat; wenn man mit Haeckel reiner Monist geworden ist und darauf schwört, daß ‚ein einziges Naturgesetz'

---

*) Wir vermitteln hierdurch unsern Lesern die Bekanntschaft mit einem der bedeutendsten amerikanischen Soziologen und Philosophen der Gegenwart, dessen Hauptwerke demnächst in einer Übersetzung von Frau Johanna Odenwald-Unger herauskommen sollen. D. Red.

*) Lester Ward wurde im Jahre 1841 in Joliet, Illinois, geboren, besuchte bis zum Jahre 1860 mehrere Schulen in diesem Staate und in Iowa, studierte von 1860 bis 1862 in Towanda, Pennsylvanien, diente von 1862 bis 1865 im Bürgerkriege und wurde bei Chancellorsville verwundet. Vom Jahre 1865 bis 1881 war er im Finanzministerium der Vereinigten Staaten in Washington Chef der Abteilung der Navigation und Immigration und Bibliothekar des Bureaus für Statistik; während dieser Zeit studierte er zugleich auf der Universität Columbia, wo er im Jahre 1869 den Titel A. B. (Artium Baccalaureus), im Jahre 1871 den LL. D. (Legum Baccalaureus) und 1872 den A. M. (Artium Magister) erhielt. Von 1872 bis 1881 studierte er Botanik und Ornithologie in Washington und verbrachte den Sommer 1885 in den Watsah-Mountains, wo er für die Hundertjahr-Ausstellung in Philadelphia Pflanzen und Hölzer sammelte; von 1881 bis 1883 war er Assistent, von 1883 bis 1892 Hauptgeologe des U. S. Geological Survey in Washington, später Paläontologe daselbst, zugleich Professor der Botanik der Columbia Universität von 1884 bis 1886; im Jahre 1892 wurde er zum Kurator der Botanik und fossilen Pflanzen im Nationalmuseum zu Washington ernannt; er erhielt den Ehrentitel LL. D. (Legum Doctor) von der Columbia-Universität im Jahre 1897, den höchsten, den sie zu vergeben hat, wurde Ehrenmitglied der amerikanischen Gesellschaft zur

die Planeten in ihren Bahnen hält und Staaten entstehen und untergehen läßt, so sind doch noch zwei Schattierungen dieser Ansicht möglich. Der eine naturalistische Monist betrachtet den ‚historischen Prozeß' als ewig derselbe bleibend, weil ‚Naturprozesse niemals ihren Charakter verändern'; der andere betrachtet trotz allem Naturalismus und Monismus den Menschen ebenfalls als eine ‚Naturkraft', und da er durch Erfahrung zu wissen glaubt, daß man diese Naturkraft durch Erziehung und Kultur ändern kann, so ist er der Meinung, daß mit der gegenwärtigen Entwicklung der Menschheit, welche zu auffällig ist, um geleugnet zu werden, mit der geistigen Evolution des Menschen die Zeit kommen wird, wenn der natürliche Prozeß der Geschichte sich ändern muß und eine ferne Zukunft soziale Einrichtungen bringen wird, die sich zu den heutigen verhalten, wie ungefähr der Telegraphendienst von heute zu der Botschaftüberbringung durch Läufer im alten Persien."

Gumplowicz selbst vertritt, wie fast alle wissenschaftlichen Deterministen, die erstere Alternative, Ward die zweite, doch ist seine Stellungnahme eine so eigenartige, daß sie nähere Erklärung erfordert. Er steht selbstverständlich auf dem streng monistischen oder genetischen Standpunkt, wonach die Natur und alle ihre Erscheinungen als Teile eines einheitlichen Ganzen, die durch eine absolut ununterbrochene Kette aneinandergeknüpft sind, betrachtet wird. Die Unveränderlichkeit der Naturgesetze und die absolute Abhängigkeit aller Erscheinungen sind conditio sine qua non nicht nur aller Wissenschaft und Kunst, sondern aller Tätigkeit überhaupt. Jede Naturerscheinung ist einerseits Wirkung wahrer vorhergehender Ursachen, andererseits selber Ursache weiterer Wirkungen. Die Kette ist aber nicht ewig sich gleichbleibend, sondern eine, im Ganzen aufsteigende Evolutionsreihe, und zwar ist diese Evolution schöpferisch; nicht in dem Sinne, daß etwas absolut Neues von außen hinzukommt, sondern daß das Zusammenkommen schon existierender Einheiten neue Produkte erzeugt: es ist schöpferische Synthese. (Hier berührt sich Ward mit Bergson, doch ist seine Auffassung eine sehr verschiedene.) Hier ist wohl der erste Punkt, wo Ward von den bisherigen Annahmen abweicht und neue Bahnen betritt. Es sind seine Kenntnisse als Botaniker, Geologe und Paläontologe, die ihm hier den Vorteil über andere Soziologen geben und ihn befähigen, den Evolutionsprozeß von einem neuen Winkel zu betrachten; derselbe ist nicht ein unabänderlich geradeaus gehender Pfad, sondern geht in Zickzacklinien wie gewisse Pflanzen, bei denen der Hauptstamm bis zu einer gewissen Höhe wächst und sich dann in einen Ast abzweigt, an den er die Hauptanzahl seiner Gefäßbündel abgibt, so daß der Zweig zum Stamm und der wirkliche Stamm oder aufstrebende Teil zum bloßen Zweig wird, und schließlich aus Nahrungsmangel ganz abstirbt. Man nennt dies Sympodialentwicklung, im Gegensatz

---

Förderung der Wissenschaften und der Am. Akademie der Wissenschaft, der Anthropologischen, Biologischen und Geologischen Gesellschaften zu Washington, der Am. Philosophischen Gesellschaft, der Am. Akademie der Politischen und Nationalökonomischen Gesellschaft, des Internationalen Geologischen Kongresses und des Internationalen Institutes für Soziologie in Paris, deren Präsident er im Jahre 1903 war. Auch den andern genannten Vereinigungen stand er verschiedentlich als Präsident vor und wurde der erste Präsident der im Jahre 1905 gebildeten Am. Soziologischen Gesellschaft. Seine Schriften aus allen Gebieten der Wissenschaft belaufen sich auf zirka sechshundert, darunter 5 große, zum Teil zweibändige Werke über Soziologie. Er starb 19. April 1913 in Washington; die letzten Jahre seines Lebens war er Professor an der Brown-Universität.

zur Monopodialentwicklung, die in den meisten baumartigen Pflanzen stattfindet. So ist es mit dem Evolutionsprozeß — er geht eine Zeitlang in einer bestimmten Richtung weiter, bis die Summe der allmählichen Veränderungen ein Produkt erzeugt, das so vollständig verschieden ist von irgend etwas, das bisher existiert hat, und so bedeutsam in seiner Natur, daß es der ganzen künftigen Evolution einen neuen Ausgangspunkt gibt. Bei jeder solchen Stufe scheint das Universum seine Front zu wechseln und von nun an in einer neuen Richtung zu wandeln. Solcher Wendepunkte oder Krisen können wir mehrere in der Weltgeschichte verfolgen. Vom Chaos des Urnebels zum Kosmos, vom Kosmos zum Bios, vom Bios zum Logos führt je eine dieser gewaltigen Stufen. Die Bildung von Welt- oder Sonnensystemen aus dem Urnebel war eine wahre kosmische Schöpfung; die Entstehung des Lebens, des Gefühls und des Gedankens waren drei weitere Wendepunkte von ungeheurer Bedeutung.

Da die Entstehung des Gedankens für die Soziologen die wichtigste dieser Krisen ist, denn nach Ward ist der Gegenstand der Soziologie menschliche Errungenschaft, d. h. die Leistungen des menschlichen Geistes, so wollen wir hier nur diese letztere näher beleuchten. Die Entstehung des Gedankens oder eigentlichen Geistes in der Welt war mehr vielleicht, als alle andern ein ungeheurer Wendepunkt im Evolutionsprozeß, denn er brachte eine wirkliche Umkehrung der bisherigen Richtung hervor. Bisher war alles nur durch blinde Kräfte ins Leben gedrängt, im gewaltigen Kampfe dieser Kräfte nur das am Leben geblieben, was sich anpaßte, jetzt erschien eine neue Macht, ein teleologischer Faktor, der die anderen Kräfte kontrollierte und lenkte und mit Bewußtsein und Willen seinen Zwecken anpaßte. Früher verlegte man diesen teleologischen Faktor außerhalb der Natur in eine Gottheit, oder auch in die Natur selbst, als Geist und Stoff zugleich aufgefaßt, Ward entdeckt nirgendwo in der ganzen Natur Geist, wie wir ihn verstehen, als Zweckmäßigkeit, Voraussicht, Plan aufgefaßt, außer im denkenden Menschengehirn; hier, in der Wiederspiegelung, der Reproduktion, des großen Makrokosmos im kleinen Mikrokosmos des Gehirnes erscheinen zum erstenmal Absicht, Plan, zweckmäßige Handlung, Teleologie in der Natur. Der Fortschritt in den Naturwissenschaften hat die Theo-Teleologie allmählich aus allen Bereichen der Natur verdrängt, um sie als objektive Realität bloß im Menschen als Anthropo-Teleologie zurückzulassen; und nur weil der Mensch in seinem eigenen Geiste Zweck und Plan entdeckte, schrieb er sie auch der übrigen Natur oder einer eingebildeten Gottheit zu. Soweit Gott Geist, Intellekt, Voraussicht Plan bedeutet, ist nur der Mensch Gott, sehen wir aber das Göttliche in der ursprünglichen Kraft, die sich in der ganzen Natur und im Menschen ebenso unvermindert offenbart, so beugt sich Ward ebenso vor ihrer unverwüstlichen Allgegenwart, nicht aber vor ihrer Allweisheit und Allmacht; im Gegenteil, nur der Geist ist imstande, sie zu kontrollieren und in Bahnen seines eigenen, menschlichen Vorteils zu lenken. Obwohl ursprünglich selbst ein Produkt der blind waltenden Kräfte, der schöpferischen Synthese, ist sie doch ein so wunderbares Produkt, daß sie jetzt die ganze Natur umkehrt und in künstliche Produkte verwandelt, wo nur das am Leben gelassen wird, was den Zwecken des Menschen dient. Die Natur ist überall passiv und plastisch in der Hand des Menschen, der ihre Gesetze erkannt und nun all ihre gewaltigen, aber blinden Kräfte in Bahnen menschlichen Vorteils lenkt. Dies aber verlangt vor allen Dingen Wissen. Kenntnisse der Natur und ihrer Gesetze und die An-

wendung dieses Wissens auf die Erfüllung seiner Zwecke und Bedürfnisse, ist daher von jeher die einzige wichtige und progressive Aufgabe des Menschen gewesen. Alle Zivilisation ist nichts anderes, als die immer bessere Nutzbarmachung der Materialien und Kräfte der Natur zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse. Einen höheren Zweck als diese Befriedigung, welche, im ganzen genommen, die Glückseligkeit des Menschen ausmacht, ist der Menschengeist nicht imstande zu erkennen. Erst mit diesem Zweck des Menschen erhält auch die ganze Natur einen Zweck, denn Zweckmäßigkeit erstand erst im großen Laboratorium der Natur mit der Entstehung des Menschengehirns. Diese Bedürfnisse sind aber sehr verschiedenartig, und ändern sich, mit der stetigen Höherentwicklung des Menschen. Die großen, grundlegenden Bedürfnisse, von denen das Dasein selbst abhängt, bleiben allerdings immer dieselben, doch sind sie großer Erhöhung und Verfeinerung fähig. Ward teilt die Gefühle, die der Ausdruck dieser Bedürfnisse und Begierden sind, in fünf große Abteilungen, die beiden großen ursprünglichen von Hunger und Liebe, welche die hauptsächlichen Forderungen der Natur erfüllen und die späteren abgeleiteten, nämlich, die moralischen, ästhetischen und intellektuellen. Alle diese Bedürfnisse müssen befriedigt werden, wenn der Mensch vollständige Glückseligkeit erlangen soll; um sie aber befriedigen zu können, muß der Mensch die ganze Natur unterwerfen und in seine Dienste stellen. Hierzu bedarf es beständiger Tätigkeit, aber nicht bloß individueller, egoistischer Tätigkeit und Vorhersehung, da dies nur wieder einen allgemeinen Kampf aller gegen alle hervorrufen würde, wie er in der blinden Natur vor sich geht, und wie er bisher in der Gesellschaft hauptsächlich stattgefunden hat — es ist dieser Kampf allerdings auch konstruktiv, denn bisher war die Evolution im ganzen fortschrittlich, aber er ist ungeheuer verschwenderisch und langsam. Der Fortschritt in der menschlichen Gesellschaft muß, um sie aus ihrer jetzigen, noch so vielfach entsetzlichen Lage einer glücklicheren Zukunft zuzuführen, auf kollektiver Teleologie oder Telesis beruhen, d. h. ein soziales Bewußtsein, soziale Intelligenz, sozialer Wille und planmäßiges Zusammenarbeiten Aller zum Zweck der Befriedigung und Höherentwicklung der Bedürfnisse Aller sein. Dies ist aber nur möglich durch universelle wissenschaftliche Erziehung, denn die Wissenschaften sind nichts anderes, als das Studium der Kräfte, Materialien und Gesetze der Natur.

Ward arbeitete schon in seinem ersten Werke, der „Dynamischen Soziologie“, das den Untertitel „Angewandte soziale Wissenschaft“ führt, ein umfassendes Schema aus, an dem er in all seinen späteren Werken festgehalten hat. Dasselbe ist folgendermaßen: Glückseligkeit oder die Befriedigung und Höherentwicklung der Bedürfnisse ist das Ziel aller menschlichen Tätigkeit. Dies kann nur erreicht werden durch viel größeren Fortschritt in der Nutzbarmachung der Materialien und Kräfte der Natur, d. h. ihrer Harmonisierung mit dem menschlichen Vorteil. Dies hinwieder kann nur geschehen durch dynamische Handlung, d. h. die Anwendung der teleologischen, indirekten, erfinderischen Methode der Anstrengung. Diese Art Handlung wird aber nicht eher angewandt werden, ehe nicht korrekte Anschauungen über das Verhältnis des Menschen zum Universum vorherrschen; dynamische Anschauungen sind daher die absolute Vorbedingung dynamischer Handlungen; diese aber können nur durch Wissen, d. h. richtige Kenntnisse der Natur und der Umgebung des Menschen erlangt werden. Erziehung, oder die universelle Ver-

teilung des schon bestehenden, in den großen Wissenschaften niedergelegten Wissens ist daher das erste Glied der Kette, welche zum Endziel, Glückseligkeit führt.

Die Größe des Wardschen Gedankens liegt erstens in der Auffindung und klaren Verfolgung all der feinen und geheimen Fäden, welche die Dinge miteinander verbinden und das große Netz des Lebens spinnen, und zweitens in der klaren und systematischen Zusammenstellung der Gedanken in ein ausführbares philosophisches und erzieherisches System. Hierzu befähigten ihn erstens seine umfassenden Kenntnisse auf allen Wissenschaften, der angesammelte Reichtum seines Geistes, das Resultat einer wahrhaft unermüdlichen Lebensarbeit, und zweitens was er selbst den kausalen Geist nennt, der angeborene Hang, überall Zusammenhänge, überall Ursache und Wirkung und so die Bedeutsamkeit dieser ungeheuren Menge angesammelter Tatsachen zu entdecken. Er war ein Philosoph im Sinne Nietzsches, dem gewaltige Schätze von Kenntnissen in allen Lebensgebieten ungeheure Perspektiven eröffneten und der deshalb ein einheitliches und doch unendlich kompliziertes Bild des Ganzen schaffen konnte.



CHRONIK

„**ERZIEHUNG zur Gemeinnützigkeit**“ *): Der mährische Landesschulrat empfiehlt seinen Schulen ein Buch mit dem oben angeführten Titel, das ein schlichter Volksschullehrer des deutsch-böhmischen Ortes Petschau verfaßt hat.

Das Buch ist nichts weiter als ein erstes Morallehrbuch rein weltlichen Charakters, das, von einem Österreicher verfaßt, österreichischen öffentlichen Schulen durch österreichische Obrigkeit ans Herz gelegt wird. Und so selbstverständlich wirkt dieser geschriebene Moralunterricht (das Buch ist offenbar die genaue Wiedergabe jenes Unterrichts, wie ihn der Verfasser schon seit Jahren gibt), daß man auch wirklich nicht wüßte, wo eine Behörde da „ein Haar in der Suppe finden“ könnte.

Es ist ein im höchsten Sinne staatserhaltendes Buch.... Und eigentlich kann ja jeder mit der Aufschrift „Morallehre“ gegebene Unterricht nur staatserhaltend gedacht werden. Wer für solchen offiziellen Unterricht und solch geschriebenes Lehrbuch eintritt, bekundet ja damit eo ipso seinen Sinn für die Traditionen der Ordnung und Geregeltheit. Sogar bis auf ihre Moralbegriffe, dieses Individuellste, das die Menschen voneinander unterscheidet, sollen sie sich ausgleichen, versöhnen, angleichen.

Aber das wirklich Lebenskräftige am Buch und an der Idee des Lehrers Berger ist ja eben, daß er eigentlich von Moral gar nicht spricht, sondern von „Gemeinnützigkeit“. Nur wer unter Moral und Gemeinnützigkeit dasselbe versteht, erblickt hier ein Morallehrbuch. Es ist eigentlich ein soziales Tugendlehrbuch. Da wird

*) Von „Arnold Berger“, Verlag von A. Haase in Prag, Wien, Leipzig.

alles hervorgeholt, was zur Ausgleichung der Klassengegensätze auf Erden geschaffen wurde. Ihren eigenen sozialen Gesichtskreis müssen die Kinder zuerst verstehen und dann immer weiter hinaus in die Welt, in die Menschheit.

Alles wird untersucht, was irgendwie der Allgemeinheit dient und Brücken schlägt über die schroffen Abgründe, die zur Unterwelt führen. „Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch", dies Lessingsche Wort setzt „Berger" seinem Buch als Motto voran. Tränen trocknen wollen, um selbst einst nicht zu weinen, ist die einfache und liebreiche Tendenz, die der Jugendbildner wachzurufen bestrebt ist. Es ist ein staatserhaltendes, familienerhaltendes, kampfbekämpfendes Buch.

Da sind einmal die Gesetze, deren „Unkenntnis nicht vor Strafe schützt" und die doch nur zum Wohl des Bürgers erdacht wurden. Und daneben Waisenkolonien und Feuerwehr, Wandervogel und Mägdeheime, Versicherungswesen, Volksküche, Stipendienwesen, Altersversorgung, Sparkasse, Friedensbewegung, Schiedsgericht, Rüstungseinschränkung.

Es ist eine rein stoffliche Erziehung, aber gerade darum ein wirksamer Ausbau jenes religiös-metaphysischen Unterrichts, der sonst wohl noch für lange die einzige Moralerziehung der Jugend in Österreich gebildet hätte.

Nach Lehrer Berger genügt es nicht, „im Geist" gut zu sein — er fordert gleich Taten. Darin stimmt er mit Buddha überein, vor dem auch das reine Herz allein nicht ausreichte. . . . Und in seiner gar nicht kostverächterischen Würdigung des Urteils der Mitmenschen (nicht selten wird den Schülern die Möglichkeit weltlicher Ehrung als Lohn ihrer Tugend nahegerückt) trifft er sich wieder mit Konfuzius. Und das alles in der größten Naivetät, unter Zitierung meist englokaler Beispiele und Quellen, klassische Bildung nicht beanspruchend, noch verratend — ein Gespräch mit Kindern, aber moderne Notwendigkeiten erfassend und leicht auch für Großstadtschulen umzuschaffen.

Der Lehrer Berger ist ein Menschenfreund und ein — Dichter. Ungekünstelter Schwung geht durch sein ganzes Werk. Manche Verszeile in seinem Buch zeugt auch davon, daß er das schöne Empfinden vertieft und verdichtet hat und es in bleibenden Bildern festzuhalten weiß.

Lehrer Berger hat ein für den Beamten eines konservativen Staates bereits schwindelndes Ziel erreicht: Eine neue fortschrittlichere Unterrichtsform soll auf Grund seiner Gedanken eingeführt werden.



Sittliche Hilfe: Zu den zahlreichen Wohltätigkeitswerken in Frankreich hat sich neuerdings noch ein weiteres gesellt, das vorerst in Paris ausgeübt werden wird; in Zukunft aber hofft man auf rege Anteilnahme und Beteiligung auch der Provinzbewohner.

Es handelt sich hier um die soeben begründete Assistance morale indépendante. Dieser Verein, wenn man ihn so nennen kann, unterscheidet sich von den üblichen Wohltätigkeitsvereinen dadurch, daß er nicht in erster Linie den Zweck verfolgt, lediglich Geldunterstützungen zu geben, sondern es kommt in der Hauptsache auf Trostzuspruch, auf moralische Unterstützung an. Alte, verlassene, hilflose oder kranke Personen beiderlei Geschlechts sollen ständig von Frauen, die gern etwas von ihrer freien Zeit hierzu opfern, besucht werden; sie sollen mit ihnen in Fühlung treten, wie Freund zu Freund reden, womöglich mit ihnen ausgehen und vor allem ihr Vertrauen zu gewinnen suchen. Es gilt, etwas die

Verbitterung und den Haß gegen die menschliche Gesellschaft, den man hier so oft antrifft, zu verringern. Es sollen etwa keine Moralpredigten gegeben werden; die wären hier am wenigsten am Platze. Nur sollen die Betreffenden wissen und fühlen, daß sie nicht ganz verlassen sind und daß sich immer jemand findet, um ihnen vielleicht vorzulesen oder sich mit ihnen zu unterhalten. Materielle Hilfe soll ihnen nicht versprochen werden; diese wird ihnen ja auch nach Möglichkeit von den Bureaux de bienfaisance zuteil. Es steht natürlich dem Ermessen jeder „visiteuse“ frei, gelegentlich kleine Geschenke mitzubringen, das Heim ihres Schützlings angenehm wohnlich zu machen usw.

Die wenigsten von uns wissen, wie diese Leute im Krankheitsfalle meist das Hospital scheuen und eine mangelnde Pflege und das Sterben in der elenden Wohnung einer Übersiedlung ins Krankenhaus vorziehen. Wo dieses Vorurteil herrscht, soll den Leuten ihr Wille gelassen und für möglichst gute Pflege gesorgt werden.

Dies wird sich leicht bewerkstelligen lassen, da wir an der Spitze des Unternehmens einen Arzt und eine Ärztin haben, die uns mit Leichtigkeit die nötigen Krankenpflegerinnen werden zur Verfügung stellen können.

Erwünscht wäre, daß jeder in Frage kommenden Person (Greis oder Greisin) eine visiteuse zur Verfügung gestellt würde, die den religiösen Standpunkt derselben teilt, oder ihn versteht. Bekehrungsversuche sind ausgeschlossen. Das Ganze soll nur rein altruistischen Motiven dienen.

Ob und wie sich das Unternehmen bewähren wird, wird die Zukunft zeigen. Ich hoffe, möglichst bald Günstiges aus meiner Praxis berichten zu können.

L. Koscinska.

Schweigen bei Begräbnissen: In Dijon (Frankreich) ist kürzlich eine *Liga für Beobachtung des Stillschweigens bei Leichenbegängnissen* begründet worden. Der erste Artikel der Statuten setzt als Zweck des Vereins fest, daß derselbe gegen die Unordentlichkeit und das allzu zwanglose Benehmen bei Leichenbegängnissen sich einsetzen und den Respekt gegenüber dem Verstorbenen wie auch den leidtragenden Mitgliedern der Familie zur Geltung bringen wolle.

Die Mitglieder der Gesellschaft verpflichten sich vom Augenblicke an, wo die Geistlichkeit im Trauerhause eintrifft, die Anknüpfung jedes Gesprächs zu vermeiden. Sie dürfen wohl auf Fragen höflich und knapp antworten, aber eben die Art und Weise der Antwort soll dem Fragenden den Wunsch nach Fortführung der Unterhaltung benehmen.

Sie verpflichten sich, im Falle einer Übertretung dieser Vorschriften eine entsprechende Gabe an die Armen zu leisten.

Paul Tricoche.



Eine Schrift über die Offenbarung *): Der Verfasser untersucht die völkerrechtliche und soziale Stellung der Weltreligionen. Als Ausgangspunkt dienen ihm dazu die interessanten Ergebnisse der neuesten Forschungen in Altarabien, aus denen die Existenz des Mondtempels nachgewiesen wird, dessen Hoherpriester (in dem Falle: Moses Schwiegervater selbst) auf dem berühmten Berge Sinai der „Offenbarung“ als offenbarender Jahwe-Gott fungierte. Dem-

*) Die Offenbarung, das größte historische Mißverständnis, Gedanken zum sozialen Frieden. Von Jean Barral. Verlagsbuchhandlung G. Gornitzka, Berlin.

zufolge sei die überlieferte Ansicht der Bibel auf ein historisches Mißverständnis zurückzuführen, und die Voraussetzungen der europäischen Kirchen hinfällig geworden. Daraus wird die Konsequenz gezogen, daß die kirchlichen Organisationen zu verstaatlichen seien, um aus ihnen Staatsorgane der öffentlichen Erziehung zu machen, indem man den jetzigen kirchlichen Hierarchien, abseits jedes Religiösentums sowie Konfessionsunterschiedes, neue soziale und Kulturaufgaben überweisen soll. Um diese ganz neue und den bisher üblichen Ansichten widersprechende Stellungnahme des Verfassers zu dieser wichtigen sozialen Frage zu begreifen, muß man naturgemäß seine Ausführungen genau kennen lernen. Es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß die Abschaffung der religiösen Gegensätze zu dem sozialen Frieden wesentlich beitragen dürfte.

Jean Barral,
Berlin.



Zur Ausbreitung des Christentums in China: Der internationale Verband christlicher Studenten hat in letzter Zeit eine intensive Propagandatätigkeit in China unternommen und sein Generalsekretär hielt in Canton, Peking, Mukden, Shanghai, Nanking und anderen Städten Versammlungen ab, die zusammen von etwa 65 000 Personen besucht waren. Der Hauptzweck war, Mitglieder für den Orden der „Suchenden" zu gewinnen, das sind Studenten, die geloben, sich einem intensiveren Studium des Christentums, seiner Schriften, seiner historischen Mission und seiner äußeren Formen hinzugeben und auf Grund dieses Studiums endgültige Entschlüsse bezüglich Annahme des neuen Glaubens zu fassen.

Interessant ist es, daß die chinesische Regierung dieser Propaganda ihre Unterstützung angedeihen ließ. Die Versammlung in Canton tagte unter dem Präsidium des Unterrichtsministers und des Oberrichters der Provinz; in Peking unter dem eines Ministerialdirektors im Unterrichtsministerium. In Mukden wurde der Saal von den Behörden selbst gestellt, in Pao-king-lu wurden die 1600 Schüler der Militärakademie von ihrem Kommandanten selbst feierlich zur Versammlung geführt. In Futschlou änderten die Behörden das Datum der Examina, damit sie nicht mit den Propagandaversammlungen von Dr. Mott zusammenfielen.

Dr. Mott hat aus diesem Verhalten der Behörden die Überzeugung gewonnen, daß die chinesische Republik nach einer neuen moralischen Grundlage Umschau halte und sie im Christentum zu erkennen glaube, eine Ansicht, die wohl vom Standpunkt des Christentums allzu optimistisch erscheinen muß. Wohl aber mag es dahin kommen, daß das Christentum zahlreiche Gemeinden in China begründet. Die Schaffung von 51 Klubs für Bibelstudium in der Stadt Tientsin allein im vergangenen Jahre scheint für diese Annahme zu sprechen.



Buddhas Jünger in Deutschland: In Halle a. S. wurde vor kurzem ein „Bund für buddhistisches Leben" gegründet. Er soll die Arbeit der früheren deutschen Pali-Gesellschaft und Mahabodhigesellschaft fortsetzen, und zwar hauptsächlich in Hinsicht der Propagierung der ethischen Werte der Buddhalehre. Der Gedanke der Notwendigkeit einer allgemein gültigen Religion, die wieder der Menschen Herzen beruhigen und erwärmen könnte, machte die Gründer kühn und hoffnungsreich in ihrem Beginnen.

Dem Buddhismus wird heute von den Philosophiehistorikern eine uner-

hörte Lebenskraft zugesprochen. Niemals hat er aufgehört, Riesenvölker zu beherrschen, ihre von Hunger und Armut durchsichtig gemachten Körper von blutiger Auflehnung gegen das Schicksal zurückzuhalten, Brahmanenseelen zu höchster Reinheit zu adeln und — so wird er uns geschildert — zur Zukunftsmission in unserm entgötterten Zeitalter und auch im tatendurstigen, nimmersatten (kunstliebenden) Abendlande berufen zu sein. . . . Im Sinne eines energetischen Imperativs wandern Gelehrte und Laien zu den Urquellen der Weltweisheit zurück, zu allerfernsten, grauesten Vorzeiten, lernen die alten Namen nachsprechen und bringen die Überzeugung mit sich, daß schon vor 2500 Jahren Gottmenschen gelebt haben.

Über das Wesen des Buddhismus sind in dieser Zeitschrift bereits mehrere Aufsätze erschienen, die bedeutendsten von der Orientforscherin Alexandra David *). Diesen Darlegungen folgten wir mit Genuß. Und ein Bedauern lag nicht fern, daß doch die „arme Seele" nicht ruhen könne und immer neu mit der „Sphinx" zu ringen beginne und wäre auch vor 2500 Jahren bereits Alles erworben worden, was an festen Wahrheitsbestandteilen zu erwerben wäre. . . . Und ob denn nicht vielleicht wirklich der Menschheit hier ein Erbgut vorenthalten würde und ob es nicht Pflicht unserer Lehrer wäre, Buddhisten aus uns zu machen.

Und nun hat auch Deutschland seinen buddhistischen Bund. . Aber die Lektüre seines Aufrufs macht sehr nachdenklich. . . . Sollte denn auch ein so großes Gedankengebäude mit dem mehr oder minder entwickelten Sprachgefühl seiner Vertreter stehen und fallen? Man kann Buddha so zitieren, daß — unter Zeitgenossen — alles wortwörtlich hingenommen werden kann. Und doch bedient sich sein erstes offizielles Organ, das einem modernen Kulturstaat seine „Heilsbotschaft" bringen soll, schon einer Serie von Ausdrücken, daß wir uns in die dogmatischste der Nächte zurückgeschleudert glauben.

*) Siehe 1913 Heft 8 der D. D. F.

Auch Christus kann das Genie seines Apostels glaubhaft machen, wie Epigonenklugheit ihn wieder von den Thronen der Menschheit steigen machte.

Das Geheimnis davon ist, daß weder Buddha noch Christus selbst je geschrieben haben. . . . . Sie gingen als weithin leuchtende Phänomene durchs Leben und das Leben kann ihrer nicht vergessen. Sie haben dem Leben sein tiefstes Sein abgelauscht und die Sage von ihnen wird nie ganz verstummen.

Aber die Frage: ob der Bund für buddhistisches Leben, dessen reinste Absichten wir nicht verkennen, imstande sein wird, dem großen teuern Weisen, der vor 2500 Jahren in indischen Wüsten und Wäldern grübelte, ebensoviel Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wie ein Dichter unserer Tage (ich denke z. B. an den großartigen Emile van Verhaeren) sich selbst zu verschaffen vermag — durch sein unmittelbares Uns-Angehören —, diese Frage bleibt offen!

G. B.



Ein seltsamer Aberglaube hat sich von Tibet aus in letzter Zeit bis nach England verbreitet und dort einige tausend Anhänger gefunden. Er besteht in der Anbetung von Steindenkmälern verklungener Geschichtsepochen, und in England ist es speziell ein megalithisches Denkmal in Stonehung bei Salisbury in der Grafschaft Wealdshire, um das sich die

Anhänger der Sekte bei Morgengrauen versammeln. Ein Gebet wird gesprochen, in dem der Glaube an die göttliche Allnatur und den Fortschritt des Alls, die Vervollkommnung aller Naturwesen ausgesprochen wird.

Also moderne Gedanken mit kindlichem Aberglauben gemengt. Die Sekte nennt sich „Der allgemeine Menschenbund“.

S. Stead.



Die französische, weltliche Mission im Orient: Seitdem die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich durchgeführt worden ist, beschäftigt man sich andauernd mit dem Zwiespalte, der zwischen der Trennung beider Gewalten im Mutterlande einerseits und der Förderung der kirchlichen Mission im Orient durch den Staat anderseits besteht. Von kirchlicher Seite wurde betont, daß die kirchlichen Anstalten in Syrien, Ägypten und an so vielen anderen Punkten der Erde sehr viel für die Ausbreitung französischer Sprache und Kultur leisten und auch von der Gegenseite konnte dies nicht in Abrede gestellt werden. Man entschloß sich darum zur Verbreitung französischer Kultur bei den Halbkulturvölkern eine eigene weltliche Mission zu gründen und im Jahre 1902 wurde sie tatsächlich ins Leben gerufen.

Sie hielt kürzlich in Paris ihren zweiten allgemeinen Kongreß, auf dem die Berichterstatter mit einem gewissen Stolze von den Mittelschulen in Saloniki, Beirut, Kairo und Alexandria, die von der weltlichen Mission unterhalten werden, berichten konnten.

Die Mission hat sich als nächste Aufgabe die Begründung von Schulen in den marokkanischen Hafenstädten und den besterschlossenen Städten von Innermarokko, die Errichtung von französischen Schulen in Persien und Schaffung einer Universität in Shanghai gesetzt.



RICHTUNGLINIEN DES FORTSCHRITTS
VON PROFESSOR DR. R. BRODA · PARIS

ZUM ENTWICKLUNGSGESETZ DER RELIGIONEN.

SOVIEL wissenschaftliche Arbeit auch im Dienst der großen Weltreligionen, im kritischen Studium ihrer heiligen Bücher, in Verteidigung und Kritik ihrer Dogmen, geleistet wurde, soviel sich auch die Religionsgeschichte mit der Darstellung der Entwicklungstatsachen des religiösen Lebens beschäftigt hat: Der Erforschung der innern Gesetzmäßigkeit, welcher die religiösen Ideen ihren Entwicklungsgang und ihre Aufeinanderfolge verdanken, ist man doch kaum jemals in ernsthafter Weise nahegetreten.

Nicht etwa, daß es an Interesse für die Aufhellung dieses Problems gefehlt hätte. Kein anderes hat die Menschheit zu allen Zeiten leidenschaftlicher erfüllt, als gerade die Frage nach der Daseinsberechtigung der einzelnen Glaubensbekenntnisse.

Aber es fehlte eben an der notwendigen Unparteilichkeit, die allein auf die einzig richtige, entwicklungsgeschichtliche Methode hätte verweisen können.

Entweder der Forscher nahm den Standpunkt einer einzelnen geoffenbarten Religion ein, suchte als Apologet diese Tatsache der Offenbarung nachzuweisen, die Unstichhaltigkeit der gegen sie ins Feld geführten Gründe aufzuzeigen, den ethischen Allgemeinwert seines religiösen Bekenntnisses, seine Überlegenheit gegenüber den anderen Religionsbekenntnissen darzutun.

Oder der Forscher ging vom freigeistigen Standpunkt aus und bestrebte sich, die Unhaltbarkeit des Offenbarungs- und Wunderglaubens, die Unmöglichkeit der einzelnen Schöpfungslegenden, die Unrichtigkeit der Thesen, wie sie von den einzelnen Religionsbekenntnissen aufgestellt werden, nachzuweisen und in der Geschichte dieser einzelnen Religionen oder aller Religionen eine Serie von Tatsachen des Aberglaubens, der Selbsttäuschung oder auch der wissentlichen Täuschung der Massen durch eine an der Herrschaft des Irrtums interessierte Priesterklasse aufzudecken.

Beide Gruppen von Fachleuten der Religionswissenschaft gingen von einer vorgefaßten Endansicht als Voraussetzung aus und vermochten darum die wirkliche Komplexität der zu erforschenden Tatsachen, die wirklichen Möglichkeiten kausalen und entwicklungsgeschichtlichen Begreifens nicht objektiv zu erfassen.

Etwas näher der Wahrheit kamen jene Vertreter liberaler Toleranz, welche gleich Lessing in seinem Drama „Nathan der Weise" den einzelnen Religionen mit kühler Objektivität gegenüberstanden. Wenn Lessing in seiner Parabel von den drei Ringen darzutun sucht, daß man nicht wissen könne, ob die christliche, die jüdische oder mohamedanische Religion die wahre sei

resp. ob sie nicht vielleicht alle auf Irrtum beruhen und eine andere noch nicht gewordene, die Wahrheit bedeute, so hatte dieser Standpunkt wenigstens den Vorteil der Leidenschaftslosigkeit für sich.

Aber auch er ging von einer wissenschaftlich irrtümlichen Ansicht aus, von der nämlich, daß das wesentliche der Religionen in ihren Dogmen, in ihrem Fürwahrhalten gewisser Erklärungen des Weltursprungs und der Bestimmung des Menschen liege, oder in ihrer Betonung dieser oder jener Kultzeremonien, in der Treue an diese oder jene heiligen Bücher; daß die kritische Beurteilung von Wahrheit oder Irrtum in diesen Behauptungen den richtigen Maßstab für eine Beurteilung der inneren Daseinsberechtigung der einzelnen Religionen abgebe.

— —

Ein ganz neuer Gesichtspunkt für die Beurteilung des Problems konnte nicht von der Religionswissenschaft selbst, sondern nur von der allgemeinen Soziologie ausgehen, welche die Entwicklungsgesetze des Menschheitsorganismus, die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Bedürfnissen der menschlichen Individuen und der menschlichen Kollektivitäten und jenen Institutionen, jenen „überorganischen“ Wesenheiten, welche ihrer Befriedigung dienen, aus ihrer Befriedigung Lebenskraft und Lebensberechtigung schöpfen, aufzudecken sucht.

Nur wenn wir an Hand des unendlichen Tatsachenmaterials, das die Beobachtung des religiösen Lebens bei allen Völkern, auf allen Kulturstufen, in allen Ländern uns vermittelt hat, die zeitlichen und lokalen Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Bedürfnissen der Massenpsyche und der verschieden gerichteten religiösen Entwicklung kritisch beurteilen; wenn wir all die Dogmen, all die Liturgien, all die religiösen Erscheinungsformen nach der Seite ihres psychischen Inhaltes hin untersuchen, vermögen wir die Entwicklung der Religionen in die Allgemeinentwicklung der Menschheit einzugliedern, gewinnen wir ihnen gegenüber einen objektiven Standpunkt, frei von Weihrauch und frei von Haß, den Standpunkt des Forschers gegenüber dem Naturobjekt seiner Forschung.

Und wie wir in dieser vorurteilslosen, ruhigen Weise an das vergleichende Studium der einzelnen Religionen herantreten, so finden wir, wie sehr die theosophische Lehren von der inneren Wesensgleichheit der Kulturreligionen, resp. der Religionen jeder gleichen kulturgeschichtlichen Entwicklungsstufe, von der psychischen Identität der religiösen Stimmungen — mögen sie sich in christliche, jüdische oder buddhistische Formeln und Kultgebräuche kleiden — den Tatsachen entsprechen.

Dem Unterzeichneten war es gegeben, in den Klöstern der katholischen Kirche, in denen Abessiniens und in denen des tibetanischen Buddhismus die gleiche Befriedigung gleicher psychischer Bedürfnisse der Weltflucht unmittelbar zu empfinden, die psychische Identität der Stimmungen und Wünsche, welche die russische Bäuerin zum Schrein ihres Heiligen, die Inderin zum Schrein ihres Gottes und die Chinesin zum Schrein ihres Götzen heranträgt, unmittelbar zu beobachten, die ethische Parallelität der Lehren in Bibel und Veden, in den heiligen Büchern des Buddhismus wie des Konfuzianismus unmittelbar zu erfassen.

Nur die Sprache, die Termini technici, die historische Gewandung sind verschieden. Der gleiche Gott, in gleicher Weise erfaßt, mit den gleichen Attributen ausgestattet, wird „Gott“, „Allah“, „Brahma“ oder „Buddha“ genannt und im Namen dieser rein sprachlich-historischen Verschiedenheit

sind die Kämpfe der Weltreligionen gegeneinander ausgefochten worden; insoweit wahre Nationalreligionen einander gegenüberstanden (spanisches Christentum und arabischer Islam, irländischer Katholizismus und Ulsterprotestantismus, Exarchat und Patriarchat auf dem Balkan), überwiegen — in der ganzen Motivation der Gegensätzlichkeit — die n a t i o n a l e n gegenüber den religiösen Gesichtspunkten. Gerade die wirklich bedeutungsvollen, psychischen (historisch gewordenen) Gegensätze — christliche Askese und mohammedanische Sinnenfreudigkeit — werden in den Religionskämpfen kaum je betont.

— —

Selbst in den Fällen, in denen das wirkliche Erreichen höherer Kulturstufen wirkliche innere Wandlungen der Religionen gebracht hat, wie im Sieg des Christentums, in der Überwindung der Vielgötterei durch den Eingottesglauben, hat das Übergreifen christlicher Traditionen auf kulturell minder entwickelte Völkerschaften mit anderen psychischen Bedürfnissen genau die gleichen polytheistischen Stimmungen — in anderer historisch-sprachlicher Gewandung, als „Heiligenglauben" — wiederaufleben lassen, gegen die man mit Feuer und Schwert vorgegangen war; die unteren ungebildeten Klassen des brahmanistischen Indiens wieder — trotz seiner großartigen Tradition erhabener Religionsphilosophie — die ungebildeten Volksmassen Tibets und Chinas, trotz aller buddhistischen Weisheit, schmachten in genau der gleichen fetischistischen Umnachtung wie ihre Vorfahren in rein heidnischer Epoche.

Gewiß soll bei all dem die historische Bedeutung der Tradition nicht geleugnet werden; gewiß hat es einen realen Einfluß auf die Weltgeschichte genommen, wenn Christentum oder Islam sich in einem Lande festgesetzt haben; gewiß hat diese historische Tradition auch in einzelnen Fragen — wie z. B. in der verschieden gerichteten Beurteilung der Ehe — einen gewissen Einfluß auf das reale Leben genommen; weitaus maßgebender für die Entwicklung der Religionen ist jedoch, wie ein kritisches und vergleichendes Einzelstudium der verschiedenen Phasen der Kulturgeschichte und der Religionsgeschichte aufzeigt, die Entwicklung der Massenpsyche selbst und ihrer Bedürfnisse, die ihrerseits wieder den Wandel in der Befriedigung dieser Bedürfnisse bedingt haben.

Werden wir uns aber einmal darüber klar, daß die Religionen nicht Urteile, nicht Thesen, nicht Wesenseinheiten der Gedankenwelt sind, sondern B e d ü r f n i s b e f r i e d i g u n g e n, dann müssen wir sofort begreifen, daß auf sie das Kriterium „wahr" oder „unwahr", das eben nur Urteilen, nicht aber Stimmungen und organischen Tatsachen zukommt, gar nicht anwendbar ist. Die buddhistische Religion ist weder wahr noch unwahr, sondern eine Reihe von Stimmungen und Gebräuchen, welche gewissen Bedürfnissen der Volksseele in Tibet, Siam usw. entsprechen, gerade so wie die Kunst weder wahr noch unwahr ist, sondern vielmehr die Befriedigung gewisser Schönheitsbedürfnisse und Ausschmückungsbedürfnisse im Menschen; gerade so wie die Liebe zu einem anderen Wesen nicht wahr oder unwahr, sondern eine Naturtatsache ist; oder, wenn wir auf der Entwicklungsstufenleiter zu primitiveren Stadien hinabsteigen wollen: gerade so wie die Einrichtungen, welche der Befriedigung des Nahrungs-, Wärme- und Schutzbedürfnisses der Menschen dienen, nicht wahr oder unwahr sind, sondern bloß nach der Richtung gewertet werden können, ob sie den jeweilig spezifisch gegebenen Bedürfnissen noch entsprechen oder ob die Technik die Möglichkeit einer besseren Bedürfnisbefriedigung geboten hat.

Wir werden im folgenden sehen, daß allerdings eines der Bedürfnisse, auf welche sich die Religionen in ihrer Entwicklung aufbauen, das Bedürfnis nach einer Aufklärung über das Woher und Wohin des Lebens ist, und in dieser speziellen Beziehung müssen die Religionen allerdings Lehren zu bieten suchen, deren kritische Beurteilung in die logische Sphäre übergreift; gerade in dieser Richtung haben sie aber fast alle naturgemäß weit hinter der objektiven Wahrheit zurückbleiben müssen, stellen sie fast alle nur Versuche einer Annäherung an dieselbe dar, weil eben das menschliche Wissen in all jenen Vergangenheitsepochen, in denen die Religionen entstanden sind, noch viel weiter von den Möglichkeiten wirklicher Erfassung der Naturkausalität entfernt stand als wir heute stehen.

— —

Betrachten wir nun (wie der Schreiber dieser Zeilen es auf seinen Reisen getan hat) die einzelnen Religionsgebräuche vom psychologisch-kritischen Standpunkt, so finden wir als wesentliches Motiv des religiösen Lebens bei allen Völkern auf tiefer Kulturstufe den Wunsch, die rätselvollen Mächte der Umwelt, deren Kausalität nicht begriffen wird, deren Einfluß auf das Wohl und Wehe des Einzelnen und des Stammes jedoch unleugbar ist (wie z. B. Sturm und Erntesegen) sich durch Gebet und Opfer günstiger zu stimmen oder Schädigungen abzuwehren, so wie man ein anderes Lebewesen durch entsprechende Darbietungen günstig zu stimmen aus der Erfahrung gelernt hat.

Dieses religiöse Grundmotiv hat für die Gegenwartsmenschheit viel von seiner Bedeutung verloren; wir kennen heute mehr als unsere Vorfahren die wirklichen kausalen Verknüpfungen des Naturgeschehens: wir kennen die Gesetze der Meteorologie, wir haben keinen Anlaß mehr, die Beeinflussung von Sonne und Regen durch Geister und Dämonen anzunehmen und ihnen Opfer zu bringen.

In gewissem Grade wird allerdings das beängstigende Gefühl der Abhängigkeit vom rätselhaften Naturgeschehen auch heute noch bei Bauern und Fischern zum Erzeuger religiöser Stimmung, und eben deshalb sind Bauern und Fischer heute noch in allen Kulturländern stärkste Stützen der alten Religionen, während die letzteren in den Städten mit ihrer rein rationalistischen Umwelt mehr und mehr zurückgehen. Der Kaufmann weiß allzu wohl, von welchen natürlichen Verhältnissen Geschäftserfolg und -krisen abhängen, dem Arbeiter ist es allzu klar, welche Kräfte der Organisation Steigen und Fallen seiner Löhne bedingen: sie alle haben keinen Anlaß zur Hoffnung, daß sie durch Mittel der Magie einen Wandel herbeiführen könnten. In den Städten ist nur mehr die Frau auch heute noch allseits und alltäglich von Lebensfaktoren umgeben, deren Ursprung sie nicht begreifen kann und deren Wirkung sie doch so gerne zu ihren Gunsten abändern möchte: die Geburt eines Kindes, dessen Gesundheit oder Krankheit sind für sie wichtigste Lebensfragen, und gerne eilt sie zum Altar, um zu Gott, der Jungfrau oder ihrem Schutzheiligen um Hilfe in diesen Schicksalsfragen zu flehen.

Gewiß ist auch das Leben des Mannes von Gefahren, von Krankheit und Tod umgeben, aber er wendet sich doch in unserer, mit populärer Wissenschaft durchsetzten Epoche meist lieber an den Arzt als an den Schutzheiligen.

Vielfach hat man aus diesen sinnfällig in die Augen tretenden Tatsachen geschlossen, daß für die Religionen heute überhaupt keine psychische Grundlage gegeben sei: zu unrecht, denn es gibt eben auch andere seelische Bedürf-

nisse, die nach der Befriedigung durch die Religion verlangen, und sie sind zum Teil auch heute noch so lebensstark wie je.

Der Mensch, und gerade der feiner differenzierte, hat stets verlangt und wird stets verlangen, daß man ihm die Frage nach dem Woher der Welt und nach der Bestimmung des Lebens beantworte. Die Einzelwissenschaften geben auf diese Frage nur Teilantworten, und es ist wahrhaft ungerecht, vom einzelnen Manne aus dem Volke zu verlangen, daß er sich aus tausend Spezialwerken, aus tausend einander widerstreitenden wissenschaftlichen Thesen, von denen jede den Anspruch auf Überlegenheit gegenüber ihren Rivalinnen erhebt, eine eigene Meinung bilde.

Auch die Sorgen des Lebens, die niederdrückende Enge des Alltags lassen immer wieder den Wunsch nach freieren Feierstunden erstehen, in denen die Seele einen freien Aufschwung nehmen kann; die Leiden, die allzu leicht Verzweiflung mit sich bringen, verlangen nach einem seelischen Motiv, das stark genug ist, um Trost und Rückhalt auch in schweren Schicksalsstunden zu bieten.

Unser ganzes Gemeinschaftsleben wird bedingt von der Einhaltung gewisser Moraltraditionen, die vom Zeitalter der geoffenbarten Religionen her sich erhalten haben, von den Großvätern noch beobachtet wurden, weil sie dieselben als von Gott gegeben erachteten, weil sie dieselben von den Sanktionen des Jenseits geschützt glaubten — die von den Eltern aus Gehorsam gegen die Großeltern und von den Kindern nur mehr weniger und weniger in Treue gegen die Eltern und Demut gegen die Lehren der Schule beobachtet werden. Vom sozialen Standpunkt aus ist es dringend notwendig, daß das neue Ideal, das das Erbe der alten Religionen antreten soll, bald komme, auf daß nicht im Interregnum zwischen beiden Gewalten der moralische Nihilismus allzu wichtige Erbgüter der Gattung gefährde.

— —

Man hat gegen all dies häufig eingewandt, daß der Einzelne aus all den Kulturtraditionen, all den wissenschaftlichen und künstlerischen Werten der Zeit sich ein eigenes Lebensideal zimmern könne, das ihm bestmöglichste Antwort auf die Rätselfragen des Seins, Erhebung über Alltagssorgen und -leiden und moralischen Halt gewähre.

Daß einzelne diese Arbeit zu leisten vermögen, soll nicht in Abrede gestellt werden, daß sie zu den Besten der Zeit gehören, mag als gegeben erachtet werden, aber wer da meint, daß jedem Kind des Volkes gleiche Kraft und gleiche Möglichkeit gegeben sei, begeht einen schweren Irrtum; mit moralischem und lebensphilosophischem Nihilismus der Massen und isolierten, einander gegensätzlichen Lebensidealen einer geistigen Aristokratie läßt sich die Kulturtradition des Gemeinschaftslebens nicht bewahren und weiterbauen.

Mag den Gegnern jeder Religion eingeräumt werden, daß dieselbe nicht eine individualpsychische Notwendigkeit sei, daß der eine in der Kunst, der andere im Sozialismus, der dritte in seiner Fachwissenschaft ein Lebensideal finden könne, das ihn über alle Bekümmernisse hinwegträgt; mag ihnen auch zugegeben werden, daß es viele gibt, die in der Rationalisierung des Lebens und dank der geringen Differenziierung ihres seelischen Seins überhaupt nicht den Mangel eines Lebensideals empfinden, so bleibt doch unzweifelhaft die Tatsache, daß breite Massen das zwingende Bedürfnis nach einem solchen Lebensideal genau so heute haben, wie es ihre Vorfahren in allen Jahrtausenden der Vorzeit besessen haben. Weiterbestand und zeit-

gemäße Anpassung der religiösen Tradition, die so viele Jahrtausende durchleuchtet hat, ist notwendig; sie ist auch eine Kulturnotwendigkeit, weil sie vor allem treibender Faktor der Kulturentwicklung, der Kunstentwicklung und der seelischen Entwicklung der Menschheit in den größten Epochen der Vergangenheit gewesen ist und auch heute zu sein vermag.

— —

Was muß diese Zukunftsreligion erfüllen, wenn sie den Bedürfnissen der Massenseele und den Notwendigkeiten der Kulturentwicklung gerecht werden will?

1. Sie muß ihren Anhängern ein einheitliches Weltbild zu geben vermögen. Mag auch der Agnostizismus, mag auch die Erkenntnis der traurigen Tatsache, daß wir von vielen Welträtseln nichts wissen und noch für lange nichts zu wissen vermögen, einen Bestandteil dieses Weltbilds bilden, bzw. mögen auch seine lichtvollen Seiten von tiefen Finsternisfalten durchzogen werden, der reine Agnostizismus nach jeder Richtung hin, der vollkommene Verzicht auf Nachdenken über die die unmittelbare Gedankenwelt überragenden Probleme ist eben nur einer kleinen Auslese ganz philosophisch gebildeter und einer breiten Schichte seelisch undifferenziierter, materiell gerichteter Naturen möglich; die weite Schicht zwischen beiden zimmert sich ihr Weltbild, und wenn es ihr nicht als bestmöglichstes Produkt kollektiver Arbeit der besten Geister geboten wird, so zimmert sie sich das Weltbild in eigener, roher, unbefriedigender Weise.

2. Wie die Sonntagsruhe ein Segen für die Rassenerhaltung ist, weil sie die körperlichen Kräfte neu zu sammeln gestattet, so sind die Sonntags- und Festtagsfeiern all der Religionen mit ihrer Sammlung der geistigen Kräfte, mit ihrem Trost und ihrer Erhebung über den Alltag ein wahrer seelischer Segen gewesen. Von einer neuen Religion müssen wir verlangen, daß sie in dieser oder jener Form gleiche Feiertagsstimmung vermittele.

3. Sie muß uns eine Moral geben, welche uns seelisch befriedigt, und welche andererseits den Bestand der Gesellschaft gewährleistet.

— —

Naturgemäß drängt sich die Frage auf, ob es in den alten Religionen Entwicklungstendenzen gebe, welche sie zu seelischen Gemeinschaften, wie sie die neue Zeit fordert, umzugestalten hindrängen: zu Gemeinschaften, welche auf jede dogmatische, mit wissenschaftlichen Lehren unvereinbare Welterklärung verzichten, jede magische Beeinflussung der Naturkräfte zurückweisen, aber ein einheitliches Weltbild, Feiertagsstimmung und Moral zu geben vermögen. In Europa sind diese Entwicklungsansätze nur schwach entwickelt. Selbst die vorgeschrittensten Vertreter des katholischen Modernismus, des Protestantismus und des liberalen Judentums vermögen sich nicht von ihren spezifisch-konfessionellen Traditionen gänzlich loszusagen. In der anglo-sächsischen Welt dagegen, vor allem in Amerika und Australien, sind viele Kirchen mehr und mehr zu Anstalten geworden, welche in völliger Befreiung von jedem Dogma, ja von jeder Beschäftigung mit dogmatischen Fragen ihre Mission in moralischer Erhebung der Gemeindemitglieder und in Bewahrung schöner Festtagsstimmung in ihren gottesdienstlichen Versammlungen erblicken *). In Wahrung der vollen entwicklungsgeschichtlichen Kontinuität haben sich aus diesen Kirchen jene Gemeinschaften der

---

*) Siehe auch meinen Aufsatz in der Märznummer 1908.

Gesellschaft für ethische Kultur entwickelt, die speziell in Amerika so herrliche Sonntagsversammlungen, erfüllt von so schönem und starkem Geiste einer neuen Lebensphilosophie, zu veranstalten vermögen.

In Europa liegen die wichtigsten Entwicklungsansätze zum neuen Lebensideal, zu neuer religiöser Entwicklung, bei den freireligiösen Gemeinden und der monistischen Bewegung Deutschlands, bei den Positivisten Frankreichs, bei der Society for Ethical Culture Englands.

Die erste der obengenannten drei Notwendigkeiten, welche die Zukunftsreligion erfüllen muß, der Drang nach einem einheitlichen Weltbild wird wohl am besten vom deutschen Monismus befriedigt resp. von seiner neuen Fassung durch Wilhelm Ostwald, welche den Aufbau eines Weltbilds und einer Lebensphilosophie *auf die sich wandelnden Erkenntnisse der Erfahrungswissenschaft* unternommen hat, ohne sich der Zukunftsnotwendigkeit, Weltbild und Lebensauffassung zu ändern, wenn die Einzelwissenschaften andere, höhere Erkenntnisse erzielen, zu verschließen.

Die sozialpsychische Notwendigkeit sonntäglicher Feierstimmungen mit Trost und Erhebung über den Alltag ist dagegen bis jetzt im deutschen Monismus nicht hinreichend erfüllt worden, und auch die freireligiösen Gemeinden Deutschlands haben vielleicht noch keine hinreichend klaren Ideen gefunden, welche ihren Sonntagsfeiern entsprechende Kraft zu geben vermöchten. Der französische Positivismus gibt in seinen Sonntagsfeiern wohl schöne innerliche Wärme, aber er hält allzu starr an den Formeln und der Chronologie Auguste Comtes fest und bringt die Gefahr einer Ermüdung der Zuhörer und allzuwenig Befriedigung ihrer modernen Interessen mit sich. Die englischen Gemeinden für ethische Kultur endlich veranstalten wohl schöne Sonntagsfeiern, aber es fehlt ihnen die über das rein moralische Leben hinausgehende philosophische Auffassung.

Was endlich die Notwendigkeit einer neuen Moral anlangt, so hat der Monismus versucht, eine solche auf den Entwicklungsgedanken zu bauen, und in dieser Linie liegen gewiß große, bis jetzt nicht entsprechend abgebaute Zukunftsmöglichkeiten.

Wir sehen also, daß in allen Kulturländern die Entwicklung nach religiöser Neuschöpfung hindrängt, daß aber die Ansätze zu den einzelnen Komponenten der neureligiösen Stimmung bald hier, bald dort stärker entwickelt sind, *daß ihre Synthese, ihre planmäßige Zusammenfassung im Sinne klarer, wissenschaftlicher Erfassung der psychischen Notwendigkeiten noch aussteht.*

Im Bunde für Organisierung menschlichen Fortschritts wollen wir diese Synthese zu geben versuchen; wir glauben, daß unter all den wissenschaftlichen Wahrheiten der Zeit die Entwicklungslehre die an Folgerungsmöglichkeiten nach der psychischen Seite hin reichste ist, daß das Ideal planmäßigen Fortschritts der Menschheit, die *Fortschrittspflicht* des einzelnen und die *Fortschrittsfreude* aller, wie sie sich aus der Entwicklungslehre ergeben, mehr denn alle anderen seelischen Triebkräfte der Zeit die Tragbalken eines neuen Lebensideals zu sein vermögen.

Wir wollen versuchen, auf dem Gebiete des europäischen Festlandes die Tradition der Sonntagsfeiern, wie sie die alten Religionen so segensvoll gepflegt haben, wieder aufzunehmen. Warum, so wird man einwenden, sollen

den Feiern der alten Gemeinden neue Feiern gegenübergestellt werden? Einfach deshalb, weil die Sonntagsfeiern der alten Konfessionen demjenigen, der zu Recht oder Unrecht nicht mehr an ihre Dogmen glaubt, sich von ihren historischen und psychischen Traditionen nicht mehr umfangen fühlt, nichts mehr zu bieten vermögen, weil diesen modernen Menschen mit anderen Bedürfnissen andere Feiern mit anderem seelischen Inhalt geboten werden müssen. In diesen Sonntagsversammlungen wollen wir diese neue Gedankenwelt der Fortschrittspflicht und der Fortschrittsfreude in den Mittelpunkt von Weihestunden stellen, die im übrigen den in der Erfahrung bewährten historischen Charakter der freichristlichen Sonntagsfeiern bewahren mögen, also, ähnlich wie dies die positivistische Gemeinde in Paris tut: Zuerst Musik, dann Rezitation entsprechender Weltanschauungsgedichte, dann der Vortrag über ein Fortschrittsproblem der Zeit, nicht etwa zum Zwecke didaktischer Belehrung, sondern um edle Impulse bei den Zuhörern zu wecken, um sie über die Alltagssorgen und Alltagsleiden hinwegzutragen und zu wertvollen, begeisterten Mitkämpfern am Menschheitsfortschritt zu wandeln, dann wieder ausklingend die Hilfsmethoden der seelischen Erhebung — Gesang und Musik.

Inwieweit in diesen Feiern auch eine neue Fortschrittsmoral zur Geltung zu kommen vermag, habe ich an gleicher Stelle in der Aprilnummer 1913 dieser Zeitschrift zu zeigen versucht. Nach der reinen Weltanschauungsseite hin wiederum scheint uns die neue monistische Formel des Aufbaus der Lebensanschauung auf die sich wandelnden Grundsätze der Erfahrungswissenschaft durchaus haltbar, unter der Voraussetzung, daß in ernster Arbeit der tätigen Köpfe diese Ableitungsarbeit in intensivstmöglicher Weise fortdauernd gepflegt werde.

Wie an anderer Stelle dieses Blattes gezeigt wurde, hat unsere Wiener Ortsgruppe bereits den Anfang gemacht, Sonntagsfeiern zu veranstalten; aber dies ist eben nur ein Anfang und will als nichts anderes denn als solches gewertet werden. Vom nächsten Jahre ab soll in allen großen Gruppen, soll vor allem in Paris selbst der Versuch großzügiger Gestaltung dieser Weiheversammlungen in wahrhaft religiösem und zugleich wahrhaft modernwissenschaftlichem Geiste gemacht werden. Schon steht uns wertvolle Unterstützung von vielen Seiten, vor allem auch nach der Richtung der poetischen und musikalischen Ausfüllung der Feiern, in Aussicht.

Vielleicht mögen sich an diese Stimmungskreise noch weitergehende Entwicklungsmöglichkeiten organischer Wandlung anschließen. Welches ist in der Tat der Lebensinhalt auch des Kulturmenschen geblieben? Im wesentlichen wird auch der Stimmungsinhalt des modernen Menschenlebens von jenen Faktoren des organischen Seins bestimmt, die bereits für die Tierwelt charakteristisch waren, wie Befriedigung von Nahrungs- und Liebebedürfnis, Selbsterhaltung, Auslebung der persönlichen Daseinstriebe. Zu all dem ist gewiß Kunst und geistiges Leben getreten, aber sie umranken doch nur die zentralen Tatsachen und Triebe des Einzellebens. Der Mensch lebt auch heute noch überwiegend das Leben seiner rein persönlichen Einzeltriebe.

In unserer Bewegung jedoch mögen wir hoffen, einen neuen Menschentypus heranzubilden, einen neuen Lebensinhalt zu schaffen, der von all den Problemen des Menschheitslebens, von all den Zukunfts-

ausblicken auf Weltallsherrschaft des Geistes gebildet wird *). Der einzelne lebe nicht mehr bloß das engbegrenzte Dasein seiner Triebe, sondern ein Leben des Geistes; seine Freude bestehe nicht mehr bloß in Befriedigung seiner Einzelbedürfnisse, sondern in der Mitempfindung all des Großen und Herrlichen, das Weltall und Menschheit erfüllt, im Mitempfinden und in der Mitarbeit an der menschheitlichen Entwicklung.

Mag dieser neue Menschentypus, dessen Lebensinhalt sich so weitet und erhebt, auch in all den äußeren Erscheinungsformen dem Menschentypus der gegenwärtigen Kulturwelt gleichen, mag er auch selbstverständlicherweise all die Lebensprobleme des Kulturmenschen von heute ebenso akzeptieren wie der Kulturmensch den Lebensinhalt des Naturmenschen und der Naturmensch den des Tieres herübergenommen hat, so unterscheidet er sich doch von all seinen Entwicklungsvorgängern durch die Weitung des Horizonts, durch die Emporhebung über das begrenzte Einzeldasein.

Die neureligiöse Stimmung, wie wir sie im Bunde für Organisierung menschlichen Fortschritts schaffen wollen, soll ein Faktor in dieser Wandlung des menschlichen Typus werden: ein erster Baustein zu einem Tempel, dessen schönste Säulen erst von fernen Generationen aufgerichtet werden mögen, dessen Grundfesten aber heute gelegt werden müssen, weil der Zusammenbruch der alten Religionsgebäude eine Leere geschaffen hat, die im Interesse einer Wahrung der Kulturkontinuität so rasch als möglich ausgefüllt werden muß.

---

*) Siehe meinen Aufsatz in der Märznummer 1912 dieser Zeitschrift.



KORRESPONDENZEN

POLITISCHE STRÖMUNGEN

DR. ERIK VEIDL, WIEN: WEITERENTWICKLUNG DER INTERNATIONALEN SCHIEDSGERICHTSBARKEIT.

DIE in den ersten Jahren nach den Haager Konferenzen kräftig einsetzende Entwicklung in Fortbildung und Anwendung des Prinzipes der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit hat naturgemäß in einem Zeitpunkte etwas nachgelassen, da die Kulturstaaten der Erde bereits durch ein dichtes Netz von Schiedsverträgen der verschiedensten Form verbunden sind.

In der Tat können wir seit Beginn des Jahres 1912 einen Abfall in der Zahl neugeschlossener Schiedsverträge bemerken, womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß die Idee des Schiedsvertrages etwa weniger intensiv weitergeführt und ausgebildet würde, im Gegenteil: die wenigen seit Publikation meines letzten Artikels *) geschlossenen Schiedsverträge zeigen immer mehr die Tendenz, dem Ideale eines ausnahmslos gültigen, in jeder Materie obligatorischen Vertrages näherzukommen.

Es gilt dies von den Verträgen der Schweiz mit Spanien und Portugal sowie der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit der zentralamerikanischen Republik San Salvador, die alle vom Juni 1913 datieren.

In allerletzter Zeit wurde am 2. September l. J. ein Schiedsvertrag zwischen Österreich-Ungarn und der Schweiz unterzeichnet, der sich übrigens als eine Erneuerung des am 1. November 1910 abgelaufenen früheren Abkommens darstellt; endlich wurde durch Notenwechsel der altberühmte, so vielfach als Modell dienende Mustervertrag zwischen England und Frankreich vom 14. Oktober 1903, der 1908 zum ersten Male erneuert worden war, neuerdings mit Datum vom 14. Oktober 1913 auf eine Dauer von 5 Jahren erstreckt.

Erfreulich wirkt auch die Vorsehung eines Schiedsgerichtes im Friedensvertrage von Konstantinopel vom 29. September 1913, indem hier Artikel 17 festsetzt, daß „alle etwa aus der Auslegung der Artikel 11, 12, 13 und 16 des Vertrages entstehenden Streitigkeiten gemäß dem den Anhang III bildenden Schiedsvertrage durch Schiedsgericht im Haag zu schlichten seien“. Die genannten Artikel beziehen sich auf die wichtigen Fragen der wohltätigen mohammedanischen Stiftungen, sogenannten Wakuf (Art. 11), Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen (Art. 12), Respektierung der vor den neuen Gebietsbesetzungen erworbenen Rechte (Art. 13) und der orientalischen Eisenbahnen (Art. 16). Die beiden vertragschließenden Parteien (Bulgarien und die Türkei) verpflichten sich endlich in Art. 10 des Anhanges III (des eigentlichen Schiedsvertrages) zur genauesten Durchführung des als unappellabel anzunehmenden Haager Urteiles.

*) Dokumente des Fortschritts, V. Jahrg., 6. Heft: „Fortschritt in Entwicklung und Anwendung der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit“.

Eine vollständige Übersicht über die in allerletzter Zeit geschlossenen Verträge zu geben, ist übrigens dadurch fast unmöglich gemacht, daß nirgends eine lückenlose Sammlung derselben publiziert wird: die einzige offizielle Sammlung, die das Bureau des Haager ständigen Schiedsgerichtshofes jährlich veröffentlicht, enthält wohl nur zwei Drittel aller tatsächlich geschlossenen Verträge, da die Regierungen die in Artikel 47 der Haager Konferenz-Akte vom 18. Oktober 1907 ihnen auferlegten Pflicht, die von ihnen geschlossenen Verträge dem Haager Bureau mitzuteilen, nur sehr ungenau erfüllen. — Vielleicht könnte in diesem Punkte die III. Haager Konferenz einige Wandlung schaffen. — So ist man denn auf die zahlreichen privaten Veröffentlichungen, wie sie unter anderem das Berner Bureau und die wichtigsten völkerrechtlichen Zeitschriften geben, angewiesen. Daß damit gleichzeitig Irrtümer betreffs Vertragsabschlusses oder Ratifizierung mit unterlaufen, ist natürlich unvermeidlich. — Da die meisten in den lezten Jahren geschlossenen Schiedsverträge nur auf 5 oder 10 Jahre laufen, dürfte nach diesem Zeitraume eine intensivere Tätigkeit insofern einsetzen, als die Verträge entweder verlängert oder in Rücksicht auf die inzwischen gemachten Erfahrungen neu formuliert werden müssen.

Auch der Haager Schiedsgerichtshof hat zugleich mit seiner Übersiedlung in den neuen von Carnegie gestifteten Palast eine Periode intensiver Tätigkeit beschlossen; momentan ist kein Streitfall bei demselben anhängig.

Ich habe in meinem oben genannten Aufsatze den Bericht über die vom Haager Gerichtshofe erledigten Fälle bis März 1912 geführt. Inzwischen ist der „Canevaro“-Streit zuungunsten Italiens entschieden worden, indem Peru verurteilt wurde, seine Schulden mit Papieren seiner Anleihe von 1889 zu bezahlen und nicht in Gold, wie es Italien verlangt hatte. — Die Frage der russisch-türkischen Kriegsentschädigung ist vom Haager Gerichtshofe in seinem Urteile vom 11. November 1912 dahin entschieden worden, daß zwar theoretisch Rußland das Recht auf die rückständigen Zinsen anerkannt, zugleich aber eben derselbe Staat mit seinem Anspruche abgewiesen wurde, da er auf diese Zinsen seinerzeit ausdrücklich verzichtet hätte.

Endlich wurde auch die Carthage-Manouba-Affäre, die während des tripolitanischen Krieges soviel böses Blut in Frankreich gemacht hatte, endgültig dahin erledigt, daß die Saisierung der beiden Schiffe durch Italien für ungerechtfertigt erklärt wurde. Das Urteil ist in doppelter Hinsicht vom juridisch-theoretischen Standpunkte aus interessant:

Einmal ergab sich während dieses Prozesses die Notwendigkeit, eine sogenannte Beweisaufnahme durch delegierte Organe des Haager Schiedsgerichtshofes vorzunehmen, der erste Fall einer solchen Beweisführung auf dem Gebiete des internationalen Rechtes, die im nationalen Rechte ja ein allgemein übliches Mittel der Erforschung des wirklichen Tatbestandes ist; zum andernmal hatte Frankreich für die Verletzung des Völkerrechtes durch Italien eine Buße von 100 000 Frank verlangt. Der Gerichtshof hat es jedoch abgelehnt, dieses ebenfalls dem nationalen Rechte entlehnte Prinzip auf das Gebiet der internationalen Rechtsprechung herüberzunehmen und demgemäß den französischen Anspruch abgewiesen. Es wurde als genügende Sühne betrachtet, daß die Verletzung des Völkerrechts im Urteile selbst offiziell festgestellt erscheint.

Italien wurde also verurteilt, den tatsächlichen Schaden, den die Compagnie Générale Transatlantique, der Aviatiker Duval, dessen Flugzeug die Anhaltung des Dampfers Carthage veranlaßt hatte (die Italiener hatten es als Kriegskonterbande betrachtet), und die übrigen Passagiere des Dampfers

erlitten hatten, im angenommenen Betrage von 160 000 Frank zu ersetzen. Auch die Anhaltung der „Manouba“ wurde als ungerechtfertigt erklärt und Italien unter gleichzeitiger Kompensierung seiner eigenen Ansprüche zur Zahlung eines Betrages von 4000 Frank verpflichtet.

Mit diesem Urteile endigt also die Serie jener Urteile, die im alten Gebäude auf der Prinse Gracht gefällt wurden. Vielleicht wird sich eine neue Möglichkeit der Betätigung des Gerichtshofes in einer Reihe von finanziellen Fragen ergeben, die als Folge der Balkankriege aufgetaucht sind. Zu mindesten hat die in Paris tagende internationale Finanzkonferenz vorgeschlagen, die Beurteilung der Entschädigung, welche die Staaten des einstigen Balkanbundes (namentlich Griechenland) für beschlagnahmte Schiffe von der Türkei fordern, dem Haager Schiedsgerichtshofe zu unterbreiten.

Neuesten Meldungen zufolge habe Portugal die Entscheidung der Reklamationen gewisser strittiger Kongregationsgüter, die Frankreich, England und Spanien in Portugal besitzen, nach dem Haag verwiesen. Es wäre dies der zweite Fall, daß man sich im Haag mit der Frage der Rechtszugehörigkeit von Kirchengütern zu befassen hätte, da ja bereits der zweite, vom Haager Tribunal durchgeführte Rechtsstreit (Frage der kalifornischen Kirchengüter) geistliche Besitzverhältnisse zu regeln hatte. Portugal würde damit zum ersten Male die Vermittlung im Haag anrufen.

Immer näher rückt auch der für die dritte Konferenz in Aussicht genommene Zeitpunkt; leider schreiten die Vorbereitungsarbeiten nicht in gleichem Maße vorwärts. Staatlicherseits haben bisher erst die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Holland, Schweden, Dänemark, Norwegen, Frankreich und Österreich (in der angegebenen Zeitfolge) durch Spezialkommissionen die Arbeiten begonnen. Privaterseits ist man bei weitem intensiver tätig gewesen: Ich brauche nur auf die Vorschläge und Verhandlungen der interparlamentarischen Konferenz des Institut de droit international und, last not least, der Weltfriedenskongresse anzuführen.

Ein zwischenstaatlicher Austausch der auf diese Weise gewonnenen Ergebnisse wäre aber dringend erwünscht, damit die Konferenz sich mit feststehenden Fragen und Projekten zu befassen hätte und ihre Kraft nicht durch einzelne Vorschläge untergeordneter Art allzu sehr zersplittert würde. Es ist somit durchaus gerechtfertigt, wenn die Einberufung der Konferenz für 1915 als etwas verfrüht beurteilt wird; denn, je genauer die Vorarbeiten für dieselbe gewesen sind, je mehr man Gelegenheit gehabt hatte, die Projekte und Meinungen der verschiedenen Staaten zu prüfen und zu vereinen, desto leichter wird die dritte Haager Konferenz imstande sein, neue Prinzipien des Völkerrechtes zu schaffen, die wirklich allgemein anerkannt und daher gern in die Praxis umgesetzt werden. — Und dies ist wohl der Wunsch jedes Völkerrechtsjuristen.

Verantwortlich für die Redaktion Erich Lilienthal, Berlin-Wilmersdorf. — Alle Manuskripte sind an die Deutsche Redaktion, Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 92 zu richten. — Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen Rückporto beiliegt.
Druck von Georg Reimer in Berlin W. 10.

Umschlag und Ausstattung zeichnete Lucian Bernhard, Berlin.

INSTITUT FÜR INTERNATIONALEN AUSTAUSCH FORTSCHRITTLICHER ERFAHRUNGEN.

Wir haben in früheren Noten unsere Gruppen darum ersucht, alle ihre Wünsche bezüglich Beschaffung von Materialien über Auslandserfahrungen — Erleichterung ihrer Aktionen — gerne und freimütig unserem Generalsekretariat vorzutragen.

Wir sind jedoch weniger oft bemüht worden, als wir es gerne gesehen hätten.

So haben wir denn in einer Reihe von Fragen selbst die Initiative zur Betätigung der Gruppen ergriffen und ihnen zunächst eine Reihe fertiger Zirkulare zugesandt, vermöge welcher sie den Behörden und Vereinen ihrer Stadt Auskunft über Auslandserfahrungen anbieten können.

Wir haben es ferner eingerichtet, daß ihnen allmonatlich von Berlin aus eine Reihe von Auszügen aus entsprechenden Artikeln der „Dokumente des Fortschritts" zugehe, auf daß sie die darin enthaltenen Dokumente den Blättern ihrer Stadt und damit der öffentlichen Meinung derselben zugänglich machen können.

Wir wollen weiter direkt von hier aus gelegentlich Noten über besonders wichtige Auslandserfahrungen an alle Sekretäre unserer Gruppen gelangen lassen, wiederum zwecks Veröffentlichung in der lokalen Presse und gleichzeitig den Gruppen entsprechende Themen für ihre Diskussionsabende, resp. entsprechende Reformnotwendigkeiten für ihre Appelle und Aktionen, an die Hand geben.

Wir möchten jedoch auch an dieser Stelle an alle Mitglieder unserer Gruppen (nicht bloß an die Herren Sekretäre, sondern auch an alle andern den Gruppen angehörigen Persönlichkeiten) die dringende Bitte richten, darauf hinzuwirken, daß alle diese Materialien, die wir mit großer Mühe beschaffen, um so die Tätigkeit unserer Gruppen zu erleichtern, auch wirklich benutzt werden und selbst an dieser lokalen Tätigkeit entsprechend aktiven Anteil zu nehmen.

Allen Freunden, die diese unsere Bitte erfüllen, sei im voraus unser herzlicher Dank dargebracht.

Sowie die Gruppen ein Statut (im Sinne des den Herren Sekretären übersandten Modells) annehmen, stehen ihnen die im Statut vorgesehenen Geldmittel seitens unserer Zentrale zur Verfügung. — Man wolle die Einberufung von Generalversammlungen der Gruppen auch zu diesem Zwecke in die Wege leiten.

Der Generalsekretär:
R. Broda.

Der Vorstand des Instituts trat am 23. Februar in den Räumen des Hauptbureaus, 59 rue Claude Bernard, Paris, zusammen. Anwesend oder durch Vollmacht vertreten waren: Dr. Hermann Beck, Enrico Bignami, Dr. Ernst Broda, Prof. R. Broda, Erich Lilienthal, Dr. Marek, Dr. Marie, Gaston Sauvebois, Dr. v. Ursin.

Zunächst erstattete der Schatzmeister Gaston Sauvebois seinen Bericht über die Finanzgebarung des Jahres 1913. Derselbe wurde zur Kenntnis genommen und dem Schatzmeister der Dank des Vorstandes für seine mühevolle Tätigkeit ausgesprochen.

Hierauf berichtete Prof. Broda über das sich stets vielseitiger gestaltende Leben der autonomen Ortsgruppen, deren so viele in Deutschland begründet wurden, sowie speziell auch über die umfassende Tätigkeit der Gruppe in Le Havre, die den anderen französischen Städten ein so schönes Beispiel gibt. Der Vorstand beschloß, die im Komitee der Le Haverer Ortsgruppe arbeitenden Herren zu ihren Erfolgen zu beglückwünschen.

Einige wertvolle Anregungen von Dr. v. Ursin in bezug auf die Ortsgruppentätigkeit wurden mit Interesse zur Kenntnis genommen.

Die im Sinne der Statuten hierauf erfolgende Auslosung ergab das Erlöschen folgender Mandate im Internationalen Vorstand: Joseph Bergeron (Paris), Dr. Egon Schönhof (Wien), Dr. v. Ursin (Abo) und Emile Vandervelde (Brüssel). Der Vorstand beschloß, der nächsten Generalversammlung die Wiederwahl dieser vier Herren und die Neuwahl von: Universitätsdozent Dr. Verweyen (Bonn), Redakteur Dombrowsky (Leipzig), Chefingenieur Bernheim, Lucien Le Foyer, früheres Mitglied des französischen Parlaments und Mme. Duchêne (Paris) vorzuschlagen. Ebenso sollen die Gruppen in Breslau, Hamburg und Le Havre, die bisher durch kein Mitglied aus ihrem Kreise im internationalen Vorstand vertreten waren, durch die Zahl ihrer Mitglieder und die Vielseitigkeit ihrer Bestrebungen sich aber hierauf Anspruch erworben haben, um Vorschlag eines Kandidaten ersucht werden, der neben den obgenannten Persönlichkeiten der Wahl der Generalversammlung zu empfehlen wäre.

Der Sekretär:
Dr. Charles Marie.

Aus dem Leben unserer Ortsgruppen.

Von der Ortsgruppe Hannover.

Dieselbe hält monatlich eine Versammlung ab, am 1. Sonnabend im Monat, abends 8½ Uhr. Das Versammlungslokal ist das Vorzimmer der Loge „Sachsenroß", Heiligerstraße 161 r.

In der Februar-Versammlung hatte der Sekretär das Referat über „Bodenreform, Alkoholismus und Tuberkulosebekämpfung" übernommen. Es schloß sich daran eine sehr lebhafte Besprechung, an der sich besonders die eingeladenen und auch erschienenen Gäste beteiligten.

Es wurde beschlossen, das Januarheft der „Dokumente des Fortschritts" an den Magistrat, das Bürgervorsteher-Kollegium, deren Dezernenten und sonstige einflußreiche Persönlichkeiten der Stadt zu senden.

Von der Ortsgruppe Mannheim-Ludwigshafen-Heidelberg.

Die Ortsgruppe veranstaltete am 16. Februar als erste Tagung im neuen Jahre einen Diskussionsabend, bei welchem Herr Gewerkschaftssekretär Frölich über die soziale Versicherung in England sprach. Der Vortragende verstand es, das umfangreiche statistische Material übersichtlich zu gruppieren und so für alle Zuhörer interessant zu gestalten. Besonders fesselten die ausführlichen Darlegungen über die Arbeitslosenversicherung. Die bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, daß die lebhaften Bedenken, die von seiten der Unternehmerverbände an eine Arbeitslosenversicherung geknüpft wurden, in der Praxis sich nicht als stichhaltig erwiesen haben, wenn nur eine genügende Selbstverwaltung und Kontrolle durch die Arbeiter selbst eingeführt wird. Ein Vergleich zwischen der englischen und deutschen Versicherung zeigte die mancherlei Fortschritte der englischen gegenüber der deutschen Gesetzgebung, die bekanntlich auf diesem Gebiete vorangegangen war. An den mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag schloß sich eine etwa 1½stündige Diskussion, die besonders auch auf die erweiterte Krankenversicherung einging, die gerade jetzt durch die dazu stattfindenden Wahlen eine lebhafte Bewegung unter den Angestellten in ganz Deutschland hervorgerufen hat.

Der nächste Vortrags- und Diskussionsabend findet in der vierten Märzwoche statt und soll das Thema „Das Bildungsstreben der Masse“ behandeln.

Der Vorsitzende:
Dr. Vieth.

Institut für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen.

Finanzgebarung des Jahres 1913.

Einnahmen.

	francs	cent.
Saldo am 1. Januar 1913	94	25
1778 Mitgliedsbeiträge	29 665	—
Beisteuer der Dokumente des Fortschritts zu den Institutsvorträgen	965	—
Beisteuer von Gesellschaften zu Vorträgen Professor Brodas	410	80
Beisteuer von Gesellschaften zu Vorträgen der Herren Caspar & Agache	72	50
Rückzahlung der Einlage bei der österreichischen Postsparkasse	104	50
25 Spenden, siehe Liste der Zeichnungen	255	40
Spende von Prof. R. Broda	1 000	—
Darlehen von Prof. R. Broda	1 000	—
	33 567	45

Derzeit. Stand des Depots beim Comptoir national d'Escompte, Paris 119.40
Barbestand 199.75
319.15

Ausgaben.

	francs	cent.
Abonnements auf die verschiedenen Schriften des Instituts	21 802	30
Preßnoten, Ausgabe und Versand der französischen und deutschen Broschüren über Invaliditätsversicherung, Konfessionellen oder weltlichen Moralunterricht, Proportionalwahlrecht und Volksuniversitäten	664	70
Honorare für 128 vom Institut veranstaltete Vorträge	3 240	—
Spesen für Korrespondenz, Vortragsveranstaltung, Einziehung von Beiträgen usw.	3 501	30
Bureaumiete und Gehalt der Sekretärin	840	—
Gehalt des stellvertretenden Sekretärs	600	—
Vergütungen für andere Hilfskräfte	192	—
Zirkulare und diverse Anschaffungen	888	65
Deutsche Tätigkeitsberichte	1 000	—
Propaganda	361	25
Verwaltungs- und Portogebühren der Postscheckkonten in Berlin und Wien	44	10
Mitgliedschaft beim Verband internationaler Vereinigungen (Brüssel)	50	—
Beitrag an den Bund für Organisierung menschlichen Fortschritts	64	—
	33 248	30
Aktivsaldo	319	15
	33 567	45

Nota: Stand des von Prof. R. Broda dem Institut bewilligten Darlehens. Ende 1913: 4 000 francs

Der Schatzmeister:
Gaston Sauvebois.

Geprüft und richtig befunden.

Der Generalsekretär:
R. Broda.

Die Finanzrevisoren:
Joseph Bergeron, Paris. Dr. **Egon Schönhof,** Hof- und Gerichtsadvokat. Wien.

Bund für Organisierung menschlichen Fortschritts.

Finanzgebarung des Jahres 1913.

Einnahmen.

	francs	cent.
Mitgliedsbeiträge	1 287	45
Beitrag des Instituts für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen für 64 seiner Mitglieder	64	—
Beitrag der Dokumente des Fortschritts zu den Kosten der Prospektausgabe	482	90
Summe der Einnahmen	1 834	35

Ausgaben.

	francs	cent.
Druck der Statuten	53	—
Eintragung der Gesellschaft bei der Vereinsbehörde und entsprechende Publikation im Amtsblatt	21	—
Anschaffung von Registern, Briefpapier und Kuverten, Zirkulare und diverse Ausgaben	105	20
Porti	156	85
Ausgabe von 50 000 Prospekten in deutscher und französischer Sprache	564	90
Versand der Prospekte und Beilage derselben in diverse Zeitschriften	450	—
Bureauspesen von März bis Dezember 1913	500	—
Spesen für Broschüren- und Nummernversand	63	05
Abonnements auf die Dokumente des Fortschritts und Les Documents du Progrès	246	80
Überweisung an die Ortsgruppe Algier	4	—
	2 164	80
Einnahmen	1 834	35
Passivsaldo	330	45

Der Schatzmeister:
Gaston Sauvebois.

INSTITUT
für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen

Durch Einsendung eines Jahresbetrages von 15 Mk. an das Hauptbureau, Paris, 59 rue Claude Bernard werden nachstehende Rechte erworben.

1. Bezug der „DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS“ und sämtlicher anderen im Laufe des betr. Jahres vom Institut herausgegebenen Publikationen.

2. Benutzung des internationalen Auskunftsbureaus und leihweise Überlassung der im Archiv befindlichen ausländischen Zeitschriften.

3. Freier Zutritt zu den Vorträgen des Instituts

Jede gewünschte Auskunft wird vom Generalsekretariat des Instituts, Paris, 59 rue Claude Bernard erteilt.